

Freiburger Diözesan-Archiv

Zeitschrift des Kirchengeschichtlichen Vereins
für Geschichte, christliche Kunst, Altertums- und Literaturkunde
des Erzbistums Freiburg mit Berücksichtigung
der angrenzenden Bistümer

122. Band
(Dritte Folge · Vierundfünfzigster Band)
2002

VERLAG HERDER FREIBURG

Das „*Freiburger Diözesan-Archiv*“ erscheint jährlich einmal

Der Umfang beträgt zur Zeit 25 bis 35 Bogen, enthält Abhandlungen und Quellenpublikationen, die Geschichte und Kunstgeschichte der Erzdiözese Freiburg und der angrenzenden Diözesen betreffend, und bringt auch Abhandlungen aus dem Gebiet der heimatlichen Kunstgeschichte.

Alle für dieses Organ bestimmten Beiträge und darauf bezüglichen Anfragen sowie die zur Besprechung bestimmten Bücher, Zeitschriften und Ausschnitte aus Zeitungen sind zu richten an Herrn Universitätsprofessor Dr. Hugo Ott, 79249 Merzhausen, v.-Schnewlin-Straße 5, Telefon (07 61) 40 23 36, Telefax (07 61) 4 56 77 46.

Das Manuskript darf nur auf einer Seite beschrieben sein, muss sich auch in stilistisch druckfertigem Zustand befinden und längstens bis 1. Januar dem Schriftleiter vorgelegt werden, wenn es in dem Band des betreffenden Jahres Berücksichtigung finden soll.

Das Honorar für die Mitarbeiter beträgt für den Bogen: a) der Darstellungen 50 Euro; b) der Quellenpublikationen 30 Euro.

Jeder Mitarbeiter erhält 20 Sonderabzüge kostenfrei; weitere Sonderabzüge, welche bei Rücksendung des ersten Korrekturbogens bei der Druckerei zu bestellen sind, werden gegen Berechnung geliefert. Jeder Teil eines Druckbogens und der Umschlag werden als voller Bogen berechnet.

Die Vereine und Institute, mit denen der Kirchengeschichtliche Verein für das Erzbistum Freiburg im Schriftenaustausch steht, werden ersucht, die Empfangsbestätigung der Zusendung sowie die für den Austausch bestimmten Vereinsschriften an die Bibliothek des Kirchengeschichtlichen Vereins im Kirchengeschichtlichen Seminar der Universität Freiburg im Breisgau, 79085 Freiburg i.Br., Werthmannplatz 3, zu senden.

Anmeldungen zum Eintritt in den Verein sind an die Geschäftsstelle Erzb. Ordinariat Freiburg, Herrenstraße 35, zu richten. Der Jahresbeitrag beträgt für die Pfarreien als Pflichtmitglieder 18,- Euro, für die Privatmitglieder 16,- Euro. Dafür erhalten die Mitglieder den jährlich erscheinenden Jahresband vom „Freiburger Diözesan-Archiv“ portofrei zugesandt. Nach Anordnung des Erzb. Ordinariats vom 14. Dezember 1934 ist die Mitgliedschaft für alle Pfarreien Pflicht (vgl. Amtsblatt der Erzdiözese Freiburg Nr. 32/1934, Seite 299/300). Aus Gründen der Verwaltungsvereinfachung werden die Mitgliedsbeiträge der Pfarreien für den Kirchengeschichtlichen Verein nach dem Erlass des Erzb. Ordinariats vom 25. Juni 2001 Nr. IV-23293 ab dem Jahre 2002 nicht mehr einzeln erhoben, sondern von der Diözese an den Kirchengeschichtlichen Verein überwiesen.

Konto des Kirchengeschichtlichen Vereins:
Sparkasse Freiburg Nr. 2 274 803 (BLZ 680 501 01).

Freiburger Diözesan-Archiv

Zeitschrift des Kirchengeschichtlichen Vereins
für Geschichte, christliche Kunst, Altertums- und Literaturkunde
des Erzbistums Freiburg mit Berücksichtigung
der angrenzenden Bistümer

122. Band
(*Dritte Folge · Vierundfünfzigster Band*)
2002

VERLAG HERDER FREIBURG

Schriftleitung: Prof. Dr. Hugo Ott

ISSN: 0342-0213
Bestell-Nr. 3-451-26720-9

Alle Rechte vorbehalten
Herstellung: Badenia Verlag und Druckerei GmbH, Rudolf-Freytag-Straße, 76152 Karlsruhe
2002

INHALTSVERZEICHNIS

Singende Bilder des Freiburger Münsters und des Isenheimer Altarretabels Von Emil Spath	5–16
Das Ende der Reichskirche und der Klöster – Die Säkularisation des Jahres 1803 Von Bernd Mathias Kremer	17–64
Beiträge zur Geschichte des Gerlachsheimer Prämonstratenserklosters – Einige das Kloster von Gerlachsheim betreffende und bisher unbekannte Schriftstücke – Von Martin Ritter	65–77
„Concordatslärm“ in Baden: Die Auseinandersetzung um die Konvention vom 28. Juni 1859 im Spiegel der liberalen und ultramontanen Tagespresse Von Ulrich Stoffers	79–95
Necrologium Friburgense 1996–2000 Verzeichnis der in den Jahren 1996 bis 2000 verstorbenen Priester der Erzdiözese Freiburgs	97–257
Namensverzeichnis	258–259
UNA SANCTA – eine zurückgehaltene Aufzeichnung des Diözesanpriesters Dr. Max Josef Metzger – Br. Paulus – 1887–1944 Von Annemarie Weiß	261–266
Buchbesprechungen	269–275
Jahresbericht 2001	277–278
Kassenbericht 2001	279

VERZEICHNIS DER MITARBEITER

Frank, Dr. Karl Suso, o. Univ. Professor,
Bürgerwehrstraße 17, 79102 Freiburg
Kremer, Dr. Bernd Mathias, Oberrechtsdirektor,
Erzbischöfliches Ordinariat, Herrenstraße 35, 79098 Freiburg
Ritter, Dr. Martin, Pfarrer,
Katholisches Pfarramt Gerlachsheim, 97922 Lauda-Königshofen
Spath, Emil Msgr.,
Herrenstraße 10, 79100 Freiburg
Stoffers, Ulrich,
Marienstraße 8, 79761 Waldshut-Tiengen
de Vry, Dr. Volker,
Pöhlenweg 29, 40629 Düsseldorf
Weiß, Annemarie, Archivarin,
Christkönigs-Institut, Postfach 11 25, 86400 Meitingen

Singende Bilder des Freiburger Münsters und des Isenheimer Altarretabels

Von Emil Spath

An einem Sommersonntagmorgen sah ich – aus dem Freiburger Münster ins Helle hinaustretend – auf dem noch menschenleeren Münsterplatz einen Greis: Unverwandt schaute er auf zu dem herrlich leuchtenden Münsterturm. Es war der Philosoph Max Müller. Langsam ging ich näher – einer der vielen Hörer – vor vierzig Jahren. Ein Stück Weges durfte ich ihn durch die stille Stadt begleiten. Als ich dem interessiert Fragenden sagte, daß ich ein Buch zu schreiben versuche über das vor bald fünfhundert Jahren von Hans Baldung Grien gemalte Freiburger Hochaltarretabel, gestand er: Diese Mariendarstellung im Hauptgemälde ihrer Krönung im Himmel gefällt mir nicht besonders: ihr Gesicht ist schattenlos bleich, und die Hände hält sie beim Beten beinahe lässig nach unten; aber vielleicht verstehe ich das alles nicht recht. – Offene, bescheidene Worte eines Wahrheit suchenden Lehrers.

Zehn Jahre nach dieser letzten Begegnung ging mir jetzt der reiche, beglückende Sinn dieses Marienbildes vollends auf beim Erklingen der Marianischen Antiphon „Alma Redemptoris Mater“, die seit mehr als achthundert Jahren gesungen wird beim Stundengebet der Kirche – im Advent und in der Weihnachtszeit.

„Erhabne Mutter des Erlösers“

Was der Loblieddichter von der Glaubenswahrheit in sinnerfüllt-schönen Worten und Tönen singen und sagen konnte – auch diese Antiphon wird in ihren Ursprüngen dem genialen Reichenauer Mönch Hermann dem Lahmen († 1054) zugeschrieben –, konnte der große Straßburger Meister Hans Baldung allein in sinnerfüllt-schönen Formen und Farben malen. Wer diesen Gesang – hörend – in Herz und Geist gläubig vernimmt, erkennt dieses Bild – schauend – wahrhaft, mit Verstand und Herz: ein hoher Zusammenklang.

Gezeigt ist in diesem grandiosen Altarbild die Aufnahme der Mutter des Erlösers in die Herrlichkeit des Allheiligen Dreieinigen GOTTES, doch – hier einzigartig – im hohen-weiten Himmelsraum nicht zuhöchst oben, sondern ganz

unten-vorne, den Eucharistie Feiernden zu nächst. Sonst ist in all den hochformatigen Bildern dieses himmlischen Geschehens die Darstellung zweigeteilt: in der unteren Hälfte, auf der Erde, das offene, leere Grab Mariens, umstanden von den Aposteln: verwundert blicken die einen dort hinab, die anderen schauen hinauf in die höchste Himmelhälfte, der aufgenommenen und gekrönten Ersterlösten sehnuchsvoll nach. Hier hingegen sind die Apostel *seitlich* angeordnet: sechs stehen zur Rechten des (annähernd quadratischen) himmlischen Vollendungsbildes über dem schmalen Wolkenband, sechs zur Linken; gleichwohl sind die großen Gestalten der Zwölf auf dem Erdboden gezeigt, und über ihnen lastet noch irdisches Dunkel – von seltsamen Irrlichtern durchzuckt.

Hellster Jubel ob des Anfangs der Vollendung erfüllt das Himmelbild, Maria aber hört still diesen Lob- und Bittgesang, den ihre Kinder-im-Geist von der Erde her hinaufrichten:

*Erhabne Mutter des Erlösers,
du allezeit offne Pforte des Himmels und Stern des Meeres,
komm, hilf deinem Volke, das sich müht, vom Falle aufzustehn.
Du hast geboren, der Natur zum Staunen, deinen heiligen Schöpfer.
Unversehrte Jungfrau, die du aus Gabriels Munde nahmst das selige Ave,
o erbarme dich der Sünder.*

Um den Einklang von Lied und Bild voll zu vernehmen, ist dem lateinischen Wortlaut zu lauschen:

*Alma Redemptoris Mater,
quae pervia caeli porta manes, et stella maris,
succurre cadenti, surgere qui curat, populo:
tu quae genuisti, natura mirante, tuum sanctum Genitorem;
Virgo prius ac posterius, Gabriélis ab ore sumens illud Ave,
peccatorum miserere.*

Wird der verklärte Leib des in die Herrlichkeit GOTTES heimgekehrten und zur Rechten des VATERS in der Einheit des HEILIGEN GEISTES thronenden SOHNES ganz hell-licht ist, so leuchten auch Antlitz und Hände seiner Mutter, himmlisch verklärt – ohne allen irdischen Schatten; und ihr Haupt ist mütterlich zugeneigt ihrem Sohn: IHN hat sie wunderbar empfangen, ehrfurchtsvoll getragen und gestillt. die „Mutter des Erlösers“ ist von GOTT ganz umkleidet mit dem goldbrokatenen Leib-Gewand. „*Alma*“ – im ursprünglichen Wortsinn die „nährende“ – „*Mater*“: der Erlöser ist und bleibt auch in der verklärten Herrlichkeitsgestalt ihr Jesus – der Mutter Maria Fleisch und Blut!

Über diesem unter der Brust bedeutungsvoll gerafften, ebenda zu öffnenden und mit einem Goldknopf zusammenzuhaltenden Leibgewand trägt Maria den Krönungsmantel: „Gott kleidet mich in Gewänder des Heils, er hüllt mich in

den Mantel der Gerechtigkeit“, hatte schon Jesaja (61, 10) geweissagt. Tiefblau, himmlisch gesättigt, leuchtet der Mantel der Vollendung nun; ein Blau sinnbildete ihren Glauben auf Erden: „Selig ist die, die geglaubt hat, daß sich erfüllt, was der Herr ihr sagen ließ“ (Lk 1, 45). Bevor sie den „Sohn des Höchsten“ (Lk 1, 32) durch das Wunderwirken des GEISTES in ihrem Schoß empfangen hat, hatte sie ihn im reinsten Glauben, voller Hingabe, aufgenommen in ihr Herz. Ihr Glauben ist jetzt ewig vollendet im Schauen. So wird die „*Alma Redemptoris Mater*“ in diesem Altargemälde gezeigt.

Wohl einmalig und Fragen erregend ist in diesem herrlichen Marienbild die Haltung der Hände. Sie bilden – was manche Kunsthistoriker benannten, doch kaum sinngerecht zu deuten wußten – das „Schoßzeichen“. So ehrfürchtig wie deutlich ist es dargestellt: Herzförmig hält die Mutter des Erlösers ihre schönenguten Hände vor den Schoß – hinabgerichtet zu allen Menschenkindern: bereit, jedes der Aufschauenden mütterlich aufzunehmen und heimzutragen. Vom Dreieinen GOTT kommt diese grenzenlose Liebe, erschafft Mit-Liebende, führt mitten hinein in die ewig sich verströmende Liebe. „Denn Gott ist Liebe“, wie Johannes das seligste Geheimnis ins Wort gefaßt hat (1 Joh 4, 8).

In diesem Zeichen der gottgeschenkten, alle umfangenden mütterlichen Liebe stimmt dies Marienbild am offensichtlichsten ineins mit diesem Marienlied: „...*quae pervia caeli porta manes*“. Noch klarer als die Übersetzung klingen die Urworte. Die „*porta caeli*“, durch die der gottmenschliche Erlöser in die Welt kam, war nach dem einzigartigen Heilsgeschehen der Menschwerdung nicht wieder verschlossen worden – besungen wird Maria als die Mutter-im-Geist, „die du die durchwegewige (*pervia*) Pforte des Himmels bleibst (*manes*)“. Allzeit offen – vom Himmel her und zum Himmel hin. Bezöge man das „Schoßzeichen“ auf leibliche Mutterschaft, entspräche es nicht dem geistlichen reichen Wortsinn. Was der lobsingende Dichter in den Gebetsworten „*pervia caeli porta*“ auszusagen vermochte, hat der theologisch bestens beratene Meistermaler in einem zweiten sinnreichen Bildzeichen mitdargestellt. In der kristallklaren Weltkugel, die der Erlöser der Welt mit seiner wundmalgezeichneten Rechten sorgsam hält, ist die „*Redemptoris Mater*“ abgebildet: das Inbild der erlösten Schöpfung. Ganz hingewendet zum SOHN, in Ewigkeit die in seinem Kreuzestod-und-Auferstehen offenbargewordene Liebe GOTTES schauend, empfängt die Mutter aller – im ersten Zeichen versinnbildet – diese Liebe: zum Ausspenden im GEIST.

Wie die „*Alma Mater*“ vom Haupt her bis zu den Händen vor dem Schoß – am Faltenverlauf und am Einschnitt der goldenen Leibgewandes zu ersehen – ihrem Sohn zugeneigt ist, so bleibt sie zugleich allzeit ganz zugewandt den ihr Anvertrauten auf der Erde unten. Im grandiosen Kreuzigungsbild auf der Rück- A 2

seite des Hochaltars, wo bis zum Mittelalterende die Büsser am Boden kniend im Bußsakrament die Lossprechung empfangen haben, hat Meister Hans Baldung die Schmerzensmutter erschütternd dargestellt: Beim Kreuz ihres Sohnes stehend, totenblaß im Mitleiden, ist sie ganz – auch mit ihren Augen unter den nahezu gebrochenen Lidern – vom Gekreuzigten, wie er vom VATER, zu allen hinab hingewendet, hingegeben: durch das wie ein Schwert sie treffende Wort vom Kreuz herab: „Frau, sieh, dein Sohn!“ (Joh 19, 26) Sie hält ihre Hände vor dem Schoß: die apokalyptische Frau in Wehen (Offb 12) aller ihr für immer anvertrauten sündigen Kinder wegen. Der Drache, der sie verfolgt (Offb 12, 3ff), ist auf dem Flügel links vom Kreuzigungsbild zu sehen.

A 3 Im vollendeten Krönungsbild bleibt sie, vom auferstandenen, verherrlichten SOHN her, allen mütterlich zugewendet. Auf dem gefährvollen Heimweg bedürfen alle der durch sie, der „*porta caeli*“, entgegenkommenden Liebe. Im Dunkel über den Apostelbildern ist das irrlichternde Andrängen der Widergeister gezeigt: „Wir haben nicht gegen Menschen aus Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern gegen die Weltgewalthaber dieser Finsternis, gegen die Geister der Bosheit in den Lüften“ (Eph 6, 12). Das zweite Bildwort, mit dem Maria gepriesen wird: „...*et stella maris – und Stern des Meeres*“ – war dem Beten der Kirche seit dem Kirchenvater Hieronymus († 420) schon vertraut, einem Mönch auf der Insel Reichenau im Schwäbischen Meer wohl besonders. Die Lebensfahrt, auch im Schiff Petri, gleicht in vielem einer Überfahrt auf nachtdunklem, stürmisch aufgewühltem Meer; das Dämonenheer des „Menschenmörders von Uranfang her“ (Joh 8, 44) versucht immer noch in der verbleibenden Weltzeit – seit dem Sieg des Gekreuzigten auf dem Rückzug –, alle mit Todesgewalt (vgl. Heb 2, 14) und durch Irrlichtertrug (vgl. Joh 8, 44) mithinabzureißen in den Unheilabgrund. Dagegen: „Das wahre Licht, das jeden Menschen erleuchtet, kam in die Welt“ (Joh 1, 9) durch die „*porta caeli*“, und als Erste über allen erleuchtet, leuchtet sie allen im wahren Licht: daß sie heimfinden. Wie in sturmgepeitschter Meeresfinsternis der Polarstern oder der den Tag ankündende Morgenstern aufleuchtet, so darf die Mutter des Erlösers allen sicheres Geleit geben auf der Lebensfahrt: als „*stella maris*“.

„*Succurre cadenti, surgere qui curat, populo*“: klingt auch dieser Lob-und-Bittliedvers auf in diesem Marienbild? Wie konnte Meister Hans Baldung Maria zeigen: beim Aufgenommenwerden in die Herrlichkeit des Dreieinen GOTTES und im Gekröntwerden – zugleich herunter-zu-Hilfe-eilend (was „*succurre*“ im ursprünglichen, bildhaften Wortsinn heißt)? Auch hierin ist dieses Bild meisterhaft bewegt geschaffen: In himmelwärts und zugleich erdwärts gerichteter Bewegung. In der Aufwärtsbewegung schwebt Maria *vor* dem verheißenen Thron (Offb 3, 21), dem erdnahen Regenbogenthron; und die verheißene „Krone des

Lebens“ (Offb 2, 10) wird vom VATER und SOHN vereint im GEIST gehalten noch *über* ihrem Haupt. Und sie bleibt – als „*porta caeli et stella maris*“ – zugewendet, zugesandt all ihren Kindern-im-Geist noch auf der unheilbedrohten Hinüberfahrt: dieses ihr Schweben, ihre ganze Gestalt und vor allem ihre Hände lassen dies erblicken. Und jetzt ist vollends zu ersehen, warum das Vollendungs-geschehen im Himmel ganz erdnah unten-vorne dargestellt ist.

Wo aber ist „das Volk, das sich müht, vom Falle aufzustehn“? Damals noch knieten die Sünder alle auf dem Erdboden hinter dem Altar, um im Aufblick zum Gekreuzigten und auch zur Mutter in Todesschmerz und Wehen sich wiederver-söhnen zu lassen mit GOTT, und so aufzustehen, um vor dem Altar die Eucharistie wieder mitzufeiern: gerade im Aufschauen zu diesem Vollendungs-bild.

Unter dem Dunkel, in dem die „Geister der Bosheit in den Lüften“ (Eph 6, 12) unheilvoll herandrängen, hat Hans Baldung den ersten der Apostel – bloß-gestellt. Zwar ist Petrus auf der Seite GOTT-VATERS und mit dessen Inkarnat gezeigt, in Kenntnis des frühchristlichen Zeugnisses, stammend vom Märtyrer-bischof Ignatius von Antiochien († um 110), dem ersten Nachfolger des Petrus in der Leitung der Kirche dieser Stadt in Syrien: „Alle sollen den Bischof als ein Abbild des VATERS achten.“ Das Petrus-Amt, das der Bischof von Rom jeweils innehat, ist auch in diesem Gemälde wohlgeachtet. Aber die *Personen*, die in der Niedergangszeit der Renaissance das Petrus-Amt schändeten! Schlimmstens der verbrecherische Alexander VI. oder etwa auch sein Nachfolger Julius II. († 1513), mehr Feldherr als oberster Hirte der Kirche: „il terribile“!

In Schmerz und Sorge hat Hans Baldung von 1512 bis 1516, dem schon verfinsterten Vorabend der furchtbarsten Glaubensspaltung, das Hochaltarretabel geschaffen, mit diesem Petrus-(„Nachfolger“-)Bild. Als einziger der Zwölf hat diese Person keinen Heiligenschein. Das weiße Christengewand hält die Rechte krampfhaft noch, bevor es ganz herabfällt, mitsamt dem Himmelsschlüssel: Zeichen des obersten Apostelamtes; und verkrampft steht der Felsenmann, der er sein soll, auf seinen Füßen: er fiele rückwärts, allein das hohe Siegeszeichen des Kreuzes hält diese erschreckend schwankende Gestalt – vor dem Fall. „*Succurre – cadenti populo*“: dieser Hilfeschrei ist in diesem Bild zu hören. Der Ruf nach wahrer, ursprungtreuer Erneuerung der Kirche „an Haupt und Gliedern“ erscholl gerade in jener verworrenen Zeit, der – geistgewirktes Wunder – „das Jahrhundert der Heiligen“ folgte.

Vollendet, inmitten des Allheiligen Dreieinen GOTTES, ist Maria dargestellt, als Virgo-Mater: dem aus ihr Mensch gewordenen GOTT-SOHN zugeneigt, von IHM allen zugewendet. Eben so ist die „Jungfrau-Mutter“ gepriesen in dem damals schon jahrhundertlang gesungenen Marienlied: „*Du hast geboren, der Natur zum Staunen, deinen heiligen Schöpfer. Unversehrte Jungfrau, die du aus Gabriels Munde nahmst das selige Ave.*“ Zum Zeichen, daß die einzigartig „Hochbegnadete“ (Lk 1, 28) für immer „*Virgo prius ac postérior*“ ist, hat Meister

Hans Baldung sie im Himmelbild gemalt mit dieser jungfräulichen, weit herabfließenden Haarpracht. Und ihr ganz-allein GOTT Hingegebensein ist zudem zu ersehen an Klang-Zeichen. Im salomonischen „Lied der Lieder“ wird die bräutliche Jungfrau liebevoll besungen: „Wie Karmesinstreifen sind deine Lippen – Einer Scheibe des Granatapfels gleicht deine Schläfe – Wie der Turm Davids ist dein Hals.“ (Hld 4, 3-4) Voll erblüht im verklärten Antlitz sind die Lippen gemalt, ihr Hals leuchtet rein und stark, lieblich zart errötet ist ihre Schläfe; in der schönsten Haarfülle läßt eine kleine Strähne dies vorscheinen: „*Virgo prius ac postérius*“.

Daß ein Geschöpf den SCHÖPFER, durch den alles geworden ist (Joh 1, 3), vom HEILIGEN GEIST GOTTES jungfräulich empfangt und den so einzigartig Mensch gewordenen SOHN GOTTES gebiert: diese von Menschen unausdenkbare Glaubenswirklichkeit ist hier darzustellen versucht. „*Natura mirante – der Natur zum Staunen*“. Die Scharen von Menschenkinderseelen – viele dem Geschlecht nach deutlich unterschieden hergezeigt – erfüllen musizierend, singend, schauend, betend die Himmelsweite: so sinnbildlich sie, anschaulich-hörbar, das „Staunen“ der menschlichen „Natur“, das bewundernde, hocheifreute Verehren des einmaligen Wunders: „Virgo-Mater“. „Denn von seiten Gottes ist nichts unmöglich“ (Lk 1, 37).

„*Gabrielis ab ore sumens illud Ave*“ – die du aus Gabriels Munde nahmst das selige Ave“: auch das in diesem Vers Besungene hat den Altarbildermaler angeleitet. Im Gemälde „Maria Heimsuchung“ – dem zweiten der vier Bilder auf der ersten Schauseite des Altarretabels – ist die wunder-schöne „Virgo-Mater“ zu erblicken: wie sie gottgesegneten Leibes den kommenden friedensbringenden „Erlöser“ in die Welt trägt: zuerst zu Elisabet, ihre alte als unfruchtbar geltende Verwandte. In das reinweiße Leibgewand der Jungfrau-Mutter ist am Halssaum eingewirkt: AVE MARIA. Der von Gabriel ihr überbrachte Friedensgruß GOTTES bleibt – nicht wie ein Menschenwort: kaum gesprochen, schon vergangen. Das Wort GOTTES bewirkt, was es besagt. Am Anfang hat die Virgo-Mater das Mensch gewordene WORT: das Heil, den Frieden, in die Welt getragen. In der Vollendung, vom nahen Himmel her, darf sie das Heil, den Frieden zu allen bringen: Diese ihre mütterlichen Hände sinnbildlich die bergende Wahrheit, dieser Lob- und Bittgesang mündet dahinein: „*peccatorum miserere – o erbarme dich der Sünder*“!

„Werdet barmherzig, wie euer Vater barmherzig ist“ (Lk 6, 36). Alles Erbarmen kommt von GOTT, sein aus Erbarmen mit seiner der Sünde verfallenen Schöpfung aus Maria Mensch gewordener SOHN hat es vollends offenbar gemacht; die „Mutter des Erlösers“, in die Mitte des Dreieinen GOTTES aufgenommen, darf das göttliche Erbarmen als allen hingeschenkte mütterliche „Frau“ ausspenden: jedem Sünder, der „sich müht, vom Falle aufzustehen“. Da

„Barmherzigkeit“ biblisch von „mütterlich sein“ und von „sich herabneigen in mitfühlender Teilnahme“ herrührt, wird im Übermitteln des GOTT-Erbarmens durch die „Mutter des Erlösers“ offenbar: GOTTES allumfassende LIEBE ist auch „mütterlich“. – So ist in diesem Vollendungsbild des Altarretabels Maria zu erblicken, so wird sie um ihre Hilfe angerufen: *„peccatorum miserere“!*

Zum Zeichen, daß die „Alma Redemptoris Mater“ allen sündenverhafteten Menschen als *„porta caeli et stella maris“* gegeben ist. empfängt sie vom Allheiligen Dreieinen GOTT „die Krone des Lebens“ (Offb 2, 10), gezeigt als Kaiserkrone: der Heildienst, in den sie einbezogen wurde, ist weltweit. Sie dient allen als „Pforte“ zum SOHN hin, Er ist der „Weg“ zum Vater, Er allein: „Niemand kommt zum Vater – außer durch mich“ (Joh 14, 6). Im Himmelbild zuhächst, im siebten Himmel, ist – von den unzählbaren Scharen der Erlösten umgeben – die Lichtgestalt des Erlösers zu erblicken, kniend, mit erhobenen Händen. Was in der Marianischen Antiphon „Alma Redemptoris Mater“ nicht mehr wörtlich besungen wird – in der Heiligen Schrift (1 Kor 15, 28) ist es offenbart: „Wenn ihm aber das Allsamt unterworfen ist, dann wird er selber – der Sohn – sich dem unterwerfen, der ihm das Allsamt unterworfen: Damit Gott sei alles in allen.“

„O Himmelskönigin, frohlocke, Halleluja“

Beim Emporschauen an der Westfront des herrlichen Freiburger Münster- A 4
turms ist ein anderes Marienbild zu erblicken, das die Marianische Antiphon
„*Regina caeli, laetare, allelúja*“ vornehmen läßt. Über den hohen, achtfach
eingestuft Hauptportalbogen ist der pfeilartig himmelwärts zeigende Giebel auf-
gerichtet, erfüllt von Skulpturen himmlischer Gestalten. Wie der ganze, einzig-
artige schöne Kirchturm ein Symbol des Lebensaufstiegs zu GOTT ist – mit den
Augen zu sehen, mit den Füßen weithinauf zu gehen –, so kann das Ziel des stei-
len Heimweges der Christenmenschen schon von tief unten hinauf gewahrt wer-
den in diesen Wimperg-Bildern.

Maria, die Mutter CHRISTI, thront im Himmel ganz nahe bei Jesus, dem Er- A 5
löser der Welt. An ihr, der Ersterlösten, hat sich sein Verheißungswort erfüllt:
„Wer siegt, dem gebe ich, mit mir sich zu setzen auf meinen Thron, wie auch ich
gesiegt habe und mich gesetzt mit meinem Vater auf seinen Thron“ (Offb 3, 21).
Zum Zeichen der Teilhabe an seiner Herrlichkeit ist sie, wie Er, gekrönt: „Sei
treu bis zum Tod: Dann gebe ich dir die Krone des Lebens“ (Offb 2, 10). Zwei
mächtige Engel stehen, Leuchter tragend, unter JESUS-und-Maria; darunter die
heilige Katharina, nothelfende Fürbitterin um Beharrlichkeit bis zum Tod, und
die heilige Martyrin Margareta, die den Teufel-Drachen besiegt hat: beide ge-
krönt. Ganz oben schweben vier Engel: zwei Weihrauchfaß schwingend zu JE-
SUS und auch zu Maria hin; darüber halten zwei Engel eine große Krone bereit.
Allein wer den Sinn all der himmlischen Gestalten am hochhinaufweisenden

Erd-Teil dieses Lebensaufstiegsturmes erblickt, kann auch erkennen, für wen die so große Krone zur Krönung bereitgehalten ist: für alle, für jeden – „treu bis zum Tod: Dann gebe ich dir die Krone des Lebens“.

Beim Anblick des holdselig lächelnden Angesichts der Königin des Himmels klingt auf die – etwa hundert Jahre zuvor erstmals gesungene – Antiphon „*Regína caeli, laetáre, allelúia*“. Und alle die Worte dieses österlichen Marienliedes – in diesem himmlischen Marienbild sind sie Freude und Hoffnung bringend zu sehen:

*Regína caeli, laetáre, allelúia,
quia, quem meruísti portáre, allelúia,
resurréxit sicut dixit, allelúia,
ora pro nobis Deum, allelúia.
O Himmelskönigin, frohlocke. Halleluja.
Denn er, den du zu tragen würdig warst, Halleluja,
ist erstanden, wie er sagte. Halleluja.
Bitt Gott für uns, Maria. Halleluja.*

Gewiß wurde draußen vor dem Münster nicht Liturgie gefeiert, bei der im Aufblick zu dieser Marienskulptur dieser österliche Gesang erklang. Der uns unbekannte Steinmetzmeister, der das Bild vor etwa siebenhundert Jahren geschaffen hat, ließ doch gerade dieses Lied offensichtlich vornehmen.

„*Regína caeli*“: Ihr Thronen im Himmel, zur Rechten des SOHNES, und ihr Gekröntsein zeigen – mitsamt dem Umgebensein von diesen himmlischen Gestalten –, was dieser Huldigungsruf sagt. „*Laetáre*“! Selige Freude leuchtet aus dem himmlisch verklärten Antlitz. Und was im Jubellied das Volk auf den Gesang des Vorsängers – antiphonisch, im Wechselgesang – freudig antwortet: „allelúia, preiset GOTT“, sehen die frommen Betrachter: Maria ist dem auf dem Thron des VATERS mitthronenden SOHN betend zugewendet, als die Vorbetlerin aller; denn sie allein durfte ihn der Welt bringen als seine Mutter: „*quia, quem meruísti portáre, allelúia*“. Auch als der Auferstandene, in seinem GOTT-SEIN Thronende und Segnende, bleibt er ihr Sohn „*resurréxit, sicut dixit, allelúia*“. Die allen zur Mutter Gegebene hebt ihre guten-großen Hände fürbit-tend: „*ora pro nobis Deum, allelúia*“! Und GOTT-SOHN hebt seine Rechte segnend – und zugleich zur bereitgehaltenen großen Krone hinweisend: Er will einst alle zu ihr und wie sie zu Ihm Aufschauenden krönen: „*Allelúia*“.

„Ave, du Himmelskönigin“

Zur derselben Zeit: von 1512 bis 1516, als Hans Baldung Grien das Freiburger Hochaltarretabel gemalt hat, hat Matthias Grünewald die Flügelbilder des

Isenheimer Choraltars geschaffen. Die beiden eng zusammengehörenden Mittelbilder der mittleren Schauseite können ebenso als wohlklingende Gemälde gelten. Der erhellende Hinweis auf den zu vernehmenden Zusammenklang dieser zwei von Meister Mathis wunderbar gestalteten Marienbilder und der damals schon etwa fünfhundert Jahre gesungenen Marianischen Antiphon „*Ave, Regina caelorum*“ ist zu finden im Anniversarium der Isenheimer Antoniter. Am 14. Oktober 1514, so wurde in jenem Jahresgedächtnisbuch festgehalten, starb der Isenheimer Antoniter Philippus de Balama; zuvor hatte er in einer Stiftung verfügt, daß an jedem Samstag – dem Maria geweihten Wochentag – nach dem Konventsamt die Antiphon „*Ave, Regina caelorum*“ gesungen werde – wohl im Hinblick dieser Altarbilder. Denn die beiden einzigartigen Marienbilder und die beiden Strophen des vorbildlich schönen Marienliedes stimmen vollkommen ineins. Wahrscheinlich hat jener fromme, alte Antoniterchorherr den Gesang für immer ‚gestiftet‘, als die mittlere Schauseite errichtet worden ist vom genialenbegründeten Meister Mathis.

„Engelskonzert“ wird die eine Hälfte dieser Bildfolge – verengend, fast fälschlich – allgemein benannt: als ob die drei musizierenden Engel allein dargestellt wären; in Wahrheit ist eine Fülle von Gestalten zu sehen, die sichtbare und die unsichtbare Schöpfung, sehnsuchtsvoll den verheißenen Erlöser herabflehend. Und zwei andere Engel halten über der Hauptgestalt, die licherfüllt und mit einer Flammenkrone gekrönt im Tempelausgang des Alten Bundes erscheint, Allherrscherzepter und -Krone bereit: für den kommenden, in der Mutter schon herrlich aufstrahlenden „Erlöser – Christus, der Herr“ (Lk 2, 11). A 6

Alles ist wunderbar nach-gemalt dem Heilruf, den die Glaubenden zujubeln: „*Ave! Heil dir! Sei gegrüßt, „Königin der Himmel“! „Ave, Dómina angelorum“!* Maria ist, da sie „das Licht der Welt“ (Joh 8, 12) bringen durfte, von GOTT erhoben über alle anderen Geschöpfe, selbst über die der Schöpfungsordnung nach höchsten: die Engel. Die Mutter des Erlösers ist die „Herrin der Engel“; und so wird sie, die Ersterlöste, von der ganzen, den Erlöser erwartenden Schöpfung jubelnd begrüßt: „*Ave! Ave!*“

Und mit dem ebenso wohltönenden, ehrfürchtig und freudig begrüßenden Rufen „*Salve – Salve, Heil dir – Heil dir!*“ verbunden, ertönen die sinnerfüllten Bildworte: „*Salve, radix, salve, porta, ex qua mundo lux est orta*“ – und sie stehen, ebenso meisterlich kühn gemalt, allen vor Augen.

„*Radix*“: Hoch hinauf ragt fialenhaft das Vollende des Tempels: zuerst noch sinnbildet die Herkunft aus Jesse, Davids Vater, das Sechseck des David-Schildes, des David-Sterns; daraus wächst hochhinauf die aus Jesse-David entstammte, kraftvolle „Wurzel“: Maria; und aus ihr kommt, himmelhoch alles vollendend, der David-Nachkomme: der Erlöser, CHRISTUS. So ist das preisende Wort „*radix*“ im Bild zu vernehmen.

Diese menschliche Heraufkunft CHRISTI: „Sohn des Höchsten“, „Sohn Gottes“ (Lk 1, 32; 34) – ist versinnbildet genau über dem Tempelportal. Als Eingang ist dies hohe Portal gekennzeichnet durch das Tympanon-Bild: Die Grundlegung des Alten Bundes GOTTES mit Abraham, dem Vater der Glaubenden; wer als sein Nachkomme geboren wird, ist – als Glied des Volkes Israel, mit dem dieser vorbereitende Bund GOTTES durch Mose vollends geschlossen wurde –, darin aufgenommen. Hinaustretend – von der GEIST-Wolke im Tempelausgang mehr getragen-schwebend – trägt die wundervolle demütige „Magd des Herrn“ (Lk 1, 38) das „Licht der Welt“ ins weltweit Freie hinaus: aus dem ans Ende gekommenen Alten in den Neuen und ewigen Bund GOTTES mit der erlösten ganzen Welt. Maria ist „die Pforte, aus der das Licht der Welt aufgegangen ist“. So war es durch den letzten der alttestamentlichen Schriftpropheten verheißen: „Aufgehen wird die Sonne der Gerechtigkeit“ (Mal 4, 2). „*Salve, radix, salve, porta, ex qua mundo lux est orta*“: Dieser Lobpreis ist erklingen – Samstag für Samstag – im Aufblick zu diesem JESUS-und-Maria-Bild, langezeit, in Isenheim: einem Ort besonderen Leidens und Dienens.

Und wie die zweite Strophe dieser altehrwürdigen Marianischen Antiphon damals stets angefügt worden ist, so hat der Meister Mathis den zweiten Teil dieser Mitteltafel grandios vollendet.

A 8 „*Gaude, Virgo gloriōsa, super omnes speciōsa*“, in stiller, von innen leuchtender Freude beugt sich das Antlitz der Mutter zum CHRISTUS-Kind hin, das sie – einzigartig einmaliges Wunder – empfangen und geboren hat: „*Virgo gloriosa*“. Von GOTTES strahlender Herrlichkeit ist sie bleibend erfüllt, das überirdische Leuchten um das Haupt dieses Kindes strömt über zum Haupt dieser seiner Mutter. In jungfräulicher Schönheit hinabwallt ihre lichte Haarfülle. Von GOTT überreich wohlgestaltet ist die Jungfrau-Mutter des Erlösers über alle hochehoben: „*super omnes speciōsa*“. Biblischer Urklang klingt auf: „Von nun an preisen alle Geschlechter mich selig, weil Großes mir getan hat der Kraftvolle“ (Lk 1, 48f). Herrlich-groß ist die alles GOTT verdankende „Magd des Herrn“ in diesem zweiten Bild dargestellt, das Messias-Kind nicht an sich pressend, sondern zu allen hin ehrfurchtsvoll-zart haltend.

„*Vale*“: Das zu ihr hinauf gesungene Wort klingt wie ein Abschiedsgruß: „*Lebe wohl!*“ Wer dieses Bildnis verehrend betrachtet, ist gläubig überzeugt: Maria lebt – wiewohl wir sie jetzt noch nicht sehen – für immer im Himmel, in der Herrlichkeit GOTTES, vollkommen selig. Gesang und Gemälde blicken-rufen ihr nach: „*Vale, o valde decōra*“! Wahrnehmung des Glaubens umfaßt, am Allerkennen GOTTES schon ersten Anteil empfangend, einst Geschehenes und jetzt Gegenwärtiges und das erhoffte Zukünftige in einem. Die Verherrlichung der Mutter des Erlösers, im Himmel vollendet, hat auf Erden angefangen. So ist sie im Lied und Bild gläubig verehrt: „*o valde decora – o überaus Herrliche*“!

Augenfälliger könnte der Gegensatz zwischen dem Stoff-Fetzen, auf dem das nackte Erlöser-Kind dargestellt ist, und der herrlichen Gewandfülle seiner Mutter nicht sein; versinnbildet ist das Wahrheitswort: „Ihr kennt ja die Gnadentat unseres Herrn Jesus des Messias: Um eurerwillen ist er, der reich ist, arm geworden, damit ihr durch seine Armut reich würdet“ (2 Kor 8, 9). Der göttlich wunderbare Tausch. Die Ersterlöste ist zum Zeichen der überfließenden Liebe GOTTES (vgl. Jes 61, 10) dreifach, überirdisch schön gekleidet: mit dem blaufarbenen Untergewand des Glaubens, mit dem purpurroten und pelzbesetzten Übergewand der Liebe – geschmückt mit der M(aria)-Goldbrosche –, mit dem grünblauen Mantel der Hoffnung: die gottgegebene-vollkommene Christengewandung. „O überaus Herrliche“!

„*Et pro nobis Christum exóra – und für uns Christus er-bitte*“! Oder ist „*ex*“ völlig ungewöhnlich an „*ora*“ angefügt, damit so das Versmaß stimmt? Meister Mathis hat es offensichtlich ganz wörtlich gehört und gezeigt. Die rechte Hand – mit dem kleinen Finger, dem „*auricularis*“, das Ohr des CHRISTUS-Kindes hinterfassend – wendet liebevoll sein Haupt stark und zart zu sich hin und spricht leise bittend; „*exóra*“ ist wahrzunehmen, zu sehen: vom Ohr her, vom Haupt des Christus-Kindes gehen golden-lichte Strahlen „aus“, entlang der Mutterhand hinab zu denen, die vertrauensvoll rufen: „*et pro nobis Christum exóra*“.

In solcher Sinnfülle ist schon tausend Jahre lang auf dem ganzen Erdkreis zu hören – und war in der Isenheimer Antonitenkirche fast dreihundert Jahre hindurch vollendet dargestellt zu sehen – dieser Preisgesang:

*Ave, Regina caelorum,
ave, Dómina angelórum.
Salve, radix, salve, porta,
ex qua mundo lux est orta.*

*Gaude, Virgo gloriósa,
super omnes speciósa.
Vale, o valde decóra,
et pro nobis Christum exóra.*

✱

Die überragenden Meister Matthias Grünewald und Hans Baldung Grien haben gläubig diese Gemälde geschaffen – nicht als vielbestaunte Kunstobjekte, gar für Museen –, sondern als Altarbilder. Und im Aufblick zu ihnen haben Generationen von Glaubenden Liturgie gefeiert und gebetet: So konnten sie recht sehen und verstehen.



Abb. 1 Krönung Mariens durch den Dreieinen GOTT



Abb. 2 Kreuzigungsbild auf der Rückseite des Hochaltarrelabels



Abb. 3 Apostel-Flügel zu beiden Seiten des Krönungsbildes



Abb. 4 Außenportalbogen mit dem Wimperg

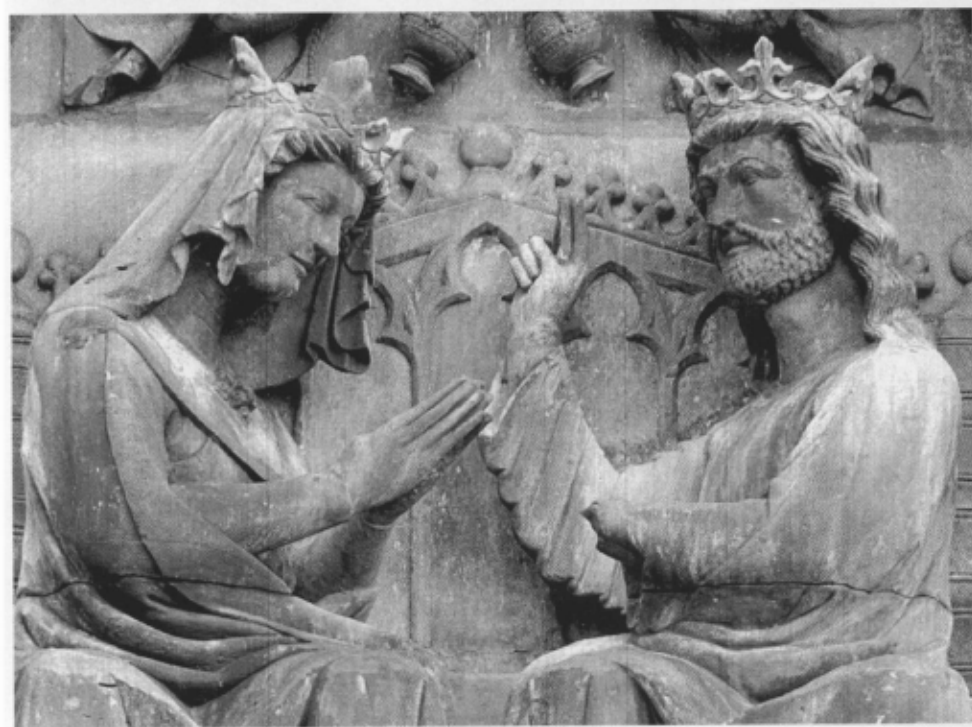


Abb. 5 Ausschnitte aus Abb. 4



Abb. 6 Isenheimer Altarretabel: Mittentafeln der zweiten Schauseite



Abb. 7 Ausschnitt aus Abb. 6



Abb. 8 Ausschnitt aus Abb. 6

Das Ende der Reichskirche und der Klöster – Die Säkularisation des Jahres 1803*

Von Bernd Mathias Kremer

I. Das 18. Jahrhundert – von der Aufklärung zur Säkularisation

Das Ende der Fürstbistümer, Abteien und Klöster durch den Reichsdeputationshauptschluß (RDH)¹ vom 25. Februar 1803, der Untergang aller geistlichen Reichsstände und die Einziehung des Kirchenvermögens durch den Staat, ist eingebettet in einen geistesgeschichtlichen Prozeß zu sehen, der das Denken über das Verhältnis von Staat und Kirche im 18. Jahrhundert wandelte. Die Säkularisation, der Verlust der Landeshoheit und die Enteignung des Vermögens der geistlichen Stände, setzte die grundlegende Veränderung des Rechts- und Reichsbewußtseins ebenso voraus, wie die fortschreitende Profanierung der Staatsidee. Nur auf diesem Hintergrund läßt sich erklären, daß sich die größeren und mittleren Reichsstände ohne jede Hemmung auf die geistlichen Mitstände stürzten und sich deren Hoheitsrechte und Eigentum aneigneten. Die in keinem Verhältnis zur Größe der Neuerwerbungen stehenden territorialen Verluste auf dem linken Rheinufer legitimierten dabei diesen Länderraub vor dem eigenen Gewissen, falls dies sich bei der einmaligen Möglichkeit dieser territorialen Expansion überhaupt noch regte. Die Aufhebung der zahlreichen Klöster und Abteien schien vor dem Gewissen auch deshalb gerechtfertigt, weil man die Menschheit damit von Institutionen befreite, die angeblich nutzlos und schädlich waren und ein Überbleibsel des finsternen Mittelalters darstellten.

Gegenüber dieser „finsternen Epoche“ der Geschichte, wollte das 18. Jahrhundert, ähnlich wie Gott bei der Schöpfung der Welt, sein Licht setzen und

*Abdruck aus: Theodor Hogg/Bernd Mathias Kremer (Hrsg.), *Wo Gott die Mitte ist, Ordensgemeinschaften in der Erzdiözese Freiburg in Geschichte und Gegenwart*, Lindenberg 2002, S. 52 ff. mit freundlicher Genehmigung des Kunstverlages Josef Fink.

¹ Textausgabe: *Das Ende des Alten Reiches*, bearbeitet von Ernst Walder, *Quellen zur Neueren Geschichte*, hrsg. von Ernst Walder, 2. Aufl., Zürich 1962.

die Lande von diesem Irrweg befreien: „Da sprach Gott abermals: Es werde Licht. Religion und Vernunft suchten ihre verlorne Rechte wieder. Das unmoralische lasterhafte Leben der Geistlichen, ihr Stolz, Herrschersucht, Habsucht und Tyrannei empörte den gemeinsten Menschenverstand, die Pfaffheit ward das Scandal und der Spott des Volks, die durch Wiederkehr der Wissenschaften in Deutschland hie und da erwachte helle Köpfe schwungen die Geißel der Satyre über den Rücken der faulen Mönche, die untere Geistlichkeit begann über das ärgerliche Leben und Geiz ihrer Bischöfe zu seufzen ...“², schreibt Friedrich Carl Freiherr von Moser 1787. Und 1819, nach Durchführung der Säkularisation, wird in einem vor Gehässigkeit strotzenden Werk über das Mönchtum festgestellt, daß die „Möncherey“ „eine der sonderbarsten Ausschweifungen des Menschen – Verstandes und der religiösen Gefühle „gewesen sei“.³

Gestärkt durch solch ideologische Urteile und begünstigt durch eine geradezu vollkommene Lähmung jedes Widerstandes der Enteigneten, konnte in Deutschland mit der Säkularisation und dem sie legalisierenden Reichsdeputationshauptschluß, ein Umsturz erfolgen, der 150 Jahre früher noch undenkbar gewesen wäre. – Die Zeitgenossen waren sich der Einmaligkeit dieser Situation bewußt, so schreibt Gaspari⁴, daß der Reichsdeputationshauptschluß „ein neues allgemeines Fundamental – Gesetz, von einem Umfange und einer Wichtigkeit“, „als selbst der Westphälische Friede nicht hat“, gewesen sei. In der Tat endete mit der Unterdrückung der geistlichen Stände die über tausendjährige Geschichte des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. Die Niederlegung der Kaiserkrone durch Kaiser Franz II. im Jahre 1806, drei Jahre nach der Verabschiedung des Reichsdeputationshauptschlusses, war daher nur die logische Konsequenz aus der mit diesem Fundamentalgesetz faktisch eingetretenen und durch den Rheinbund endgültig werdenden Auflösung des Reichsverbandes.

Die Beurteilung dieses historischen Vorganges ist vielschichtig. – Das Fundamentalgesetz war zunächst zweifellos ein „fundamentaler Rechtsbruch“, der im diametralen Gegensatz zur Reichsverfassung stand. So schreibt der Kur-

² Friedrich Carl Freiherr von Moser, Ueber die Regierung der geistlichen Staaten in Deutschland, Frankfurt und Leipzig 1787, S. 19 f.

³ Anonym, Die Möncherey oder geschichtliche Darstellung der Kloster – Welt, 1. Bd., Stuttgart 1819, S. VII. – Man muß sich wundern, daß ein Buch mit derartig gehässigen Angriffen auf die Kirche und ihre Institutionen die damalige Zensur passiert hat.

⁴ Adam Christian Gaspari, Der Deputations-Reces, Th. 1 und Th. 2, Hamburg 1803, Th. 2, S. 324. Bezeichnend ist das Motto von Goethe, das Gaspari auf das Titelblatt seines Kommentars zum RDH setzte: „Grundgesetze lösen sich auf der festesten Staaten, Und es lös't der Besitz sich los vom alten Besitzer, Freund sich los vom Freund, so lös't sich Liebe von Liebe“.

erzkanzler und spätere Fürstprimas des Rheinbundes Karl von Dalberg in einem *mémoire* aus dem Jahre 1797: „Säkularisationen sind ungerecht und mähjora des Reichstages können keinem Stand seine Existenz nehmen“.⁵ Die Säkularisation war zugleich ein kultureller Kahlschlag und ein Eingriff in das Eigentum und die Rechte der katholischen Kirche, die sie den Zwängen des Staatskirchentums überlieferte und an den Rand ihrer Existenzmöglichkeiten brachte. – Dementsprechend scharf fiel auch die spätere Kritik an dieser Umwälzung aus. Heinrich Maas urteilt über diese Epoche: „Das war die Zeit der schwärzesten Nacht der christlichen Sitte, der Verkennung von Recht und Freiheit, von Kunst und Wissenschaft. Der aufgeklärte, Gott entfremdete Absolutismus auf den meisten Thronen und auf manchen Bischofsstühlen, auf den Lehrkanzeln und in den Kanzleien drückte die Völker nieder. Der Krieg gegen die Rechte und die Gebote Gottes, gegen den Rechtsbestand der christlichen Völkerfamilie und gegen die Autorität führte zur Apotheose der Patriarchen des Atheismus, zur Herrschaft der Revolution und zur Proclamation der Gesellschaft ohne Gott, der revolutionären «Menschenrechte»“.⁶ Hermann Lauer meint, daß die Säkularisation der katholischen Kirche eine unberechenbare Einbuße an Macht, Ansehen und Wohlhabenheit gebracht habe. Die reiche Kirche sei in wenigen Jahren in den Zustand der Dürftigkeit herabgesunken und sei auf die Gnade und das Wohlwollen des Staates angewiesen gewesen.⁷ Für den Historiker Droysen ist der Reichsdeputationshauptschluß das „schimpflichste, ungerechteste und unglücklichste Werk“ gewesen, „das die deutsche Geschichte aufzuweisen hat“.⁸

Die neuere Forschung ist in ihrem Urteil differenzierter geworden. Hermann Schmid, der sich durch seine Dissertation „Die Säkularisation der Klöster in Baden 1802 – 1811“⁹ ganz außerordentliche Verdienste für die Erfor-

⁵ Karl Freiherr von Beaulieu –Marconnay, Karl von Dalberg und seine Zeit, Bd. 1–2, Weimar 1879, Bd. 1, S. 234.

⁶ Heinrich Maas, Geschichte der Katholischen Kirche im Großherzogtum Baden, Freiburg im Breisgau 1891, S. 1. „Mit Beginn dieses Jahrhunderts sank die Schutzwehr der Christenheit, das tausendjährige Kaiserthum des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, in Trümmer. Die selbständige Wirksamkeit der mit ihrer reichen Seelsorge, ihrem glänzenden Cult, ihren zahlreichen Gotteshäusern, Klöstern, Seminarien, kirchlichen Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten die deutsche Nation so erhebenden Kirche fand gleichzeitig ihr Ende“ ... „Schmerzlich beklagten sie die Greuel der Verwüstung, die an den herrlichsten Gotteshäusern, die barbarische Verschleuderung und Zerstörung der Producte der Kunst und Wissenschaft, welche in den säcularisirten Stiftern und Klöstern begangen wurden.“ Ebd. S. 2.

⁷ Hermann Lauer, Geschichte der katholischen Kirche im Großherzogtum Baden, Freiburg im Breisgau 1908, S. 38.

⁸ Rudolfine Freiin von Oer, Zur Beurteilung der Säkularisation von 1803, in: Festschrift für Hermann Heimpel, Bd. 1, Göttingen 1971, S. 511 ff., S. 511.

⁹ Hermann Schmid, Die Säkularisation der Klöster in Baden 1802 – 1811, 1. Teil abgedruckt in: Freiburger Diözesan-Archiv, 98. Bd. (1978), S. 171 ff. und 2. Teil im 99. Bd. (1979), S. 173 ff.

schung dieser Epoche erworben hat, stellt aus seiner Gesamtsicht fest: „Die Aufhebung der geistlichen Territorien und der Klöster hat jedoch nicht allein die Lage und Organisation der katholischen Kirche entscheidend verändert, ihr einerseits schwere materielle Verluste zugefügt, andererseits nach einer langjährigen Belastungsprobe, die geprägt war vom Zerfall der kirchlichen Hierarchie und Ordnung, mit den Anstoß gegeben zur inneren Erneuerung und Wiedererstarben des Katholizismus“.¹⁰

Auch bei der Beurteilung historischer Vorgänge kann man nicht auf moralische Kategorien verzichten. Daher kann nicht abgeleugnet werden, daß die Säkularisation nach damaligen und heutigen Maßstäben ein Rechtsbruch gewesen ist. An diesem Faktum ändert auch die Tatsache nichts, daß dieses historische Ereignis dem Grunde nach ein notwendiger Schritt auf dem Wege des Reiches zur modernen Staatlichkeit gewesen ist. Ebenso stand die Entflechtung von geistlicher und weltlicher Macht als politische Notwendigkeit an. Dies vorausgestellt, muß jedoch ebenso deutlich festgehalten werden, daß die konkrete Weise der Durchführung der Säkularisation ihr immer den Mackel belassen wird, den ihr die spätere Geschichtsschreibung gab. Sie hätte viel schonender durchgeführt werden können, wie auch bereits differenzierter denkende Zeitgenossen vorschlugen.¹¹ Auch die Fortexistenz vieler bedeutender Abteien und Klöster in Österreich bis in unsere Zeit belegt, daß trotz der auch dort durchgeführten Entflechtung von geistlicher und weltlicher Gewalt, und trotz der josephinischen Reformen, ein kultureller Kahlschlag wie in Deutschland nicht notwendig war, daß damals im Heiligen Römischen Reich durch staatlichen Zwang Abteien und Klöster verschwanden, die die Kirche in unserer heutigen gesellschaftlichen Situation gar nicht mehr mit Leben erfüllen könnte, zeigt jedoch die Unberechenbarkeit der Geschichte. Staatlicher Oktroy hat ihr zweihundert Jahre später die Dimensionen des ohnehin schwierigen Umstellungsprozesses auf eine viel geringer werdendes christliches Gesellschaftspotential erleichtert.

1. Die rechtlichen Grundlagen der Reichsverfassung – Der Westfälische Friede

Das Ausmaß der durch die Säkularisation bewirkten Verfassungsbruches wird deutlich, wenn man ihn an den Maßstäben mißt, die Grundlage des da-

¹⁰ Teil 1 S. 171.

¹¹ So z. B. die Vorschläge von Moser (o. Anm. 2), der später viel differenzierter argumentiert, als seine Eingangsformulierungen erwarten lassen. Vgl. auch Wessenbergs Schrift, unten I., 7.

maligen Rechtszustandes des Reiches gewesen waren. Hier ist in erster Linie der Westfälische Friede (1648) zu nennen, der für 150 Jahre das zentrale Fundamentalgesetz des Reiches gewesen ist und als „immerwährende Satzung und Grundgesetz des Reiches“ „für die Geistlichen und Weltlichen“ galt und „immerdar zu befolgen“ war (Art. XVII § 2 IPO)¹².

In ihm waren die reichsunmittelbaren Güter gemäß der Normaljahrsregelung des Art. V § 14 IPO den jeweils besitzenden Reichsständen, seien sie katholisch oder protestantisch, zugesprochen worden, die sie am 1. Januar 1624 tatsächlich besessen hatten.¹³ Eine vergleichbare Regelung für das mittelbare Kirchengut enthielt Art. V § 25 und § 26 IPO, der diesen geistlichen Besitz nach dem gleichen Stichtag verteilte (1. Januar 1624). Art. VIII § 1 IPO garantierte den Landesherrn die freie Ausübung der Landeshoheit, „daß sie von niemanden jemals unter irgendeinem Vorwand tötlich gestört werden können oder dürfen“. Es war daher eine Fiktion, wenn man davon ausging, daß der RDH eine Weiterbildung der Reichsverfassung gewesen sei wie Gaspari meint¹⁴ und was auch die Vertragsschließenden behaupten mußten. Die Unhaltbarkeit dieser Fiktion demonstriert drei Jahre später das Lossagungsschreiben der Rheinbundstaaten vom 1. August 1806: „Indem sie sich durch gegenwärtige Erklärung von ihrer bisherigen Verbindung mit dem deutschen Reichskörper lossagen, befolgen sie bloß das durch frühere Vor-

¹² Umfassende Darstellung der zum Westfälischen Frieden erschienenen Literatur jetzt in: Bibliographie zum Westfälischen Frieden, hrsg. von Heinz Duchhardt, Münster 1996. Aus der neueren Literatur Christoph Link, Die Bedeutung des Westfälischen Friedens in der deutschen Verfassungsentwicklung, Juristenzeitung 1998, S. 1 ff.; vgl. ferner Martin Heckel, Deutschland im konfessionellen Zeitalter, Göttingen 1983, ders., Der Einfluß des christlichen Freiheitsverständnisses auf das staatliche Recht, Essener Gespräche Bd. 30, Münster 1996; zu den Grundfragen des konfessionellen Zeitalters vgl. die wegweisende Darstellung von Martin Heckel, Autonomia und Pacis Compositio, Parität (1) und Itio in partes abgedruckt in: Martin Heckel, Gesammelte Schriften, hrsg. von Klaus Schlaich, Bd. 1, Tübingen 1989, S. 1 ff., 106 ff. und 636 ff.; Bernd Mathias Kremer, Der Westfälische Friede in der Deutung der Aufklärung, Tübingen 1989, ders., Die Interpretation des Westfälischen Friedens durch die „Schulen des Jus Publicum“, in: Heinz Duchhardt (Hrsg.), Der Westfälische Friede, Diplomatie – politische Zäsur – kulturelles Umfeld – Rezeptionsgeschichte, München 1998, S. 757 ff., ders., Der Westfälische Friede und die staatsphilosophisch-politischen Toleranzbestrebungen im 18. Jahrhundert, in: Festschrift für Martin Heckel, hrsg. von Karl-Hermann Kästner, Knut Wolfgang Nörr und Klaus Schlaich, Tübingen 1999, S. 563 ff. Umfassende Darstellung der historischen Zusammenhänge bei: Karl Otmar Freiherr von Aretin, Das Alte Reich, Bd. 1-3, Stuttgart 1993-1997; Heinz Duchhardt, Deutsche Verfassungsgeschichte 1495-1806, Stuttgart 1991, S. 170 ff.; Rudolf Vierhaus, Deutschland im Zeitalter des Absolutismus, Göttingen 1984; Karl Otmar Freiherr von Aretin, Vom Deutschen Reich zum Deutschen Bund, Göttingen 1980; Wilhelm Brauneder, Österreichische Verfassungsgeschichte, Wien 1998.

¹³ Zur Normaljahrsregelung, Kremer, Der Westfälische Friede, S. 132 ff.

¹⁴ „So bildete sich sehr allmählig, nicht nach einem überdachten Plan als Resultat philosophischer Untersuchungen, sondern meist zufällig, die sonderbare künstliche, verwickelte Maschine Deutsche Staatsverfassung genannt. Sie ist, noch nicht ganz ausgebildet, und wird es wahrscheinlich niemals werden.“ Der Deputations-Recces, 1. Th., (o. Anm. 4), S. 61.

gänge und selbst durch Erklärungen der mächtigen Reichsstände aufgestellte System. Sie hätten zwar den leeren Schein einer erloschenen Verfassung beibehalten können, allein sie haben im Gegenteil ihrer Würde und der Reinheit ihrer Zwecke angemessener geglaubt, eine offene und freie Erklärung ihres Entschlusses und der Beweggründe, durch welche sie geleitet worden sind abzugeben“.¹⁵ Dieser Erklärung mußte zwangsläufig die Niederlegung der Kaiserkrone folgen, da sie die Auflösung des Reichsverbandes bedeutete, dessen kleinere Mitglieder durch die Säkularisation und die Mediatisierung (Aufhebung und Annexion der weltlichen Staaten und Reichsstädte) bereits untergegangen waren.

2. Die Verweltlichung der Staatsidee

Die Säkularisation als rechtlicher und geistesgeschichtlicher Vorgang erklärt sich auch daraus, daß das ihr vorausgegangene Jahrhundert gegenüber der früheren Auffassung die Weltlichkeit des Staates betont hatte. Noch Reinking hatte erklärt: „Das Gesetzbuch Gottes und dessen Observantz / ist die beste Ratio Status / oder Versicherung des Staates“.¹⁶ Dieser Sicht stellte nun der protestantische Kirchenrechtler Pfaff den Satz gegenüber: „Ich setze hier als eine ungezweiffelte Wahrheit zum Grunde, daß die Obrigkeit alleine deswegen gesetzt seyn, die securitaten publicam zu erhalten, und fest zu setzen“.¹⁷ Die Auffassung, daß Kirche und Staat in ihrem Ursprung und in ihrem Zweck ganz verschiedene Bereiche seien, war in dieser Epoche Allgemeingut geworden.¹⁸ Sie stellte damit den immer noch praktizierten Summepiskopat der evangelischen Landesherrn in Frage¹⁹, machte jedoch in gleicher Weise die Verbindung von geistlicher und weltlicher Gewalt in der Hand der geistlichen Reichsfürsten illegitim, da sich ein Fürst nicht um die Seeligkeit seiner Untertanen zu

¹⁵ Die Lossagung der Rheinbundstaaten vom deutschen Reichsverbande, in: Das Ende des Alten Reiches (o. Anm. 1), S. 84 ff., S. 85 f. „Die Begebenheiten der drei letzten Kriege, welche Deutschland beinahe ohnunterbrochen beunruhigt haben, und die politischen Veränderungen, welche daraus entsprungen sind, haben die traurige Wahrheit in das hellste Licht gesetzt, daß das Band, welches bisher die verschiedenen Glieder des deutschen Staatskörpers miteinander vereinigen sollte, für diesen Zweck nicht mehr hinreiche, oder vielmehr, daß es in der Tat schon aufgelöst sei.“ Ebd. S. 84f.

¹⁶ Theodor Reinking, *Bibliche Policy In drey Stände*, Frankfurt am Mayn 1653, S. 98.

¹⁷ Christoph Matthäus Pfaff, *Academische Reden über das sowohl allgemeine als auch Teutsche Protestantische Kirchen-Recht*, Tübingen 1742, S. 48.

¹⁸ Christian Thomasius und Enno Rudolph Brenneysen, *Das Recht Evangelischer Fürsten in Theologischen Streitigkeiten*, Halle 1696. S. 167.

¹⁹ Zum landesherrlichen Kirchenregiment, Kremer, *Der Westfälische Friede* (o. Anm. 12), S. 240 ff.

kümmern habe.²⁰ In der Kombination von weltlicher und geistlicher Gewalt in der Hand eines Fürstbischofs wird nun ein „allgewaltiger Druck“ gesehen, unter dem sich „schwerlich jemahlen ein glückliches Loos“ des Volkes gedenken lasse.²¹

Die theoretisch sich vollziehende Ausscheidung der Verantwortung des Fürsten für das geistliche Wohl seiner Untertanen war selbstverständlich keine Entwicklung, die „schlagartig“ die Staatenpraxis prägte. Dagegen sprach schon der weiterhin bestehende Summepiskopat der evangelischen Landesherrn; dagegen sprach ebenso das nach wie vor viele Fürsten bestimmende christlich geprägte Staatsethos, das sich länger hielt, als die staatsphilosophisch vollzogene Bereichsscheidung. Dies demonstriert z.B. die in Baden-Durlach unter Markgraf Carl-Friedrich, dem späteren Großherzog, erlassene General-Synodal-Verordnung vom 25. Mai 1752 in der kirchliche *u n d* staatliche Strafen gegen nicht regelmäßig am Gottesdienst und Abendmahl teilnehmende Untertanen angekündigt werden, weil der Markgraf sich durch das Unterlassen von Sanktionen nicht „dieser schweren Sünden theilhaftig“ machen wolle.²²

Trotz dieser retardierenden Elemente ist jedoch festzuhalten, daß die Aufklärungsepoche nicht nur der religiösen Fundierung von staatlicher Herrschaft das Fundament entzog, sondern in besonderer Weise auch die Einheit von geistlicher und weltlicher Gewalt ins Visier nahm.²³ Dies wird besonders deutlich bei Moser, der meint, daß „dieser Geist der Hierarchie nun ist, der in Catholischen Landen mit allgewaltigem Druck das Volk beherrscht, in solchen aber am wirksamsten ist, wo die Geistlichkeit an der Regierung des Staats nahen Antheil und unmittelbaren Einfluß oder das Land selbst einen geistlichen

²⁰ „Denn wenn ich frage: muß wohl ein Fürst, als ein Fürst, sich um die Seeligkeit seiner Unterthanen bekümmern? so wird ein vernünftiger ohnfehlbar mit nein darauf antworten. Denn der Endzweck aller Republiken ist nicht die Religion; sondern die Sicherheit. Ergo gehört dies Sorge gar nicht hierher ...“ Nicolaus Hieronymus Gundling, Allgemeines Geistliches Recht der drey Christlichen Haupt-Religionen, Bd. 1-2, Franckfurt und Leipzig 1743-44, Bd. 1, S. 854.

²¹ Moser, Ueber die Regierung der geistlichen Staaten (o. Anm. 2), S. 21.

²² „... sondern Wir selbst sind auch, besonders in Ansehung aller Unserer Diener ernstlich gemeinet, diejenigen, welche sich zur evangelischen Religion bekennen, und gleichwohl des öffentlichen Gottesdiensts und heiligen Nachtmahls zum Aergerniß anderer sich enthalten, mit Ungnaden anzusehen, um Uns nicht selbst durch Verstattung solcher Ärgernisse dieser schweren Sünden theilhaftig zu machen.“ Carl Fridrich Gerstlacher, Sammlung aller Baden-Durlachischen das Kirchen – und Schulwesen ... betreffenden Verordnungen, 1. Bd., Carlsruhe 1773, S. 70 ff. Die Verordnung, wegen der Sabbatfeiern, S. 94 ff., sah u.a. kirchliche und staatliche Strafen beim Fernbleiben vom Gottesdienst vor (u.a. Eintürmung). Das General-Rescript vom 3. Oktober 1755, ebd. S. 122, legte jährliche Hausvisitationen zur „Untersuchung des Christenthums jeder Haushaltung“ fest. Die Schulvorschriften, ebd., S. 211, bestimmten einen Unterricht der täglich von geistlichen Themen, wie Predigtwiederholen, Psalmenunterricht, Katechismuskunde und Biblischer Historie geprägt war.

²³ Kremer, Der Westfälische Friede (o. Anm. 12), S. 290.

Herrn zum Regenten hat“.²⁴ – Die Säkularisation der geistlichen Territorien war damit vorbereitet und entsprach der überwiegenden Auffassung, als sie durch größeren und mittleren Staaten durchgesetzt wurde. Die geistesgeschichtliche Entfernung von dem bisher, insbesondere dem Süden des Reiches prägenden geistlich/weltlichen Doppelstaat, erklärt vielleicht auch das Faktum, daß sich gegen die Entsetzung ihrer Landesherrn die Untertanen kaum wehrten und der Übergang zur neuen Herrschaft vielfach mit „fliegenden Fahnen“ stattfand.²⁵

3. Die Profanierung der Reichsidee

Zu den Ursachen, die das Klima für die Säkularisation vorbereitet haben, gehört die Profanierung der Reichsidee und die Enttheologisierung staatlicher Macht. Zwar stand noch immer im Meßformular der Krönungsliturgie des Kaisers der Satz, daß das Heilige Römische Reich zur Verkündigung des Evangelium eingerichtet worden sei,²⁶ diese Aussage entsprach aber keineswegs mehr dem zeitgenössischen Denken und darüber hinaus auch nicht der politischen Lage in der sich Europa nach den Revolutionskriegen²⁷ und unter der Herrschaft Napoleons befand. Sprach sich doch der französische Kaiser selbst zu, daß er nunmehr an die Stelle Karls des Großen getreten sei.²⁸

Die theologische Fundierung des Reiches war bereits durch die Reformation ins Wanken geraten mit dem Westfälischen Frieden noch problematischer geworden. Zur eigentlichen Entmythologisierung der Reichsidee setzte jedoch erst das Staatsdenken des Aufklärungszeitalters an, wenn sich auch formale

²⁴ Über die Regierung (o. Anm. 2), S. 23.

²⁵ A. Willburger, Die Säkularisation und die Aufhebung der Prämonstratenserklöster in Württemberg, F.D.A. 28. Bd. (1927), S. 259 ff. S. 288 f. berichtet, daß der neue Herzog von Weißenau, Erbgraf Franz von Sternberg mit fast byzantinischen Ehrungen empfangen worden sei. „Allgemeines Verlangen nach diesem Besuch (...) und einstimmiges Bestreben zu Beweisung jedes möglichen Merkmals der tiefsten Ergebenheit belebte alle Bewohner des hiesigen Stiftes“, heißt es in einem zeitgenössischen Bericht. – Heute birgt das Kloster eine psychiatrische Anstalt.

²⁶ Kremer, Der Westfälische Friede (o. Anm. 12), S. 9.

²⁷ Zur Bedeutung der französischen Revolution für die politische Entwicklung Südwestdeutschlands vgl.: Hans-Otto Mühleisen (Hrsg.), Die Französische Revolution und der deutsche Südwesten, München Zürich 1989.

²⁸ „Für den Papst bin ich Karl der Große, weil ich wie Karl der Große die Krone Frankreichs mit der lombardischen vereinige und weil mein Reich an den Orient grenzt! Ich verlange daher, daß man sein Benehmen gegen mich nach diesem Gesichtspunkt richte! Wenn man sich gut aufführt, will ich nichts an dem äußeren Schein ändern, im andern Fall aber werde ich den Papst zu einem römischen Bischof herabsetzen!“ Brief Napoleons an Kardinal Fesch vom 7. Januar 1806, abgedruckt in Heribert Raab (Hrsg.), Kirche und Staat, von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, München 1966, S. 227 f.

Reste des Gottesgnadentums bis zum Ende der Monarchie im 20. Jahrhundert hielten.²⁹ – Die Distanz die sich aufgrund der Reformation und der modernen Staatsauffassung zu dem ursprünglichen Stiftungsgedanken des Reiches ergab, rührte zwangsläufig auch an dessen Säulen, den Fürstbischöfen und geistlichen Territorialherren, für deren Doppelstellung als geistlicher und weltlicher Landesherr bestand keine spezifische Begründung mehr, die sich aus dem Ursprung und der Widmung des Reiches ergab.³⁰ In krassen Worten drückte Gundling die dieseitige Begründung aller staatlichen Macht aus, wenn er meint, daß das Imperium nur ein „artificium humanum“ sei und derjenige ein Narr wäre, der es „immediate a Deo deduciren will“.³¹ Moser bezeichnet es als unverständlich und als „ein Glück vor die Fürsten, daß das Volk, aber auch nur das Volk, noch immer dem Wahn steht: daß Gott die Fürsten mache.“³² Weder dem Reich noch den Fürsten kam damit eine theologische Begründung ihrer Herrschaft zu. Das Geistliche am Reich und in seinem Oberhaupt waren fragwürdig ja antiquiert.³³ Damit bestanden auch keine Hemmungen durch Übertragung der geistlichen Territorien auf die weltlichen Fürsten die besondere Bindung des Reiches zur kath. Kirche, soweit sie nach der Reformation und dem Westfälischen Frieden noch verfassungsgemäßen Bestand hatte, zu beenden.³⁴

4. Der Josephinismus

Es darf nicht übersehen werden, daß die josephinischen Reformen in den Erbstaaten das Klima mitprägten, das geistesgeschichtliche Voraussetzung für die Säkularisation, mit ihren enormen Eingriffen in die geistlichen Korporationen, bis hin zu ihrer Existenzvernichtung, war.

²⁹ Zu diesem Komplex: Bernd Mathias Kremer, Die Diskussion um die geistlichen Rechte des Kaisers im 18. Jahrhundert, ZRG 117 Kan. Abt. 86 (2000), S. 446 ff.

³⁰ Kremer, ebd. S. 450 ff.

³¹ Gundling, Allgemeines Geistliches Recht (o. Anm. 20), Bd. 1, S. 854. Vgl. Kremer, Der Westfälische Friede und die staatsphilosophisch – politischen Toleranzbestrebungen (o. Anm. 12), S. 568 ff.

³² Ueber die Regierung der geistlichen Staaten (o. Anm. 2), S. 103. „In so fern Gott auch Schöpfer und Erhalter der Lowen, Baren Tiger, Wolfe, Füchse, und aller wilden reißenden Thiere ist, ist er auch Schöpfer der Neronen...aber zu Fürsten macht er sie nicht, er läßt nur zu, wenn sie nach der einmal zur Regel gewordenen Verirrung des Europäischen menschlichen Verstandes nun als Fürsten gebohren werden, oder wenn sie sich selbst dazu machen und von anderen dazu erkohren werden.“ Ebd. S. 103.

³³ Kremer, Die Diskussion um die geistliche Rechte, S. 449.

³⁴ Durch die Reformation, den Religionsfrieden und den Westfälischen Frieden war noch keine Säkularisierung der Reichsverfassung eingetreten. Vgl. Martin Heckel, Parität I, Gesammelte Schriften (o. Anm. 12), Bd. I, S. 106 ff., S. 149. Zu den noch im 18. Jahrhundert bestehenden geistlichen Rechten des Kaisers vgl. Kremer, Die Diskussion um die geistlichen Rechte (o. Anm. 29), *passim*.

Das österreichische Staatskirchentum hatte den Kampf gegen die kath. Kirche aufgenommen, soweit sie sich seinem Absolutheitsanspruch und seinen politischen Zielen widersetzte. Allein staatlicherseits verfügte Bistumsgründungen und ebenso angeordnete Klosteraufhebungen, demonstrierten den Primat des Staatskirchenrechts. Die Nützlichkeitsdiskussion über die Klöster, deren Existenzrecht nur noch bejaht wurde, wenn sie der Schule und Wissenschaft sowie der Krankenpflege dienten, lieferte bereits einige Jahrzehnte vor der eigentlichen Säkularisation die Argumente, die Skrupel bei der Aufhebung der Klöster nicht entstehen ließen.³⁵ Wie die Form der Religionsausübung in seinen Staaten aussehen soll, und welche Mißbräuche er, d. h. auch Klöster die als nicht „produktiv“ einzuordnen sind, aufheben will, entscheidet allein der Landesherr. Diese Ansicht wird mehr als deutlich in einem Antwortschreiben des Staatskanzlers Kaunitz an der päpstlichen Nuntius Garampi aus dem Jahre 1781. Nach diesem verdanken die Klöster ausschließlich dem Landesherrn, daß sie in einen Staat aufgenommen sind. Im übrigen hätte die Christenheit in den ersten Jahrhunderten von Ordenseinrichtungen überhaupt nichts gewußt und sie würde auch heute noch nicht von ihnen wissen, wenn der Staat nicht so gefällig gewesen wäre, sie aufzunehmen. Daher hat er auch das alleinige Recht, hinsichtlich ihrer Existenz Verfügungen zu treffen. Er ist dabei in seinen Entscheidungen niemals von der Kirche abhängig, weil der römische Stuhl „nicht die mindeste Gewalt im Staate haben kann“.³⁶

Auf der Grundlage dieser Einstellung erfolgte die josephinische Kirchen- und Klosterreform,³⁷ die auch in Vorderösterreich³⁸ zahlreiche Klöster traf, und z. B. das Ende für das vor den Toren der Stadt Freiburg gelegene Kartäuserkloster bedeutete. Zum Teil konnten sich die Klöster in letzter Minute vor der Aufhebung dadurch retten, daß sie neue Aufgaben übernahmen und damit in die Kategorie der nützlichen Anstalten eingeordnet wurden. Im Gegensatz zur großen Säkularisation zielten die josephinischen Klosteraufhebungen je-

³⁵ Zu den josephinischen Reformen vgl. Kremer, *Der Westfälische Friede und die staatsphilosophisch-politischen Toleranzbestrebungen* (o. Anm. 12), S. 576 ff.

³⁶ Staatskanzler Kaunitz an Nuntius Garampi am 19. Dezember 1781, in: Raab, *Kirche und Staat* (o. Anm. 28), S. 203 ff., S. 205.

³⁷ Zum Josephinismus, vgl. insbesondere den Sammelband von Elisabeth Kovács (Hrsg.), *Katholische Aufklärung und Josephinismus*, München 1979.

³⁸ Eberhard Gothein, *Der Breisgau unter Maria Theresia und Joseph II.*, Heidelberg 1907. Liste der aufgehobenen Klöster in Vorderösterreich bei Joseph Petzek, *Systematisch-chronologische Sammlung aller jener Gesetze und allerhöchsten Verordnungen, die von älteren Zeiten her, bis auf 1794 für die vord.-östr. Lande erlassen worden sind, und itzt noch bestehen*, Bd. I – IX, Freyburg im Breisgau 1792–96, Bd. IX, III. Abth., S. 146 ff. Auffallend ist die relativ große Zahl von Frauenklöstern, die aufgehoben wurden.

doch nicht auf die materielle Bereicherung des Staates ab. Das Vermögen sollte vielmehr „zur Beförderung der Religion und des damit verknüpften Besten des Nächsten“ verwendet werden.³⁹

5. Kampf gegen die Kirche und Unverständnis für das monastische Leben

Die Säkularisation des Jahres 1803 war vorbereitet worden, durch ein geistiges Klima der Bekämpfung der Kirche, die viele Literaten prägte und auch von der Herrschern Besitz ergriffen hatte. Nicht nur die besondere Rechtsstellung der Kirche, sondern auch ihre göttliche Stiftung wurden dabei angezweifelt. Nach der Auffassung Königs Friedrich d. Gr. von Preußen ist die Kirche in ihrer ganzen Erscheinungsform nur Menschenwerk. Sie sei „ein Werk der Staatskunst, des Ehrgeizes und des Eigennutzes der Priester. Statt etwas Göttliches darin zu finden, trifft man nur auf lästerlichen Mißbrauch mit dem höchsten Wesen.“⁴⁰ Es wird nun behauptet, daß die Hierarchie dem menschlichen Geschlecht und Deutschland insbesondere, unendlichen Schaden aller Arten getan habe und die Verbreitung von Licht und Wahrheit aufhalten würde.⁴¹

Dieser Haß zentrierte sich vor allem auf die Klöster. „Mönche aber sind von Natur unvernünftige Thiere, nemlich im höchsten Grad abergläubisch, entweder tumm, oder arglistig“, schrieb selbst ein so bedeutender Gelehrter wie Christian Thomasius.⁴² In besonders aggressiver Weise polemisierte die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Vorderösterreich kursierende Zeitschrift der „Freymüthige“ gegen die Orden. Die Mönche hätten dazu beigetragen, „anstatt einer heitern, lebenswürdigen, weisen, und den Vorschriften der Vernunft harmonisierenden, mit einem Worte göttlichen Religion die abscheulichen Geburten einer kranken Einbildung, und eines trübsinnigen Fanatismus auf den Schauplatz zu stellen.“⁴³ Ihre Welt sei das sorglose Leben ihr Es-

³⁹ Bernd Mathias Kremer, *Die Birnau im Anschauungswandel zwischen Barock und Gegenwart*, in: Ders. (Hrsg.), *Barockjuwel am Bodensee, 250 Jahre Wallfahrtskirche Birnau*, Lindenberg 2000, S. 360.

⁴⁰ Die Werke Friedrich des Großen in deutscher Übersetzung, hrsg. von Gustav Berthold Volz, Bd. 8 *Philosophische Schriften*, Berlin 1913, Vorrede zum Auzug aus *Fleurys Kirchengeschichte* (1766), S. 103 ff.

⁴¹ Moser, *Ueber die Regierung der geistlichen Staaten* (o. Anm. 2), S. 134.

⁴² Christian Thomasius, *Kurtzer Entwurf der politischen Klugheit*, Leipzig 1744, S. 53.

⁴³ Anonym = Abt Steyrer von St. Peter, *Nöthige Anmerkungen über das neunte Stück einer Monatschrift, der Freymüthige genannt von einer Gesellschaft zu Freyburg in Breisgau*, o.O.1785, S. 11. Abt Steyrer zitiert und kommentiert engagiert in dieser Publikation die aggressiven Vorwürfe gegen das Ordensleben.

sen und Trinken und Ihre Lust – und Erquickungstage.⁴⁴ „Der höchste Jammer, der aus diesem beschaulichen, einsamen, und geschäftslosen frommen Leben hervorging, war der Fanatismus, der die sanfte Religion Jesu mit Blut befleckte und das Lamm umwandelte in einen reißenden Tiger.“⁴⁵ – In dieser – wenn auch nicht stets so krassen – Form schallte es vielfach den Klöstern entgegen und man wird Heribert Raab zustimmen können, wenn er feststellt, daß durch derartige Publikationen in der öffentlichen Meinung die Überzeugung gefestigt worden sei, daß aufgeklärte Staaten derartige rückständige geistliche Gebiete annektieren dürfen, weil diese Priesterstaaten dem Fortschritt der aufgeklärten Menschheit im Wege ständen.⁴⁶

In subtilerer Weise als durch diese grobschlächtige Polemik, entstanden jedoch auch Gefahren durch die literarischen Verfechter josephinischer Anschauungen über das Verhältnis von Staat und Kirche, die den politischen Ambitionen der Staatsmänner die wissenschaftliche Grundlage lieferten. Diese steigerten sich bis zur Behauptung einer Staatsvorherrschaft, die auf dem Hintergrund unser geschichtlichen Erfahrungen uns Schrecken einflößt, wenn der Kirchenrechtler Gmeiner feststellt, daß Christus der Kirche keine Gewalt gegeben habe etwas anzuordnen, was dem Staate schädlich sei. Die Übereinstimmung einer von Gott geoffenbarten Religion mit dem Endzweck des Staates sei das Kennzeichen ihrer Wahrheit. Ihr Widerspruch hingegen „ein hinlängliches Merkmal ihrer Falschheit.“⁴⁷ Entscheidungen, die die Kirche betreffen, habe der Kaiser und nicht diese zu fällen, denn der göttliche Urheber wolle nicht,

⁴⁴ Ebd., S. 61. Der Salemer Exkonventuale Joseph Dionys Ebe (1773 – 1834) hat uns einen Bericht über den anstrengenden und anspruchsvollen Tageslauf der Mönche in seiner Klosterzeit überliefert, der die immer wieder erhobenen Vorwürfe des Wohllebens der Mönche mehr als deutlich widerlegt. Dieser Bericht vermittelt uns darüber hinaus ein beeindruckendes Bild der Lebensverhältnisse in einem Konvent am Ende des 18. Jahrhunderts. Abgedruckt in: FDA, 6. Bd. (1871), S. 220 ff. Interessant auch der Kommentar Steyvers zu den Auslassungen des Freymüthigen: „Wenn ich Meister wäre, wollte ich die freymüthigen Gesellen in ein Koster einsperren, und sie zwingen, so zu leben, wie die Klostergeistlichen. Ich wollte wetten dürfen, sie würden dieser, ihrer Einbildung nach, so ergotzlichen Welt bald überdrüssig seyn.“ A.a. O., S. 61.

⁴⁵ Die Möncherey (o. Anm. 3), S. 28 „... der Satan der Mystik! Beyde erzeugten die orthodoxesten Theologen, die an den dümmsten Religions – Wort – Streitigkeiten fanatischen Antheil nahmen, förmliche Kirchen – Congresse abhielten, Concilien genannt – Millionen Menschen unglücklich machten, ganze Länder verwüsteten, Aufruhr predigten und Thronen erschütterten“. Ebd., S. 28 f.

⁴⁶ Geistige Entwicklungen und historische Ereignisse im Vorfeld der Säkularisation, in: Anton Rauser (Hrsg.), Säkularisierung und Säkularisation vor 1800, Paderborn 1976, S. 9 ff., S. 38; Zu diesem Komplex vgl. Hans-Otto Mühleisen, Der politisch – literarische Kampf um die südwestdeutschen Klöster in der Zeit der Französischen Revolution in: Ders. (Hrsg.), Die Französische Revolution (o. Anm. 27), S. 203 ff.

⁴⁷ Franz Xaver Gmeiner, Kirchenrecht, T. I – II, 2. Aufl. Graz 1790, T. I., S. 156 und S. 155 Anm.³.

„daß die Majestät durch eine solche direkte, oder indirekte, Macht beschränkt sey“.⁴⁸

Mit Nachdruck wird dafür gesorgt, daß derartige Auffassungen auch von den öffentlichen Lehrkanzeln verkündigt werden. Als Fürstbischof Rodt von Konstanz 1777 die Verwaltung des Konstanzer Studienfonds und die Benennung der Lehrer der Theologie für sich einforderte, polemisiert der mit einem Gutachten beauftragte Kirchenrechtler Riegger, daß auf keinen Fall in dieser Frage einem auswärtigen, auf seine Rechte eifersüchtigen, Bischof nachgegeben werden dürfe. „Auf welch eine elende, pedantische und zugleich schädliche, auch den geläuterten Grundsätzen ganz entgegengesetzte Art die Theologie und das jus canonicum im bischöflichen Seminar unter den Augen und der unmittelbaren Aufsicht des Bischofs der jungen Geistlichkeit vorgetragen werde, sei bekannt genug“. Die Universität Freiburg habe das deutlichste und zugleich traurigste Beispiel abgegeben.⁴⁹

Von primitiver Polemik gegen die Kirche und die Klöster bis zum wissenschaftlich begründeten Ausbau einer staatlichen Allmacht, reicht daher der „Wind“, der der Kirche und insbesondere den Klöstern in dieser Epoche entgegenblies. Sie zeigte sich in gewisser Weise wehrlos⁵⁰ und mußte zusehen, wie ihre Stellung unter den massiven Angriffen der öffentlichen Meinung erodierte. – Diese Entwicklung ist insoweit überraschend, als in dieser Epoche, trotz der nicht abzuleugnenden Schattenseiten⁵¹ sich die Konvente vielfach stabilisierten und einzelne Klöster durch ihre wissenschaftliche Arbeiten einen weit leuchtendes Ansehen im ganzen Reich gewonnen hatten.⁵² Die Polemik ist auch nicht zu erklären aufgrund des angeblichen Rückstandes der geistlichen Staaten, worauf die neue Forschung mit Nachdruck hingewiesen

⁴⁸ Karl Anton von Martini, Erklärung der Lehrsätze über das allgemeine Staats- und Völkerrecht, Th. 1 – 2, Wien 1791, Th. 1, S. 224 f. Fürstabt Martin Gerbert von St. Blasien spricht im Zusammenhang mit dieser staatskirchenrechtlichen Richtung von dem von den Protestanten „ausgekochten System des Kirchenstaats“ ebenso wie von der Anwendung staatlicher Theorien auf die Kirche durch Juristen, die kaum der Grundlagen des Glaubens und der Dogmatik der Kirche kundig seien. Kremer, Der Westfälische Frieden (o. Anm. 12), S. 282.

⁴⁹ Gothein, Der Breisgau unter Maria Theresia und Joseph II. (o. Anm. 38), S. 70 f.

⁵⁰ Zur Diskussion der Säkularisationsproblematik in der kanonistischen Literatur, vgl. Hans-Wolfgang Strätz, Wegweiser zur Säkularisation in der kanonistischen Literatur in: Rauscher, Säkularisierung und Säkularisation (o. Anm. 46), S. 43 ff.; Engelbert Plassmann, Staatskirchenrechtliche Grundgedanken der deutschen Kanonisten an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, Freiburg Basel Wien 1968, insbes. S. 39 ff.

⁵¹ Vgl. die Darstellung von Schmid, Die Säkularisation der Klöster in Baden (o. Anm. 9).

⁵² Wolfgang Müller, Geschichtsschreibung und Theologie in: Das Tausendjährige St. Blasien, 200 jähriges Domjubiläum, Bd. II. Aufsätze, Karlsruhe 1983, S. 133 ff.

hat.⁵³ Geistliche Kleinstaaten, wie die Reichsabteien, waren auch nicht rückständiger als vergleichbare kleine weltliche Staatsgebilde, deren beschränkte Ressourcen der Entfaltung eines wirtschaftlichen und sozialen „Staatslebens“ enge Grenzen setzten.

Es fällt auf, daß die geschilderten Tendenzen in eine Zeit fallen, die sich unmittelbar an den Höhepunkt der barocken Frömmigkeitsentfaltung anschließt. Diese wurde innerhalb weniger Jahre durch staatliche Maßnahmen und gleichlaufende kirchliche Eingriffe, wie durch den Konstanzer Generalvikar und späteren Bistumsvermeser von Wessenberg, massiv bekämpft und teilweise unterdrückt.⁵⁴ Gegen diese Eingriffe in die überkommene Religionspraxis hat sich das Volk stärker gewehrt, als gegen den späteren Verlust der angestammten geistlichen Landesherrn.⁵⁵ Im Gegenteil, es ist festzustellen, daß dieser Machtwechsel ziemlich geräuschlos über die Bühne ging und sich die Untertanen relativ schnell mit den neuen Machthabern arrangierten.⁵⁶

Es fällt ferner auf, daß das drohende Ende der geistlichen Territorien und Ordenseinrichtungen sich in einer Epoche abzeichnete – und schließlich eintrat – in der flächendeckend unmittelbare und mittelbare Klöster große Neu-

⁵³ Dies war früher ein verbreitetes Vorurteil vgl. etwa C. W. F. L. Freiherr von Drais, *Geschichte der Regierung von Baden unter Carl Friederich*, Bd. 1, Karlsruhe 1816, S. 17: „Vor der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts thronte überhaupt noch die Finsternis“... „Das Volk war noch sehr abergläubisch, ungeschickt und unthätig zugleich, wenigstens im südlichen Teutschland.“ Hingegen lobt der sonst so kritische Beobachter der geistlichen Staaten, von Moser, schon damals das Engagement der Geistlichen für die Kultur und die Aufklärung der Menschheit. „... waren es erleuchtete Deutsche Bischöfe, Prälaten und Geistliche aller Claßen selbst und zuerst, welche durch Wort, That und Ermunterung anderer Licht und Aufklärung herbeyruften und dem kommenden Tag den Weg zu bahnen suchten.“ Ueber die Regierung der geistlichen Staaten (o. Anm. 2), S. 134. Zur neueren Beurteilung des Zustandes der geistlichen Staaten vgl. von Oer, *Zur Beurteilung der Säkularisation* (o. Anm. 8), S. 515. Oer meint, daß sich heute die pauschalen Negativurteile nicht mehr aufrecht erhalten lassen.

⁵⁴ Kremer, *Die Birnau im Anschauungswandel* (o. Anm. 39), S. 358 ff., 367 f. Zur Frömmigkeitsgeschichte der Barockzeit vgl. Wolfgang Müller, *Katholische Volksfrömmigkeit in der Barockzeit*, in: *Barock in Baden-Württemberg*, hrsg. vom Bad. Landesmuseum Karlsruhe, Karlsruhe 1981, Bd. 2, S. 399 ff; Hans Dünninger, *Zur Geschichte der barocken Wallfahrt im deutschen Südwesten*, ebd., Bd. 2 S. 409 ff.; Andreas Veit und Ludwig Lenhart, *Kirche und Volksfrömmigkeit im Zeitalter des Barock*, Freiburg 1956.

⁵⁵ Die Aufhebung der Kapellen mußte 1789 eingestellt werden, weil, wie die vorderösterreichische Regierung 1789 berichtete, die Beamten der Gefahr unterliefen mißhandelt zu werden und ein allgemeiner Aufstand drohte. Gothein, *Der Breisgau unter Maria Theresia und Joseph II.* (o. Anm. 38), S. 87 f. Zu den Wallfahrten im Erzbistum Freiburg, Hermann Brommer (Hrsg.) *Wallfahrten im Erzbistum Freiburg*, München, Zürich 1990.

⁵⁶ Dies kommt z. B. deutlich durch die Huldigungsdanksagungen und Huldigungsgedichte der Universität bei der Inthronisation des ersten Freiburger Erzbischofs (Bernhard Boll) im Jahre 1827, rund zwei Jahrzehnte nach dem Übergang des Breisgaus an Baden, zum Ausdruck: „Heil Ludwig Dir! deß Ruhm sich ewig mehre, Erhab'ner Herrscher über Badens Land! Es schmücke unsre Tempel und Altäre. Mit neuer Würde Deine Segenshand.“ P. Albert, *Die Vorgänge und Festlichkeiten in Freiburg bei der Weihe und Einführung des ersten Erzbischofs*, F. D. A., 29. Bd. (1928), S. 115 ff., S. 166 f.

bauten hochzogen, die von ihrer Existenz und ihrem Kunstsinn, soweit sie nicht, wie z. B. wie in Tennenbach oder in Ettenheimmünster ganz, bzw. in Schuttern und in Schwarzach teilweise, der Spitzhacke zum Opfer fielen, noch heute ein beeindruckendes Zeugnis ablegen. Gegen diese Bauten hat eine barockfeindliche Epoche eingewandt, daß die Klöster mit ihnen ihren „eigenen Mördergeist heraufbeschworen“ hätten.⁵⁷ Die Vertretbarkeit dieser Bauten, die weniger (insbesondere was ihre Dimensionen und Ausstattung betrifft) klösterlichen Bedürfnissen entsprachen, und daher teilweise, wie in Schussenried oder Weingarten, in ihrer Entwicklung stecken blieben, wird man aufgrund der monastischen Ideale nachdrücklich hinterfragen müssen. Man darf sie aber nicht isoliert sehen, weil sie dem allgemeinen Repräsentationsbedürfnis dieser Zeit entsprachen, dem nicht weniger die fürstlichen Landesherrn, oft bis zum kleinsten Reichsfreiherrn hin, verfallen waren. Staatlichkeit verwirklichte sich in dieser Zeit auch durch die Präsentation von Bauwerken, was den ungeheuren „Bauboom“ dieser Epoche erklärt. Kritisch ist auch das Repräsentationsbedürfnis von Fürstbischöfen, Fürststäben und Äbten zu sehen, das oft hinter dem ihrer weltlichen „Kollegen“ nicht zurückstand. Damit hatte sich der geistliche Stand in einer Weise den weltlichen Territorialherrscher konform gemacht, der seinen geistlichen Anspruch beschädigte und die Austauschbarkeit einer Herrschaftsform gegen die andere als nicht unnatürlich erscheinen ließ. Daß mit der Aufhebung der Klöster auch deren ausgeprägte Wohltätigkeit⁵⁸ unterging, war sicher für das Volk ein einschneidender Vorgang. Sie sollte jedoch im Laufe des Jahrhunderts durch modernere Formen der Sozialstaatlichkeit ersetzt werden, die nur größere und weiterentwickelte Staatsgebilde leisten konnten.

6. Frühere Säkularisierungspläne

Die Säkularisation des Jahres 1803 setzt die oben geschilderte geistesgeschichtliche Entwicklung voraus, andererseits ist sie als politischer Vorgang natürlich nicht „aus der Luft gefallen“. Die napoleonischen Kriege haben den äußeren Anlaß für die Durchführung einer Maßnahme gegeben, deren Möglichkeit sich schon lange „in den Köpfen“ abzeichnete. So schrieb Friedrich

⁵⁷ J. Kreuser, *Der christliche Kirchenbau*, 2. Aufl., Regensburg 1860, Bd. 1., 207.

⁵⁸ Zur Armensorge in St. Trudpert vgl. Willibald Strohmeyer, *Die Äbte des Klosters St. Trudpert*, F. D. A. 36. Bd. (1935), S. 65 ff., S. 81. In Marchtal wurden jährlich 18 – 20000 Brotlaibe an Arme und Wandernde gegeben. A. Willburger, *Die Säkularisation und die Aufhebung der Prämonstratenserklöster in Württemberg*, (o. Ann. 25), S. 259 ff., S. 268.

Nicolai: „Daß überhaupt die katholische Hierarchie bald aufhören werde, damit hat es wohl keine Noth...“ „Aber den Klöstern und Mönchen möchte eher binnen funfzig Jahren eine große Veränderung bevorstehen.“⁵⁹

Zwar hatte der Westfälische Friede, wie oben geschildert, den geistlichen Besitz, so weit er nicht im Rahmen der Bestimmungen des Friedensvertragswerkes säkularisiert wurde, stabilisiert und wie den Westfälischen Frieden überhaupt, mit einer Ewigkeitsgarantie versehen. Auf der politischen Ebene kamen jedoch in den folgenden 150 Jahren immer wieder Säkularisierungsprojekte auf, die die Gefährdung des geistlichen Besitzes durch die benachbarten Territorialstaaten zeigten. Heribert Raab meint, daß die geistlichen Territorien weder einen fürstlichen Absolutismus verwirklichen hätten können, noch über Expansion und Machtkonzentration zur modernen Staatlichkeit gelangt wären.⁶⁰ Diese Schwäche wird in der sonst durchaus den geistlichen Staaten kritisch gegenüber stehenden politischen Literatur durchaus positiv gesehen. Für diese ist auch von Bedeutung, daß geistliche Landesherren viel besser vorbereitet die Regierung ihrer Lande antreten würden, als weltliche Herrscher, denen durch Geburt ihre Regierungsrechte zufallen würden, und die manchmal (Absolutismus!) reine Ungeheuer seien. Es sind „doch nicht solche Abentheuer und Ungeheuer, als womit mancher Erbprinz seinen Regierungs-Antritt auszeichnet und Zweifel erregt, ob er bey Mensch-Verstand, ob er ein Hirt seye, seine Herde zu hüten, oder ein Wolf seye, um sich satt zu fressen und zu würgen?“⁶¹

Die politische Schwachheit der geistlichen Stände hat zahlreiche Säkularisierungsüberlegungen zur Folge gehabt, die Heribert Raab schildert.⁶² Sei es durch den Landgrafen von Hessen-Rheinfels, seien es die Pläne um die Säkularisierung der Hochstifte Osnabrück und Hildesheim oder die Säkularisation der Fürstbistümer Münster, Paderborn, Hildesheim, Würzburg, Bamberg und Eichstätt, an die man während des Orléansschen Krieges 1685/86 gehen wollte. Auch während dem spanischen Erbfolgekrieg wollte man 1707 die Säkularisation mehrerer Hochstifte vornehmen. Im österreichischen Erbfolgekrieg wurde 1742/43 die Säkularisierung einer Reihe von Hochstiften diskutiert, die

⁵⁹ Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781, Bd. 12, Berlin und Stettin 1796.

⁶⁰ Geistige Entwicklungen und historische Ereignisse (o. Anm. 46), S. 12.

⁶¹ Ueber die Regierung (o. Anm. 2), S. 119. S. 134 kritisiert er die „allgemein gewordene Roheit, Verwilderung und Unwissenheit des weltlichen Standes, der Fürsten und ihres Adels...“

⁶² Raab, Geistige Entwicklungen und historische Ereignisse, S. 14 ff.; vgl. auch Dieter Hömig, Der Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803 und seine Bedeutung für Staat und Kirche unter besonderer Berücksichtigung württembergischer Verhältnisse, Tübingen 1969, S. 18 ff.

dem Wittelsbacher Kaiser Karl VII. zur Bildung einer Hausmacht geben werden sollten, zugleich war beabsichtigt Österreich und Preußen ebenso durch geistlichen Besitz zu bedenken. Größere Säkularisationen intendierte Mitte des 18. Jahrhunderts auch Hessen-Kassel, ebenso Preußen, das sich während des Siebenjährigen Krieges an Mainzer und anderem geistlichen Besitz bereichern wollte. Andere Staaten schlossen sich diesen Bestrebungen an und selbst Österreich war, insbesondere durch sein bekanntes Interesse am Fürsterzbistum Salzburg, in derartige Überlegungen involviert, obwohl es von den geistlichen Körperschaften immer noch als Hort der Hilfe gegen die existenzbedrohenden Ambitionen der weltlichen Mitstände angesehen wurde. – Gegen derartige Expansionsgelüste dachten die geistlichen Staaten sogar an bewaffneten Widerstand⁶³, der bei dem ganz anderen Militärpotential der weltlichen Landesherrn jedoch wenig Perspektiven ergeben hätte. Der trotz aller Auflösungserscheinungen immer noch vorhandene Reichspatriotismus,⁶⁴ der gegenseitige „Futterneid“ und die Rücksicht auf das Erzhaus Habsburg hatte die Realisierung dieser Pläne vereitelt. Mit dem weitgehenden Versagen der österreichischen Politik⁶⁵ während der Kriege der französischen Revolutionsarmeen und Napoleons, brach dieses dünn gewordenen Eis zusammen. Nun galt kein Grundsatz der Reichssolidarität mehr, soweit diese den preußisch-österreichischen Dualismus überhaupt überstanden hatte, sondern die Parole: „Rette sich wer kann“.⁶⁶ Man kann sie durch den Satz ergänzen: Man hole sich was man kann!

⁶³ Raab, *Geistige Entwicklungen und historische Ereignisse*, S. 27 f.

⁶⁴ Kremer, *Der Westfälische Friede*, S. 224 f., S. 235 f. In diesem Zusammenhang fällt auch die Kommentierung der Reichsverfassung im 1. Teil des Werkes: *Der Deputations-Reces durch Gaspari* (o. Anm. 4) auf, die sich ganz in traditionellen Bahnen bewegt, obwohl er mit der Darstellung der einzelnen Bestimmungen des RDH im zweiten Teil seiner Publikation praktisch die Auflösung des Reiches und die Verteilung der „Beute“ kommentiert. Bemerkenswert insbesondere seine Ausführungen auf S. 68 f. (Th. 1): „Folglich sind alle mittelbaren Reichsglieder natürliche Freunde des Kaisers, und der Kaiser ist seiner Pflicht und seines Vortheils wegen ihr Beschützer und ihre letzte Zuflucht. Folglich steigt die Freyheit der Deutschen mit der kaiserlichen Gewalt, bis zu einem gewissen Grade, und geht mit der kaiserlichen Gewalt unter. Nur durch den Kaiser sind wir frey; ohne Ihn sind wir gar keine Deutsche mehr, als etwa in dem Sinne, in welchem die Südpfeussen oder Galizier noch Polen sind. Denn für wen ist die Deutsche Freyheit? Für die zwanzig Millionen in Deutschland lebende Deutsche, oder für die siebzig bis achtzig in Deutschland regierenden Familien. Doch auch von diesen letztern dürften nur sehr wenige bey dem Umsturze des Kaiserthrones gewinnen; alle übrigen würden unter dessen Trümmern begraben werden.“ (!)

⁶⁵ Von Aretin, *Das Alte Reich* (o. Anm. 12), Bd. 3, S. 371 ff.

⁶⁶ Ebd., S. 470.

7. Das Manifest eines prominenten Autors gegen die Säkularisation

Zwei Jahre vor Verabschiedung des Reichsdeputationshauptschlusses erschien die Schrift: *Die Folgen der Säkularisation* (Germanien 1801), die als Autor den Konstanzer Generalvikar und späteren Bistumsverweser Ignaz Heinrich Karl Freiherr von Wessenberg hat.⁶⁷

Wessenberg beklagt, daß so freigiebig die Frömmigkeit in einigen Perioden gewesen wäre „so unersättlich zeigten sich die Begierden der Gewaltigen in anderen Perioden“. Ganze geistliche Stiftungen und Korporationen aufzuheben und ihr Vermögen einzuziehen, sei jedoch offensichtlich „der Gewaltthätigkeit verfeinerter Zeiten vorbehalten“ (S. 6 f). Anschließend entwirft Wessenberg Vorschläge zu einem moderaten Säkularisierungsprogramm, das sich auf das unbedingt Nötige beschränkt. Diese Form der Säkularisation schließt auch die Abtretung eines Teiles der Gebiete der geistlichen Staaten ein. Unter Mitwirkung des Bischofs könnte die eine oder andere Prälatur säkularisiert werden. Ihr sollte aber dann eine geistliche Funktion, z. B. als Seminar für junge Geistliche, bzw. als Versorgungsanstalt, gegeben werden (S. 14).

Im Anschluß an die Darstellung des „milden Begriffs der Säkularisation“ schildert Wessenberg die Form der Säkularisation, „die unbesonnene Leidenschaft der neuesten Zeit ausgeheckt hat, und zu realisieren wünschte.“ (S. 15).

Als erste ihrer Auswirkungen prophezeit er den Untergang der deutschen Staatsverfassung (S. 16 f), eine Voraussage, die sich fünf Jahre später erfüllen sollte. Diese Form der Säkularisation würde ferner die Erniedrigung des Kaiserthrones und den Verfall des Erzhauses Österreich zur Folge haben. Preußen würde durch die Vernichtung der Reichstände in Deutschland das Übergewicht bekommen, „und von der Zeit muß entweder Preussen wirklich Kaiser seyn, oder es ist mehr als Kaiser“ (S. 22).

Nach Auffassung Wessenbergs führt die Säkularisation zu einem erdrückenden Übergewicht des protestantischen Anteils Deutschlands⁶⁸, zugleich käme die katholische Kirche in Abhängigkeit von der schwankenden „politischen Konvenienz und der persönlichen Sinnesart des Fürsten“ (S. 24). Wessenberg legt dar, daß die Säkularisation zur völligen Unsicherheit des Eigentums führen würde und den weltlichen Despotismus zu Riesenstärke anwachsen lasse

⁶⁷ Plassmann, Staatskirchenrechtliche Grundgedanken (o. Anm. 50), S. 46 ff. Zum Flugschriftenkampf dieser Zeit vgl. Hans-Otto Muhleisen, *Der politische literarische Kampf* (o. Anm. 46), S. 203 ff.

⁶⁸ „... wozu noch kommt, daß, während die katholischen Kirche von ihrer weltlichen Macht, oder diese von jener gewaltsam amputiert würde, die geistliche Gewalt der protestantischen Kirche mit der weltlichen verbunden bliebe, und demnach in Zukunft mit konzentrierter Kraft der entkräfteten und unter der Vormundschaft weltlicher Mächte gerathenen katholischen Kirche tödtliche Wunden beybringen könnte.“ *Die Folgen der Säkularisation*, S. 23 f.

(S. 28).⁶⁹ Der geistliche Stand würde an Ansehen verlieren, durch die eintretende Abhängigkeit würde er zu einer seiner „Würde wenig entsprechenden Kriecherey und Niederträchtigkeit verleitet“. (S. 31). Geistliche Berufungen würden massiv zurückgehen, woraus „ein Mangel an fähigen Subjekten entstehen muß“.⁷⁰

Anschließend stellt Wessenberg die gravierenden Auswirkungen der Säkularisation für den Adelsstand (Besetzung der Fürstbistümer und Domkapitelstellen) und die Bürger und Bauern, sei es durch Veränderung des Geldumlaufs, Untergang von Gewerben, Erhöhung von Abgaben, Zunahme des Militärdienstes und den Verlust der Möglichkeit der Versorgung von Söhnen in Stiftern und Klöstern (S. 33 f.) dar. Im folgenden Teil beschreibt Wessenberg die gewichtigen Folgen Säkularisation in religiöser Hinsicht und die Auswirkungen auf das Bildungswesen (S. 35 f.), bevor auf die großen Nachteile eingegangen wird, die die „bedürftige und leidende Menschheit“ durch den Untergang der kirchlichen Wohltätigkeit erleiden wird.⁷¹

Wessenbergs Schrift ist ein leidenschaftliches Plädoyer gegen die Säkularisation der Bistümer und Klöster, deren Folgen er drastisch darstellt. Die Beurteilung der zu befürchtenden Auswirkungen ist ihm jedoch selbstverständlich nur aus seiner zeitbedingten historischen Perspektive möglich. In einigen Punkten zeigt er eine erstaunliche politische Weitsicht. Wessenbergs Schrift erschien in einem Zeitpunkt, als der RDH noch nicht verabschiedet worden war, die Staaten jedoch in Umsetzung der mit Napoleon abgeschlossenen Sondervereinbarungen und in Vorwegnahme des RDH, bereits massiv mit Säkularisationen begannen. Daher weist Plassmann darauf hin, daß Wessenberg sich zu diesem Zeitpunkt wohl keine Illusionen über die Lage der deutschen Kirche hätte machen können. Zugleich wird von Plassmann die sachliche und objektive Weise der Argumentation Wessenbergs und seine echte Sorge um die Religion gewürdigt.⁷²

⁶⁹ „Findet die Ländergierde keine Nahrung mehr; so muß sie im inneren Eingeweid des Staates selbst wählen. Bleibt ihr kein fremdes Land mehr zu erbeuten übrig; so wird sie auf das Privatvermögen die Krallen einschlagen.“ Ebd., S. 28.

⁷⁰ „Es wird keine Bedrückung, keine Kränkung, keine Demüthigung geben, welche die Geistlichkeit nicht geduldt von der Willkür der weltlichen Obrigkeit wird ertragen müssen. Man wird sie in bloße gebrödete Staatsdiener verwandeln, sie an die Staatskasse assignieren, und, wenn man ihren Dienst für den Staat entbehrlich glauben, oder (...) die Staatskasse leer und ihr Boden eingebrochen seyn wird, sie zur preiswürdigen SimPLICITÄT der Apostel ermahnen und an die Freygebigkeit und frommen Gaben der Gläubigen verweisen.“ Ebd., S. 32.

⁷¹ „Sie würde jetzt und noch mehr in der Zukunft den Sturz der hohen Geistlichkeit in Deutschland als ein an ihr verübtes Verbrechen vor Gottes Richtstuhl anklagen.“ Ebd., S. 36 f.

⁷² Staatskirchenrechtliche Grundgedanken (o. Anm. 50), S. 46 ff. Wessenberg publizierte noch eine weitere Schrift gegen die Säkularisation: Der Geist des Zeitalters. Ein Denkmal des 18. Jahrhunderts zum Besten des neunzehnten errichtet. Von einem Freund der Wahrheit, Zürich 1801.

Schließlich ist noch auf eine weitere, anonym publizierte, Schrift (Autor war Fürstbischof von Dalberg) zu verweisen, die in Meersburg erschien, und die sich ebenfalls mit großem sachlichem Ernst mit der Säkularisation auseinandersetzt: Ueber Bestimmung der Entschädigungsmittel für die Erbfürsten, 2. Aufl., Meersburg 1802. Diese Veröffentlichung lehnt ebenfalls Säkularisationen nicht völlig ab, fordert aber mit Nachdruck, unter Bezugnahme auf die verschiedenen Friedensverhandlungen, daß sich diese auf *e n t b e h r l i c h e s* Kirchengut beschränken müssen, und in gleicher Weise die katholische und evangelische Kirche zur Entschädigung beizutragen haben: „... so wird es schön und edel, und dem Geiste der Religion selbst gemäs seyn, daß aus Liebe zum Frieden derjenige Theil des Kirchenguts aufgeopfert werde, welcher *e n t b e h r l i c h* ist.“⁷³ Die französische Republik habe „keine Vernichtung der christlichen Kirchenverfassung in Deutschland“ verlangt (S. 11). Es sei ausdrücklich beschlossen worden, die politische Existenz der Stände zu erhalten. Eine vernichtende Säkularisation sei nicht beschlossen worden (S. 18). Ein sachlich wichtiges Argument bringt der Autor auf S. 31: Die verlorenen Lande seien nicht geschlossen gewesen, daher sei es auch rechtlich nicht notwendig, „daß die entschädigenden Länder geschlossen seyen.“ Schließlich weist der Verfasser darauf hin, daß zur Säkularisation der katholischen Kirchengüter die Bewilligung des Papstes erforderlich sei (S. 33 f.).⁷⁴

Gegen Ende seiner Darstellung (S. 38 f.) betont die Schrift aus der Feder Dalbergs sogar ausdrücklich die Rechtmäßigkeit der Entschädigungsforderung, die sich aber auf eine wirkliche Entschädigung begrenzen muß: „Gerecht ist die Entschädigungsforderung der Erbfürsten; aber sie darf nicht in gänzlicher Vernichtung geistlicher Mitstände, nicht im gänzlichen Umsturz der Kirchen – und Reichs – Verfassung gesucht werden. Möchte doch kein Theil in dem Drange der Umstände oder getäuscht durch blendende Beyspiele jener früher oder später bestätigten göttlichen Wahrheit vergessen: „*propter iniustitias tranferuntur regna!*“⁷⁵

17 Jahre nach den flammenden Appellen gegen die Säkularisation und einhalb Jahrzehnte nach der Verabschiedung RDH, als mehrere der ehemali-

⁷³ Ueber Bestimmung der Entschädigungsmittel, S. 9.

⁷⁴ Zur gleichen Problematik beim Abschluß des Westfälische Friedens: Kremer, Der Westfälische Friede (o. Anm. 12), S. 23 ff.

⁷⁵ „... erloschen wäre der Gemeingeist; unwirksam künftig die reichsverfassungsmäßigen Entschlie-ßungen und Gesetze; Convenienz statt Recht, Ungewißheit des Eigenthums statt ruhiger Sicherheit; gelöst jeder Verband, welcher einzelne Theile in ein Ganzes binder; verschwunden die Glückseligkeit so mancher kleinen Völkchen in Deutschland; Auflösung des Ganzen, und Gefahr für denjenigen, der heute willkürlich den Schwächern verschlingt, und morgen von dem noch Stärkern verschlungen wird; und weg für Europa das Werk des Westphälischen Friedens, welches die sichere Grundfeste seiner innern Verfassungen war.“ Ueber Bestimmung der Entschädigungsmittel, S. 38.

gen Reichsprälaten und eine ansehnliche Zahl der Religiösen noch lebten, hat Wessenberg anonym erneut eine staatskirchenrechtliche Schrift: Betrachtungen über die Verhältnisse der Katholischen Kirche im Umfang des Deutschen Bundes (o. O. 1818) herausgegeben. In ihr ist ein erstaunlicher Anpassungsprozeß an die neuen Verhältnisse und die Aufgabe vieler Prinzipien der geschilderten Schriften feststellbar (dazu siehe unten).

II. Die Grundlagen der Säkularisation und des Reichsdeputationshauptschlusses

1. Die Friedensschlüsse mit Frankreich

Die Säkularisation, so sehr Säkularisationsprojekte schon früher „in den Köpfen der mächtigeren weltlichen Reichstände spuckten“ wurde geboren aus der Agonie in der sich das Reich infolge der militärischen Niederlagen gegen das revolutionäre Frankreich und die Truppen Napoleons befand. Mit dem Verlust des Restbestandes deutscher Territorien jenseits des linken Rheinufers kamen die Pläne auf, sich am Besitz der Fürstbistümer und Klöster schadlos zu halten. Ein Vorhaben, das zugleich von Frankreich zur Instrumentalisierung der Entschädigten für seine Politik eingesetzt wurde.

Zu den Verträgen mit Frankreich, die die Säkularisation einleiteten,⁷⁶ ist zunächst der 1795 in Basel abgeschlossene Separatfrieden zwischen Preußen und Frankreich zu zählen, der für Abtretungen am linken Rheinufer in Art. I. des Geheimabkommens die Entschädigung Preußens durch geistlichen Besitz vorsah.⁷⁷ Vergleichbare Verträge folgten mit Hessen – Kassel (1795), Württemberg (1796) und im Geheimvertrag vom 28. August 1796 mit Baden.⁷⁸ In diesem Vertrag ist unter anderem die Säkularisation des Bistums Konstanz, der Abtei Reichenau, Gebiete der Fürstbistümer Basel und Speyer, des zum Fürstbistum Straßburg gehörenden Oberamtes Ettenheim und andere Gebiete vorgesehen. Der Markgraf verzichtet auf seine Rechte auf dem linken Rheinufer (Art. V). In Art. VII geht er folgende Verpflichtungen ein, für die er sich mit seiner Stimme beim Reichstag einsetzen wird:

⁷⁶ Zur Vorgeschichte der Säkularisation vgl. Hermann Schmid, Die Säkularisation der Klöster (o. Anm. 9), Teil 1, S. 177 ff., bes. S. 185 ff.; Hömig, Der Reichsdeputationshauptschluß (o. Anm. 62), S. 22 ff.; von Aretin, Das Alte Reich, Bd. 3, S. 371 ff., 470 ff.; Eugen Iscle, Die Säkularisation des Bistums Konstanz und die Reorganisation des Bistums Basel, Basel und Freiburg 1933.

⁷⁷ Textauszug in: Das Ende des Alten Reiches (o. Anm. 1), S. 9 ff.

⁷⁸ Text abgedruckt bei Schmid, Die Säkularisation Teil 2, S. 326 ff.

„1. daß alle am linken Ufer des Rheins gelegene Reichslande, die Inseln, und der Lauf dieses Stromes selbst, an die französische Republik abgetreten werden; 2. daß der Lehnverband in welchem verschiedene Staaten Italiens mit dem Reiche stehen, aufgehoben werde; 3. daß zur Entschädigung der weltlichen Fürsten, welche ihre Besitzungen am linken Rheinufer verlieren dürften, ein hinreichende Anzahl von geistlichen, am rechten Rheinufer liegenden Fürstenthümer säkularisiert werden.“

Dem Vorbild dieser Verträge folgte das österreichische Kaiserhaus im Friedensvertrag von Campo Formio (1797),⁷⁹ der neben zahlreichen österreichischen Gebietsabtretungen, in seinen Geheimartikeln die Abtretung des Gebietes links des Rheinufer und den Erwerb des Fürsterzbistums Salzburg⁸⁰ durch Österreich vorsah (Art. V des Geheimvertrages). Art. XVIII des offiziellen Vertrages sah die Übertragung des Breisgaus an den Herzog von Modena, Art. XX die Einberufung des Rastatter Kongresses vor. Auf diesem (Dezember 1797 – April 1799) erfolgte die grundsätzliche Festlegung des Säkularisierungsprojektes. Er entwickelte sich daraufhin, wie der österreichische Minister Graf Lehrbach meint, zu einer wahren „Handelsbörse“ für die kirchlichen Güter, auf die die Staaten ihren Blick geworfen hatten.⁸¹

Von grundlegender Bedeutung für die Säkularisation ist schließlich der durch den Kaiser für das Reich mit Frankreich abgeschlossene Friede von Lunéville⁸², der die Abtretung des linken Rheinufer vorsah (Art. VI). Art. VII bestimmte, daß die Erbfürsten eine Entschädigung aus dem Schoß des Reiches erhalten sollten. Die Säkularisation der geistlichen Güter war nicht spezifisch genannt, ergab sich aber durch den Verweis auf die Prinzipien des Rastatter

⁷⁹ Text in: Napoleonische Friedensverträge, bearbeitet von Heinrich Wolfensberger, Quellen zur Neuen Geschichte, Bern 1946.

⁸⁰ Mit diesem Säkularisierungsvorhaben diskreditierte sich der Kaiser gegenüber den geistlichen Ständen. Von Aretin, *Das Alte Reich*, Bd. 3, S. 501, weist mit Recht darauf hin, daß das Schicksal der geistlichen Fürsten insofern ungerecht gewesen sei, als sie am allerwenigsten ihre Pflichten gegen Kaiser und Reich verletzt hatten.

⁸¹ „Seit der letzten Note gleicht der Kongreß einer Handelsbörse. Die Franzosen rufen jeden auf, ihnen anzuzeigen, was er wünsche und was ihm am gelegensten sei...“ „Der Minister Roberjot hat sein ganzes Arbeitszimmer mit Landkarten von Deutschland behängt, auf welchen alles mit kleinen Zetteln nummeriert ist und jenen, die zu ihm kommen, sagt er: Dieses Land, dieses Bistum, diese Abtei geben wir diesem, jene dem und dem, so daß alles schon ausgeteilt ist, besonders in Schwaben.“ Isele, *Die Säkularisation des Bistums Konstanz* (o. Anm. 76), S. 57 Fußn. 12.

⁸² Text in: Napoleonische Friedensverträge, S. 17 ff. Von Aretin stellt der österreichischen Regierung ein alles andere als schmeichelhaftes Zeugnis aus: „Eine absolut unfähige österreichische Regierung, an der Kaiser Franz nicht weniger schuldig war als sein ehemaliger Erzieher Franz Colloredo, hatte aus dem Frieden von Lunéville für Kaiser und Reich eine Katastrophe werden lassen. *Das Alte Reich*, Bd. 3, S. 500.

Kongresses. Die geistlichen Reichsstände schöpften daraus unbegründete Hoffnung⁸³; die Säkularisation war jedoch nicht mehr aufzuhalten.

2. Die Haltung von Papst und Kaiser

Die umfangreiche Darstellung von Aretins im 3. Band seines Werkes *Das Alte Reich* belegt, in welcher Agonie sich die österreichische Politik in dieser Phase der Reichsgeschichte befand, und daß deshalb, und wegen der ausgeprägten militärischen Schwäche Österreichs, sowie seinen eigenen Interessen, eine effektive Hilfe gegen die Säkularisation der Bistümer, Abteien, Klöster und des sonstigen Kirchengutes nicht zu erwarten war. Hinzu kommt, daß die Lehren des Josephinismus das Verständnis für die Notwendigkeit des Erhalts der geistlichen Territorien im Reichsverband untergraben hatten. Das Ruder in den politischen Verhältnissen dieser Umbruchzeit war Österreich entglitten, die Pläne für die Neuverteilung des Reiches wurden in Frankreich und Rußland gemacht. – Diese Situation unterschied sich, was die kirchlichen Belange betrifft, wesentlich von der Zeit des Westfälischen Friedens und davor, in der von Wien – im Zeitalter der Gegenreformation – noch ein ganz anderes Engagement zu Gunsten der kath. Kirche aufgebracht wurde. Mit dieser Haltung verstieß der Kaiser allerdings gegen seine zahlreiche Verpflichtungen, die ihm auch noch nach der staatskirchenrechtlichen Theorie des 18. Jahrhunderts als Reichoberhaupt, Advokat der Kirche und *filius specialis* des Papstes zukamen.⁸⁴ Waren der Inhalt dieser Verpflichtungen schon vorher umstritten, und schienen sie nach der Rechtstheorie des Aufklärungszeitalters nicht mehr zeitgemäß zu sein, so waren sie jetzt kein wesentlicher Inhalt der kaiserlichen Politik mehr. Mit dieser Haltung steuerte das Reich allerdings unaufhaltsam auf seine Auflösung zu. – Es ist bezeichnend, daß Kaiser Franz II. seinen Gesandten beim Heiligen Stuhl mit aller Deutlichkeit anwies, den Papst zu bewegen, keinerlei Protest gegen die Verabschiedung des Reichdeputationshauptschlusses einzulegen, weil „die Wohlfahrt der deutschen Kirche aus einer solchen Mißbilligung ebenso wenig Frucht ziehen würde, als die Proteste der Vorgänger Sr. Heiligkeit gegen die Ausführung der Bedingungen des westfäli-

⁸³ Isele, *Die Säkularisation des Bistums Konstanz*, S. 58, Fußn. 13. Die Reichsprälaten hofften auch in dieser kritischen Phase immer noch, daß sie nicht aufgehoben würden. So beantragten sie am 25. September 1801 bei der Reichsdeputation diese möge die „fortdauernde Existenz des geistlichen Fürstenstandes ihrer Aufmerksamkeit würdigen und dies auch für den um Kaiser und Reich verdienten Reichsprälatenstand anordnen.“ A. Willburger, *Die Säkularisation und die Aufhebung der Pramonstratenserklöster* (o. Anm. 25), S. 284.

⁸⁴ Zu den geistlichen Rechten des Kaisers, s. die Untersuchung des Verfassers, o. Anm. 29.

schen Friedens⁸⁵ gebracht haben“.⁸⁶ Entscheidend sei im übrigen, daß der RDH für die Kirche wesentlich weniger einschneidende Folgen haben werde, als der Westfälische Friede. Denn durch den RDH würde die Kirche nur zeitliche Güter verlieren, jedoch keinen einzigen Katholiken. – Welche Folgen durch die Enteignung der Kirche für ihr Wirken entstehen würden, scheint dem Kaiser dabei nicht ins Blickfeld geraten zu sein.

Man hat auch dem Papst vorgeworfen, daß er keine angemessenen Anstrengungen unternommen habe, den Reichsdeputationshauptschluß zu verhindern. Hierzu ist zunächst darauf hinzuweisen, daß ein solcher Protest genauso wenig Erfolgchancen gehabt hätte, wie der tatsächlich gegen den Westfälischen Frieden eingelegte Protest, gegen den sich die Vertragsschließenden durch ein Antiprotestklausel (Art. XVII § 3 IPO) abgesichert hatten.⁸⁷ Dem Hinweis, daß die beschlossenen Veränderungen nur mit päpstlicher Zustimmung möglich seien,⁸⁸ kam in der damaligen politischen Situation nicht die geringste politische Relevanz zu.

Papst Pius VI. und Papst Pius VII. haben mehrfach ihre größte Sorge und Bekümmernis zum Ausdruck gegeben, als sich die zu erwartenden Beschlüsse des Reichsdeputationshauptschlusses abzeichneten, und dies obwohl das Verhältnis zu den Fürstbischöfen in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts aufgrund der Autonomiebestrebungen der deutschen Reichskirche nicht gerade ungestört war.⁸⁹ Von Aretin liefert in übrigen den Nachweis, daß Papst Pius VI. im April 1798 einen Protest gegen den in Rastatt anerkannten Grundsatz der Säkularisation plante, der nur durch seine Vertreibung aus Rom nicht zur Aus-

⁸⁵ Instruktion Kaiser Franz II. an den kaiserlichen Gesandten in Rom Graf Khevenhüller vom 7. Mai 1803, abgedruckt in: Ernst Rudolf Huber – Wolfgang Huber, Staat und Kirche im 19. und 20. Jahrhundert. Dokumente zur Geschichte des deutschen Staatskirchenrechts, Bd. I, Berlin 1973, S. 21 f. „Aber die gegenwärtigen Veränderungen gewinnen nicht einen einzigen dem Protestantismus. Allerdings gehen Besitzungen, die bis jetzt Kirchenfürsten gehörten, in die Herrschaft protestantischer Fürsten über; aber der katholische Kultus bleibt erhalten. Dieser Punkt ist ohne Zweifel wichtiger als die Frage der zeitlichen Güter und muß nach unserer Meinung die Aufmerksamkeit auf sich ziehen und das Ziel der vorzüglichsten Sorge des heiligen Vater bilden.“

⁸⁶ Zum Päpstlichen Protest gegen den Westfälischen Frieden vgl. Kremer, Der Westfälische Friede (o. Anm. 12), S. 23 ff.

⁸⁷ Zur literarischen Auseinandersetzung um die Protestbulle, ebd. S. 24 ff.

⁸⁸ „Bey der Säkularisation katholischer Kirchengüter erfordern Kirchen- und Reichsverfassung, Recht und Billigkeit die Uebereinkunft und Bewilligung des Pabstes. Die Konkordaten sind Reichsgesetze; der römische Hof hat Annaten und Kollaturrechte; wer wird solche Befugnisse gewalthätig vernichten wollen? Aber von Pius VII frommer und erhabener Gesinnung und dessen tiefen Einsichten kann man alles das erwarten, was Eintracht, Friede und Ruhe befördern kann, ohne der Religion und der Kirchenverfassung im Wesentlichen zu schaden.“ Ueber Bestimmung der Entschädigungsmittel (o. I., 7.), S. 33 f. Nach dem „Vorspiel“ des Josephinismus, war die Erwartung der Einholung einer derartigen päpstlichen Zustimmung eine Illusion.

⁸⁹ Zum Streit um den Febronianismus, Plassmann, Staatskirchenrechtliche Grundgedanken (o. Anm. 50), S. 26 ff.

führung kam.⁹⁰ An der Wende zum 19. Jahrhundert war der Papst in völlige Abhängigkeit der Willkür Napoleons geraten. Papst Pius VII. übermittelte in einem Schreiben vom 2.10.1802 an Kurerzkanzler und Fürstbischof von Dalberg seine tiefste Sorge wegen des Säkularisationsprojektes: „Wir können es nicht genug ausdrücken, in welch Kummer Wir uns befinden, nachdem Wir für gewiß erfahren haben, was bei Gelegenheit der Entschädigung, die für die weltlichen Fürsten ausgemittelt wird, gegen die Angelegenheiten und Rechte der Bischöfe und geistlichen Fürsten unternommen wird. Nicht nur werden Wir wegen des großen Schadens, den Wir der Kirche im Zeitlichen zugefügt sehen, aufs schmerzhafteste erschüttert, sonder noch vielmehr wegen desjenigen, den sie im Geistlichen, wie zu besorgen steht, durch diesen Wandel der Dinge erleiden wird.“⁹¹

Ein förmlicher Protest gegen die durch den Wiener Kongreß geschaffene Neuordnung Europas, und damit auch gegen die Auswirkungen des Reichsdeputationshauptschlusses auf die kirchlichen Verhältnisse in Deutschland, erfolgte schließlich durch Kardinal Consalvi am 14. Juni 1815, wobei er sich ausdrücklich auf den Protest des Nuntius Chigi gegen den Abschluß des Westfälischen Friedens berief. In diesem Protest beklagt sich der Kardinal im Namen des Papstes darüber, daß das Heilige Römische Reich, das der heiligen Religion gewidmet sei, nicht wieder hergestellt worden ist.⁹²

3. Karl Theodor Freiherr von Dalberg und die Säkularisation des Fürstbistums Konstanz

In der Säkularisationsphase regierte das Bistum Konstanz Fürstbischof Karl Theodor von Dalberg (*1744), der bereits 1788 Koadjutor des jüngeren von Rodt geworden war. Er hatte in dieser Phase des Niedergangs der Reichskir-

⁹⁰ Das Alte Reich (o. Anm. 12), Bd. 3, S. 486.

⁹¹ Von Beaulieu – Marconnay (o. Anm 5), S. 320 ff. Vom gleichen Geist sind auch die Schreiben Papst Pius VII. vom 27. Juni 1801 und vom 29.1.1803 an Kaiser Franz II. getragen, in denen der Papst den Kaiser geradezu beschwört, gegen die Säkularisationspläne vorzugehen und ihm seine Aufgabe als „Schutzherr der katholischen Kirche“ in Erinnerung ruft. Die flehentlichen Bitten des Papstes hatten jedoch nur das Ergebnis, daß der Kaiser seinen Gesandten anwies, den Papst von einem förmlichen Protest abzuhalten. Abgedruckt bei Huber-Huber, Staat und Kirche (o. Anm. 85), S. 16 f. und 19 ff.

⁹² „... nach dem Beispiel anderer an frühere Congresses abgeordneter Legaten, besonders des nach Münster gesendeten Bischofs von Nardo, Fabio Chigi, der die geistlichen und weltlichen Rechte der Kirche gegen die Beschlüsse jenes Congresses, durch eine feierliche Protestation verwahrte; so protestire, streite und widerspreche auch ich gegen alle vom wiener Congreß zum Nachtheil der Dominien, Besitzungen und Rechte des heiligen Stuhls, in Ansehung besagter Länder, getroffen und im Allgemeinen gegen alle der Kirche nachtheiligen Verfügungen im Namen des heiligen Stuhls und des heiligsten Vaters, unsers durch göttliche Vorsicht waltenden Papstes Pius VII. ...“ Rudofine Freiin von Oer, Die Säkularisation 1803, Historische Texte/Neuzeit, Bd. 9, Göttingen 1970, S. 83 ff.; Raab, Kirche und Staat (o. Anm. 28), S. 230 f.

che eine erstaunlich kirchenpolitische und politische Karriere durchlaufen, bei der ihm ein Amt nach dem anderen zufiel (1787 Koadjutor in Mainz, 1800 Fürstbischof von Konstanz, 1802 Kurfürst von Mainz und Erzkkanzler des Reichs, 1806 Primas des Rheinbundes, 1810 Großherzog von Frankfurt).

Als Erzbischof und Kurfürst von Mainz sowie als Erzkkanzler des Reichs und Fürstbischof von Konstanz kam Dalberg die Spitzenstellung in der Reichskirche zu. Dalberg war eine schillernde Persönlichkeit. Zeitweise setzte er sich massiv für die Rechte der Reichskirche ein und war in diesem Sinne für die Rettung des Fürstbistums Konstanz, das im französisch-badischen Geheimvertrag bereits Baden zugesprochen worden war, 1798 bis 1799 über ein Jahr in Wien tätig.⁹³ Jedoch geriet er im Laufe der politischen Entwicklung in den Bann Napoleons, was für ein bis zum Ende dieser Ära anhaltenden „Karriereschub“ sorgte, ihm als Erzkkanzler des Reiches als einzigen seinen (nach Regensburg transferierten) Mainzer Kirchenstaat erhielt⁹⁴, aber als Kämpfer für die Rechte der deutschen Kirche, die dem Untergang ihrer bisherigen Stellung entgegensah, untauglich machte.⁹⁵

In den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts hatte er sich allerdings noch lebhaft für die ihm als Koadjutor zukommenden Bistümer wie auch für den Erhalt der Abteien und Klöster⁹⁶ eingesetzt, was sein *mémoire* vom 15. März 1798 zeigt. Mit Nachdruck hatte er darin darauf hingewiesen, daß die geistlichen Stände „ihre Rechte aus dem nämlichen Ursprung und der Garantie der Friedensschlüsse“ besitzen wie die weltlichen, und daß niemand verlange könne, daß „ein dritter Reichsstand seine eigene Existenz für ihn aufopfere“⁹⁷.

⁹³ Hubert Bastgen, *Dalbergs und Napoleons Kirchenpolitik in Deutschland*, Paderborn 1917, S. 1. Zur Rolle Dalbergs bei der Aufhebung des Bistums Konstanz vgl. Edgar Fleig, *Fürstbischof Karl Theodor v. Dalberg und die Säkularisation des Fürstbistums Konstanz*, F.D.A. 29. Bd. (1928), S. 250 ff.

⁹⁴ Ebd. S. 1 ff.; Von Beaulieu – Marconnay, *Karl von Dalberg*, Bd. 2, S. 113 ff. Zum Untergang des alten Mainzer Erzsuhles vgl. Andreas Veit, *Der Zusammenbruch des Mainzer Erzsuhles infolge der französischen Revolution*, F.D.A. 28 Bd. (1927), S. 1 ff.

⁹⁵ So urteilte ein Mitglied der preußischen Gesandtschaft schon beim Rastatter Kongreß: „Mainz wolle zu allem in Gottes Namen Ja sagen, insofern man dafür Sorge, daß es ‚als ein deutscher Patriarch und Primas‘ übrig bleibe“. Bastgen, *Dalbergs und Napoleons Kirchenpolitik*, S. 3, Fußn. 2. Zur Biographie Dalbergs vgl. Konrad M. Färber, *Kaiser und Erzkkanzler, Carl von Dalberg und Napoleon*, Regensburg 1994.

⁹⁶ ... „die Verfassung von Schwaben geht aus den Fugen, wenn es einigen fürstlichen Häusern gelingen sollte, die Säkularisation der Reichspräläten zu bewirken und deren Besitzungen dem Eigenthum ihrer Häuser einzuverleiben ...“. „Die Reichspräläten sind auch sonst noch nützlich: der katholische Theil von Schwaben hat keine hohen Schulden; die Reichspräläten ersetzen diesen Mangel des Unterrichts auf eigene Kosten: das gefürstete Gotteshaus St. Blasien hat durch gelehrte Werke sich hohen Ruhm erworben ...“. „Es ist traurig, wenn solche Reichsstände vernichtet werden, die dem Kaiser und Reich in den gefährvollsten Zeitpunkten treu geblieben, und wenn ihr Eigenthum jene Häuser bereichert, die sich in dem Drang der Umstände genöthigt glaubten, solche Verabredungen zu treffen, die man mit dem allgemeinen Reichsverband wohl nicht vereinbaren kann.“ Von Beaulieu – Marconnay, *Karl von Dalberg*, Bd. 1, S. 237 f. Von Dalberg ist auch der Verfasser der Schrift: *Ueber Bestimmung der Entschädigungsmittel für die Erbfürsten* (s. oben).

⁹⁷ Von Beaulieu – Marconnay, S. 238.

Weder Konstanz, noch sein nach Regensburg transferiertes Kurfürstentum, noch die Reichskirche konnte Dalberg retten. Ebenso wenig hatte er mit seinen kirchenpolitischen Initiativen Erfolg. Mit dem Ende der napoleonischen Ära war er auf seine geistliche Bischofswürde reduziert. Von Dalberg starb 1817. Ihm folgte in Konstanz sein bisheriger Generalvikar von Wessenberg als Bistumsverweser.⁹⁸

III. Der Inhalt des Reichsdeputationshauptschlusses vom 25. Februar 1803

1. Grundsatzproblematik

Der Reichsdeputationshauptschluß⁹⁹ stellt das umgesetzte Ergebnis der im Lunéville Frieden vorgesehenen Entschädigung der erblichen Reichsfürsten für die Verluste auf dem linken Rheinufer durch Gebietsabtretungen an Frankreich dar. Das deutsche Reich hatte gemäß diesem Friedensschluß „collectivement“ die Entschädigung für die Erbfürsten zu tragen, daß diese Entschädigung ausschließlich den geistlichen Besitz traf, war nur durch eine Interpretation zu erreichen, die auf die Ergebnisse des Rastatter Kongresses Bezug nahm. – Der Fürstbischof von Konstanz hat sich bei den Reichstagsverhandlungen gegen die vorgesehene ausschließliche Entschädigung durch Kirchengut gewandt, weil es den unstreitigen Grundsätzen des deutschen Staatsrechts widersprechen würde, daß die Stände, welche auf dem linken Rheinufer ihre Landesherrschaft und Domänen verloren hätten, durch Vernichtung anderer Stände entschädigt werden sollen. Ferner hatte er darauf hingewiesen, daß sich kein Reichsstand einer Selbstvernichtung aussetzen könne. Die Mitglieder des deutschen Reichs seien nicht befugt, die rechtmäßige Staatsverfassung eines ihrer Mitglieder zu zerstören.¹⁰⁰ – In der Tat ist diese Vorgehensweise ein entscheidendes Manko des RDH, das von Anfang an Zweifel an der Rechtmäßigkeit seines Zustandekommens entstehen ließ. Dieter Hömig hat die Problematik der Verfassungswidrigkeit des RDH sorgfältig dargestellt und kommt, im Anschluß an Ernst Rudolf Huber, zu dem Ergebnis, daß der RDH wegen des

⁹⁸ Der Konstanzer Bistumsverweser von Wessenberg, Dalbergs früherer Generalvikar, charakterisierte ihn mit den Worten: „Wohlmeinend wie Dalberg war, wollte er allen gerecht sein, und ward es Niemand, – wollte Alle befriedigen, und befriedigte Niemand, weil er sich in Widersprüche verwickelte, die er nimmer zu lösen vermochte.“ Von Beaulieu – Marconnay, Karl von Dalberg, Bd. 2, S. 270.

⁹⁹ Textausgabe, s. o. Anm. 1. Zu den rechtlichen Regelungen des RDH s. vor allem Klaus Hömig, Der Reichsdeputationshauptschluß (o. Anm. 62), S. 30 ff.; Schmid, Die Säkularisation der Klöster (o. Anm. 9), Teil 1, S. 190 ff.; Isele, Die Säkularisation des Bistums Konstanz (o. Anm. 76), S. 53 ff.; von Aretin, Das alte Reich (o. Anm. 12), Bd. 3, S. 491.

¹⁰⁰ Isele, Die Säkularisation des Bistums Konstanz, S. 58, Fußn. 13.

Verstoßes gegen die gliedstaatliche Existenzgarantie verfassungswidrig gewesen sei.¹⁰¹ Als revolutionärer Akt einer „Fürstenrevolution“ habe er dennoch Rechtswirksamkeit erlangt.

Dieser Beurteilung dürfte zuzustimmen sein. Sie ist letztlich auch Konsequenz aus der Tatsache, daß die Geschichte nicht „zurückgespult“ werden kann, wenn sich historische Weichstellungen mit Rechtsbrüchen verbunden haben. Das Prinzip, die geistlichen Reichsstände und mit ihnen die katholische Kirche zu depossidieren, um auf diesem Weg den den Erbfürsten entstandenen Schaden zu ersetzen, entbehrt allerdings einer Rechtsgrundlage im überkommenen Reichsverfassungsrecht, auch wenn die Verfahrenswege eingehalten wurden, wie auch jeder natürlichen Logik. Zunächst ist darauf hinzuweisen, daß die geistlichen Reichsstände in rechtlicher Hinsicht den weltlichen Reichsständen völlig gleich standen, ja durch das Erzkanzleramt und die Kurfürstenwürden von Mainz, Köln und Trier eine herausgehobene verfassungsrechtliche Stellung besaßen. Eine „Entschädigung“ der Erbfürsten durch gleichgestellte geistliche Reichsstände konnte wohl kaum darin bestehen, daß letztere eine entschädigungslose Beraubung ihrer Herrschafts- und Eigentumsrechte hinzunehmen hatten, es sei denn, man betrachtete das kirchliche Eigentum und die Hoheitsrechte der geistlichen Stände als nicht durch den Westfälischen Frieden und die gesamte Reichsverfassung geschützt. Und was war das für eine „Entschädigung“, die den anderen vernichtete, bei der man zudem einen Ausgleich erhielt, der außer jedem Verhältnis zum erlittenen Verlust stand.

Man kann die Prinzipien, die den RDH bestimmten, nur nachvollziehen, wenn man die zu Lasten der Kath. Kirche verlaufende geistesgeschichtliche Entwicklung im 18. Jahrhundert¹⁰² berücksichtigt und davon ausgeht, daß die Verbindung von geistlicher und weltlicher Macht, die in Deutschland und im Kirchenstaat noch als Sondersituation existierte, nach überwiegendem Konsens als ablösungsbedürftig betrachtet wurde. Dies erklärt vermutlich die relativ geringe Gegenwehr,¹⁰³ die seitens der geistlichen Fürsten erfolgte, hin bis

¹⁰¹ Hömig, *Der Reichsdeputationshauptschluß*, S. 40 ff.; S. 60 f.

¹⁰² Von Aretin meint, daß in dieser Epoche der konfessionelle Gegensatz, der in der Geschichte des Reiches im 18. Jahrhundert noch eine wichtige Rolle gespielt habe, wie weggeblasen gewesen sei. Das Überlegenheitsgefühl des protestantischen Deutschlands und die durch die Aufklärung bestimmte Säkularisierung des Lebens, hätten das vorwiegend von geistlichen Fürsten regierte katholische Deutschland wehrlos gemacht. *Das Alte Reich*, Bd. 3, S. 483. Treffend hatte allerdings von Dalberg in einem Schreiben vom 3.10.1802 bemerkt: „Was würden die Protestanten sagen, wenn ihre katholischen Landesherren das Kirchengut sich zueigen, und ihre Geistlichen pensioniren wollten?“ Von Beaulieu – Marconnay, Karl von Dalberg, Bd. 1, 322.

¹⁰³ Vielfach hemmte auch die Sorge, um die Höhe der zukünftigen Pensionsansprüche, die geistlichen Stände an einem schärferen Widerstand gegen die Okupation, das sie insoweit auf das Wohlwollen der neuen Herren angewiesen waren.

zum begeisterten „Jubelempfang“,¹⁰⁴ der dem Betrachter schwer verständlich erscheint.

Daß neben den geistlichen Reichsfürsten auch die Klöster säkularisiert wurden, ist das Ergebnis des oben geschilderten eisigen Windes der Mißachtung, der ihnen in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts entgegenwehrte. Er erlosch in wenigen Jahren das Feuer der barocken Frömmigkeitsentfaltung, deren wesentlichen Träger die Klöster gewesen sind. Die geschilderte gehässige Terminologie bei der Bekämpfung der Orden floß in Bayern sogar in die Instruktion des Kurfürsten Maximilian Joseph II. vom 25. Januar 1802 zur Klosteraufhebung ein, in der behauptet wird, daß die Klöster als Hindernis der Kultur weggeräumt werden müßten, und daß diese das Volk durch „Fortpflanzung des Aberglaubens und der schädlichsten Irrtümer“ schädigen würden.¹⁰⁵

¹⁰⁴ Ein unverständliches Schreiben dieser Art ist z.B. das Schreiben des Domkapitels von Fulda an den Erbprinzen Wilhelm von Nassau-Oranien vom 19. September 1802, auch dann wenn man den damaligen Schreibstil berücksichtigt: „Mit unbegrenzter Ehrfurcht eilet gehorsamstes Domkapitel Eurer Durchlaucht entgegen, um bei dem bevorstehenden theuersten neuen Landesfürsten, als Stände des Hochstifts, sich mit allen Communen, Dienerschaft, sämmtlichen Individuen und Unterthanen zur künftigen höchsten Huld und Gnade tiefschuldigt zu empfehlen.“

Wir verehren dabei seitherige Schonung und ausgezeichnete Fürstenmilde mit dem innigsten Dankgefühle. ...“ Huber-Huber, Staat und Kirche (o. Anm. 85), Bd. I, S. 98. Das Schreiben des Fürstbischofs vom 16. September 1802 an den Erbprinzen, zeigt hingegen nicht diesen servilen Stil, sondern zeichnet sich durch eine angemessene Würde aus.

Huber-Huber, Staat und Kirche, S. 61 f. Ganz anders als das Kapitel in Fulda reagierte das Domkapitel von Münster, das erklärte, „das es allein der Gewalt zu weichen sich gezwungen sehe“. Rudolf Morsey, Wirtschaftliche und soziale Auswirkungen der Säkularisation in Deutschland, in: Dauer und Wandel der Geschichte, Festgabe für Kurt von Raumer, Münster 1966, S. 361 ff.

¹⁰⁵ Gegen die bayrischen Säkularisierungsmaßnahmen hat der Papst scharf protestiert. In seinem Schreiben an den Kurfürsten vom 12. Februar 1803 halt er ihm vor, daß er seine Erschütterung nicht mit Worten ausdrücken könne, die Neuerungen seien in Gebieten eingeführt worden „die sich ehemals durch den blühenden Zustand der Religion rühmlichst auszeichneten.“ Durch das Vorgehen des Kurfürsten würde die deutsche Reichsverfassung und die Beschlüsse des Westphälischen Friedens verletzt und „den Katholiken alle Schutzmittel zu ihrer Sicherstellung entrisen ...“. Schließlich wird der Papst mehr als deutlich und fragt den Kurfürsten, ob er noch katholisch bleiben wolle und macht ihn darauf aufmerksam, daß sein Seelenheil davon abhängt, wie er sich weiter in der Sache verhalten werde: „Sollte in Baiern die katholische Religion noch aufrecht stehen, und solltest Du fortan in ihrem Glauben verbleiben wollen, so kann und darf alles Geschehene keinen Bestand haben.“ Ebd. S. 63 f. Es fällt auf, daß der Papst dem Kurfürsten hinsichtlich der Klosterinstruktion ausdrücklich einen Vorstoß gegen den Westfälischen Frieden vorhält, gegen dessen Rechtsgültigkeit sein Vorgänger ja ausdrücklich Verwahrung eingelegt hatte. – Auch in der sich anschließenden Korrespondenz konnte der Papst jedoch nichts bewirken. Im Gegensatz zu Baden änderte sich jedoch die bayerische Klosterpolitik schon nach wenigen Jahren. Art VII des bayerischen Konkordates vom 5. Juni 1817 sah ausdrücklich vor, daß „in Anbetracht der Vortheile, welche die religiösen Orden der Kirche und dem Staat gebracht haben, und in Folge auch noch bringen könnten,“ einige Klöster wiederhergestellt und mit einer angemessenen Dotation versorgt werden sollen. Im Gefolge dieser Bestimmung bemühte sich der König selbst, einige der bedeutenden Klöster wiederherzustellen. In Baden dauerte das Verbot der Männerorden indessen bis zum Ende der Monarchie im Jahre 1918, als Großherzog Friedrich II. in einer seiner letzten Amtshandlungen Männerorden wieder zuließ. Text des bayerischen Konkordates bei Huber-Huber, Staat und Kirche, S. 170 ff.

Betrachtet man die außerordentlich große Zahl von Klöstern im Gebiet unserer heutigen Erzdiözese, deren Aufhebung Schmid beschreibt, und die in einigen Fällen nur noch durch wenige Spolien wahrnehmbar sind, erhebt sich allerdings die Frage, ob trotz der im Vergleich zu heute ganz anders ausgeprägten Religiosität dieser Zeit, die Klosterlandschaft nicht zu groß geworden war, und daher in dieser Ausdehnung nicht mehr von der Bevölkerung hinreichend getragen wurde. Auch fragt man sich, ob es damals so viele religiös geprägte Menschen gab, die all diese Einrichtungen mit dem echten Geist der Nachfolge Christi füllen konnten. Ob bei der weit verbreiteten Armut der unteren Volksschichten die Errichtung monumentaler Klosterbauten, so sehr wir uns heute über das kostbare kunsthistorische Erbe freuen, die Klöster populär gemacht hat, ist eine weitere Thematik, der man sich stellen muß. Zu sehr waren geistlich/weltliche Herrschaft und weltliche Herrschaft sich im Blick des Außenstehenden ähnlich geworden. Ein Tatbestand der für den geistlichen Auftrag der Kirche gefährlich werden mußte.

Daß bei aller denkbaren Kritik an den Klöstern deren wissenschaftliche Leistungen und deren Einsatz für die Volksbildung (Schulen) und die ganze Kultur ihrer Region weitestgehend aus der Sichtweite geraten war, ist ein Phänomen, das unverständlich bleibt. Dies gilt ebenso für die Zerstörung der von den Abteien und Klöstern angesammelten Exponate der Kunst und Wissenschaft, die, soweit ihr Wert nicht unmittelbar erkannt wurde, vielfach der Vernichtung anheim fielen. Hierzu muß man feststellen, daß die Zerstörung dieser reichen Klosterkultur und der Dokumente unserer Geschichte offensichtlich von einem mangelnden historischen Bewußtsein und einer materiellen Gesinnung getragen wurde, die in ihrer Art einmalig waren. Was Kriege und Feuerbrünste an Dokumenten der Vergangenheit übriggelassen hatten, vernichtete in wenigen Jahren vielfach der Klostersturm, der das Antlitz unserer politischen und kulturellen Landschaft völlig veränderte.

Diesem Raubbau fiel anschließend vielfach auch der Gebäudebestand zum Opfer. Er war funktionslos geworden und oft nicht für andere Zwecke einsetzbar. Daß solche beeindruckende Anlagen wie die barocken Neubauten der Abteien in Tennenbach und Ettenheimmünster von Peter Thumb der Spitzhacke zum Opfer fielen, erklärt sich auch daraus, daß die Denkmalpflege in Deutschland sich erst im 19. Jahrhundert entwickelte und ein Denkmalbewußtsein in dieser Zeit erst rudimentär bestand.¹⁰⁶ Außerdem waren die barocken Anlagen zur Zeit ihrer Vernichtung vielfach erst ca. 100 Jahre alt,

¹⁰⁶ Übersicht über die Entwicklung der Geschichte der Denkmalpflege: Felix Hammer, Zur Geschichte des rechtlichen Kulturgüter- und Denkmalschutzes, in: Prinzipien des Kulturgüterschutzes, hrsg. von Frank Fechner, Thomas Oppermann und Lyndel V. Prott, Tübingen 1996, S. 47 ff.

manchmal sogar noch jünger. Sie entsprachen nicht mehr dem inzwischen dominierenden Stilempfinden des Historismus. So nimmt es nicht wunder, daß dieses bauliche Erbe zerstört wurde, soweit es keine neue Funktion gefunden hatte. Das 19. Jahrhundert verhielt sich insoweit nicht viel anders als unsere Zeit, die ca. 150 Jahre später vielfach die bauliche Hinterlassenschaft des Historismus verstümmelte oder vernichtete.¹⁰⁷

Die ganzen Vorgänge um den Reichsdeputationsabschluß, so unbegreiflich uns dieser Kulturvandalismus zum Ende eines so religiös geprägten und kunst sinnigen Jahrhunderts erscheint, sind jedoch zugleich eine Etappe auf dem Weg Deutschlands zu Formen moderner Staatlichkeit, da die Strukturen des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation mit seinen Klein- und Kleinstterritorien antiquiert war. Die Reichskarte bedurfte einer Flurbereinigung, wenn Deutschland im beginnenden 19. Jahrhundert noch entwicklungsfähig und den sich stellenden neuen wirtschaftlichen und sozialen Problemen gewachsen sein wollte. Dies ist nicht der entscheidende Antrieb für die Annexion der geistlichen Staaten gewesen, jedoch das immerhin positive Resultat des RDH.

Im Mittelpunkt der aktuellen Politik beim Abschluß des RDH standen andere Ziele. Schon Gaspari meint, daß es auffällig sei, daß „die vermittelnden Mächte eine gänzliche Umkehrung des halben Deutschlands und eine starke Veränderung der Deutschen Staatsverfassung verabredeten, ohne das Reichsoberhaupt zu fragen.“¹⁰⁸ Frankreich, das schon immer bemüht gewesen sei, das Ansehen des Kaisers im Reich zu untergraben, habe die Stunde genutzt, „dem Kaiserlichen Ansehen eine Hauptwunde bezubringen.“¹⁰⁹ Frankreich sei willens gewesen „die Zeitumstände zu benutzen, um mächtige Stände, welche zu verschiedenen Zeiten Feinde seines Feindes gewesen waren, noch mächtiger zu machen, indem man diesen Ständen einen größeren Antheil an der Entschädigungsmasse und an der künftigen Regierung des Reiches bestimmte, als sie fordern konnten ...“ „Man nannte diess: das durch den Krieg zerrüttete Gleichgewicht im Reiche wieder herstellen.“(!)¹¹⁰

In der Tat ist das Ergebnis des RDH die sanktionierte Dominanz Frankreichs in Deutschland, nahezu zwangsläufig folgte dem RDH die Gründung der Rheinbundes und die Niederlegung der Kaiserkrone. Der Mainzer Weihbischof Valentin Heimes hatte diesen Zusammenbruch der Reichsverfassung – wie viele andere – in einem Schreiben vom 22. Januar 1798 vorausgesagt:

¹⁰⁷ Bernd Mathias Kremer, *Kunst und Kirche im 19. Jahrhundert. Von der „Antike“ über das „Zweite Mittelalter zur Moderne*, in: ders. (Hrsg.), *Kunst und geistliche Kultur am Oberrhein*, Festschrift für Hermann Brommer, Lindenberg 1996, S. 211 ff.

¹⁰⁸ Gaspari, *Der Deputations-Reces*, Th. I, S. 97.

¹⁰⁹ Ebd., S. 98.

¹¹⁰ Ebd., S. 98 f.

„Das alte Haus, das römische Reich, kann noch lange stehen, wenn es ohn-
angetastet und ohnverrückt stehen bleibt. Wollen aber die lapides angulares
bullae aureae davon herausgenommen und anderswohin versetzt werden, so
fürchte ich daß es ganz zusammenstürze. Dieses mag man wohl jetzt nicht zur
Absicht haben. Doch könnte diese Folge allmählich daraus entstehen.“¹¹¹

2. Der Regelungsgehalt des Reichsdeputationshauptschlusses

Karl Ritter von Lang charakterisiert den Beginn der Säkularisation mit fol-
genden Worten: „Jetzt war der Knoten zerhauen und das Signal zur Plünde-
rung gegeben. Jeder größere Stand machte sich einen Plan, irgendein Bisthum,
oder einen Fetzen davon, der kleinere irgend eine Abtei, der geringste Edel-
mann, irgend einen Schafhof davon zu reißen. Man sah die geistlichen Ge-
sandten als geächtet an, und ging ihnen jetzt überall aus dem Wege. Es regnete
gleichsam vom Himmel herunter die Liquidationen der Schuld, die jeder am
linken Rhein erlitten haben wollte, mit Bezeichnung der Objekte, die er dafür
zur Entschädigung wünschte“.¹¹²

In der Tat enthält der erste Teil des RDH ein umfangreiches Entschädi-
gungsprogramm für die Erbfürsten, das die territoriale Zersplitterung des Rei-
ches, wie seine starke Durchmischung mit geistlichen Gebieten, demonstriert.
Man muß den Mitgliedern der Reichsdeputation zumindest gute geographi-
sche Kenntnisse bescheinigen, daß sie all diese geistlichen Territorien aufge-
funden haben! – Der RDH beruht auf einem von Frankreich und Rußland aus-
gearbeiteten Entschädigungsplan vom 3. Juli 1802, was Gaspari veranlaßt
hatte, festzustellen, „daß das Deutsche Reich von Paris aus seine neue geogra-
phische und politische Organisation erhalten sollte.“¹¹³ Durch Geheimverträge
und Bestechungssummen hatten die neuen Landesherrn für ihre Berücksichti-
gung gesorgt.

Die Reichsdeputation bestand aus folgenden Mitgliedern des Kurfürstenra-
tes: Kurmainz, Kurböhmen, Kursachsen, Kurbrandenburg und den Mitglie-
dern des Fürstenrates: Bayern, Hoch- und Deutschmeister, Württemberg und
Hessenkassel. Die zu depossidierenden Reichsstände waren also hoffnungslos
unterrepräsentiert. In den ersten Verhandlungen wollte man nicht einmal einen

¹¹¹ Andreas Veit, Der Zusammenbruch des Mainzer Erztstuhles infolge der französischen Revolution
(o. Anm. 94), S. 73 f.

¹¹² Zitiert nach Franz Xaver Bischof, Das Ende des Bistums Konstanz, Stuttgart Berlin Köln 1989, S. 193.

¹¹³ Der Deputations-Reces, Th. I, S. 99.

geistlichen Vertreter zulaßen. Durch den RDH verloren 110 Reichsstände, darunter 2 Kurfürstentümer, 19 Reichsbistümer, 44 Reichsabteien und 45 Reichstädte ihre Reichsstandschaft.¹¹⁴ Damit hatte, wie von Arctin feststellt, der katholische Reichsteil so gut wie aufgehört zu bestehen.¹¹⁵ – Mit Recht wird am RDH kritisiert, daß er die Prinzipien des Friedens von Lunéville verlassen habe,¹¹⁶ denn es wurden Entschädigungen an Fürsten ausgesprochen, die auf der linken Rheinseite keine Verluste erlitten hatten, wie z.B. für den Herzog von Toskana in § 1 RDH.¹¹⁷ Für den Markgrafen von Baden sah § 5 RDH folgende Entschädigung vor:

„Dem Markgrafen von Baaden für seinen Teil an der Grafschaft Sponheim und für seine Güter und Herrschaften im Luxemburgischen, Elsaß u.s.f.: das Bistum Konstanz, die Reste der Bistümer Speier, Basel und Straßburg, die pfälzischen Ämter Ladenburg, Bretten und Heidelberg mit den Städten Heidelberg und Mannheim, ferner die Herrschaft Lahr, unter den zwischen dem Markgrafen von Baaden, dem Fürsten von Nassau-Usingen und den übrigen Interessenten verabredeten Bedingungen, ferner die hessischen Ämter Lichtenau und Wildstädt, dann die Abteien Schwarzach, Frauenalb, Allerheiligen, Lichtenthal, Gengenbach, Ettenheim-Münster, Petershausen, Reichnau, Öhningen, die Probstei und das Stift Odenheim und die Abtei Salmansweiler, mit Ausnahme von Ostrach und den unten bemerkten Zugehörungen, die Reichsstädte Offenburg, Zell am Hammersbach, Gengenbach, Überlingen, Biberach, Pfullendorf und Wimpfen, endlich die mittelbaren sowohl als unmittelbaren Besitzungen und Rechte auf der Südseite des Neckars, welche von den öffentlichen Stiftungen und Körperschaften des linken Rheinufers abhängen.“

Diese Erwerbungen bedeuteten im Verhältnis zu den Verlusten auf dem linken Rheinufer, einen enormen Gebietszuwachs, sie umfaßten jedoch noch nicht das gesamte Gebiet des späteren Großherzogtums Badens, da u.a. eine Reihe geistlicher Territorien zunächst an andere Landesherrn gingen. Die politische Existenz dieser Landesherrn währte allerdings nur noch wenige Jahre. In späteren Friedenverträgen konnte Baden sein Territorium zu einem geschlossenen Flächenstaat arrondieren. – Zu den Baden noch nicht zugeschlagenen Gebieten gehörten unter anderem die Grafschaft Bonndorf und die

¹¹⁴ Das Alte Reich (o. Anm. 12), Bd. 3, S. 500.

¹¹⁵ Ebd., S. 500.

¹¹⁶ Isele, Die Säkularisation des Bistums Konstanz (o. Anm. 76), S. 70; von Arctin, Das Alte Reich, Bd. 3, S. 499.

¹¹⁷ Ähnliches gilt für die Entschädigung der Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen und Hohenzollern-Hechingen, zu der Gaspari bemerkt, daß diese weder unmittelbare noch weniger reichsständische Besitzungen verloren hätten, und vermutlich ihre Berücksichtigung der Verwendung Preußens zu verdanken haben. Der Deputations-Reces, Th. 2, S. 118 f.

Fürstabtei St. Blasien, sowie die Abteien und Klöster des Breisgaus, die der Malteserorden aus „Rücksicht für die Kriegsdienste“ seiner Glieder erhielt (§ 26 RDH).¹¹⁸ Aus dem gleichen Grund wurde (zunächst) der Deutsche Orden nicht säkularisiert, bis dieses Zwischenspiel nach wenigen Jahren endete. Der Malteserorden konnte sich jedoch seiner Erwerbungen nicht recht erfreuen, ihm ist praktisch die Besitznahme nicht gelungen.¹¹⁹

§ 34 RDH sieht die Säkularisation der Güter der Domkapitel vor. Eine entscheidende Norm ist § 35 RDH. Er regelt den Übergang der Güter der fundierten Stifter, Abteien und Klöster auf die neuen Landesherrn in den alten sowohl als in den neuen Besitzungen, „katholischen sowohl als A.C. verwandten, mittelbarer sowohl als unmittelbarer“, deren Verwendung nicht förmlich festgelegt ist. Diese wurden (mit verschiedenen Vorbehalten) „der freien und vollen Disposition der respektiven Landesherrn“ zugewiesen. Dieser Paragraph erhält damit auch die Ermächtigungsnorm für die Säkularisation der geistlichen Güter in den Altgebieten.¹²⁰ Ferner enthält § 35 RDH einen Vorbehalt hinsichtlich der festgesetzten Verpflichtung der Ausstattung der Domkirchen und der Pensionen der „aufgehobenen Geistlichkeit.“¹²¹

§ 42 RDH sieht eine Sonderregelung für die Frauenklöster vor. Während der Landesherr die Männerklöster nach freiem Belieben aufheben oder beibehalten kann, bedarf es zur Aufhebung der Frauenklöster der Zustimmung des Diözesanbischofs.

Zahlreiche Bestimmungen des RDH befaßen sich mit den Pensionsverpflichtungen gegenüber der aufgehobenen Geistlichkeit. Den abgetretenen Re-

¹¹⁸ Auch diese Regelung wird von Gaspari kritisiert: „Zu Kriegsdiensten sind sie allerdings verpflichtet; aber zu welchen? Gegen die Ungläubigen (Mohanmedaner und Heiden), ganz nach der Denkungsart des Zeitalters der Kreuzzüge, in welchem sie errichtet wurden. Diese Denkungsart, welche einen ewigen Krieg mit den Ungläubigen voraussetzte, hat sich durchaus geändert, den Lehren der christlichen Religion gemäß. Die Kriegsdienste dieser Ordensglieder werden also nun bey Christen gegen Christen geleistet, und die Ritter streiten selbst gegen einander, der Absicht ihrer Stiftung gerade zuwider“. Ebd., Th. II, S 233.

¹¹⁹ Schmid, Die Säkularisation der Klöster (o. Anm. 9), Teil 1 S. 271 ff. von den Reichsstädten ließ § 27 RDH nur noch Augsburg, Lübeck, Nürnberg, Frankfurt, Bremen und Hamburg übrig. Auch sie gehörten erstaunlicherweise zu den Säkularisationsgewinnenden. Durch Einverleibung in die neuen Staaten reduzierte sich das Kolleg jedoch bald weiter erheblich.

¹²⁰ § 35 „Alle Güter der fundierten Stifter, Abteien und Klöster, in den alten sowohl als in den neuen Besitzungen, katholischen sowohl als A.C. verwandten, mittelbarer sowohl als unmittelbarer, deren Verwendung in den vorhergehenden Anordnungen nicht förmlich festgesetzt worden ist, werden der freien und vollen Disposition der respektiven Landesherrn, sowohl zum Behuf des Aufwandes für Gottesdienst, Unterrichts- und andere gemeinnützige Anstalten, als zur Erleichterung ihrer Finanzen überlassen, unter dem bestimmten Vorbehalte der festen bleibenden Ausstattung der Domkirchen, welche werden beibehalten werden, und der Pensionen für die aufgehobene Geistlichkeit nach den unten teils wirklich bemerkten, teils noch unverzüglich zu treffenden näheren Bestimmungen.“

¹²¹ § 35 RDH ist in seiner Auslegung umstritten vgl. hierzu Hömig, Der Reichsdeputationshauptschluß (o. Anm. 62), S. 89 ff., S. 109 ff.

genten wird in § 48 RDH ihre persönliche Würde und Rang sowie der Fortgenuß ihrer persönlichen Unmittelbarkeit garantiert, eine Bestimmung, die mit dem Untergang des Reiches leer lief. An zwei Stellen des RDH ist immerhin „Mitleid“ mit den Enteigneten zu spüren. In § 66 RDH wird von der Sorge für den Unterhalt „dieser großen Menge höherer und anderer unschuldiger Personen“ gesprochen und § 68 RDH nennt die „unter den gegenwärtigen Verhältnissen leidenden Personen“ (!)

§ 62 RDH erhält die bisherigen erz- und bischöflichen Diözesen als kirchliche Körperschaften, bis zur Schaffung einer anderen diözesanen Einrichtung. § 63 RDH bestimmt, daß die bisherige Religionsübung eines Landes nicht gekränkt werden darf, insbesondere ist der „ungestörte Genuß des eigentümlichen Kirchenguts“ zu erhalten. Allerdings wird dem Landesherrn gestattet, auch andere Religionsverwandte zu dulden und ihnen den vollen Genuß bürgerlicher Rechte zu gewähren.¹²² Ebenso wie § 63 RDH den Erhalt des Kirchengutes garantiert, das der örtlichen Seelsorge dient, ist mit § 65 RDH eine Vorschrift aufgenommen, die fromme und milde Stiftungen vor der Säkularisation schützt. Diese sind wie Privateigentum zu konservieren. Gemeint war damit aber nur das Stiftungsgut, das unmittelbar gemeindlichen Seelsorgewecken diene.

Mit dem RDH war das Ende der Reichskirche eingetreten. Der Übergang der bisherigen geistlichen Gebiete an die neuen Landesherrn führte zu einer völlig veränderten Zusammensetzung des Reichstages, in dem sich von den Fürstbischöfen nur der bisherige Kurfürst von Mainz Karl Theodor von Dalberg (unter Übertragung des Mainzer Stuhles nach Regensburg) als „Kurfürst, Reichserzkanzler, Metroplitan-Erzbischof und Primas von Teutschland“ halten konnte (§ 25 RDH).¹²³ Allerdings wurde die Liste der stimmberechtigten Reichstagsmitglieder (§ 32 RDH) bald wieder Makulatur, weil der weiteren Expansion der Mittelstaaten und den napoleonischen Staatsneuschöpfungen schon bald ein Großteil der Fürsten zum Opfer fiel, die gerade noch mit diesen Mittelstaaten einen Gebietszuwachs erfahren hatten. Ein weiteres Ergebnis des RDH ist die Verschiebung der Mehrheitsverhältnisse in den Reichstagskollegien zu Gunsten der Protestanten.

¹²² Damit wird der bisherige Simultaneumstreit zu Gunsten einer zeitgemäßen Lösung der konfessionellen Verhältnisse im Reich beendet. Zum Simultaneumstreit vgl. Kremer, *Der Westfälische Friede* (o. Anm. 12), S. 259 ff.

¹²³ Von Dalberg kamen bei dieser Sonderlösung einerseits die wichtige staatsrechtliche Stellung als Erzkanzler des Reiches, andererseits seine Abhängigkeit von Napoleon zu Gute. Zu seiner Funktion als Erzkanzler meinte Gaspari, daß seine Geschäfte so wichtig, so tief in die ganze Verfassung des Reiches verflochten seien, „daß es als ein unentbehrliches Rad in der Staatsmaschine“ hätte erhalten werden müssen. Der *Deputations-Reces*, Th. II, S. 225.

In seiner Titulatur nannte sich der neue Kurfürst und spätere Großherzog von Baden nun unter anderem Fürst zu Konstanz, Bruchsal und Ettenheim, Graf zu Gengenbach, Salem und Petershausen, Herr zu Reichenau und Oehningen. Diese Titel dokumentieren, in welchem Ausmaß sich das neue Staatswesen aus ehemaligem Bistums- und Klosterbesitz zusammensetzte und waren noch lange nicht vollständig, da zukünftige Gebietserwerbungen anstanden, die zur abschließenden Bildung des Großherzogtums Baden führten. Schmid erwähnt, daß Baden für die Neuerwerbungen im RDH 250.000 fl Bestechungsgelder an französische und russische Politiker zahlen mußte,¹²⁴ dafür hatte es für den Verlust von 8 QM Gebiet eine „Entschädigung“ von 59 3/4 QM ganz überwiegend aus Kirchenbesitz erhalten.¹²⁵ Auch die anderen „Entschädigten“ erhielten Gebietszuwächse aus geistlichem Gebiet (und durch die weitgehende Mediatisierung der Reichsstädte), die außer jedem Verhältnis zu ihren Verlusten standen.¹²⁶

Diese Zahlen belegen, daß der RDH gegen seine eigentliche Aufgabe, einen gerechten Ausgleich für die Gebiets- und Vermögensverluste auf der linken Rheinseite zu schaffen, verstoßen hat.¹²⁷ In Wirklichkeit ging es primär um die Verteilung von Kirchengut, das aufgrund der besonderen politischen Umstände der revolutionären und napoleonischen Ära und der politischen Schwäche, seines Eigeninteresses und des Desinteresses des kaiserlichen Hauses am Erhalt der geistlichen Staaten im Heiligen Römischen Reich schutzlos angeeignet werden konnte. Allerdings ist schwer zu beurteilen, was ein massiver politischer Widerstand des Kaisers gegen die Säkularisation in Anbetracht der französisch-russischen Dominanz hätte bewirken können.

In der Erklärung über die Niederlegung der Kaiserkrone vom 6. August 1806 bringt Kaiser Franz II. unter anderem zum Ausdruck, daß er aufgrund der eingetretenen politischen Verhältnisse (Gründung des Rheinbundes) seine durch die Wahlkapitulation eingegangenen Verpflichtungen nicht mehr erfüllen könne.¹²⁸ – Der Kaiser hatte sie bereits vorher nicht mehr erfüllt!

¹²⁴ Die Säkularisation der Klöster, Teil 1, S. 198.

¹²⁵ Ebd. S. 196.

¹²⁶ Iscle, Die Säkularisation der Klöster (o. Anm. 9), S. 71 f., Fußn. 61.

¹²⁷ Diese Zahlen belegen auch, daß eine moderate Säkularisation im Sinne der Schriften Wessenbergs und Dalbergs möglich gewesen wäre. Eine solche, auf eine wirkliche Entschädigung bezogene Säkularisation war aber überhaupt nicht intendiert.

¹²⁸ Text der Erklärung über die Niederlegung der Kaiserkrone bei, Walder, Das Ende des Alten Reiches (o. Anm. 1), S. 89 ff.

IV. Die Durchführung der Säkularisation der Klöster in Baden

Noch bevor der Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803 verabschiedet worden war, erließ der Markgraf das IV. badische Organisationsedikt vom 14. Februar 1803, das detaillierte Pläne hinsichtlich des zukünftigen Schicksals der Klöster enthält.¹²⁹ Es konnte sich nur auf einen Teil der an Baden gefallen Gebiete beziehen, da die „territoriale Komplettierung“ zum späteren Großherzogtum erst im Verlauf der kommenden Jahre erfolgte, auch schloß es den Bodenseebereich noch aus. Während den Klöstern die Verwaltung ihrer Güter, Patronatsrechte, Renten und Gefälle sofort abgenommen wurde (II.), fällt auf, daß das Edikt nicht von einer Säkularisation aller Klöster ausgeht.

Als erstes wird die Cistercienserinnenabtei Baden-Baden Lichtenthal angeführt, deren Ordensfrauen unter verschiedenen Bedingungen gestattet wird „ferner in klösterlicher Communion beysamen“ zu bleiben. Dieses Kloster sei „nie aus den Grenzen devoter Dankbarkeit gegen Unser Fürstliches Haus abgewichen“ (III. A.). Unter erheblichen Eingriffen in seine Statuten war Lichtenthal die einzige Abtei im Großherzogtum Baden, die die Säkularisation auf Dauer überleben sollte. Im Laufe des 19. Jahrhunderts hat sich dieses Kloster sogar zu einem ausgesprochenen „Liebling“ des badischen Fürstenhauses und später des mit diesem verwandten deutschen Kaiserhauses entwickelt, was durch zahlreiche Zuwendungen und regelmäßige Besuche sowie freundschaftliche Kontakte zwischen dem Herrscherhaus und dem Konvent zum Ausdruck kam.

Hingegen wurde die Benediktinerinnenabtei Frauenalb aufgehoben (III. B.).¹³⁰ Aufgehoben wurden auch die Benediktinerabteien Schwarzach und Ettenheimmünster. Die ehemaligen Klostergeistlichen sollten in das Kloster Gengenbach versetzt werden (IV. B.). Hinsichtlich dieser ehemaligen Reichsabtei war vorgesehen, sie unter den gleichen Bedingungen wie Lichtenthal „zur fortdauernden Klostercommunion“ beizubehalten (IV. C.). Die Zusage für den Erhalt Gengenbachs wurde in der weiteren Entwicklung jedoch nicht aufrecht erhalten. Ähnliches galt für die Prämonstratenserabtei Allerheiligen. Diese Abtei sollte für die Lebzeiten der Geistlichen und Laienbrüder „mit gänzlicher Untersagung der Novizen-Annahme“ fortbestehen (V.).¹³¹

¹²⁹ Text abgedruckt bei Schmid, Die Säkularisation der Klöster (o. Anm. 9), Teil 2, S. 330 ff.

¹³⁰ Die Aufhebung war wegen der in § 42 RDH vorgesehenen Zustimmung des Diözesanbischofs fragwürdig.

¹³¹ Für Allerheiligen nur ein kurzes Zwischenspiel; es fiel bald mit seiner herrlichen Kirche der völligen Zerstörung anheim vgl. Karl Rögele, Säkularisation und Untergang des Klosters Allerheiligen, F.D.A. 26. Bd. (1925), S. 326 ff. Dieter Krauß und Karl Maier (Hrsg.), 800 Jahre Allerheiligen, Offenburg 1996.

Nicht aufgehoben wurde in dem Edikt das Kollegiatstift zu Baden-Baden wegen des besonderen Bezugs zum Markgrafenhaus als dessen Grabstätte, sowie im Hinblick auf den Betrieb der dortigen Studienanstalt (VI.). Ziffer VI. 9 schreibt allerdings vor, daß die wesentliche Bestimmung und Pflicht der Stiftsgeistlichen zukünftig nicht im Chorsingen, sondern in Besorgung des Gymnasialunterrichts bestehen soll.¹³²

Für das Piaristenkloster in Rastatt, die Augustiner in Bruchsal und die Minoriten in Offenburg wurden in VII. wegen ihrer Schultätigkeit Übergangslösungen getroffen. Erhalten bleiben sollten die sich der Mädchenerziehung widmenden Klöster in Baden-Baden, Mannheim und Rastatt (XI.). Ebenso die Barmherzigen Brüder in Bruchsal und Mannheim wegen der Krankenpflege, mit dem Vorbehalt, daß sie keine Versetzung aus dem Land ohne Genehmigung vornehmen dürfen, insbesondere was in der Krankenpflege besonders qualifizierte Mitglieder betrifft (XII.). Hier zeigt sich, wie bei den Schulklöstern, der durchaus praktische Sinn des Edikts. XII. sieht sogar für die Gründung von Klöstern der Barmherzigen Schwestern eine zukünftige Begünstigung vor.¹³³ – Selbst die Mendikanten-Klöster (Franziskaner und Kapuziner) sollen nicht unterdrückt werden; die Zahl ihrer Klöster und Mitglieder wird allerdings limitiert. Sie sollen für die Aushilfe an Festtagen und bei Krankheiten der Seelsorger aufrecht erhalten bleiben (XIII.). Auch für kranke Ordensmitglieder wird vorgesorgt (XIII. 6.), wie für eine geeignete Korrekptionsanstalt (in Allerheiligen) für Priester üblen Wandels.¹³⁴

Das Organisationsedikt erfaßt, wie dargestellt, erst einen kleinen Teil der Klöster, da die abschließende Ausdehnung des Großherzogtums Badens noch nicht erreicht war. Außerdem wurden eine Vielzahl von Säkularisationen im Gebiet des späteren Großherzogtums Badens durch Reichsfürsten durchgeführt, die zunächst noch ihre Landeshoheit erhalten konnten, bevor sie im neuen Großherzogtum Baden aufgingen. Auch diesen Landesherrn war eine beachtliche Zahl von Klöstern als Entschädigungsgut angewiesen. – Dem Edikt ist, bei angeordneter Vermögenskonfiskation und vielerlei Auflagen,

¹³² Entgegen dem Klostere Lichtenthal und dem Kloster vom Heiligen Grab konnte sich jedoch das Chorherrenstift nicht halten und wurde später säkularisiert.

¹³³ „... wie Wir dann überhaupt diesen Orden, wo sich etwa auch anderwärts dazu die Gelegenheit zeigte, vorzüglich zu begünstigen gemein sind, so lange er sich beeifern wird, seiner Absicht zweckmäßig zu entsprechen.“ XII. a. Ende.

¹³⁴ „... das mit einem warmen Bad begnadigte Kloster“ in Baden-Baden soll zum „Erquickungsort für die kranke alte und pflegebedürftigen Ordensmitglieder“ dienen, während das Kloster Allerheiligen „zum Correctionsort derjenigen Weltpriester, welchen wegen üblen Wandels vom Ordinariat die Kirchenbedienung untersagt wird“ vorgesehen ist (XIII. 6.).

noch nicht die Tendenz zur gänzlichen Klostervernichtung zu entnehmen, die in späterer Zeit herrschend wurde. Maßgebend für diese Auffassung ist einerseits die sich aufdrängende Nützlichkeit der zu erhaltenden Klöster für den Unterricht, die Krankenpflege und die Seelsorge und andererseits die Absicht, katholische Untertanen nicht zu sehr zu irritieren, damit sie für den neuen Staat gewonnen werden konnten.¹³⁵

Eine solche Rücksichtnahme, was das Fortbestehen des Konventes betrifft, zeichnete zunächst auch das Vorgehen gegenüber der Reichsabtei Salem aus, die zu einem bedeutenden Vermögenszuwachs für das Haus Baden führte. Die am 24.12.1802 mit dem Abt abgeschlossene Punctation ging vom Fortbestand der Kommunität unter vielen Beschränkungen, jedoch aber teilweise auch mit einem erstaunlichen Entgegenkommen, aus.¹³⁶ Die eingetretene Situation destabilisierte jedoch den Zusammenhalt des Konvents, so daß unter anderem aus diesem Grund im Jahr 1804 die Aufhebung erfolgte.¹³⁷

Im übrigen war die badische Klosterpolitik keineswegs von der Rücksichtnahme geprägt, wie dieses Klosteredikt in Ansätzen erhoffen ließ.¹³⁸ Sie mußte sich zunächst einmal über den Erbvertrag mit der ausgestorbenen katholischen Linie Baden-Baden aus dem Jahre 1765 hinwegsetzen, der die Rechte der Katholiken in der katholischen Markgrafschaft garantiert hatte. – Bereits in der frühen Phase der Säkularisation wurde teilweise rigoros gegen die Ordensgeistlichen vorgegangen, wenn sie sich den Aufhebungsdekreten nicht fügten. So wurden die verbleibenden Kapuziner in Weinheim an Pfingsten 1802 in der Nacht in eine Kutsche gebracht und von bewaffneten Soldaten über die Mainzer Grenze abgeschoben.¹³⁹

Nachdem Baden im Preßburger Frieden¹⁴⁰ vom 26. Dezember 1805 unter anderem auch den Breisgau und die Ortenau erhalten hatte, wurden auch so

¹³⁵ „Endlich benehmen Wir Unsern Nachfolgern in der Regierung hierdurch die durch den Reichs-Schluß in die Hand gelegte Macht nicht, künftig je nach Erfordernis des Wohls des Staats und der Kirche ändernde Verordnungen in obigen Betref zu machen, empfehlen ihnen aber darinn immer so zu verfahren, daß dem kirchlichen Wohl Unserer katholischen Unterthanen einerseits und ihrer Beruhigung andererseits zweckmäßig vorgesorgt werde“ (XIV. 4.).

¹³⁶ Zu Salem vgl. Hermann Schmid, Die Säkularisation des Reichsstifts Salem durch Baden und Thurn und Taxis 1802 – 1804, Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung, 98. Heft (1980), S. 110 ff.; Alberich Siwek, Die Zisterzienserabtei Salem, Sigmaringen 1984, Zum Schicksal des Salemer Priorates Birnau, Kremer, Die Birnau im Anschauungswandel (o. Anm. 39), S. 362 ff.

¹³⁷ Text der Punctation vom 24.12.1802 und des Aufhebungsschreibens bei Schmid, S. 128 ff und 136 f.

¹³⁸ Interessant ist die Tatsache, daß der Fürst von Fürstenberg bei der Säkularisation des Stiftes Bettenbrunn, dessen Güter dem Gymnasium in Donaueschingen zugewiesen werden sollten, noch eine päpstliche Genehmigung einholte. Lauer, Geschichte der katholischen Kirche (o. Anm. 7), S. 28 f.

¹³⁹ Lauer, Geschichte der katholischen Kirche (o. Anm. 7), S. 19.

¹⁴⁰ Text des Friedensvertrages von Pressburg vom 26. Dezember 1805 in: Napoleonische Friedensverträge (o. Anm. 79), S. 34 ff.

bedeutende Klöster wie die Fürstabtei St. Blasien¹⁴¹ und die Abteien St. Peter¹⁴² und St. Trudpert aufgehoben. Während St. Blasien eine Fortexistenz in Österreich fand, zerschlug sich die Hoffnungen von Abt und Konvent in St. Peter als Zähringergründung erhalten zu bleiben.

Wir verdanken Hermann Schmidts Veröffentlichung über die Säkularisation der Klöster¹⁴³ einen hervorragenden Einblick in die Klosterwelt, die damals die Ausübung der Religion, unsere Kultur und das Gesicht unserer Städte und Landschaften prägte. Ebenso kann man seinen Forschungen entnehmen, wie letztlich rücksichtslos hinsichtlich der Personen, die die klösterliche Lebensform gewählt hatten und der kulturellen Werte, die die Klöster repräsentierten, die Säkularisation durchgeführt wurde. Die Mönche und Ordensfrauen mußten diese Spätform des staatlichen Absolutismus¹⁴⁴, der aus reinem Macht- und Besitzdenken die im Aufklärungszeitalter entwickelten Gedanken zur kooperativen und individuellen Religionsfreiheit¹⁴⁵ mit Füßen trat, ohne Möglichkeit der Gegenwehr hinnehmen. Machtpolitik hatte die Tatsache ausgeblendet, daß die Aufhebung der Klöster kontemplative Lebensformen beendete, bzw. für die Zukunft unmöglich machte, die einen Anspruch auf ihren Schutz als Menschenrecht hatten.

17 Jahre nach der Säkularisation der Benediktinerreichsabtei St. Georgen/Villingen stellte Pater Johannes Schönstein resignierend fest: „Wenn irgend ein Stift der Menschheit wohlthätig war, so gehörte das unsrige in ihre Reihe, wo die stillen Musen eine freundliche Stätte fanden und von allen Mitgliedern nur das Wahre, Gute und Schöne angestrebt wurde. Nur das wird uns Zerstreuten Trost einflößen, daß wir die Schuld der Auflösung nicht tragen, und daß die öffentliche Meinung laut bezeuget, St. Georgen habe sein fatales Verhängnis nicht verschuldet und wäre immer besseres Loses wert gewesen.“¹⁴⁶

¹⁴¹ Zur Aufhebung von St. Blasien vgl. Konrad Sutter, Die Aufhebung der Abtei St. Blasien und der Neubeginn in St. Paul/Kärnten, in: St. Blasien, Festschrift aus Anlaß des 200jährigen Bestehens der Kloster- und Pfarrkirche, hrsg. von Heinrich Heidegger und Hugo Ott, München Zürich, 1983, S. 301 ff.

¹⁴² Zur Aufhebung von St. Peter vgl. demnächst: Hans-Otto Mühleisen, „Man will Geld und keine Klöster“, Die Säkularisation der Benediktinerabtei St. Peter auf dem Schwarzwald, in: Alte Klöster neue Herren, Begleitbuch zur Landesausstellung 2003.

¹⁴³ Willibald Strohmeier, Die Äbte des Klosters St. Trudpert, Teil 2, F.D.A. 26. Bd. (1935), S. 65 ff. dort zur Säkularisation unter Abt Columban II., S. 113 ff., der im Gegensatz zu den Äbten von St. Blasien und St. Peter keine Initiativen gegen die Aufhebung seines Klosters entwickelte.

¹⁴⁴ Dieser hatte teilweise in erschreckender Weise auch Einzug in die Gedankenwelt der Geistlichen gefunden, wie eine Veröffentlichung des von Napoleon eingesetzten Bischofs von Mainz (1802-1818) Joseph Ludwig Colmar, einem Elsässer zeigt, der über die Majestät der Könige folgendes schrieb: „... die Könige sind die Söhne des Allerhöchsten, sie sind die Götter dieser Erde. Keine menschliche Gewalt kann sie zur Rechenschaft über ihr Werk ziehen ...“. „Grenzenlos sey eure Ergebenheit für seine geheiligte Person; dies ist die erste Pflicht des Unterthans und des Christen.“ Abgedruckt in: Heribert Raab, Kirche und Staat (o. Anm. 28), S. 229. In Colmars Darlegungen ist alles vergessen, was Rechtsphilosophen und die deutsche Publizistik zur Freiheit des Individuums im 18. Jahrhundert erarbeitet und gefordert hatte.

¹⁴⁵ Kremer, Der Westfälische Friede (o. Anm. 12), S. 268 ff.

¹⁴⁶ Lauer, Geschichte der katholischen Kirche (o. Anm. 7), S. 35 f.

Ein wehmütiger leiser Protest steht auch auf dem Grabstein des letzten Abtes der Cistercienserabtei Tennenbach († 22. März 1806), die nach der Säkularisation dem Erdboden gleich gemacht wurde:¹⁴⁷

*Ein Mann voll Eifer für das Gute,
Wohl ihm, daß er schon ruhte,
Denn nach einem Mondenlauf
Hob man alle Klöster auf.*

V. Die Diözesaneinteilung

§ 62 RDH sah vor, daß die Diözesen in ihrem bisherigen Zustand verbleiben, bis eine andere Diözesaneinrichtung auf reichsgesetzliche Art geschaffen worden ist. Diese reichsgesetzliche Kompetenz stellte jedoch nur eine kurzlebige Rechtsgrundlage dar, da das Reich mit der Gründung des Rheinbundes und der Niederlegung der Kaiserkrone faktisch nicht mehr existierte. Für Baden, das wie die anderen neuen Mittelstaaten ein Landesbistum anstrebte, war die Situation besonders kompliziert, weil das neue Staatsgebiet zu zahlreichen Diözesen gehörte.

Bereits 1804 veranlaßte Kurerzkanzler von Dalberg den Entwurf eines Reichskonkordates,¹⁴⁸ das keine Zustimmung fand. Dies ließ ihn auf die Idee verfallen, das französische Konkordat auch auf die Rheinbundstaaten zu übernehmen.¹⁴⁹ Die Frage der Kirchenorganisation beschäftigte anschließend den Wiener Kongreß, auf dem die Vertreter des Episkopates – selbstverständlich aussichtslos – die Wiederherstellung der Bistümer und Kapitel, sowie die

¹⁴⁷ Tennenbach wurde in den Freiheitskriegen Lazarett und verkam danach immer mehr. Die mittelalterliche Kirche wurde abgebrochen und nach Freiburg als evangelische Ludwigskirche transferiert. Die barocke Klosteranlage wurde dem Erdboden gleich gemacht. In dem lieblichen Tal erinnern heute nur noch die abgebildete kleine Kapelle und wenige Spolien an die einstige Abtei. Das gleiche Schicksal erfuhr die Abtei Ettenheimmünster. In der Grabkapelle für die Gebeine der verstorbenen Mönche hat der letzte Abt Arbogast Heisler eine ähnlich wehmütige Inschrift setzen lassen. Vgl. Albert Kürzel, Benediktiner-Abtei Ettenheimmünster, Lahr 1870, S. 166 f. (Neudruck 1995); Dieter Weis, Klosterkirche Ettenheimmünster, Zur Ausstattung der Kirche und dem Verbleib der Kircheneinrichtung, Offenburg 1999, hat in sehr verdienstvoller Weise dem Verbleib noch zuschreibbarer Ausstattungsstücke aus der Klosterkirche nachgespürt. Diese Buch macht zugleich schmerzvoll die eingetretenen Verluste deutlich.

¹⁴⁸ Entwurf des Reichskonkordates bei Huber-Huber, Staat und Kirche (o. Anm. 85) Bd. I, S. 23 ff.

¹⁴⁹ 1807 und 1810 nahm von Dalberg in einer Denkschrift erneute Anläufe zur Regelung der kirchlichen Verhältnisse des Rheinbundes. Die Denkschrift von 1810 enthält in § 6 den Vorschlag auf Übernahme des französischen Konkordats. Huber-Huber, S. 34 ff. und S. 37 ff.

Rückgabe des säkularisierten Kircheneigentums verlangten.¹⁵⁰ Auch Bistumsverweser von Wessenberg hat auf dem Kongreß mehrere Denkschriften vorgelegt, die die Restitution des säkularisierten Kirchengutes verlangten.¹⁵¹ – Eine Lösung der Kirchenfrage konnte der Wiener Kongreß nicht finden. Sie wurde, was die äußere Organisation der Kirche betrifft, erst in den Konkordaten der einzelnen Bundesstaaten erreicht.¹⁵²

Bis zur Gründung der Erzdiözese Freiburg amtierten daher noch mehrere Jurisdiktionsträger, so daß sich für das Großherzogtum Baden eine komplizierte Kompetenzsituation ergab. Kirchliche Autorität war einerseits die Diözesanverwaltung in Konstanz, die seit dem Tod des Fürstbischofs von Dalberg († 1817), der seinen Sitz in Regensburg hatte, durch Bistumsverweser von Wessenberg geleitet wurde. Für die Speyrer Gebiete amtierte in Bruchsal ein bischöfliches Vikariat.¹⁵³ Diesem wurde später zusätzlich die Verwaltung der ehemaligen Wormser – und Würzburger Diözesanteile des Großherzogtums übertragen.¹⁵⁴

In Ettenheim lebte seit seiner Flucht vor der französischen Revolution aus Frankreich der letzte Fürstbischof der Straßburger Diözese Kardinal Louis René Edouard, Prince de Rohan-Guémené,¹⁵⁵ der 1779 den Bischofsstuhl bestiegen hatte. Durch das napoleonische Konkordat (1801) verlor er den linksrheinischen Teil seiner Diözese und war als Landesherr und Bischof auf das rechtsrheinische Gebiet (Ortenau) beschränkt. Aufgrund dieser Entwicklung

¹⁵⁰ Text der Denkschrift vom 30. Oktober 1814, ebd. S. 104 ff. „Teutschlands kath. Kirche reclaimiert ihr Eigenthum, auf welches sie nie Verzicht leisten darf.“ ... „Die teutsche Kirche reclamirt demnach: a) alle ihre kirchlichen Besitzungen, welche noch nicht veräußert sind; b) ihre veräußerten Besitzungen, in so weit sie nach den bestehenden Rechtsprinzipien und Gesetzen einlösbar sind.“ Ebd., S. 108

¹⁵¹ Denkschrift vom 27. November 1814 über die Begehren der katholischen Kirche in Deutschland hinsichtlich der Bundesakte und Denkschrift gleichen Datums über die Stellung der Bischöfe und Domkapitel, abgedruckt bei Huber-Huber, S. 109 ff. und S. 111 f. In der ersten Denkschrift stellt Wessenberg fest, daß sich seit zwölf Jahren die deutsche Kirche in einem Zustand von Verlassenheit befände, „welcher in der Geschichte der Kirche ohne Beispiel ist.“ Wessenberg fordert daher ebenfalls das Eigentum der Kirche, ihre Verfassung, ihre ursprünglichen Rechte, ihre Freiheit zurück. Die weiteren Darlegungen zeigen jedoch, daß es ihm vor allem um eine angemessene Dotation der Diözesen und den Erhalt des örtlichen Kirchenvermögens geht. Wessenberg war viel zu sehr Realist, um eine Totalrevision des RDH anzustreben.

¹⁵² Zur Gründungsgeschichte der Erzdiözese vgl. E. Göller, Die Vorgeschichte der Bulle „Provida solersque“, F.D.A. 28. Bd. (1927), S. 436 ff.

¹⁵³ Zu diesem Anton Wetterer, Das Bischöfliche Vikariat in Bruchsal von der Säkularisation 1802/03 bis 1827, F.D.A. 29 Bd. (1928), S. 49 ff.

¹⁵⁴ Ebd., S. 85.

¹⁵⁵ Zu ihm vgl. Jörg Sieger, 1790-1803: Louis René Edouard, Prince de Rohan – Guémené und Ettenheim, in: St. Bartholomäus Ettenheim, hrsg. von Dieter Weis, München Zürich 1982, S. 234 ff., ders., Kardinal im Schatten der Revolution: der letzte Fürstbischof von Straßburg in den Wirren der Französischen Revolution am Oberrhein, Kehl Straßburg Basel, 1986.

ist die Pfarrkirche in Ettenheim gleichsam letzte Bischofskathedrale der alten Straßburger Diözese geworden, in der Kardinal Rohan und sein Weihbischof auch bestattet wurden. Durch die Thronanlage in der Ettenheimer Kirche wird die Erinnerung an ihn aufrecht erhalten. Das Hoheitsgebiet des Kardinalfürstbischofs wurden bereits 1802 vom Markgrafen okupiert,¹⁵⁶ der sich danach u.a. Fürst von Ettenheim nannte (wie auch wegen der Speyrer Hoheitsgebiete Fürst von Bruchsal). Am 27.9.1802 erfolgte die militärische Besetzung, mit der das Ende der weltlichen Herrschaft Rohans gekommen war.¹⁵⁷ Kardinal Rohan verstarb am 16. Februar 1803 noch vor der endgültigen Verabschiedung des Reichsdeputationshauptschlusses.¹⁵⁸ Durch Fürstbischof von Dalberg wurde daraufhin eine provisorische Regelung für die Diözesanverwaltung getroffen. 1808 übertrug von Dalberg die Verwaltung an das Ordinariat in Konstanz.¹⁵⁹

All diese Vorgänge zeigen, welch Vakuum an kirchlicher Kompetenz der Reichsdeputationshauptschluß geschaffen hatte. Während die Klöster geräumt waren, günstigstenfalls von den letzten Ordensinsassen bis zum ihrem Ableben noch bewohnt werden durften oder schon verkauft oder dem beginnenden Abriß ausgesetzt waren, verwaiste ein Bischofsstuhl in Deutschland nach dem anderen.

VI. Die Kirche unter dem Badischen Staatskirchenrecht

Mit dem Übergang der katholischen Gebiete an das neue Kurfürstentum und spätere Großherzogtum Baden, begann eine intensive gesetzgeberische Tätigkeit, deren Ergebnis die weitgehende Unterwerfung der Kirchengewalt unter den Staat war. Abgesehen von den Gebieten der katholischen Linie Baden-Baden, die nach deren Aussterben in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhun-

¹⁵⁶ Hubert Kewitz, *Occupatorische Regeln, das Schreiben von Markgraf Karl Friedrich an Kardinal Rohan vom 14.9.1802, Die Ortenau*, 61. Bd. (1981), S. 126 ff.

¹⁵⁷ Hinsichtlich der auszusetzenden Pension empfahl Minister Reitzenstein großzügig zu sein, weil man mit dessen baldigen Ableben rechnete („Quant au Cardinal de Rohan, on prétend que sa santé est si dérangée qu'on pourra être généreux envers lui sans trop incommoder nos finances“), Ebd. S. 129.

¹⁵⁸ Auch hier hatte die badische Regierung, wie bei den Besitzergreifungen der Klöster, vor dem Eintritt der Rechtskraft des RDH, durch eine noch nicht rechtlich abgesicherte Besitznahme Fakten geschaffen. – Das Grab des Kardinals, das nur einfach gezeichnet worden war, erhielt auf Vorschlag des Erzb. Ordinariates Freiburg bei der jüngsten Kirchenrenovation durch die Kirchengemeinde eine würdige Grabplatte.

¹⁵⁹ Hermann Schmid, *Die rechtsrheinische Restdiözese Straßburg in den Jahren 1802-1808, Die Ortenau*, 61. Bd. (1981), S. 130 ff. S. 139. Die rechtliche Kompetenz für diese Maßnahme von Dalbergs erscheint äußerst zweifelhaft.

derts an Baden-Durlach fielen, war die Markgrafschaft ein rein evangelisches Land, in dem der Markgraf zugleich Landesherr und Landesbischof war. – Die im Großherzogtum im 19. Jahrhundert bestehende Regelung enthält die Kirchenverfassung vom 16.8.1821.¹⁶⁰ Für die evangelische Kirche ist die Nähe von staatlicher Gewalt und Kirchengewalt konstitutionsmäßig gegeben. Auch soweit eine organisatorische/verwaltungsmäßige Trennung durchgeführt ist, laufen geistliche und weltliche Gewalt in der Spitze, dem Großherzog, zusammen. Dies bringt § 2 der Kirchenverfassung deutlich zum Ausdruck:

„Während sie also in sich selber ein organisches Ganzes bildet, das von seinen Urbestandtheilen ausgehend, die vereinzelte Wirksamkeit derselben in immer größere umfassendere Kreise vereinigt, und bei jedem Schritte die verhältnismäßige Staatsaufsicht und Mitwirkung in sich aufnimmt, findet sie in dem evangelischen Regenten des Staats und zugleich ihrem obersten Landesbischof, der alle aus beiden Eigenschaften fließenden Rechte circa sacra ausübt, den letzten staats- und kirchenrechtlichen Vereinigungspunkt.“

Damit bestand dem Grunde nach in der evangelischen Kirche bis zum Ende des ersten Weltkrieges die Situation der Vereinigung der weltlichen und geistlichen Macht in der Hand des Landesherrn. Eine Personalunion, die man im Vorfeld der Säkularisation der katholischen Kirche als nicht mehr zeitgemäß vorhielt. Merkwürdigerweise scheint dieser Widerspruch damals nicht so empfunden worden zu sein, obwohl z. B. Karl Moriz Fabritius in seiner Publikation, Ueber den Wehrt und die Vorzüge geistlicher Staaten und Regierungen in Teutschland, die 1799 erschien, in aller Deutlichkeit darauf aufmerksam gemacht hatte.¹⁶¹

Auch wenn die evangelische Kirchenrechtswissenschaft des 18. Jahrhunderts sich bemühte, wenigstens theoretisch eine Trennung der beiden Gewalten in der Person des Landesherrn zu begründen, waren diese Umstände offensichtlich immer noch mitbestimmend für die organisatorischen Grundgedanken, die auch die Regelungen des Verhältnisses von katholischer Kirche und Großherzogtum prägten. Hinzu kommt, daß sich eine freiere Entwicklung der im Staate existierende Gesellschaften allgemein erst im Laufe des 19. Jahrhunderts durchsetzte. Schließlich ist zu bedenken, daß die neuen staatskirchenrechtlichen Regelungen in eine historische Situation hineinstießen, in der die katholische Kirche aufgrund der Säkularisation sich auf einem organi-

¹⁶⁰ Text der Kirchenverfassung in Sammlung: von Gesetzen und Verordnungen, über das evangelisch-protestantische Kirchen-, Schul-, Ehe- und Armenwesen im Großherzogtum Baden von 1806 – 1835, hrsg. von Jakob Heinrich Rieger, Th. 1, Offenburg 1834, S. 86 ff.

¹⁶¹ Plassmann, Staatskirchenrechtliche Grundgedanken (o. Anm. 50), S. 41 f.

satorischen Tiefstand befand und ihrer finanziellen – und Machtmittel zur Wahrnehmung ihrer Rechte beraubt war.

Joseph Freisen weist daher darauf hin, daß die Zeit nach 1803 zu einem fast völligen Zusammenbruch der bischöflichen Rechtsstellung geführt habe.¹⁶² Dies zeigt sich auch an der Organisation der Kirchenbehörden, die der Staat als staatliche Stellen einrichtete, und die entweder Kirchenverwaltung unmittelbar ausübten, oder ihre Kompetenz der bischöflichen Verwaltung, soweit diese unter diesen Verhältnissen noch wirken konnte, überstülpte. Insoweit erstaunt die Darstellung von C.W.F.L. Freiherr von Drais, der meint: „In der Folgezeit, da die weltlichen Regenten des catholischen Bekenntnisses weit mehr Rechte von der Geistlichkeit vindicirten, leuchtete erst der Grundsatz Karl-Friederichs – daß er als protestantischer Fürst lieber weniger, denn ein catholischer, anspreche und ein Mittelmaas einhalte – schöner in aller Augen.“¹⁶³

Davon ist in der Kur Badischen katholischen Kirchen Kommissions Ordnung von 1804 nichts zu spüren, die in § 52 die geistliche Gewalt auf den inneren Gewissenbereich beschränkt und bestimmt, daß jede Vicariats-Anordnung, die die äußere Wohlfahrt betrifft, der staatlichen Mitbewilligung bedürfe bevor sie zum Vollzug kommen kann.¹⁶⁴ Über kirchliche Bauten darf darüber hinaus nicht einmal durch die Kirchenkommission entschieden werden, sondern die Zuständigkeit für diesen Bereich obliegt den Hofratskollegen (§ 77).

Elementare Eingriffe in die kirchliche Gewalt enthält auch das erste Constitutionsedikt, die Kirchliche Staatsverfassung des Großherzogthums Baden betreffend,¹⁶⁵ das sich darüber hinaus in der Schluß-Sanction anmaßt, das Kirchenrecht aufzuheben, soweit es dem Edikt widerspricht. Ziff. 9 dieses Ediktes garantiert (soweit noch vorhanden) die Eigentumsrechte der Kirche, von denen das Vermögen der Ordensgesellschaften allerdings als „gemeines Staatsvermögen“ ausgenommen wird. Ziff. 21 überzieht unter dem Begriff der Kirchenherrlichkeit des Staates die katholische Kirche mit einer solchen erdrückenden Staatsaufsicht, daß ihr jede eigene unabhängige Entfaltungsmög-

¹⁶² Joseph Freisen, Verfassungsgeschichte der Katholischen Kirche Deutschlands in der Neuzeit, Leipzig Berlin 1916, S. 168.

¹⁶³ Drais, Geschichte der Regierung und Bildung von Baden (o. Anm. 53), Bd. 1, S. 101 Auf S. 101 Anm. * meint Drais sogar, daß die an josephinische Grundsätze gewohnte Regierung zu Freiburg über manche Mäßigung verwundert gewesen sei.

¹⁶⁴ Diesen weitgehenden Eingriff enthalten §§ 4 und 5 der Verordnungen zur Wahrung des landesherrlichen Schutz- und Aufsichtsrechts aus dem Jahre 1830, die der bischöflichen Verwaltung nach Gründung der Erzdiözese übergestülpt wurden. Abgedruckt in: Das katholische Kirchenwesen im Großherzogthum Baden, Freiburg 1838, 20 ff.

¹⁶⁵ Karlsruhe 1807.

lichkeit genommen war.¹⁶⁶ Schließlich nimmt sich Ziff. 22 das Rechte heraus, die Befugnisse der Bischöfe zu deren Diözesen das Großherzogtum gehörte, auf deren Lebenszeit zu begrenzen.

Das badische Staatskirchenrecht hat in den folgenden Jahrzehnten viele Modifikationen erfahren, die diese statistischen Ansätze gemildert haben. In dieser Frühzeit des badischen Staates ist hingegen der Zustand der Verlassenheit der Kirche zu spüren, die von Wessenberg in seiner Denkschrift für den Wiener Kongreß vom 27. November 1814 beklagt. – Gerade von Wessenberg hat jedoch anonym vier Jahre später eine Schrift herausgegeben, die wohl aus den Problemen um seine Nachfolge auf dem Konstanzer Bischofsstuhl zu erklären ist, und die von statistischen Ansätzen geprägt ist, die uns erstaunen und sprachlos machen.¹⁶⁷

Nun ist er der Auffassung, daß die engste Verbindung der Kirche mit der Krone ebenso natürlich wie der Kirche vorteilhaft sei (S. 7). Sie würde der Kirche die entsprechende Sicherheit vor dem römischen Hofe bieten (S. 23). Die Auswahl des Bischofs überläßt er dem Landesherrn (S. 39). Die Wahl durch das Domkapitel gerät zur Farce. Die schöne Harmonie der Kirche sei durch die Üppigkeit und Trägheit der Geistlichen zerstört worden (S. 85). Die Exemption der Orden hätte eine Störung der Kirchenordnung herbeigeführt (S. 88). Die deutsche Kirche muß vor den verderblichen Mißbräuchen und Anmaßungen der Mönchsorden gesichert werden, und daher sind nur noch Brüder- und Schwesternorden zu akzeptieren, die sich der Krankenpflege und den Schulen widmen (S. 106). „Kein anderer Mönchsorden soll in irgend einem der Bundesstaaten ohne gemeinsames Einverständniß eingeführt werden“ (S. 107).

Mit der Säkularisation war für die Kirche eine dunkle Stunde gekommen, noch mehr für die Orden, die nach jahrhundertlangem segensreichen Wirken aus ihren Klöstern vertrieben oder mit großen Einschränkungen noch bis zu ihrem Aussterben geduldet wurden. Äußerst beschränkt waren die Wirkungsmöglichkeiten der Kirchenleitung im neuen badischen Staat, was schließlich zu spannungsgeladenen Konflikten führte.

¹⁶⁶ „Unser Kirchenherrlichkeit umfaßt überall und in Bezug auf alle aufgenommene oder geduldete Religionspartheien nachstehendes: die Kenntnisnahme von allen Gewaltshandlungen der Kirche in ihrem Innern; die Vorsorge, daß damit nichts geschehe, was überhaupt oder durch unsere Zeit und Umständen dem Staat Nachtheil bringt; das Recht zu allen öffentlichen Verkündigungen, welche die Kirchengewalt beschließt, ingleichen zu allen Dienst-Ernennungen die ihr überlassen sind, das Staatsgutheiß zu ertheilen oder nach Befinden zu versagen, und damit bis auf weitere Vereinbarung den Vorgang rückstellig zu machen ...“.

¹⁶⁷ Anonym = von Wessenberg, Betrachtungen über die Verhältnisse der Katholischen Kirche im Umfang des Deutschen Bundes, o.O. 1818.

Knapp 50 Jahre nach der Säkularisation erschien im Anschluß an die Denkschrift der Bischöfe der Oberrheinischen Kirchenprovinz die Veröffentlichung: Der paritätische Staat und die Forderung der Bischöfe,¹⁶⁸ in der die Freiheit der Kirche mit folgenden Worten eingefordert wird:

„Die Kirche hat ihre irdischen Rechte und Güter so rechtmäßig besessen, als irgend ein Fürst oder ein Privatmann die seinigen. Sie sind ihr ohne Rechtsgrund, in einer in der Geschichte aller christlichen Jahrhunderte unerhörten Weise entzogen worden durch die Säcularisation; sie hat es widerstandslos gelitten. Allein die Bischöfe reklamieren nichts, gar nichts von Allem, was der Kirche entzogen wurde. Sie verlangen keinerlei zeitliche Privilegien, keine Immunitäten, keine politischen Ehrenrechte, keine Landstandschaft, nichts von allem dem, sie verlangen lediglich, daß man sie in Erfüllung ihrer von Christus ihnen auferlegten Sendung, daß man die Kirche in ihren wesentlichen Lebensfunktionen nicht hindere.“

Die Kulturkampfzeit zeichnete sich ab, in der sich die Kirche bemühte, sich aus den Fesseln des Staatskirchentums zu lösen, die das beginnende 19. Jahrhundert geschaffen hatte.

VII. Nachwort

Der letzte Konstanzer Fürstbischof, Karl von Dalberg, hatte während den Verhandlungen der Reichsdeputation vor Abschluß des RDH einmal zum Ausdruck gebracht: „Nach geendigter Reichsdeputation wird man mich zernichten; ich bin dermal Erzkanzler, aber nur als Todtengräber der Verfassung und der Geistlichkeit; ich kann auf diese Weise gar nicht bestehen.“¹⁶⁹ Damit hat er treffend die Rolle beschrieben, die er in dieser Epoche wahrnahm. Gravierend waren die Folgen der Säkularisation für die Kirche, ihre Orden, unsere Kultur und die Bevölkerung, die nicht zu den „Gewinnlern“ der Säkularisation zählte.¹⁷⁰

Aber dieses geschichtliche Ereignis hat dazu beigetragen, Deutschland auf den Weg zu einer moderneren Staatlichkeit zu bringen und es hat auch durch das Ende der Adelskirche, die die Bischofssitze und Domkapitelstellen für sich reserviert hatte, die Kirche zu einer freiheitlicheren Entwicklung geführt, deren Repräsentanten nun aus dem Volk kamen und in ihm verwurzelt gewesen

¹⁶⁸ Mainz 1852.

¹⁶⁹ Bastgen, Dalbergs und Napoleons Kirchenpolitik, Paderborn 1917 (o. Anm. 93), S. 282.

¹⁷⁰ Rudolf Morsey, Wirtschaftliche und soziale Auswirkungen der Säkularisation in Deutschland, in: Dauer und Wandel der Geschichte, Festschrift für Kurt von Raumer, hrsg. von Rudolf Vierhaus und Manfred Botzenhart, Münster 1966, S. 361 ff.

sind. Das sind mit die Gründe, die zu ihrem Wiederaufstieg aus den dunklen Jahrzehnten des beginnenden 19. Jahrhunderts führten. Bereits im 19. Jahrhundert erfolgte ein Erblühen der Kongregationen, die sich der tätigen Nächstenliebe widmeten. Ausgehend von Beuron, das nicht zu Baden, sondern zum Fürstentum Hohenzollern gehörte, konnte sich im 19. Jahrhundert in der Erzdiözese Freiburg auch wieder monastisches Leben entfalten. Nach dem Ende des 1. Weltkrieges standen in der Erzdiözese Freiburg den Männerorden wieder die Türen offen.



Abb. 1 Reichenau-Mittelzell.

Die Insel Reichenau/Bodensee war eins der bedeutendsten monastischen Zentren des Mittelalters und zählt inzwischen zum Weltkulturerbe der UNESCO.



Abb. 2 St. Blasien.
Von größter Bedeutung für die Besiedlung des Schwarzwaldes
war die später gefürstete Benediktinerabtei St. Blasien.



Abb. 3 Die Benediktinerabtei Schwarzach wurde bereits ca. 746/53 gegründet. Die romanische Abteikirche gehört zu den hervorragenden Bauwerken dieser Epoche in der Erzdiözese.



Abb. 4 Das Äbtepitaph im Salemer Münster weist in deutlicher Sprache auf die Vergänglichkeit allen irdischen Lebens hin. Seine Gestaltung scheint ein Vorbote der Säkularisation zu sein.



Abb. 5 Das Chorherrenstift der Augustiner in St. Märgen wurde 1118 gegründet.
Nach langem Niedergang erwachte es im 18. Jahrhundert zu neuer Blüte.



Abb. 6 Der von Peter Thumb geplante und von Benedikt Gambs ausgemalte Bibliothekssaal in St. Peter dokumentiert den Einsatz der Klöster für die Wissenschaften.



Abb. 7 Hochaltar der Zisterzienserabtei Bronnbach.
Im Gegensatz zu vielen südbadischen Klöstern blieb der bauliche Bestand der Abtei
nach der Säkularisation weitgehend erhalten.

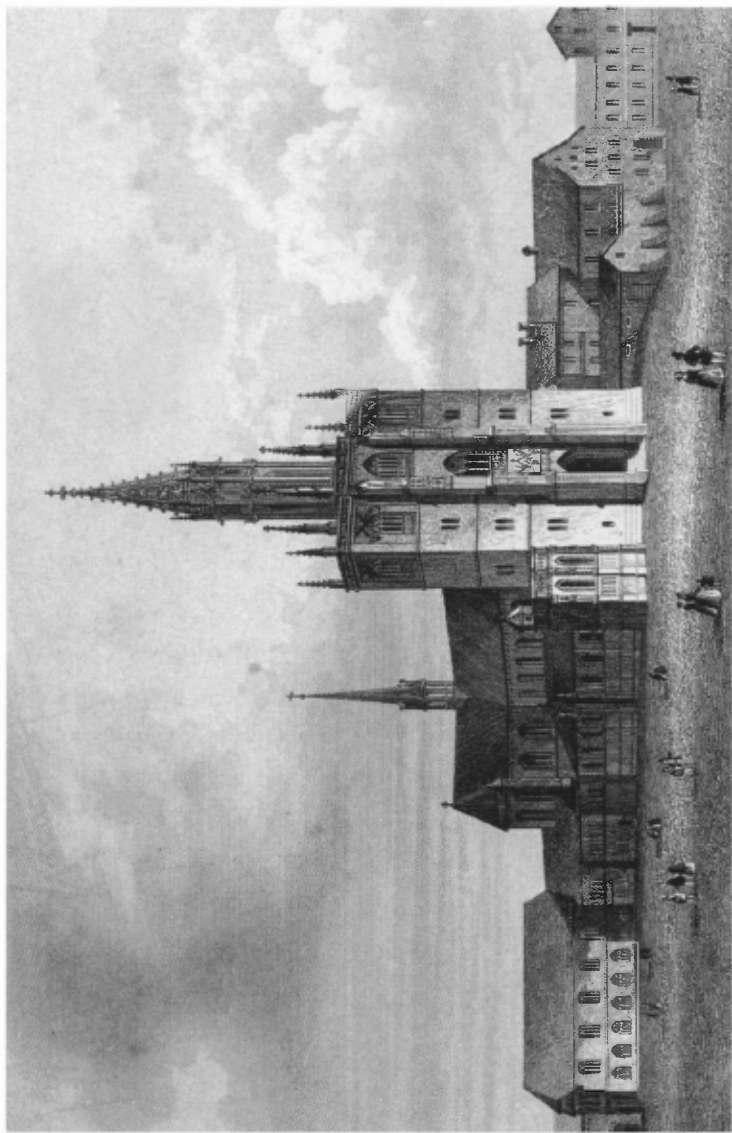


Abb. 8 Konstanzer Münster, zeitgenössischer Stich. Bis zur Gründung der Erzdiözese Freiburg gehörte der größte Teil des Gebietes des Großherzogtums Baden zur Diözese Konstanz.



Abb. 9 Tennenbach, Kapelle. Die aus der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts stammende Kapelle ist der letzte Rest der 1161 gegründeten Zisterzienserabtei. Die von Peter Thumb erbaute barocke Klosteranlage wurde dem Erdboden gleich gemacht. Die mittelalterliche Kirche wurde nach Freiburg transferiert und dort 1944 zerstört.



Abb. 10 Friedhofskreuz in St. Peter/Schwarzwald.
Das vom letzten Abt gestiftete Kreuz enthält mit den über die Kleider Christi
würfelnden Soldaten und dem Bibelzitat einen deutlichen Protest gegen die Säkularisation.



Abb. 11 Wallfahrtskirche Ettenheimmünster.

Die ab 1687 errichtete Pfarr- und Wallfahrtskirche St. Landolin, die nach 1765 umgebaut wurde, hält als kostbares Vermächtnis die Erinnerung an die abgerissene Benediktinerabtei Ettenheimmünster wach.



Abb. 13 Die 1768–71 erbaute Pfarrkirche St. Bartholomäus wurde durch die Flucht des letzten Fürstbischofs von Straßburg nach Ettenheim zur letzten Kathedrale der alten Straßburger Diözese.



Abb. 12 Die ehemalige Benediktinerabtei Gengenbach wurde im 8. Jahrhundert gegründet und entwickelte sich bereits im Folgejahrhundert zum größten Kloster der Ortenau. Die Abteikirche wurde mehrfach umgestaltet. Einer Barockisierung des mittelalterlichen Bestandes folgte die Neugestaltung im Stil des Historismus. Ein Großteil der barocken Klosteranlage ist noch heute erhalten.



Abb. 14 Thronanlage in der Pfarrkirche Ettenheim.
Der Bischofsthron hält die Erinnerung an Fürstbischof Kardinal Rohan († 1803) wach.



Abb. 15 Benediktinerabtei St. Georgen Villingen.

Zum Untergang der Reichsabtei stellte P. Johannes Schönstein fest:
 „Nur das wird uns Zerstreuten Trost einflößen, daß wir die Schuld der Auflösung
 nicht tragen, und daß die öffentliche Meinung laut bezeuget, St. Georgen habe sein
 fatales Verhängnis nicht verschuldet und wäre immer besseres Loses wert gewesen.“



Abb. 17 Die Wallfahrtskirche Birnau von Peter Thumb stellt eine letzte Steigerung
 des Ausdrucks der barocken Frömmigkeitspraxis dar.

Es ist heute kaum vorstellbar, daß diese Kirche nach der Säkularisation geschlossen wurde
 und erst nach dem ersten Weltkrieg, mit der Wiederbesiedlung durch die Zisterzienser
 aus Mehrerau, ihre religiöse Aufgabe zurückbekam.



Abb. 16 Gerlachsheim.

Die Kirche des ehemaligen Prämonstratenserklosters Gerlachsheim gehört zu den schönsten Barockkirchen im Norden der Erzdiözese Freiburg. Sie wurde zwischen 1723 und 1730 unter Abt Sigismund Hauck von Oberzell erbaut.



Abb. 18 Erzbischof Bernhard Boll (1827–36).

Mit Gründung der Erzdiözese Freiburg und der Inthronisation des ersten Erzbischofs, Bernhard Boll im Jahre 1827, begann die erste Phase der Konsolidierung der kirchlichen Verhältnisse im Großherzogtum Baden und den beiden Fürstentümern Hohenzollerns. Sein Grab im Freiburger Münster ist als einziges Bischofsgrab verschollen und sollte als Akt der Pietät unbedingt wieder aufgefunden werden.

Beiträge zur Geschichte des Gerlachsheimer Prämonstratenserklosters – Einige das Kloster von Gerlachsheim betreffende und bisher unbekannte Schriftstücke –

Von Martin Ritter

Mitte des letzten Jahres (2001) überreichte mir der Gerlachsheimer¹ Heimat- und Kulturverein eine Fotokopie jenes „Gerlachsheimer Kopialbuches“, das im Generallandesarchiv Karlsruhe aufbewahrt wird². Ein *schneller* Vergleich mit dem mir schon bekannten Würzburger Exemplar³ bestätigte die Aussage Julius BASSLERS⁴, dass nämlich beide Exemplare völlig identisch seien⁵, was übrigens im Karlsruher Exemplar sogar amtlich bestätigt wird⁶.

Ein *genauerer* Vergleich beider Kopialbücher zeigte dann, dass diese Behauptungen doch nicht ganz zutreffen: So enthält z. B. das „Repertorium“ des Karlsruher Kopialbuches einen längeren Hinweis auf jenen Prozess, den der Prämonstratenserorden gegen den damaligen Bischof von WÜRZBURG, JOHANN PHILIPP VON GREIFFENCLAU ZU VOLLRATHS (1699–1719)⁷ geführt hat, obwohl im Buch selbst kein einziges Schriftstück darüber zu finden ist. Kein Wunder, denn die letzte Kopie des Kopialbuches stammt aus dem Jahr 1458 und so wären Schriftstücke aus dem 18. Jh. fehl am Platze.

¹ Das Prämonstratenserkloster Gerlachsheim wurde (unter der Obhut des Klosters Oberzell) um das Jahr 1200 als Frauenkloster gegründet, im Jahre 1563 vom Würzburger Bischof, FRIEDRICH VON WIRSBERG (1558–1573) in die „Bischöfliche Hofkammer“ einverleibt, 1723 als Männerpriorat neu besetzt, 1804 säkularisiert. – Vgl. N. BACKMUND, *Monasticon Praemonstratense*, Berlin 1983, Bd. 1, S.132ff.

² Generallandesarchiv Karlsruhe (=GLAK) 67/635

³ Bayerisches Staatsarchiv Würzburg (=StAW) 522

⁴ Der ehemalige Gerlachsheimer Lehrer, J. BASSLER, ist meines Wissens der erste, der eine umfassende Geschichte Gerlachsheims geschrieben hat, die allerdings nur als Maschinenschrift in wenigen Exemplaren existiert.

⁵ J. BASSLER, *Die Geschichte Gerlachsheims. Maschinenschrift. o. J.*, Literaturangabe (ohne Seitenzahl).

⁶ „Daß gegenwärtige Copia mit dem hochfürstl. Regierung verwarhlich aufbehaltenen Closter-Gerlachsheimer Copey-Buch gleichlautend befunden worden, solches attestiere ich mit meiner Hand-Unterschrift. CHRISTOPH EBERHARD AMBKNECHT Hochfürstl. Würzb. Hofrath und Archivarius.“ – ohne Datum. – Kopialbuch, S. 206v f

⁷ Vgl. „Repertorium“ des K. Kopialbuches, bei Buchstabe „G“, Ende.

Viel interessanter schienen aber einige Schriftstücke, die zwar zeitlich in das Kopialbuch passen und in der Fotokopie des Karlsruher Kopialbuches enthalten waren, aber im Würzburger Exemplar fehlen.

Im Einzelnen geht es um folgende Dokumente:

1. Ein Brief des Königheimer („Kenickem“) Pfarrers und Notars, JOHANN SEBASTIAN SEVERUS, mit dem Datum „St. Johann 1765“.

Dazu gehören zwei weitere von ihm beglaubigte Abschriften

1.1 eines, in lateinischer Sprache geschriebenen Briefes, verfasst von einer näher nicht genannten „Meisterin“ des Klosters Gerlachsheim und ihres „Konvents“ (ohne Datum);

1.2 Einer, am 16. Mai 1343 von LUDWIG IV (dem Bayer) in Bad Mergentheim ausgestellten Urkunde.

2. Ein in deutscher Sprache abgefasster Brief einer ungenannten Meisterin des Klosters Gerlachsheim, ebenfalls ohne Datum.

Schon allein die Tatsache, dass diese Schriftstücke von keinem der hiesigen Heimatforschern⁸ erwähnt werden, obwohl sie das Karlsruher Kopialbuch als Quelle angeben, wirft einige Fragen auf. Kamen diese Schriftstücke vielleicht erst in neuester Zeit in das Karlsruher Kopialbuch, so dass sie von den erwähnten Heimatforschern gar nicht benutzt werden konnten?

Ein Blick in das vom Ende des 19. Jh. stammende Inventar des Karlsruher Generallandesarchivs zeigt, dass – im Zusammenhang der Beschreibung des „Gerlachsheimer Kopialbuches“ – schon damals „einige ältere Schriftstücke“ erwähnt werden, allerdings ohne genauere Angaben⁹, so dass die Annahme, sie gehörten zu den neuesten und somit für die Heimatforscher unzugänglichen Errungenschaften, falsch ist.

Da sich die aufgetauchten Fragen anhand der mir zur Verfügung stehenden Fotokopien nicht beantworten ließen, bat ich um Erlaubnis zur Einsicht in die Originalhandschrift. Es stellte sich heraus, dass diese aus dem Würzburger Ex-

⁸ Der erste, der sich mit der Geschichte Gerlachsheims ausführlicher beschäftigt hat (ohne eine Heimatgeschichte im eigentlichen Sinne verfasst zu haben), war Pfr. EMIL KERN, der in seinem Buch „Die Pfarrkirche zu Gerlachsheim“ (Tauberbischofsheim 1925, S. 3-11), der aber ausdrücklich betont, dass er kein Quellenstudium betrieben hat (KERN, a.a.O., S. 2); der Laudaer Heimatforscher, KARL SCHRECK, widmet in seinem Buch „Lauda. – Schicksale einer ehemaligen fränkischen Oberamtsstadt“ (Lauda 1973) viele Seiten dem Kloster Gerlachsheim, ohne eine echte Heimatgeschichte Gerlachsheims zu schreiben; die Heimatgeschichte JULIUS BAßLERS, wurde schon weiter oben erwähnt (S. 1, Anm. 5); die Arbeit von Frau ROSEMARIE BURCZYK („Eine Heimatkundliche Studie über Gerlachsheim“) die sie der Fachschule in Weinberg am 1. November 1964 (Letzte Seite) vorgelegt hat, mit vielen selbständigen Forschungsergebnissen, liegt ebenfalls nur als Maschinenschrift vor – Unberücksichtigt blieben einige, heute meistens veraltete Artikel über Gerlachsheim.

⁹ In den „Repertorien der Kopialbücher“ des GLAK ist zu lesen: „Vidimation eines Kopialbuches des (älteren Frauen-)Klosters Gerlachsheim von 1187 bis 1548 meist Urkunden des 13ten, 14ten und 15ten Jahrhunderts, welche sich z.T. nicht auf das Kloster beziehen. Die Anordnung streng chronologisch. Hinten Repertorium der 1764 an das (neue) Kloster Gerlachsheim extradierten Urkunden, zugleich ein Inhaltsverzeichnis zum ganzen ... Dann einige eingelegte Blätter“. Bd. II. S. 375:

emplar fehlenden Schriftstücke – bis auf den oben unter Nr. 4. aufgeführten Briefes – nicht in den Korpus selbst eingebunden, sondern nur am Ende des Buches, zwischen der letzten Buchseite und des hinteren Buchdeckels, lose eingelegt sind. Sie tragen keine eigene Signatur und es fehlt auch jeder Hinweis, wie sie in das Karlsruher Kopialbuch gekommen sind.

Stammen sie vielleicht aus dem Familienbesitz der Grafen SALM-RIEN-ECK, die – als Folge der Säkularisation – im Jahre 1804 in Besitz des Klosters gekommen sind und die später die ebenfalls in ihren Besitz gelangten Schriftstücke Ende des 19. Jh. an das Generallandesarchiv von Karlsruhe verkauft haben? Offensichtlich nicht, denn sie fehlen auch in jener detaillierten Beschreibung, die in der „Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins“¹⁰ veröffentlicht wurde¹¹. Sie befinden sich auch (bis auf die von LUDWIG IV. ausgestellte Urkunde) in keiner anderen Textsammlung, so dass man mit Recht davon ausgehen kann, dass es sich bei den restlichen drei Schriftstücken um bisher unbekannte und unveröffentlichte Dokumente handelt.

Allgemeine Beschreibung der Schriftstücke

1. Das erste Schriftstück (Reihenfolge s. oben) ist ein Brief, den JOHANN SEBASTIAN SEVERUS, Pfarrer von Königheim, einem namentlich nicht genannten, „Hochwürdigem, hochgelehrten, insonders hochzuehrenden Herrn Herrn“, im Jahre 1765, am Fest des St. Johannes geschrieben hat. Da die beigelegten Kopien von SEVERUS am 7. November 1765 beglaubigt worden sind, ist anzunehmen, dass es sich hier um das Fest Johannes des Apostels und Evangelisten handelt, d.h. um den 27. Dezember. Wer der eigentliche Adressat des Briefes ist, konnte bisher nicht festgestellt werden, ebenso wenig wie die Identität des im Brief erwähnten „P. GRÄBNER“. Der Brief besteht übrigens aus einem einzigen Blatt, das nur halbseitig beschrieben ist.

Hier der Wortlaut:

„Hochwürdiger Hochgelehrter insonders Hochzuehrender Herr Herr.

Langsamer als Euer Hochwürden sich eingebildet und ich gewollt habe, bin ich geworden. Die Ursach aber war, weilen mit einem botten auch wegen des Urbarii unseres Capituls wollte denenselben Nachricht geben. Ich habe es endlich auch zu handen gebracht, obschon unser Herr Dechant nicht dran wollte, ist aber ersttens nicht sonderlich alt, sondern vom Anno 1619. Zu dem enthaltet (sic!) es nicht als bloß die pfarrgüter und Revenuen so ein zeitlicher Pfarrer

¹⁰ Bd. 24 (1872), S. 56ff und 269ff.

¹¹ „In dieser Section sind die ... beim Ankauf der Standesherrschaft Gerlachsheim ... von den Fürsten Salm ... der großh. badischen Regierung überwiesenen Urkunden“ von WEES, a.a.O., S. 56f

einzunehmen und zu genießen hatt. Kaum bey einer oder der anderen Pfarrei ist von recht wer patronus sey, mitthin wegen der Kirchenbau-Schuldigkeit nirgendwo ein jota zu erfahren. Studio bin ich es 3mahl von blatt zu blatt durchgegangen.

Ich übermache zugleich mitt allen Verbindungen damals sowohl die zwei Tumulos von dem Closter als auch die zur Gerlachsheimer Bibliothec gehörigen Annales Prämonstratenses, zu denselben kommen auch die zu versprochenen vidimata. Das in den lateinischen Cancellarii einige /...?.../¹² wird nichts zu sagen haben, weilen an de Diplomate nit sonderlich viel zum nutzen gestellt ist, doch deutet es etwas mehr als P. GRÄBNER gewußt /...?.../ den fundatorem, und die Epocha läßt sich mit dem SIGEFRIDO antiquo aus des saeculi anfang nemblich 12.. (sic) leicht abnehmen. Übrigens bitte /...?.../ ahn /...?.../ He[rrn] P[ater] Prior mein gehorsames Compliment und /...?.../ in /...?.../ Hochachtung.

Für Hochwürden

Kennigheim, S. Johann 1765

/...?.../ gehorsam. diener J. S. SEVERUS.“

1.1 Obwohl der Brief selbst keine näheren Angaben zu den an den unbekannten Adressaten geschickten Schriftstücken gibt, so deutet der Hinweis auf den Inhalt zweifelsohne auf den Brief der unbekannten Gerlachsheimer „Meisterin“ hin. Dieses Schriftstück besteht aus zwei Blättern (d.h. vier Seiten), von denen nur die erste Seite beschriftet ist. Wie schon oben erwähnt, ist der Brief in lateinischer Sprache geschrieben und trägt weder Datum noch Unterschrift. Der rechte Rand des Briefes ist zwar an einigen Stellen ausgefranst, aber aufgrund des Kontextes relativ leicht zu rekonstruieren. Hier der Wortlaut des Briefes:

„Omnes hanc litteram audientes petit Magistra et Conventus //
 ecclesiae sororum GERLACHSHEIM ordinis premonstratensis Maguntine //
 ut dignemini intolerabile dampnum (sic!), quod recepit a D[omi]no episcopo mag[untino] //
 et cooperatoribus. Ecclesiam Gerlachsheim fundavit Dominus SYB[OTO] //
 qui primo dotavit XII mansis, qui omnes nuper sunt exusti, et capella [Jo-] //
 hannis evangeliste, que ipsi ecclesie adiacet, cuius donum spiritua[le] //
 d[omi]nus maguntinus pie memorie antiquus SIURIDUS tenebatur conferre //

¹² Das in schrägen Klammern stehende Fragezeichen mit je drei Punkte /...?.../ deutet auf ein unleserliches, das einem Wort unmittelbar zugefügte Fragezeichen /?/ auf ein fragwürdiges Wort hin; Textergänzungen sind an den eckigen Klammern [...] zu erkennen, während runde Klammer (...) zeigen, dass der betreffende Text auch im zitierten Originaltext in Klammern steht.

Postea Dominus Papa ALEXANDER nuper mortuus suis privilegiis [in-] //
 tus et de foris sibi attinentia banno suo et beatorum Apostolorum pe[tri et] //
 pauli confirmavit. Modo redeamus ad summam dampni (sic!) quod re-
 cep[...?...] //

Domum ubi torcularia tria honestissima. Duo vasa que capiebant XX/?/ //
 carradas et alia vasa-cupas et alia utensilia erant taxata ad centum [...?...] //
 hallenorum. Molendinum exustum XX libris. Horreum cum feno et sui/?/ //
 ficiis XL libris. Domum hospitum et caminatam prepositi cum suis co/?/ //
 dis qui perierunt LX. libris. Domum coquine cum suis apparemen[tis] //
 XX. libris. Pomerium et orti qui perierunt incendio X libris. Agri inculti et
 vin[cae] //

quorum precium et culturam in futuro anno et sequentibus annis sentiem[us] //
 Coloni nostri qui per mansus divisi sunt, qui censum et sua iura ne[glege-] //
 bunt ad XX librarum precium, quod iam carpentariis et aliis operari[s] //
 datum est causa incendii XX libre. In vino quod effusum est in incendi[o] //
 X libre. In agris incultis que neglecta sunt ad minus computamu[s] //
 centum libras. non potest estimari dampnum quod recepimus. rogamus u[t] //
 omnes qui incurristis sententiam Domini pape, ut restituatis dampnum //
 nobis illatum, nec sit ordini necessarium premonstratensi, contra vos age[re] //
 in curia Romana super dapno illato et privilegiis [leerer Platz!] D[omi]ni
 pape an- //
 nihilatis (sic!). //¹³

Wie der Text zeigt, ist das Schreiben nicht an eine gewisse Person gerichtet, sondern er ist eine Art „Rundbrief“, der sich an „alle“ richtet, die „diesen Brief

¹³ Alle, die diesen Brief hören, bitten die Meisterin und der Konvent des Klosters der Schwestern des Prämonstratenserordens Gerlachshcim [gelegen in] der Mainzer [Diözese], dass sie den unerträglichen Schaden, den sie vom Herrn Mainzer Bischof und seinen Helfern [das Prädikat fehlt]. Das Kloster von Gerlachshcim hat SYB[OTO] gegründet, der es zuerst mit 12 Hufen beschenkt hat, die alle vor kurzer Zeit abgebrannt sind, und die Kapelle des Evangelisten [Jo]hannes, die neben dem Kloster liegt, von der gesagt wird, dass sie ihre geistigen Gaben vom Mainzer Herrn SIFRIED dem Früheren bekommen hat. Nachher wurde sie vom unlängst verstorbenen Papst ALEXANDER mit [in]neren und äußeren Privilegien, samt dem, was dazu gehört, mit seinem eigenem Bann und dem der Apostel Pe[tri und] Pauli gestärkt. Nun kehren wir zurück zur Summe des Schadens, der zugefügt wurde dem Haus, in dem sich drei sehr ansehnliche Weinpressen befinden. Zwei Scheunen, die 20/?/ Fuder fassen konnten und weitere Scheunen-Behälter die auf hundert [...?...] Hallenser taxiert waren. Die abgebrannte Mühle 20 Pfund. Die Scheune mit Heu und [...?...] 40 Pfund. Das Gästehaus und die Stube des Propstes mit seinen [...?...] die mit 40 Pfund verloren gingen. Die Küche mit seiner Einrichtung 20 Pfund. Der Obstgarten und die Gärten die 10 Pfund verloren. Die unbauten Äcker und [Wein]gärten deren Wert und die für das nächste Jahr und zukünftige Jahre [geplante] Bebauung [...?...] durch unsere Siedler, die über die Hufe verteilt sind, die ihre Zehnten und ihre Pflichten vernachlässigt haben, ein Wert von 20 Pfund die wir den Zimmerleuten und anderen Arbeitern gegeben haben wegen des Feuers 20 Pfund. An Wein, der beim Brand ausgeflossen ist, 10 Pfund. An den unbearbeiteten Äckern rechnen wir mindestens hundert Pfund. Man kann den erlittenen Schaden nicht schätzen. Wir bitten, dass ihr alle, die dem Urteil des Papstes anheim gefallen seid, dass ihr den Schaden, den ihr uns zugefügt habt, damit der Prämonstratenserorden genötigt wird, wegen des zugefügten Schadens und der vernichteten Privilegien des Herrn Papstes gegen euch bei der römischen Kurie einzuleiten.

hören“ bzw. an jene, die den Schaden angerichtet haben. – Obwohl er kein Datum trägt, kann die ungefähre Zeit des Verfassens verhältnismäßig leicht festgestellt werden: „Papst ALEXANDER“, dem das Kloster die Bestätigung seiner Privilegien verdankt, kann nur ALEXANDER IV. sein¹⁴, der am 21. Juni 1261 gestorben ist. Das Wörtchen „nuper“ (=unlängst, vor kurzer Zeit) weist darauf hin, dass der Brief entweder im selben Jahr oder – spätestens – zu Beginn des darauffolgenden Jahres, d. h. Anfang 1262 geschrieben worden sein muss.

Wenn diese Zeitangabe stimmt, so könnte sogar die Verfasserin des Briefes festgestellt werden: Sie hieße dann GUTA, von der im Kopialbuch sich ein aus dem Jahre 1260 stammender Brief¹⁵ befindet.

1.2 In diesem Dokument geht es u.a. um einen Tausch, bei dem LUDWIG DER BAYER seine, in „Lützel-Luden“ liegende Mühle für eine, im Besitz des Frauenklosters Gerlachsheim sich befindende Mühle in „Ober-luden“ eintauscht. Außerdem der Bestätigung dieses Tauschs werden weitere Privilegien des Klosters zugesichert. Da dieses Dokument schon mehrfach veröffentlicht wurde¹⁶, wird auf die Wiedergabe verzichtet.

4. Beim vierten Dokument handelt es sich um einen Brief, der von „GEORGIUS OSWALD Notarius Caesareus publicus juratus et immatriculatus“ „von einem uralten Documento ... nebst anderen dem Closter Gerlachsheim von dem Hochfürstl. Wirtzbürg. Archiv extradiret“ wurde¹⁷. Der Brief richtet sich offensichtlich an den Bischof von Würzburg, der aber namentlich nicht genannt wird. Verfasst wurde er von der „Meisterin und ihr Convent zu Gerlachsheim“. Der einzige Hinweis, der eine eventuelle Datierung ermöglicht, bezieht sich auf jenen Schaden, der durch die „verendte bürgerliche Empörung“ dem Kloster entstanden ist, das legt die Zeit nach dem Jahre 1525 nahe. In diesem Fall hieße der Adressat KONRAD III. VON THÜNGEN (1519–1540), der damalige Bischof von Würzburg. Der Brief selbst ist zwar in deutscher Sprache geschrieben, aber sehr schwer lesbar, deshalb die vielen Fragezeichen in der folgenden Textwiedergabe:

„Hochwürdiger Fürst und Herr. Eueren fürstl[ichen] Gnaden andächtig gebett, zu Vor, lieber, gnädiger Herr. Wir haben vershienener/??/ Tag an Eure fürstl[iche] Gnaden als unseren Landsfürsten, Schutz und Schirm Herrn, un-terthäniger /...?.../ suppliciert und gebetten, nachdem wir das Dorf Gerlachs-

¹⁴ GLAK, Kopialbuch S. 17r ff. – Das päpstliche Schreiben stammt aus dem Jahre 1259.

¹⁵ GLAK, Kopialbuch S. 20v

¹⁶ vgl. Zeitschrift der Geschichte des Oberrheins a.a.O., S. 297 und öfter.

¹⁷ GLAK, Kopialbuch, Ende (ohne Seitenangabe)

heim mit aller seiner zu- und Eingehörigen als Vogtheien, Herrligkeit, Gebott und Verbott bis /...?.../ gerichtiglichen innen gehabe/?, und noch, also dass die Einnwohner daselbst, einer jeden von unseren Vorfahren und uns erwählten Ebtissin Hultigung thun müssen, unsern schaden warne, frommen zu werken/?, und alles andere thun und lassen das frommen unterthanen zustehet; Nachdem sich nun in verendter bäurischen Empörung zugetragen, dass die Innwohner zu Gerlachsheim wie ander ihre nachbaren, wider unsers Closters und uns, mordlichen/?, gethan, dasselbig verhehrt, verbrannt, verwüst und /...?.../, dass wir noch daran zu bauen, und wider ihre pflichten, damit sie uns und gemelten Closter vorwandt, gehandelt, bis so lang wir durch Hülff des Allmächtigen und Euer Fürstl[ichen] Gnaden, zu dem unserem widerum einkommen haben die doch nach diesen Tag kein/?, Hultigung, wie anderen Herrschaften geschehen, gethan, dardurch unsrer Herrligkeit und Vogthey vernicht/?, unser gebott und verbott verächtlich gehalten, unser gericht, die wir des Orths haben, wüst und unordentlich liegen, daraus dann endlich folgen und erwachsen will, dass wir nit allem ungehorsamb bey denen unseren erworben, sondern darn eben in form und sorge unsere Leib Haab und güter kommen, wir den und also jezo gemelt in hiervor übergebener Supplication genigsam erzelt und angezeigt. Dernach wir der unterthänigen Hoffnung gewesen, Eure Fürstl[iche] Gnaden hätten unserer gethan bit gnädigen willen geben und uns [S. 2] zu dem verholffen, dass wir dann fug und recht haben, ist aber bis anhero virlauf/?, auf großer Menge fürs täglichen Geschäften unterlassen. Dieweil aber zu unser nothdurft pflicht und Eyd, damit wir den Orden. Religion und gehorsam verwandt, erfordern in dem oder anderen fällen dem Gotteshaus nichts entziehen oder /...?.../ lassen auch wir wissen und dafür achten, wo wir etwas begeben wollen, das Euer Fürstl[iche] Gnaden als unser Landfürst-schutz- und Schirmherr solches nicht zugeben oder gestatten würden, sondern auch fürstl[iche] Mildigkeit dasjenig fernehen, das unrem Closter zu guten uffnehmen Wohlfahr und gedeyhen reichen mögt, so ist ohngezweifelt Euer Fürstl[iche] Gnaden in erfahrung kommen, was gerechtigkeit wir solcher obgemalten dorfschalbe haben wir und was gestalten die unterthanen uns mit Hultung und anderer verwandt seyn sollen. Damit aber wir bey unserem altherbrachten Recht und Gerechtigkeit gehandhabt geschützt und geschirmet, /...?.../ ist nochmals unsere demüthige Bitt, Euer Fürstl[iche] Gnaden wollen die von Gerlachsheim und ernstlichen Erfolg/?, dahin halten, dass sie uns wiederum Hulting thun, wie vor alter herkommen, die bis auch forher jährlichen zu recht erkennen und sprechen, damit wir dasjenige erhalten und handhaben mögen, das von unsren Vorfahren uff uns kommen und gefallen ist, wo aber in dem fall Euer Fürstl[iche] Gnaden unsere Gerechtigkeit nit erfüren oder wistetet/?, irgend wir derwege unser /...?.../ und ankunft darzulegen erbithig, danit Euer Fürstl[iche] Gnaden nit für uns Handlung fürzunehmen erachten,

sondern das wir /...?.../ unsers Closters alt herkommen nit begeben wollten. Wiewohl wir als /...?.../ dem [S. 3] /...?.../ gehorsamer anderst nit hoffen, dann das Euer Fürstl[iche] Gnaden unsrer Bitt statt geben werden, so bitten wir doch fürderlich Hülff und gnädige antwort, das alles, seyend wir im Euer Fürstl[iche] Gnade demüthigst gehorsamst zu verdienen willung uns mit unseren demüthigen gebett zu gott Euer Fürstl. Gnaden hiemit befehlen. Datum.

E[urer] F[ürstlichen] G[naden]

gehorsame

Meisterin und Convent zu Gerlachsheim.“

Auf der letzten Seite befindet sich folgende Bemerkung:

„a tergo

Supplication an unseren H[ochwürdigsten].H[errn] von Wirtzburg literae absque dato. sub Gerlachsheim. – Das vorstehende Copia deme mit vorgelegten uralten Documento (welches nebst anderen dem Closter Gerlachsheim von dem Hochfürstl[ichen] Archiv extradiret worden) gleichlautend sey testire. – GEORGIUS OSWALD Notarius Caesareus publicus juratus et immatriculatus ad hoc debite requisitus, manu sigilloque notariali propriis.“

Deutung und Bedeutung der Schriftstücke

Dass diese Schriftstücke einen recht unterschiedlichen Wert haben, dürfte schon aufgrund des Inhalts klar sein. Deshalb möchte ich mich hier auf die zwei Briefe der unbekannten Meisterinnen beschränken, denn die von LUDWIG DEM BAYERN ausgestellte Urkunde wurde schon oft interpretiert, und das Begleitschreiben des Pfarrer SEVERUS trägt nichts Wesentliches zur Gerlachsheimer Geschichte bei.

Fangen wir mit dem letzten Dokument an.

Der Brief, der von der damaligen Meisterin an den damaligen Bischof von Würzburg gerichtet wurde und in dem sie – fast nur nebenbei – auch jenen Schaden erwähnt, der durch die „bäuerlichen Empörung“ entstanden ist, wirft einige Fragen auf, die hier angesprochen werden sollen. Obwohl der Brief sehr schwer verständlich ist, so scheint es doch um einen Aufschub der vom Würzburger Bischof VON THÜNGEN rigoros eingeforderten Zahlungen zu handeln. Stimmt diese Datierung, dann könnte auch die Verfasserin identifiziert werden: Sie hieße dann „URSULA“, die – laut USSERMANN¹⁸ – ab 1519 bis 1531 Meisterin des Gerlachsheimer Klosters war¹⁹. Aber – stimmt diese Datie-

¹⁸ Zitiert bei BACKMUND, a.a.O., S. 134.

¹⁹ So auch in einem aus dem Jahre 1519 stammenden Dokument im Kopialbuch. – GLAK, Kopialbuch S. 202r.

rung wirklich? Denn das erste, im Kopialbuch stehende Dokument aus der Zeit *nach* dem Bauernaufstand, ein Vertrag aus dem Jahre 1534 zwischen dem Kloster und „HANNSS VON RIEDEREN, RÜDIGER SUZEL UND LORENZ EUCHENBROTH“ weist als Leiterin des Klosters ebenfalls eine „URSULA von Randesacker“ aus²⁰. Natürlich ist es nicht auszuschließen, dass es – trotz der Behauptung von USSERMANN – um dieselbe Person handelt, denn auffallend ist, dass auch in diesem Brief selbst davon die Rede ist, dass die Gerlachsheimer der vom Convent „erwählten Ebtissin“ huldigen müssen. N. BACKMUND weist ausdrücklich darauf hin, dass sich die „Meisterinnen“ von Gerlachsheim nach dem Bauernaufstand den Titel „Äbtissin“ (zwar völlig unberechtigt) zugelegt haben²¹.

Ein weiterer Hinweis auf die Entstehungszeit des Briefes kann aber auch der Inhalt selbst geben: Wie aus dem Brief hervorgeht, bittet die „Meisterin“ nicht nur um den Aufschub der „Huldigung“, sondern auch, dass der Bischof sich dafür einsetzen soll, dass die Gerlachsheimer sich dem Kloster unterwerfen sollen. Wie wir aus anderen Quellen wissen, kam KONRAD III. VON THÜNGEN am „Samstag des Egidii“ des Jahres 1528 persönlich nach Lauda um den Dank der Aufständischen entgegenzunehmen „weil er die Ungnad wieder abgewandt, welche sie sich durch den Bauernkrieg zugezogen hatten“ bei dieser Gelegenheit versprechen sie auch Gehorsam²². Es ist also nicht wahrscheinlich, dass dies die Gerlachsheimer nicht getan hätten und somit wäre die im Brief geäußerte Bitte nicht mehr nötig. So könnte man die Entstehungszeit des Briefes noch weiter einengen: Er müsste dann in der Zeit zwischen Juni 1525 und den „Samstag nach Egidii“ (Samstag nach dem 1. Sept.) 1528 entstanden sein.

Warum diese etwas ausführliche Beschäftigung mit diesem Brief?

Weil die Gerlachsheimer Geschichtsschreiber immer wieder darüber berichten, dass das Kloster Gerlachsheim im Bauernkrieg „völlig“ zerstört worden sei,²³ so sehr, dass sogar die Bewohner des Klosters für einige Zeit nach Lauda umgesiedelt werden mussten. Dies ist auch eines jener Argumente, mit denen Bischof FRIEDRICH VON WIRSBERG die Auflösung und Einverleibung des Klosters begründet. Als Quelle wird LORENZ FRIES zitiert²⁴, in den bisher bekannten Urkunden des Kopialbuches die sich auf diese Zeit bezöge. Somit wäre dieser Brief der erste Hinweis auf den Bauernkrieg und seine Auswirkung in Gerlachsheim „aus erster Hand“. Auffallend ist aber, dass die-

²⁰ GLAK Kopialbuch, S. 202r ff.

²¹ N. BACKMUND, a.a.O. S. 134.

²² CARLHEINZ GRÄTER, Der Bauernkrieg in Franken, o. J., S. – 129ff. – SCHRECK, a.a.O. S. 217. – N. BACKMUND. a.a.O., S. 134

²³ K SCHRECK, a.a. O., S 217.

²⁴ K. SCHRECK, a.a.O. S. 213 ff.

ser Brief zwar über die Schäden klagt, ja sogar davon berichtet, dass das Kloster „verbrannt“ und „verwüst“ wurde, so dass sie „noch daran zu bauen“ haben, aber anscheinend nicht so, dass man darin nicht wohnen könnte und deshalb auch kein einziger Hinweis auf eine Übersiedlung nach Lauda. Wie zuverlässig ist LORENZ FRIES, der bis zu seinem Tode (1550) lange Jahre hindurch mehreren Bischöfen als „Rat, Geheimsekretär, Kanzleivorstand, Archivar und Diplomat“²⁵ diente? In diesem Zusammenhang lässt uns eine Bemerkung A. WENDEHORSTs am Ende des zitierten Lexikonartikels aufhorchen, denn er schreibt, die Werke von LORENZ FRIES seien „von mäßigem Quellenwert“. Wenn diese Bemerkung sich auch auf sein Werk über die Geschichte der Bischöfe bezieht, so lohnt sich anscheinend doch auch seinen anderen Angaben nachzugehen, denn jene Dokumente, die nach dem Bauernkrieg entstanden und im Kopialbuch aufgeführt sind, geben keinen Anlass dazu, von einer völligen Zerstörung des Klosters zu sprechen.

Das interessanteste Schriftstück ist zweifelsohne der lateinische Brief der anonymen Meisterin (oder: Meisterin GUTA?) aus dem Jahre 1261/62.

Obwohl SIBOTO von Zimmern (später „von Lauda“) – aufgrund der aus dem Jahre 1209 stammenden Schenkungsurkunde – schon seit langer Zeit als Gründer des Klosters betrachtet wird und somit dieser Brief auf ersten Blick keine neuen Erkenntnisse zu vermitteln scheint, so ist dies doch das erste – fast zeitgenössische – Schriftstück, das ihn ausdrücklich als solchen bezeichnet. Auch dann, wenn der Name (wegen des verdorbenen Textes) nicht ganz zu lesen ist, und auch wenn SEVERUS den Namen des Stifters „SIEFRIED“ nennt, kann kein Zweifel daran bestehen, dass im Original „SIBOTO“ steht, denn die drei Buchstaben „S y b“ sind deutlich zu erkennen. Die Bemerkung, dass „SYB“ 12 Hufe (=mansi) dem Kloster überlassen hat, deckt sich im Prinzip mit dem, was wir in der obenerwähnten Schenkungsurkunde lesen können.

Die Bedeutung dieses Schriftstückes besteht zunächst in der genauen Beschreibung des verursachten Schadens, denn dadurch erhalten wir einen ziemlich genauen Hinweis auf den Umfang des Gerlachsheimer Besitzes: Die Meisterin zählt genau auf, welche Gebäude und welche andere Güter durch den Brand in Mitleidenschaft gezogen worden sind: Außer einigen Teilen des Klosters, wie zum Beispiel das Presshaus mit drei „herrlichen“ Weinpressen, das Zimmer des Propstes, die Küche mit allen Gerätschaften, werden auch der Obst- und Gemüsegarten, bebaute und unbebaute Äcker, sowie eine größere Menge ausgelaufenen Weines erwähnt, so dass der Gesamtschaden sich auf über 300 Pfund beläuft.

²⁵ A. WENDEHORST, Artikel über LORENZ FRIES, in: Herders Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. 6 (Ausgabe 1960), Sp. 388.

Ein weiterer bedeutender Hinweis bezieht sich auf die „Kapelle Johannes des Evangelisten“, die unmittelbar neben dem der Muttergottes geweihten Frauenkloster stand. Damit reiht sich das Gerlachsheimer Kloster vielen anderen Prämonstratenserklöstern mit dem Doppelpatronat „Maria – Johannes“ an²⁶ In diesem Fall geht es also nicht um zwei Kirchen oder um ein Doppelpatronat der Kirche wie manchmal irrtümlich behauptet wird, sondern um das Doppelpatronat „Kloster“ und „Kirche (Kapelle)“. Irreführend ist sicher das Wort „ecclesia“, das im späteren Gebrauch tatsächlich „Kirche“ (sowohl als Gemeinschaft aller Christgläubigen als auch das Gebäude als Gotteshaus) bedeutet, aber hier in seiner ursprünglichen Bedeutung, nämlich „(Kloster-)Gemeinschaft“, „Konvent“ verwendet wird²⁷.

Der Hinweis, dass das Kirchlein „seine geistliche Gaben“ „SIURIDUS den Früheren“ verdankt., ist nochmals ein wertvoller Hinweis auf die Zeit der Klostergründung.

Denn – wer ist dieser SIURIDUS?

Es ist der latinisierte Name von SIE(G)FRID, den im 12. bzw. 13. Jh. sogar drei Mainzer Bischöfe trugen: SIE(G)FRIED I. regierte zwischen 1064 und 1084, SIE(G)FRID II. war von 1200 bis 1236 Bischof von Mainz (bis 1208 allerdings nur zum Teil anerkannt) und SIE(G)FRID III, als sein unmittelbarer Nachfolger, von 1236 bis 1249. Der Hinweis, dass die Kapelle von SIE(G)FRID „den Früheren“ geweiht wurde, ist ein klarer Hinweis, dass dieser nicht SIE(G)FRID III. sein konnte. War es aber sogar SIE(G)FRID I.? Interessant ist in diesem Zusammenhang das hier verwandte Verb „traditur“, d.h. diese Erkenntnis ist „überliefert“. Kann man aber von einer „Überlieferung“ sprechen, wenn die Kapelle kaum 60 Jahre vorher geweiht wurde? – Wiederum gibt die schon weiter oben erwähnte Untersuchung über die Patrozinien eine wertvolle Hilfe, denn sie zeigt, dass die Verehrung des Evangelisten Johannes verhältnismäßig spät entstanden ist und dass seine Verbreitung im engen Zusammenhang mit dem – erst im 12. Jh. gegründeten – Prämonstratenserorden steht²⁸ Diese Überlegung zeigt, dass „SIE(G)FRID der Frühere“ nur SIE(G)FRID II sein kann. Dass die Meisterin sich hier auf die „Tradition“ beruft, könnte bedeuten, dass es über diese Einweihung schon damals keine schriftlichen, sondern nur mündliche Quellen gab.

Ein Rätsel bleibt aber der Inhalt des Briefes selbst: Bisher ist es nicht gelungen herauszufinden, wann und warum dieser Brand vom „Mainzer Erzbischof und seinen Helfern“ verursacht worden sein soll. Dass aber solche Verwü-

²⁶ Vgl. GERD ZIMMERMANN, Patrozinienwahl und Frömmigkeitswandel im Mittelalter, in: Würzburger Diözesanblätter Jg. 20 (1958) S. 24-126 und Jg. 21 (1959), S. 5-124.

²⁷ Vgl. *Mediae Latinitatis Lexicon Minus*, Darmstadt, 2. Aufl. 2002, Bd. 1, Stichwort „ecclesia“

²⁸ G. ZIMMERMANN, Würzburger Diözesanblätter Bd. 21 (1959) a.a. O., S. 16.

stungen nichts Ungewohntes in dieser Zeit waren, zeigen einige zeitgenössische Briefe, die in der „Zeitschrift der Geschichte des Oberrheins“ veröffentlicht worden sind²⁹. In einem dieser Briefe bittet „PHILIPP VON HOHENLOHE ... dringend Hilfe von den Grafen FRIEDERICH VON LEININGEN gegen die Verheerung seiner Dörfer durch den Erzbischof SIE(G)FRID III. von Mainz“³⁰. Wenn auch diese Briefe einige Jahre früher entstanden sind und sich auf geographisch etwas entferntere Gebiete beziehen, so zeigen sie doch deutlich, dass solche Übergriffe eines Kirchenfürsten (und seinen Helfershelfern) keine Seltenheit waren. Und da die hier aufgeführten Personen auch in unserer Gegend eine Rolle gespielt haben, ist es nicht ausgeschlossen, dass es auch hier zu solchen Fehden gekommen ist. Die Hoffnung, dass die in diesem Artikel erwähnten weitere Briefe, die sich „in der Bibliothek Archiv von Colmar“³¹ sich befinden sollen, die ersehnte Erklärung bringen werden, hat sich leider zerschlagen: Wie mir der Leiter der „Bibliothèque de la Ville de Colmar“ in seinem Brief vom 18.10.2002 mitgeteilt hat, beruht diese Information auf einem Irrtum („est erroné“), denn die im Artikel erwähnten Dokumente beziehen sich nicht auf das XIII., sondern auf das XV. Jahrhundert. So bleibt nur die Hoffnung, dass vielleicht – ebenso zufällig wie dieser Brief – ein genauer Hinweis auf dieses Ereignis auftaucht.

Die Urkunde über den Tausch der Mühle in „Lützelluden“ und „Ober-Luden“ ist mehrfach veröffentlicht. Zwischen dem bekannten Text und der im „Kopialbuch“ sich befindenden Kopie gibt es einen einzigen Unterschied: Nach dem bekannten Text lag die „mul“ zu „Lützelluden“ „im Payrstein“, während die von SEVERUS beglaubigte Kopie diese Stelle als „Peni-“ oder „Peristein“ wiedergibt. Ob diese Abweichung eine Bedeutung hat, muss noch geklärt werden.

Schlussbemerkungen

Inwieweit diese Schriftstücke wirklich neue Erkenntnisse über die Geschichte Gerlachsheims vermitteln, diese Frage kann noch nicht endgültig beantwortet werden. Sie sind aber zweifelsohne weitere Steinchen in jenem großen Mosaik, das man „Geschichte von Gerlachsheim“ nennt. Sie müssen in die Reihe der bisher bekannten Schriftstücke eingeordnet, verglichen und ausgewertet werden.

²⁹ „Briefe über die Fehde am Oberrhein zu 1234 und 1249“ in: Zeitschrift der Geschichte des Oberrheins (=ZOG) Bd. 3 (1852), S. 59–66

³⁰ ZOG a.a. O. S. 62

³¹ ZOG, a.a. O., S. 59

Und die vorgelegten Schriftstücke zeigen auch, dass zu diesem Mosaik noch immer neue Steinchen kommen können, mit anderen Worten: Es gibt in der Geschichts- und Heimatforschung keinen Schlusspunkt. Es ist durchaus möglich, dass irgendwo in einem Archiv weitere, bisher nicht bekannte Dokumente liegen. man darf sich nur nicht mit dem bisher Geschriebenen und Gefundenen zufrieden geben, sondern immer neu nachhaken, nachfragen, schon anscheinend „erschöpfte“ Quellen (wie in diesem Fall das Kopialbuch) neu befragen.

Dazu möchte auch dieser Beitrag ermuntern.

„Concordatslärm“ in Baden: Die Auseinandersetzung um die Konvention vom 28. Juni 1859 im Spiegel der liberalen und ultramontanen Tagespresse¹

Von Ulrich Stoffers

1. Die analysierten Zeitungen

*Nichts versetzt leichter in die Stimmungen und in das allgemeine Milieu einer Zeit als ihre Zeitungen ... Sie zeigen mehr als jede andere Quelle, was die Zeitgenossen beschäftigt und vor allem interessiert hat.*² Gilt eine solche Aussage heute nur mehr bedingt, so trifft sie für das 19. Jahrhundert uneingeschränkt zu. Die immense Bedeutung, welche man den Blättern von ihren bescheidensten Anfängen an beimaß, läßt sich leicht an den staatlichen Zensurbestimmungen ablesen, wie sie zeitgleich mit dem Erscheinen der ersten periodischen Druckerzeugnisse nachweisbar sind und erst im Gefolge der Revolution von 1848/49 allmählich abgebaut werden.³ Allein durch Zeitungen und Zeitschriften sind damals gesellschaftliche Gruppen und Institutionen in der Lage, sowohl ihre Parteigänger als auch die immer zahlreichere politisch interessierte Öffentlichkeit zeitnah zu informieren sowie zielgerichtet und be-

¹ Nachfolgender Beitrag gibt in stark geraffter Form einige Ergebnisse meiner 2001 unter gleichem Titel bei Prof. Dr. Heribert Smolinsky angefertigten Diplomarbeit wieder. „Concordatslärm“ ist eine zeitgenössische Bezeichnung für die hier beschriebene Auseinandersetzung; vgl. z. B. „Freiburger Katholisches Kirchenblatt“ (FKK) 52/1859, 28.12., 425. Die Begriffe „Konkordat“ bzw. „Konvention“ werden entsprechend der damaligen Praxis synonym verwendet.

² MOMMSEN, Wilhelm: Die Zeitung als historische Quelle, in: ESTER, Karl d': Beiträge zur Zeitungswissenschaft. Festgabe für Karl d'Ester zum 70. Geburtstag von seinen Freunden und Schülern, Münster 1952, 166.

³ Insbesondere in Napoleonischer Zeit und während der Restauration kann von Pressefreiheit keine Rede sein. Den entscheidenden Durchbruch in Baden bringt erst das im Zuge der Neuen Ära verabschiedete Pressegesetz vom 2. April 1864. *Damit war beabsichtigt, nur diejenigen besonderen Vorschriften über die Presse aus der bisherigen Gesetzgebung beizubehalten, welche... notwendig seien, damit nicht der Schutz der Ehre der Privaten und der Grundlagen der öffentlichen Ordnung gegenüber der Presse vereitelt würden. Alle anderen beschränkenden Maßnahmen, wie Kautionszwang, entfielen.* Zitat: STEGMAIER, Günter: Von der Zensur zur Pressefreiheit, in: Württembergische Landesbibliothek Stuttgart (Hg.): Von der Preßfreiheit zur Pressefreiheit. Südwestdeutsche Zeitungsgeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart, Stuttgart 1983, 152.

wußtseinsbildend zu beeinflussen. Folglich erweist sich deren Analyse gerade in bewegten Zeiten als überaus aufschlußreich.

Wie stellt sich nun 1859/60 die Presselandschaft im Großherzogtum dar? *Es konnte keinem Blatt gelingen, sich eine erhebliche Verbreitung über ganz Baden zu sichern.*⁴ Dennoch finden einige Journale durchaus landesweit Beachtung, allen voran die offiziöse „Karlsruher Zeitung“⁵, welche auch im Ausland als Organ geschätzt wird, das aus erster Hand über den politischen Kurs Badens informiert. Daneben wird von den führenden Köpfen der Liberalen die von Macklot in Karlsruhe redigierte „Badische Landeszeitung“ gehalten, welche sich nach eigenem Bekunden *den Fortschritt auf allen Lebensgebieten und die Vertretung eines tüchtigen unabhängigen Bürgerthums zur Aufgabe gestellt*⁶ hat. Als ultramontaner Widerpart steht ihr zunächst einzig das wöchentlich erscheinende „Freiburger Katholische Kirchenblatt“⁷ gegenüber, dessen Reichweite praktisch auf den Klerus beschränkt bleibt. Aufgrund seiner namhaften Autoren und mangels weiterer Blätter ultramontaner Couleur hat es dennoch bis Mitte der 1860er Jahre als Sprachrohr des badischen Katholizismus zu gelten, dem man auf liberaler Seite große Beachtung schenkt.

Ansonsten begegnet eine Vielzahl lokaler Tageszeitungen. *Teils aus Überzeugung, teils gewiß auch aus Opportunität vertraten viele dieser Blätter die liberale Grundhaltung und trugen so zum günstigen Klima für diese Partei bei.*⁸ Zwei von ihnen verdienen hier nähere Beachtung: Die dezidiert antiklerikale „Freiburger Zeitung“⁹, in der Hochburg des Ultramontanismus beheimatet

⁴ MUNZINGER, L.: Entwicklung und heutiger Stand der Tagespresse, in: REBMANN, Edmund/GOTHEIN, Eberhard/JAGEMANN, Eugen v. (Hgg.): Das Großherzogtum Baden in allgemeiner, wirtschaftlicher und staatlicher Hinsicht dargestellt, Bd. 1, Karlsruhe² 1912, 1084.

⁵ 1758 von Michael Macklot gegründet, avanciert die „Karlsruher Zeitung“ (KZ) in Napoleonischer Zeit zur Staatszeitung nach dem Vorbild des Pariser Moniteur. Im Untersuchungszeitraum erscheint sie bei der G. Braun'schen Hofbuchdruckerei, als verantwortlicher Redakteur fungiert Dr. J. Herm. Kroenlein. Wichtige Vertrags- und Gesetzestexte werden in unübertroffener Ausführlichkeit und Aktualität dokumentiert, so auch das Konkordat mit allen Zusatzbestimmungen.

⁶ „Badische Landeszeitung“ (BLZ) 257/1859, 29.10.; Seit 1. Juni 1850 unter diesem Namen erscheinend, erreicht das Hauptorgan der Liberalen im Herbst 1859 nach eigenen Angaben die damals respektable Zahl von 4500 Abonnenten.

⁷ Die erste Nummer des FKK erscheint im Juli 1857 bei Herder, verantwortet von Dr. Johannes Alzog. Dessen Nachfolger ist 1859 Dr. Stephan Braun, Repetitor für Kirchengeschichte am Freiburger Konvikt. Ab Juli 1859 wird das Blatt bei J. Dilger hergestellt.

⁸ SEPAINTNER, Fred: Die badische Presse im Kaiserreich – Spiegelbild der Parteienverhältnisse vor dem Ersten Weltkrieg, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 128 (1980), 407.

⁹ Die Auflage der seit 1784 erscheinenden „Freiburger Zeitung“ (FZ) liegt bei lediglich 900 Exemplaren, mangels eines eigenen Korrespondentennetzes werden viele Meldungen mit einem Tag Verspätung aus BLZ oder KZ übernommen. Wertvolle Hinweise zum Erscheinungsort Freiburg bei HAFFNER, Oskar: Geschichte und Entwicklung der Freiburger Tagespresse. Zwei Teile, in: Zeitschrift der Gesellschaft für Beförderung der Geschichts-, Altertums- und Volkskunde von Freiburg, dem Breisgau und den angrenzenden Landschaften 34/35 (1918/19), 1-58/1-52.

und deshalb trotz ihrer geringen Auflage nicht ohne Einfluß auf den weltanschaulichen Diskurs, und der „Karlsruher Anzeiger“¹⁰. Um die schmerzlich empfundene Rückständigkeit des Katholizismus im Pressewesen zu lindern, wird dieser Anfang 1860 von Konkordatsbefürwortern übernommen und zur ersten ultramontanen Tageszeitung Badens ausgebaut, gemäß der schmerzlich gewonnenen Einsicht: *Stände der katholischen Sache die Presse zu Gebot, wie ihren Gegnern, die Angriffslust der letztern würde bald verstummen.*¹¹

2. Zur Vorgeschichte des Konkordats-Streites von 1859/60

Bekanntlich war seit Bestehen des Großherzogtums das Verhältnis zwischen Staat und katholischer Kirche alles andere als spannungsfrei. Die im Rahmen der diözesanen Neuordnung des deutschen Südwestens getroffenen Vereinbarungen hatten die ideologischen Differenzen in keiner Weise ausgeräumt, vielmehr zementierten die 1830 von Karlsruhe erlassenen „Landesherrlichen Verordnungen betreffend die Ausübung der verfassungsmäßigen Schutz- und Aufsichtsrechte über die katholische Kirche“ das seit 1807 geltende Prinzip des Staatskirchentums.¹² *Damit war das staatskirchliche System in Baden in seine abschließende Form gebracht, die erst durch die Konflikte der 1850er Jahre und definitiv 1860 zerbrochen werden sollte.*¹³

Besagte Konflikte sind untrennbar mit der Person Hermann v. Vicaris verbunden, der 1842 Erzbischof wird. Ultramontan gesinnt und unter dem Einfluß streng konservativer Berater stehend, findet er sich nicht mehr bereit, die moderate Linie seiner beiden Vorgänger fortzuführen, d.h. sich mit einer relativ schwachen Position gegenüber der Kirchensektion des Innenministeriums zu begnügen. Durch gezielte Provokationen testet er öffentlichkeitswirksam die Entschlossenheit der Behörden, u. a. verbietet er 1852 mit Hinweis auf den Buchstaben des Kirchenrechts die staatlicherseits angeordneten Totenmessen

¹⁰ 1855 von Th. Gerbracht gegründet, bringt es der zunächst politisch völlig farblose „Karlsruher Anzeiger“ (KA) Ende 1859 auf 1200 Abonnenten, bevor er in der Folgezeit zum landesweiten Zentralorgan des politischen Katholizismus aufsteigt.

¹¹ FKK 10/1860, 7.3., 81.

¹² Festgeschrieben durch das „Erste Konstitutionsedikt, die kirchliche Staatsverfassung des Großherzogtums Baden betreffend“ vom 14. Mai 1807, welches *die Hobeitsgewalt des Staates über die Kirche in allen öffentlichen Belangen deklarierte; nur Seelsorge und Kult konnten nicht staatlich reglementiert werden. Wie für die evangelische Kirche wurde für die Katholiken eine Kirchensektion beim Innenministerium eingerichtet, deren Direktor die Staatsaufsicht über Klerus und Pfarreien hatte.* Zitat: HUG, Wolfgang: Geschichte Badens, Darmstadt² 1998, 229.

¹³ BECKER, Josef: Liberaler Staat und Kirche in der Ära von Reichsgründung und Kulturkampf. Geschichte und Strukturen ihres Verhältnisses in Baden 1860-1876 (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe B, Bd. 14), Mainz 1973, 19.

für Großherzog Leopold und exkommuniziert die katholischen Mitglieder des Oberkirchenrates, weshalb der Oberhirte wegen „Amtsmißbrauchs zur Gefährdung der öffentlichen Ruhe und Ordnung“ belangt und vom 22. bis 31. Mai 1854 unter Hausarrest gestellt wird.

*Manch einseitiges Vorgehen von Vicaris schrieb Rom mehr den Folgen seines Altersstarrsinns zu als einer vernünftigen, auf die Zukunft angelegten energischen Politik sowohl der Forderungen als auch der Verständigung*¹⁴, und da auch Karlsruhe an einer dauerhaften Beilegung des den inneren Frieden des Landes zunehmend bedrohenden Konfliktes gelegen ist, nehmen beide Seiten nun direkte Verhandlungen auf, welche die im Juni 1859 paraphierte Konvention zum Ergebnis haben. *Damit schien der badische Kirchenkampf beendet. Kaum aber wurde der Inhalt der Konvention in Baden bekannt, da erhob sich ein Sturm, wie ihn das Land seit 1848 nicht mehr erlebt hatte.*¹⁵ Der Staat hatte sich hierin zu beträchtlichen Konzessionen bereitgefunden.¹⁶ So sollten u. a. die Plazet-Pflicht und der staatliche Einfluß auf die Theologenausbildung entfallen, Freiburg das alleinige Aufsichtsrecht über den Religionsunterricht erhalten und die Kompetenz geistlicher Gerichte in Ehesachen katholischer Staatsbürger sowie in Disziplinarverfahren von Klerikern garantiert werden. Kurz: Die Zeit des Staatskirchentums sollte der Vergangenheit angehören, man anerkennt die Kirche als prinzipiell gleichberechtigte Vertragspartnerin mit Anspruch auf weitestgehende innere Autonomie.

Während die Ultramontanen befriedigt die Erfüllung ihrer wichtigsten Forderungen zur Kenntnis nehmen, sind ihre liberalen Gegner fest entschlossen, die Umsetzung der Konvention zu verhindern, deren Inkrafttreten der Großherzog vom Votum der Kammern abhängig macht. Bis zur entscheidenden Landtagsdebatte im März 1860 versuchen nun beide Seiten mit äußerster Verbissenheit, Deputierte, öffentliche Meinung und nicht zuletzt den lange Zeit unentschlossenen Monarchen selbst in ihrem Sinn zu beeinflussen. Diese zeitlich klar umgrenzte Episode des badischen Kulturkampfes soll im folgenden anhand der vollständig erfaßten zeitgenössischen Gesinnungspresse näher beleuchtet werden.

¹⁴ BRAUN, Karl-Heinz: Hermann von Vicari und die Erzbischofswahlen in Baden. Ein Beitrag zu seiner Biographie (Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte, Bd. XXXV), Freiburg i. Br./München 1990, 188.

¹⁵ GALL, Lothar: Der Liberalismus als regierende Partei. Das Großherzogtum Baden zwischen Restauration und Reichsgründung (Veröffentlichungen des Instituts für europäische Geschichte Mainz, Bd. 47), Wiesbaden 1968, 94.

¹⁶ Der Kirchenvertrag ist dokumentiert in HUBER, Ernst Rudolf/HUBER, Wolfgang: Staat und Kirche im 19. und 20. Jahrhundert. Dokumente zur Geschichte des deutschen Staatskirchenrechts. Bd. 2: Staat und Kirche im Zeitalter des Hochkonstitutionalismus und des Kulturkampfes 1848-1890, Berlin 1976, 220-227; für die dort fehlenden Zusatzvereinbarungen vgl. KZ 292/1859, 2.12.

3. Die Diskussion um einzelne Vertragsbestimmungen

Wenn auch die offizielle Veröffentlichung des Konkordats erst Anfang Dezember 1859 erfolgt,¹⁷ werden dessen vorab bekanntgewordene Grundzüge bereits ab Oktober kontrovers in der Presse diskutiert. Der Konkordatsstreit entzündet sich dabei nicht an den eher abstrakten Vertragsinhalten, wie etwa der Neuregelung der Stiftungsverwaltung. Um eine möglichst starke Mobilisierung zu erreichen, rücken die Liberalen vielmehr drei Themenkomplexe in den Mittelpunkt ihrer Kampagne, welche alltägliche Berührungspunkte der breiten Masse mit der Institution Kirche betreffen:

3.1 Der kirchliche Einfluß auf den Bildungssektor

Die Schaffung eines laizistischen Bildungswesens unter Zurückdrängung des immer noch dominierenden kirchlichen Einflusses insbesondere im Elementarschulbereich ist eine klassisch liberale Forderung. Denn: *Bessere Ausbildung der Volksschullehrer, geldliche Besserstellung, nicht konfessionell getrennte Leitung des Schulwesens durch den Staat im deutschen Geist, nicht in römischem Sinne, darin liegt das einzige und sichere Mittel einer gedeihlichen Zukunft*¹⁸. Entsprechend begrüßt man die zuletzt steigenden Aufwendungen des Staates für Erziehung und Wissenschaft als Grundvoraussetzung des gesellschaftlichen Fortschritts und als Erfolg eigener Beharrlichkeit. Mit dem Konkordat sehen die Liberalen nun jedoch das Rad der Geschichte zurückgedreht, würde doch die Errichtung von Gymnasialkonvikten sowie die Ansiedlung von Schulorden wieder möglich. Letztere gelten in liberalen Kreisen geradezu als Synonym romhöriger wissenschaftlich-pädagogischer Rückständigkeit. Um die mit ihrem unheilvollen Wirken verbundenen Gefahren zu illustrieren, zitiert man Franz Josef Buß mit den Worten, in Zukunft werde *das Lehramt ganz unter die Kirche gestellt, der Stand der Volksschullehrer aufgehoben, naturwissenschaftlicher Unterricht verboten und aller Unterricht vom Orden der Schulbrüder und Schulschwestern besorgt*.¹⁹

¹⁷ Im Wortlaut erstmals veröffentlicht und ausführlich kommentiert in KZ 288/1859, 27.11., bis KZ 292/1859, 2.12.

¹⁸ BLZ 3/1860, 4.1.; Da der Autor mit deutlichen Worten den Staat für die von ihm angeprangerten Mißstände verantwortlich macht, wird zitierte Ausgabe behördlich beschlagnahmt.

¹⁹ Beilage zu BLZ 29/1860, 3.2.; Tatsächlich wird der kirchliche Einfluß im staatlichen Schulwesen durch das Konkordat jedoch ausdrücklich auf den Religionsunterricht beschränkt (Art. 7) und die Errichtung von Schulen in kirchlicher Trägerschaft ebenso von staatlichem Einverständnis abhängig gemacht (Art. 10) wie die Neugründung von Ordensniederlassungen (Art. 4.6). Das Zitat ist daher mit hoher Wahrscheinlichkeit eine propagandistische Erfindung.

Den meisten Leitartiklern liberaler Couleur erscheint die Kirche zudem als schädlicher Fremdkörper innerhalb der um ihre staatliche Einheit ringenden deutschen Nation, die eigenen Parteigänger werden aufgerufen, *den humanen und nationalen Geist in dem Schulunterrichte gegen kirchliche Einseitigkeiten wie gegenüber mechanischer Abrichtung für kirchliche Uebungen zu vertreten*.²⁰ Während man hier sogar die Rolle der Kirche als moralische Anstalt diskreditiert sieht, ist und bleibt der Bildungssektor für die Konkordatspartei trotz bzw. gerade wegen der rasanten gesellschaftlichen Veränderungen deren unaufgebbare Domäne, sie allein könne zum Wohle des Gemeinwesens *die religiöse Unterweisung und Erziehung (die doch offenbar der Staat weder besorgen kann, noch nach katholischer Anschauung darf) überwachen und so leiten, daß eine sittlich-religiöse Generation herangebildet werde*.²¹

Auch im Streit um das staatlicherseits konzedierte Aufsichtsrecht des Erzbischofs über die Universität Freiburg werden die völlig konträren Weltbilder beider Lager deutlich: Gemäß der Schlußnote des Kirchenvertrages soll der Oberhirte Professoren aller Fakultäten zur Verantwortung ziehen können, wenn diese im Rahmen ihrer Lehrtätigkeit *mit der katholischen Glaubens- und Sittenlehre in Widerstreit gerathen*²². Die „Freiburger Zeitung“ bezeichnet besagten Passus als eine von der Regierung leichtfertig gegebene *Zusicherung zur Bekämpfung wissenschaftlicher Wahrheit*²³ und als einen Generalangriff der mittelalterlichen Denkverhafteten Kirche auf die Freiheit von Forschung und Lehre. Man habe sich auf die Abwanderung gerade der fähigsten Lehrkräfte und Studenten aus Freiburg einzustellen, wo die Tage der *Universitätsbildung, dieser segensreichen Grundlage unserer deutschen Kultur, dieser wichtigen Förderung des konfessionellen Friedens*²⁴ gezählt seien. Auch die betroffenen Hochschullehrer treten auf den Plan. In einer von nahezu allen Vertretern der nichttheologischen Fächer unterzeichneten Protestschrift wird u. a. vor der traditionellen Wissenschaftsfeindlichkeit des kirchlichen Lehramtes gewarnt: *Schon früher sey die Kirche manchen Ergebnissen der Wissenschaft entgegen getreten, welche sie später doch anerkennen mußte. Solche Wahrheiten aber könnten nicht mehr gefunden werden, wenn die Wissenschaft mit der*

²⁰ FZ 308/1859, 28.12.

²¹ FKK 52/1859, 28.12., 423.

²² Der umstrittene Absatz lautet: *Würde ein der theologischen Fakultät nicht angehöriger Lehrer der Universität Freiburg in seinen Lehrvorträgen mit der katholischen Glaubens- und Sittenlehre in Widerstreit gerathen, so wird die Großherzogliche Regierung den etwa hierwegen zu erhebenden Beschwerden des Erzbischofs jede thunliche Rücksicht gewähren*. Zitiert nach KZ 292/1859, 2.12.

²³ FZ 310/1859, 30.12.

²⁴ Beilage zu BLZ 10/1860, 12.1.; Zitat von Karl Theodor Welcker (1790-1869), ab 1822 Prof. der Rechtswissenschaften in Freiburg, Abgeordneter der Zweiten Kammer und der Paulskirche.

*katholischen Glaubenslehre nicht in Widerspruch gerathen dürfe.*²⁵ Obwohl Innenminister v. Stengel sich zu versichern beeilt, *daß die dem Erzbischof eingeräumten Concessionen nicht im Mindesten die Lehrfreiheit in andern Facultäten, als in der theologischen, beschränken würden*²⁶, gelingt es ihm nicht, die Wogen zu glätten, zu offensichtlich erscheint der Widerspruch zwischen seinen Beteuerungen und dem Wortlaut der Konvention.

Gleiches gilt für ähnliche Beschwichtigungsversuche der ultramontanen Presse,²⁷ zumal in ihren Spalten durchaus auch andere Stimmen laut werden. Der „Karlsruher Anzeiger“ etwa fordert unverblümt, *daß die Universität Freiburg in eine katholisch-theologische Fakultätsschule verwandelt werden möge*²⁸, und Hofrat Zell – obgleich selbst Professor – weigert sich schlichtweg, die Lehrfreiheit als Grundvoraussetzung wissenschaftlichen Forschens anzuerkennen, *denn über das Wesen, über die Grenzen, über den Werth dieser Lehrfreiheit sind die Gelehrten selbst nicht alle einerlei Meinung.*²⁹ Allzu oft diene sie nämlich nur als Vorwand zur Verbreitung falscher, die studentische Jugend gefährdender oder gar revolutionärer Thesen. Zumindest im kirchlichen Binnenraum vertritt man entschieden die Verwiesenheit menschlichen Forschens auf den Glauben und warnt zugleich vor den totalitären Zügen der modernen Wissenschaft, wie sie von liberalen Professoren vertreten werde: *Sie macht es dem Christen zum Vorwurfe, daß seine Ueberzeugung von dem Bewußtsein unbedingter Gewißheit begleitet sei, und sie selbst macht die Voraussetzungen, deren sie bedarf, als etwas von vornhinein Gewisses geltend und ächtet Jeden, welcher Einwendungen erhebt, als einen Heuchler, einen Schwachkopf oder Schwärmer.*³⁰

²⁵ Aus dem Promemoria der Freiburger Professorenschaft an den Großherzog, zitiert nach BLZ 308/1859, 29.12.

²⁶ FZ 308/1859, 28.12.

²⁷ Vgl. u. a. FKK 4/1860, 25.1., 30: *Man muß gar keine Vorstellung von dem Verhältnisse einer Regierung zu der katholischen Kirchengewalt noch von dem Geiste unserer Zeit haben, oder diese Vorstellung ganz außer acht lassen, wenn man glaubt, das Ministerium werde zu nachgiebig in den hier in Betracht kommenden Fällen sein und werde die Professoren so leicht preisgeben.*

²⁸ Beilage zu KA 9/1860, 11.1.; Der später relativierte Vorschlag ist keineswegs aus der Luft gegriffen. Regelmäßig taucht bei Budgetberatungen im Landtag die Frage auf, ob sich Baden auf Dauer zwei Landesuniversitäten leisten könne. Dies trägt sicherlich zu den heftigen Reaktionen der Freiburger Professoren bei.

²⁹ Aus der anonym verbreiteten Flugschrift „Die Lehrfreiheit und die Universität Freiburg“, zitiert nach FKK 2/1860, 11.1., 9. Hofrat Karl Zell (1793-1873), 1821 Prof. der Philologie in Freiburg, in dieser Eigenschaft 1831 Mitglied der Ersten Kammer, 1847 Prof. in Heidelberg, Mitbegründer des „Freiburg Diözesanarchivs“.

³⁰ FKK 8/1860, 22.2., 61; aus der Zusammenfassung eines Hirtenbriefes des Wiener Fürsterzbischofs v. Rauscher.

Als das Konkordat dann im Landtag scheitert, ist auch die kirchliche Forderung nach mehr Kontrolle über die Freiburger Universität vom Tisch, dem Kampf um die Schulen macht dagegen erst das badische Simultanschulgesetz von 1876 ein Ende.

3.2 Die Auswirkungen auf die Ehegesetzgebung

Die Konvention erweitert den kirchlichen Einfluß auch in der Ehegesetzgebung, billigt sie doch dem erzbischöflichen Gericht die Kompetenz in Ehesachen zu, sobald einer der Partner katholisch ist und die Partnerschaft nach den Regeln des Kirchenrechts gültig geschlossen wurde.³¹ Obwohl sich dessen Zuständigkeit ausdrücklich auf die kanonischen Ehefolgen beschränkt, laufen die liberalen Blätter gegen diese als anachronistisch empfundene Bestimmung Sturm. In ihren Augen soll durch selbige *eine in Hinsicht auf freiheitliche menschliche Entwicklung abgelebte Gesetzgebung aus dem Mittelalter wieder hervorgeholt werden, während jedes Volk und jeder Staat, je höher ihre Gesittung und Freiheit voranschreiten, um so selbstbewußter die Ehe, das Heiligthum der Familie, die Blüthe des geselligen Lebens, nach eigener Sitte, nach eigenem Rechtsbewußtsein ihrer Zeit gesetzlich ordnen*³². Sie verstehen die eheliche Verbindung nicht mehr als ein menschlicher Verfügbarkeit entzogenes, von der Kirche verwaltetes Sakrament, sondern als die auf gesellschaftliche Vereinbarung beruhende, unter besonderem Schutz des Staates stehende Hochform sittlichen Zusammenlebens, welche in ihrer konkreten Ausgestaltung einzig dem kulturellen Fortschritt unterworfen ist und durch einen bürgerlichen Rechtsakt zustande kommt, wobei dem Klerus nur mehr *ein die religiösen Interessen wahrer Einfluß*³³ zugestanden wird. Langfristig strebt man die gesetzliche Verankerung der obligatorischen Zivilehe an, wie sie 1869 gegen den erbitterten Widerstand der Ultramontanen eingeführt wird.

Letzteren geht jedoch bereits die bisherige Praxis zu weit, wonach die als Standesbeamte fungierenden Geistlichen bei Vorliegen eines kanonischen Ehe-

³¹ Vgl. Art. 5: *Über alle kirchlichen Rechtsfälle... hat der Gerichtshof des Erzbischofs nach Vorschrift der Kirchengesetze und nach den Bestimmungen des Concils von Trient zu erkennen. Somit wird derselbe auch über Ehesachen entscheiden, jedoch bleibt das Urtheil über die bürgerlichen Wirkungen der Ehe dem weltlichen Gericht überlassen.*

³² FZ 4/1860, 5.1.; Um dem Vorwurf zu begegnen, die kirchliche Rechtssammlung sei nicht mehr auf der Höhe der Zeit, bemerkt das FKK in Anspielung auf den Code Napoleon bzw. das badische Landrecht, diese habe *das, was eine lange Zeit bei allen Gelehrten und Völkern für Recht galt, als solches angenommen und nicht wie es neuere Gesetzgebungen gemacht haben, das Recht „erfunden“*. Zitat: FKK 8/1860, 22.2., 65.

³³ FZ 4/1860, 5.1.

hindernisses den betreffenden katholischen Staatsbürgern einen Entlaßschein auszustellen haben, der sie zur Trauung nach protestantischem Ritus bzw. zur Schließung einer Not-Zivilehe berechtigt. Die Konkordatspartei kann es nicht hinnehmen, daß durch diese staatlich sanktionierte Umgehung des Kirchenrechts eine gemischtkonfessionelle Ehe ohne Verpflichtung auf Erziehung der Kinder im katholischen Glauben ebenso problemlos möglich ist wie etwa die Wiederverheiratung Geschiedener, *(a)ls ob nicht die wahre Würde des Staates in dem Gehorsam Christi bestände und als ob er nicht verpflichtet wäre, wenn er augenblicklich nicht selbst im Stande ist, diesen Gehorsam vollständig zu leisten, wenigstens dem Zeugnisse der Kirche Aufmerksamkeit zu verschaffen und dieser möglichst in die Hände zu arbeiten.*³⁴ Dies täte er mittels Konvention insofern, als protestantisch geschlossene gemischtkonfessionelle Ehen in Zukunft – zumindest was den binnenkirchlichen Bereich betrifft – staatlich sanktioniert als ungültig behandelt werden könnten, für die rechtlich denkenden Liberalen ein unerträglicher Gedanke. Entrüstet fragt daher die „Freiburger Zeitung“: *Kann der Staat eine Ehe zum Concubinate herabwürdigen lassen, welche völlig in Uebereinkunft mit dem Staatsgesetze eingegangen wurde?*³⁵

Anhand der Kontroverse über die Ehegesetzgebung läßt sich sehr gut erkennen, warum hier wie auch im Kulturkampf insgesamt beide Seiten so verbissen auf ihren Maximalforderungen beharren, daß Kompromisse unmöglich erscheinen: Die katholische Partei argumentiert aus der Perspektive des kirchentreuen Gläubigen, der unter Berufung auf sein Gewissen in den zwischen Kirche und Staat umstrittenen sog. *res mixtae* konsequent der Weisung des Lehramtes Folge leistet, selbst wo diese explizit staatlichem Recht zuwiderläuft, zu dessen Einhaltung er als Staatsbürger verpflichtet wäre. Für die Verfechter des liberalen Verfassungsstaates wiederum besitzen unter Mitwirkung der Volksvertreter zustande gekommene Gesetze absolute Geltung, der sich keine geistliche oder weltliche Macht entziehen darf, und sei es mit dem Hinweis auf ihren göttlichen Ursprung. Die Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz – unabhängig von Abstammung oder religiöser Überzeugung – ist eine den Monarchen Stück für Stück abgetrotzte liberale Errungenschaft, sie auch nur teilweise wieder preiszugeben hieße, den gesellschaftlichen Fortschritt aufs Spiel zu setzen.

³⁴ KA 36/1860, 11.2.

³⁵ FZ 4/1860, 5.1.; In BLZ 309/1859, 30.12., heißt es dazu: *Welche ernsten Besorgnisse, welche Verletzung der heiligsten menschlichen Gefühle, welche Zwietracht von Familie zu Familie in den schon bestehenden, wie in künftigen gemischten Ehen eröffnet der Artikel 5 des Konkordats, wenn er mit diesem irgend in's Leben tritt!*

3.3 Die Stellung des Klerus in Kirche und Staat

In derselben Logik bekämpfen die Liberalen das im Konkordat verankerte Recht der Kirchenbehörden, mittels Disziplinarverfahren gegen auffällig gewordene Priester vorzugehen,³⁶ denn: *Der Erzbischof selbst, wie jeder Geistliche ist .. als Staatsbürger allen Pflichten und Lasten eines solchen, somit der „Verfassung und dem Gesetze“ unterworfen*³⁷, keinesfalls dürfe durch kirchlichen Gerichten eingeräumte Privilegien das Rechtsmonopol des Staates aufgebrochen werden. Aus propagandistischen Gründen verschweigt dabei die liberale Gesinnungspresse jedoch eine weitere Klausel der Übereinkunft, in der Rom ausdrücklich zugesteht, *daß die Cleriker wegen Verbrechen und Vergehen, welche gegen die Strafgesetze des Großherzogthums verstoßen, vor das weltliche Gericht gestellt werden*³⁸. Ohne vor groben Verallgemeinerungen zurückzuschrecken, nimmt man statt dessen die o.g. Bestimmung der Konvention zum Anlaß, um unter Hinweis auf die den Pfarrern übertragenen hoheitlichen Aufgaben – etwa bei der Eheschließung –, die alte Forderung nach einem rein säkularen Standeswesen zu wiederholen: *(E)s dürfte prinzipiell sicher nicht zu rechtfertigen seyn, wenn diese Funktionen, so wie die Führung der Zivilstandsregister an solche Personen übertragen würden, die nicht Diener des Staates, sondern lediglich Diener der katholischen Kirche, also einer auswärtigen Macht sind.*³⁹ Auf Seiten der Ultramontanen leugnet man durchaus nicht, daß im Konkordat der Geistlichkeit eine gewisse rechtliche Sonderstellung eingeräumt wird, sieht darin jedoch kein überholtes Privileg sondern die Grundvoraussetzung für eine geordnete Seelsorge, da z. B. für die Verletzung des Beichtgeheimnisses *weder im Landrecht, noch in der Civilproceßordnung, noch im Strafgesetzbuch ein einschlägiger Paragraph sich vorfindet, auf Grund dessen der [staatliche] Gerichtshof ein Urtheil bilden könne.*⁴⁰

Es fällt auf, daß liberale Blätter bei ihrer Kritik am Weltklerus zumeist lediglich dessen dezidiert ultramontane Vertreter attackieren, die Mehrzahl der

³⁶ Vgl. Art. 5: *Der Erzbischof wird unbehindert den Wandel der Geistlichen überwachen und gegen diejenigen, welche in Folge ihres Betragens oder aus irgend einem anderen Grunde der Ahndung würdig befunden werden, in seinem Gerichte nach Vorschrift der Kirchengesetze Strafen verhängen, wobei jedoch der canonische Recurs gewahrt bleibt.*

³⁷ FZ 305/1859, 24.12.

³⁸ Vgl. ebenfalls Art. 5.

³⁹ BLZ 47/1860, 24.2.

⁴⁰ FKK 6/1860, 8.2., 46; Das Fehlen spezieller Strafbestimmungen für Kleriker bedauern auch die Liberalen, leiten daraus jedoch die Forderung ab, Delikte wie *Herabsetzung der Staatsverfassung oder Staatsregierung, Beleidigung von andern Religionsgesellschaften oder von Körperschaften, ja auch von Einzelnen in öffentlichen Vorträgen von Staats wegen mit Amtsentzug zu bedrohen.* Zitat: BLZ 34/1860, 9.2.

einfachen Ortspfarrer dagegen ausdrücklich als Opfer einer machtbesessenen Hierarchie darstellen.⁴¹ Um deren Einfluß nicht noch weiter Vorschub zu leisten, warnen die traditionell antiklerikalen Liberalen eindringlich davor, die bisher weitgehend staatlich kontrollierte Priesterausbildung – wie vertraglich vorgesehen⁴² – völlig in die Verantwortlichkeit der Kirche übergehen zu lassen, den ideologischen Einflüsterungen ihrer Oberen willfährig ergebene, weltfremde Pfarrer wären nämlich das unvermeidliche Resultat: *Nachdem diese Alumnen viele Jahre nur Bußpsalmen gesungen, Augustinus und Loyola studirt, treten sie vor das Volk, dem ihr Geist so fremd ist, als der Chinese dem Deutschen.*⁴³ Für die kirchentreuen Ultramontanen dagegen steht das Recht des Erzbischofs außer Frage, im vollen Umfang und ohne staatliche Einflußnahme für die Heranbildung seiner künftigen Kleriker in einem diözesanen Seminar tridentinischer Prägung Sorge zu tragen, zeige doch der Erfahrungsschatz der Kirche, *daß Sittenreinheit, tiefe Frömmigkeit und wissenschaftliche Durchbildung, welche die Geistlichen in so hohem Grade auszeichnen müssen, nicht im Umgange mit den Weltmenschen, nicht durch frühzeitige „Erfahrung“ der menschlichen Leidenschaften, sondern durch frühzeitige Angewöhnung des Guten erworben werden*⁴⁴.

Eine besondere Spielart des im Rahmen des Konkordatsstreites aufbrechenden liberalen Antiklerikalismus ist die Polemik gegen die vorbehaltlich ministerieller Genehmigung wieder gestattete Ansiedelung religiöser Orden.⁴⁵ Deren streng hierarchische Verfaßtheit stehe in diametralem Widerspruch zu den im Großherzogtum geltenden rechtsstaatlichen Prinzipien. Im übrigen seien insbesondere größere Konvente von volkswirtschaftlichem Schaden. Ohne sachgerecht zwischen kontemplativen Orden und caritativ tätigen Kongregationen zu unterscheiden, wie sie im 19. Jahrhundert ihre Blütezeit erleben, behauptet man pauschal, durch solche *Institute werde nur dem Müßiggang Thür*

⁴¹ Vgl. BLZ 30/1860, 4.2.: *Man weiß, und es ist erweislich, daß geistliche Behörden empfänglich für heimliche Vorgebereien sind. So kann es daher einem mißliebig gewordenen Kuratsgeistlichen leicht begegnen, daß er vorgefordert und heimlich eingesperrt werde, wo er dann Jahre lang im Kerker zu schmachten hätte. In St. Peter sind solche Gefängnisse, welche den Bleikammern Venedigs [!] in nichts nachstehen.*

⁴² Vgl. Art. 8: *Es wird dem Erzbischofe freistehen, ein Seminar nach der Vorschrift des Concils von Trient zu errichten... Der Erzbischof wird hinsichtlich der Errichtung, Leitung und Verwaltung dieses Seminars, sowie hinsichtlich des in demselben zu erteilenden Unterrichtes seine Amtsgewalt mit vollem und freiem Rechte üben. Bis dahin soll das Theologenkonvikt in Freiburg wieder errichtet werden, von dem Art. 9 u. a. bestimmt: Die Leitung und Beaufsichtigung dieses Convictes steht dem Erzbischofe zu.*

⁴³ BLZ 63/1860, 14.3.

⁴⁴ FKK 52/1859, 28.12., 423.

⁴⁵ Art. 4.6 ermächtigt den Erzbischof in seinem Kirchensprengel vom heiligen Stuhl genehmigte religiöse Orden oder Congregationen beiderlei Geschlechtes einzuführen, jedoch in jedem einzelnen Falle im Einvernehmen mit der Großherzoglichen Regierung.

*und Thor geöffnet, und somit der materielle Wohlstand des Landes untergraben.*⁴⁶ Dahinter steht die im liberalen Fortschrittsdenken gründende Überzeugung, wonach das dem finsternen Mittelalter entspringende monastische Leben in einer aufgeklärten Gesellschaft jede Daseinsberechtigung verloren hat. An solche Thesen verschwenden die wertkonservativen Klerikalen dagegen keinen Gedanken. In bewußter Abgrenzung vom herrschenden Zeitgeist formuliert vielmehr einer ihrer Parteigänger: *Klöster sind Erziehungs- und Pfründe-Anstalten im strengen kirchlichen Sinne – und der moderne Fortschritt mit seinem alles verweltlichenden, profanierenden Geiste, und seinem wuchernden Proletariate hat weißlich dafür gesorgt, daß beides für die Zukunft wieder nothwendig geworden!*⁴⁷ Doch auch hier setzen sich die Liberalen durch, Männerorden bleiben in Baden bis 1918 verboten.

4. Die Deputationen und Adreß-Kampagnen

Schauplatz des Konkordatsstreites ist v.a. der außerparlamentarische Bereich. Neben einer wahren Flut von Presseartikeln, deren Wirkung auf gebildete Kreise beschränkt bleibt, setzen beide Lager ab Dezember 1859 auf eine zweite Form der Agitation, wie sie in den Wochen unmittelbar vor der entscheidenden Parlamentsdebatte ihren Höhepunkt erreichen wird: Mittels sog. Adreßkampagnen soll auch die politisch weniger interessierte Bevölkerung sensibilisiert und mobilisiert werden. Selbstverständlich berichten Zeitungen beider Couleur ausführlich über die jeweiligen Aktionen. Die rechtsstaatlich denkenden Liberalen legen den Bürgern gegen eine Annahme der Konvention gerichtete Petitionen an die Zweite Kammer zur Unterzeichnung vor. Inhaltlich bringen diese Pamphlete wenig Neues, zumeist werden darin die oben beschriebenen Konfliktfelder in Erinnerung gerufen und aus der Gesinnungspresse sattsam bekannte Argumente mit gewissen Nuancierungen wiederholt. Hauptziel ist wiederum das Schüren vorhandener Ressentiments gegen eine verstärkte kirchliche Indoktrination in allen Lebensbereichen, etwa gegen das Eindringen von *fremden, nicht deutschen Ansichten und Einflüssen*⁴⁸ im Bildungssektor. Konkret wird die Kammer jeweils aufgefordert, sie *wolle 1) mit allen ihr zu Gebot stehenden gesetzlichen Mitteln die Einführung der Uebereinkunft mit dem päpstlichen Stuhle zu verhindern suchen; jedenfalls aber 2)*

⁴⁶ BLZ 308/1859, 29.12.; aus der Denkschrift der „Durlacher Konferenz“ liberaler Protestanten; Ähnlich heißt es in BLZ 63/1860, 14.3.: *Nur darum ist der Kirchenstaat zum Verhungern arm, weil das Volkvermögen todt in den Klöstern begraben liegt.*

⁴⁷ So zitiert FZ 255/1859, 26.10., den weltanschaulichen Gegner.

⁴⁸ BLZ 301/1859, 20.12.

*allen Abänderungen unserer Landesgesetzgebung, welche den Vollzug dieser Uebereinkunft bezwecken, ihre Zustimmung versagen.*⁴⁹

Daraufhin sehen sich auch die antidemokratisch gesinnten Ultramontanen gezwungen, verstärkt um Unterstützung in der Bevölkerung zu werben. Sie setzen besagten Petitionen Dankadressen für den Abschluß des Konkordates entgegen, die sich unter bewußter Umgehung der von Friedrich I. angerufenen Volksvertreter an den Monarchen selbst richten, wobei man den Eindruck erweckt, der Vertrag sei bereits in Kraft getreten. Über die Tatsache, daß der Großherzog selbstigen ausdrücklich unter Vorbehalt der ständischen Zustimmung unterzeichnet hat, verliert man kein Wort. Vielmehr beschränkt man sich darauf, die Übereinkunft in blumigen Worten zu preisen, ohne auf ihren Inhalt argumentativ einzugehen. In der Freiburger Adresse bspw. wird sie als *ewiges Denkmal fürstlicher Weisheit, Gerechtigkeit u. Vaterlandsliebe* sowie *Akt hoher Einsicht und Gerechtigkeit*⁵⁰ gerühmt. Als jedoch im Laufe des Winters deutlich wird, daß sich Friedrich I. nicht über ein negatives Votum im Landtag hinwegsetzen würde, können auch die Befürworter der Konvention das ungeliebte Verfassungsorgan nicht länger ignorieren. Um dessen Kompetenz in kirchenpolitischen Fragen dennoch nicht explizit anerkennen zu müssen, läßt man den Deputierten aber weiterhin keine Petitionen zukommen, sondern die jeweiligen lokalen Initiatoren setzen sie lediglich per Mitteilung darüber in Kenntnis, *daß eine Dankadresse an Se. Königl. Hoheit den Großherzog wegen der Vereinbarung mit dem päpstlichen Stuhle abgegangen ist.*⁵¹

Kurz vor der Jahreswende läßt sich – initiiert von der Konkordatspartei – erstmals noch eine weitere Form der politischen Einflußnahme beobachten: *Es ist dies nichts Geringeres, als eine Abordnung an den Großherzog selber, die aus allen Amtsbezirken, je aus einem Geistlichen und einem Laien bestehend, abgeschickt wird, um ihren Dank für Abschluß des Konkordats im Namen des*

⁴⁹ BLZ 302/1859, 21.12.; Zitierte Mannheimer Bittschrift dient als landesweites Modell für ähnliche Aktionen in allen größeren und vielen kleineren Städten und Gemeinden des Landes. Ihr Text verbreitet sich nicht zuletzt mit Hilfe der liberalen Presse innerhalb weniger Tage im ganzen Großherzogtum.

⁵⁰ BLZ 296/1859, 14.12.; FZ 33/1860, 8.2., beschreibt treffend den ideologisch motivierten Unterschied in der Vorgehensweise beider Seiten: *Die Gegner derselben betreten vorzugsweise den Weg der Petition an die Stände, das katholische Kirchenblatt aber fordert zu Adressen an Se. Königl. Hoheit den Großherzog auf. Es handelt dabei ganz folgerecht, denn es betrachtet... die Convention als bereits vollgültig zu Recht bestehend, und der ständischen Zustimmung gar nicht bedürftig. Die großherzogl. Ratification betrachtet es als ein gegebenes Wort, für welches die „ritterliche Treue“ des Großherzogs verpfändet sei.*

⁵¹ FKK 8/1860, 22.2., 66; Dort heißt es zur Begründung der neuen Taktik: *Da die Gegner der Convention, und dies vorzugsweise Protestanten, welche die Uebereinkunft nicht im Geringsten betrifft, so ruhig sind, ... so geizt es sich zum Mindesten, daß die Kammer, welche das Volk vertreten will [...], auch unsere Gesinnung erfahre.*

*Volkes auszusprechen.*⁵² Diese nutzt nicht selten die gewährte Audienz, um eine mit Unterschriften versehene Dankadresse zu überreichen. Im liberalen Lager kritisiert man umgehend die fehlende demokratische Legitimation solcher Delegationen, welche selbstverständlich den Eindruck zu erwecken suchen, im Namen aller Bürger ihrer Heimatgemeinden zu sprechen, um so den Monarchen sowie durch entsprechende Pressemeldungen indirekt auch die Öffentlichkeit für die eigene Sache einzunehmen. Die antiklerikale Presse bemerkt, es sei als Ausdruck der Schwäche zu werten, daß der weltanschauliche Gegner überhaupt zu einem solch zweifelhaften Mittel greife, (d)a *die allenthalben in Umlauf gesetzten Dankadressen wegen des Concordats die gewünschte Aufnahme nicht finden, obgleich selbst von der Kanzel herunter die dringendsten Aufforderungen zur Betheiligung erlassen werden*⁵³. Ein solch vernichtendes Urteil hindert die Liberalen allerdings nicht daran, schon bald in ähnlicher Manier eigene Abordnungen in die Residenz zu entsenden, die dem Landesherrn nun ihrerseits die an die Zweite Kammer gerichteten Petitionen zur Kenntnis bringen.

Die genaue Anzahl der Unterzeichner auf beiden Seiten ist schwer zu ermitteln,⁵⁴ zweifellos wird jedoch die breite Masse der Bevölkerung erst durch die hier skizzierten Kampagnen auf das Thema Konkordat aufmerksam, wie es die politische Diskussion in Baden jetzt mehr und mehr zu dominieren beginnt. Zugleich tragen sie zu einer immer stärkeren Verhärtung der Fronten bei, zumal in vielen Kommunen Befürworter und Gegner der Übereinkunft zeitgleich um Unterschriften werben.⁵⁵ Welch hohe Brisanz man diesen Aktionen beimißt, läßt sich daran ablesen, daß zu deren Eindämmung erstmals in der bereits seit Wochen und Monaten geführten Debatte um den Kirchenvertrag Zensurmaßnahmen angewendet werden,⁵⁶ die jedoch letztlich wirkungslos bleiben: Der Konkordatsstreit ließ sich schon nicht mehr auf intellektuelle Zirkel begrenzen.

⁵² BLZ 305/1859, 24.12.

⁵³ FZ 306/1859, 25.12.

⁵⁴ FKK 14/1860, 4.4., 112, spricht von 85.000 ultramontanen Unterzeichnern. Die Zahl scheint jedoch stark übertrieben, verglichen mit den in der Forschung ermittelten ca. 18.000 liberalen Petenten; vgl. BECKER (s. Anm. 13), 36.

⁵⁵ Die aufgeheizte Atmosphäre läßt sich gut an den gegenseitig erhobenen Manipulationsvorwürfen ablesen; Für ein besonders kurios anmutendes Beispiel vgl. BLZ 300/1859, 18.12.: *Auf welche Weise man aber Unterschriften... gewinnt, mag ein Vorfall im Amte Staufen zeigen.* „Wollen Sie auch, daß man den Papst absetze?“ fragte man einen schlichten Landmann. „Nein!“ war die Antwort. „So unterzeichnen Sie diese Schrift!“ und die Ergebenheitsadresse hatte eine Unterschrift mehr.

⁵⁶ Vgl. dazu eine kurze Notiz auf der Titelseite von BLZ 293/1859, 10.12.: *Unsere heutige Nummer wurde verspätet ausgegeben, weil das großherz. Stadtm. dem Drucke Einhalt bot, und zwar wegen eines darin enthaltenen Korrespondenzartikels aus „Bonndorf, 6. Dez.“, welcher die auf dem Schwarzwald verbreitete „Mahnung“ an die Katholiken gegen das Konkordat mittheilte.*

5. Fazit

Die untersuchten Zeitungen nehmen immer wieder aufeinander Bezug, indem sie Meldungen oder Leitartikel befreundeter Blätter nachdrucken bzw. direkt auf Angriffe des politischen Gegners reagieren, wobei sich ein in Anbetracht der damaligen technischen Möglichkeiten erstaunlich lebhafter Diskurs entwickelt. Inwieweit es den Tendenzblättern in dessen Verlauf tatsächlich gelingt, Teile der Bevölkerung für ihre Überzeugungen zu gewinnen, muß allerdings dahingestellt bleiben, zumindest die Wirkung der beiden ultramontanen Organe dürfte wegen ihrer geringen Reichweite weitgehend auf die eigene Anhängerschaft beschränkt geblieben sein. Dennoch zeugt das starke Bemühen aller Beteiligten um Öffentlichkeit von einer fortgeschrittenen Demokratisierung des Gemeinwesens, der sich auch die Klerikalen nicht entziehen können.⁵⁷ Zweifellos steht die überwiegende Mehrheit der politischen Entscheidungsträger und Intellektuellen von Anfang an auf Seiten der Konkordatsgegner.⁵⁸ Welche Partei jedoch im Volk den größeren Rückhalt besaß, läßt sich anhand der hier durchgeführten Presseanalyse kaum ausmachen, da Liberale wie Ultramontane gleichermaßen die Meinungsführerschaft für sich reklamieren.

Deutlich heben sich einzelne Phasen der Kontroverse voneinander ab: Bis zum inoffiziellen Bekanntwerden der wichtigsten Vertragsbestimmungen Mitte Oktober 1859 spielt die Kirchenpolitik in der badischen Gesinnungspresse kaum eine Rolle, nun ist eine ständig steigende Frequenz einschlägiger Artikel zu beobachten, welche im Januar/Februar 1860 ihren Höhepunkt erreicht, um danach leicht abzuflauen. Alle wesentlichen Argumente scheinen ausgetauscht, so daß man spätestens im März mit wachsender Ungeduld der entscheidenden Kammerverhandlung entgegensieht.⁵⁹ Inhaltlich stehen zunächst die Vertragsbestimmungen bzgl. der Universität Freiburg im Zentrum des Konkordatsstreites, nach dem Jahreswechsel wird dann immer häufiger über die zu erwartenden Änderungen in der Ehegesetzgebung diskutiert, während das Motiv der Kleruskritik die gesamte Auseinandersetzung durchzieht.

⁵⁷ Entsprechend früh würdigen die Liberalen den Beitrag des Kulturkampfes zur Weckung des politischen Bewußtseins in der Gesellschaft: (*Wir begrüßen diesen Kampf der Ideen, nicht etwa aus eitler Freude am Streite als solchen, sondern deswegen, weil dieser Kampf wie ein wohlthätig belebendes und anregendes Element die träge gewordenen Geister ergreift... ungetrübt von hergebrachten Vorurtheilen, freigesprochen von den Dictaten monopolisirter geistiger Herrschergewalt.* Zitat: FZ 36/1860, 11.2.

⁵⁸ Die Ablehnung des Kirchenvertrages durch die Zweite Kammer am 30. März fällt denn auch recht deutlich aus: 45 der 60 votierenden Abgeordneten stimmen gegen sie.

⁵⁹ Vgl. KA 65/1860, 16.3.: *Uebrigens sehnt sich ein guter Theil des Publikums recht herzlich darnach, den unerquicklichen Concordatsstreit nun in wenigen Wochen beendet zu sehen.* Diese Einschätzung erscheint durchaus nachvollziehbar, nahm er doch seit Februar immer stärker polemische Züge an.

Letztendlich lassen sich alle genannten Konfliktfelder auf die generelle Problematik einer angemessenen Verhältnisbestimmung von Staat und katholischer Kirche in einem dramatischen Veränderungen unterworfenen gesellschaftlichen Umfeld reduzieren, wie sie dem Phänomen Kulturkampf zugrunde liegt. Für die fortschrittsgläubigen, z.T. dezidiert antiklerikal gesinnten Liberalen steht außer Frage, daß der Staatsgewalt *nach ihrem Wesen das Recht einer wirksamen Aufsicht auf alle Handlungen der Kirchen zukommt*⁶⁰, Religionsgemeinschaften also wie alle anderen Korporationen den staatlichen Gesetzen unterstehen und überkommene Privilegien durch nichts zu rechtfertigen sind. Das Lager der monarchistischen, die Allianz von Thron und Altar propagierenden Ultramontanen dagegen insistiert darauf, daß *Kirche und Staat selbständige, daß sie öffentliche Rechtssubjecte sind*⁶¹, d.h. gleichberechtigte Partner, wobei der Kirche ob ihres göttlichen, vorstaatlichen Ursprungs ein gewisser Vorrang zukommt. Einig ist man sich lediglich über die grundsätzliche Unvereinbarkeit der vertretenen Weltbilder⁶² sowie in der Einschätzung des bisherigen Zustandes als *nicht mehr haltbar*⁶³. Der Abschluß des Konkordates bietet sich deshalb als Anlaß für einen offenen Austrag des lange Zeit schon schwelenden ideologischen Konfliktes geradezu an. Die Übereinkunft erreicht damit genau das Gegenteil ihrer ursprünglichen Intention.

Dabei macht der mit allen zu Gebote stehenden Mitteln der politischen Einflußnahme geführte Konkordatsstreit bereits wichtige Faktoren für die im Vergleich zu ihren Gegenspielern deutlich schwächere Position der Ultramontanen sichtbar, wie sie über weite Teile des Kulturkampfes zu beobachten ist: Zum einen monopolisiert bis in die zweite Hälfte der 1860er Jahre hinein die flächendeckend agitierende liberale Gesinnungspresse praktisch die veröffentlichte Meinung, auf deren Seite sich obendrein auch Großherzog Friedrich schlägt. Zum anderen wird die ihren Einfluß ständig vergrößernde Zweite Kammer von antiklerikalen Abgeordneten beherrscht, deren negatives Votum gegen den Kirchenvertrag schlichtweg nicht zu verhindern war. So müssen sich die Ultramontanen den Vorwurf gefallen lassen, den kirchlichen Einfluß in einer zunehmend pluralen und säkularen Gesellschaftsordnung falsch eingeschätzt zu haben: Unter Hinweis auf Kirchenrecht und Lehramt beharren sie unnachgiebig auf größtenteils unrealistischen Maximalforderungen, anstatt auf

⁶⁰ FZ 302/1859, 21.12.

⁶¹ KA 75/1860, 28.3.

⁶² So formuliert etwa Heinrich v. Andlaw, einer der ultramontanen Protagonisten, mit Blick auf das kirchen- und gesellschaftspolitische Programm der Gegenseite: *Ich zweifle, ob sich auch nur ein Katholik zu solchen Anforderungen oder hochmüthigen Anmaßungen eines modern zu gestaltenden Staates der Art verstehen werde, wenn er nicht schon vorher aufgehört hat, ein Katholik zu sein.* Zitat: FZ 307/1859, 27.12.

⁶³ FKK 13/1860, 28.3., 105.

die sich rasant zu ihren ungunsten verändernden Rahmenbedingungen mit konstruktiver Kompromißbereitschaft zu reagieren.⁶⁴ Obendrein erleichtert dieses taktisch unkluge Verhalten dem liberalen Gegner, der ohnehin den Zeitgeist auf seiner Seite weiß und aus einer Position der Stärke agiert, das Schüren antiklerikaler Ressentiments.

Da beiden Seiten nicht an einem Ausgleich gelegen ist, dauert es zwei Jahrzehnte, bis wenigstens eine Beilegung der offenen Feindseligkeiten erreicht ist, obwohl bereits im Frühjahr 1860 so mancher von einem raschen Ende der unerquicklichen kirchenpolitischen Kontroversen träumt: *Darum sehnen wir von Herzen den Tag herbei, wo allen kirchlichen Genossenschaften eine freisinnige Ordnung und ihre Selbständigkeit innerhalb der Staatsgesetze gewährt seyn wird: es wird das ein Tag des Segens werden, nicht nur für unser Baden, sondern für das gesamte Deutschland.*⁶⁵ Wer konnte ahnen, daß bis zu jenem Tag noch beinahe 60 Jahre vergehen sollten?

⁶⁴ Nicht selten finden sich in klerikalen Zeitungen Sätze wie dieser: *So lange die zwei Schwerter in christlicher Harmonie zum Heile der Völker wirken und geachtet werden, ist weder der Absolutismus noch die Revolution an der Tagesordnung und erfährt der Staat die durch diese Auswüchse entstehende Schwächung nicht.* Zitat: FKK 50/1859, 14.12., 408.

⁶⁵ BLZ 70/1860, 22.3.

Necrologium Friburgense 1996–2000*

Verzeichnis der in den Jahren 1996 bis 2000
verstorbenen Priester der Erzdiözese Freiburg

Vorbemerkung

Die nachfolgenden Nekrologe der Jahre 1996 bis 2000 sind jahrgangsweise in alphabetischer Reihenfolge angelegt. Zur besseren Erschließung dient das Namensregister am Schluß des Nekrologteils.

Siglen der Bearbeiter:

H. H. = Heinrich Heidegger

Hu. = Franz Hunsnurscher

M. Z. = Martin Zeil

1996

Andree Anton

Geb. in Konstanz am 12. 6. 1911; ord. in Freiburg am 22. 3. 1936. Vikar in Karlsdorf am 16. 5. 1936, in Weisenbach am 14. 7. 1936, in Bühlertal/ Obertal am 7. 4. 1937, in Baden-Baden, St. Bernhard, am 14. 10. 1937; Pfarrvikar in Wiesental am 14. 11. 1941, in Steinach/Kinzigtal am 11. 1. 1944. Pfrvw. in Lenzkirch am 14. 7. 1946, investiert daselbst am 18. 1. 1948. Ruhestand in Lenzkirch am 1. 9. 1975; gest. daselbst am 13. 4. 1996; beerd. daselbst am 18. 4. 1996.

Pfarrer Anton Andree wurde am 12. Juni 1911 als Sohn des Finanzbuchhalters August Andree und seiner Frau Katharina geb. Heß in Konstanz geboren. Nachdem sein Vater eine Stelle als Buchhalter beim Kath. Oberstiftungsrat in Karlsruhe bekommen hatte, zog die Familie nach dort, so daß Anton Andree seine Kindheit und Jugend in Karlsruhe verbrachte. Nach dem Besuch des humanistischen Gymnasiums studierte er in Freiburg und Münster/Westf. ab 1931 Theologie und wurde nach dem Seminarjahr in St. Peter am 22. März 1936 mit 59 Mitbrüdern durch Erzbischof Conrad Gröber, der ihn in Konstanz getauft hatte, im Münster ULF zu Freiburg zum Priester geweiht.

Nach einer kurzen Vertretungstätigkeit in Karlsruhe war Pfarrer Andree als Vikar in Weisenbach, Bühlertal/Obertal und Baden-Baden, St. Bernhard, als Pfarrvikar in Wiesental und Steinach/Kinzigtal eingesetzt. In den Jahresberichten wird er als aufrichtig, besonnen, ruhig, mit heiterem Gemüt charakterisiert. Eine Herzerkrankung, die ihn seit seiner Studentenzeit begleitete, war der Grund, daß er, im Gegensatz zu den meisten seiner Kurskameraden, nicht zur Wehrmacht eingezogen wurde.

* Fortsetzung zu Band 116, 1996, 135–299

Am 14. Juli 1946 wurde Pfarrer Andree als Pfarrverweser nach Lenzkirch mit den Filialen Raitenbuch und Grünwald angewiesen; 1948 auf diese Pfarrei investiert, wurde sie ihm zur Lebensaufgabe und ist ihm auch so zur zweiten Heimat geworden. Fast drei Jahrzehnte wirkte er zielbewußt und umsichtig als froher Seelsorger zum Segen der Gemeinde. Mit seiner frohen Art, dem Anderen zu begegnen, konnte er den Menschen, die Ruhe und Erholung suchten, ein guter Berater sein; da er selbst wegen seiner Herzkrankheit um seine Grenzen wußte, verstand er gerade die Menschen gut, die ein schweres Leben zu tragen hatten. Die Pflege der in Lenzkirch verwurzelten Tradition des Eulogiusfestes mit dem Eulogiusritt war für Pfarrer Andree ein Herzensanliegen. Die Außenrenovation der Pfarrkirche und der Bau eines neuen Pfarrhauses sind äußerliche Spuren seines Wirkens in Lenzkirch. Die sich immer mehr verschlechternde gesundheitliche Verfassung zwang Pfarrer Andree um die Zuruhesetzung nachzusuchen, die ihm zum 1. Sept. 1975 gewährt wurde. Er blieb in Lenzkirch wohnen und half in der Seelsorge mit, soweit es ihm seine Kräfte zuließen. Zuletzt war er im Pflegeheim Lenzkirch untergebracht.

Sein Diamantenes Priesterjubiläum, das er noch kurz vor seinem Sterben im Krankenhaus feiern konnte, war für Erzbischof Saier Anlaß, in einem Brief zu danken für all das, was er in den vergangenen sechzig Jahren zur Ehre Gottes und zum Heil der Menschen getan hat. Pfarrer Andree starb am 15. April 1996 und wurde drei Tage später unter großer Beteiligung der Gemeinde auf dem dortigen Friedhof beigesetzt. H. H.

Behl Erhard

Geb. in Mondfeld am 1. 8. 1939; ord. am 7. 6. 1964. Vikar in Sennfeld am 30. 6. 1964, in Untergrombach am 3. 8. 1964, in Dossenheim am 11. 11. 1964, in Mannheim-Schönau am 9. 9. 1967, in Mudau am 24. 9. 1969, in Bad Mingolsheim am 12. 11. 1970. Pfrv. in Baiertal am 1. 5. 1971, investiert daselbst am 14. 5. 1972. Pfarrer in Großrinderfeld-Gerchsheim am 20. 6. 1990. Gest. daselbst am 26. 1. 1996; beerd. daselbst am 1. 2. 1996.

Pfarrer Erhard Behl wurde am 1. August 1939 als zweites Kind des Landwirts Eugen Otto Behl und seiner Frau Berta, geb. Grein, in Mondfeld, Gemeinde Boxtal, bei Wertheim geboren. Nach dem Besuch der heimatlichen Volksschule ging er zunächst für ein Jahr auf das Gymnasium in Lörrach und anschließend auf das Gymnasium Tauberbischofsheim, wo er zugleich im Erzb. Konvikt wohnte. Nach dem Abitur 1959 studierte er in Freiburg und Luzern Theologie und wurde am 7. Juni 1964 von Erzbischof Hermann Schäufele im Münster ULF zu Freiburg zum Priester geweiht.

Nach einer Ferienvertretung in Seefeld wurde er Vikar in Untergrombach, Dossenheim, Mannheim-Schönau, Mudau und Bad Mingolsheim. An diesen Stellen konnte er reichlich Erfahrung sammeln; die dekanatlichen Jahresberichte beschrieben den jungen Seelsorger als hilfsbereit, anpassungsfähig, aufgeschlossen und energisch; sie hoben seine eindrucksvoll vorgetragenen Predigten und den gut vorbereiteten Religionsunterricht an der Volksschule hervor; das Milieu der Großstadt lag ihm weniger.

Zum 1. Mai 1971 wurde Pfarrer Behl als Pfarrverweser nach Baiertal angewiesen und dort ein Jahr später als Pfarrer investiert. Mit großem Eifer bemühte er sich in den folgenden Jahren um den inneren und äußeren Aufbau der Gemeinde, wobei er durch das ständige Wachsen der Pfarrei auf Grund ihrer Nähe zum Ballungsgebiet besonders gefordert war. Deswegen mußte auch im baulichen Sektor einiges geschaffen werden: ein neuer Kindergarten mit Hausmeisterwohnung und Sozialstation war zu erstellen, die Außenanlage der Pfarrkirche neu zu gestalten; schließlich mußte das Innere der Pfarrkirche renoviert werden, wobei das neue Deckengemälde von Reinhard Daßler weithin Beachtung fand. Auch das Gemeindehaus mußte umgebaut und erweitert werden. In der Filiale Scharthausen wurde ein neues Gemeindehaus errichtet, die Kirche einer gründlichen Außenrenovation unterzogen und der Glockenstuhl saniert.

Nach einem im Jahr 1988 erlittenen Herzinfarkt mußte Pfarrer Behl kürzer treten und mehr auf seine Gesundheit achten. Nach der überstandenen Krankheit und der Genesungszeit wechselte er deshalb auf eine kleinere Pfarrei und kam so als Pfarrer nach Großrinderfeld-Gerchsheim. Bis zu seinem plötzlichen Tod war er auch dieser Gemeinde ein eifriger und einfühlsamer Seelsorger. Die Renovation der Kriegergedächtniskapelle und die Außenrenovation

des Pfarrhauses sind äußere Zeichen seines Wirkens in dieser Gemeinde. Nach der Abendmesse am Freitag, dem 26. Januar 1996, starb Pfarrer Behl völlig unerwartet nach einem erneuten Herzinfarkt. Unter großer Beteiligung seiner Mitbrüder und seiner Gemeinde wurde er am 1. Februar 1996 auf dem Friedhof seiner Pfarrei beigesetzt. r. i. p. H. H.

Bernauer Albert

Geb. 19. 12. 1903 in Aftersteg, Pfarrei Todtnau, ord. 10. 3. 1929 in St. Peter durch Erzbischof Carl Fritz. 11. 4. 1929 Vikar in Ballrechten, 30. 4. 1930 in Neuweiler, 23. 12. 1930 in Bleichheim, 24. 4. 1931 in Oberkirch, 3. 9. 1936 in Waibstadt, 8. 7. 1937 in Lörrach, St. Bonifatius. 1. 10. 1937 Kaplaneiverweser in Tiengen. 10. 7. 1941 Pfrvw. in Sasbach am Kaiserstuhl, 15. 11. 1942 inv. 26. 11. 1950 Pfr. in St. Märgen. 15. 12. 1973 Geistl. Rat ad honorem. 1. 9. 1982 Ruhestand in Bad Dürkheim. Gest. 22. 11. 1996 in Bad Dürkheim. Beerd. 27. 11. 1996 in St. Märgen.

Albert Bernauer war der älteste Sohn des Bürstenmachers August B. und der Anna; geb. Dietsche. Er wuchs mit sieben Geschwistern auf. Acht Jahre besuchte er die Volksschule in seinem Heimatdorf Aftersteg. Nach privater Vorbereitung wurde er im August 1918 als Zögling des Erzbischöflichen Gymnasialkonvikts in das Friedrichsgymnasium in Freiburg aufgenommen, an dem er 1924 das Abitur machte. Nach dem Theologiestudium in Freiburg wurde er am 10. März 1929 zusammen mit 39 Mitbrüdern von Erzbischof Carl Fritz in der Klosterkirche St. Peter zum Priester geweiht.

An sieben Vikarstellen konnte er reiche pastorale Erfahrung bei verschiedenen Prinzipalen sammeln.

Pfarrer Roth in Oberkirch führte 1936 in seinem Dienstzeugnis u. a. aus: „Sein Berufseifer (ist) hervorragend groß, unermüdet Tag und Nacht, in Predigt und Katechese immer auf der Höhe, die Liebe zur Krankenseelsorge hat nie versagt, in der Vereinstätigkeit war er sehr erfolgreich, besonders im Gesellenverein. ... Er eignet sich sehr wohl für die Seelsorge in der Stadt, als auch auf dem Lande.“

Am Fest des heiligen Albert des Großen, seinem Namenspatron, wurde er 1942 auf die Kaiserstuhlpfarrei Sasbach investiert. Sasbach hatte im Zweiten Weltkrieg schwer gelitten. Mit viel Eifer und unter großen Opfern hat er die kriegsbeschädigte Kirche und Kapelle wiederhergestellt und das zerstörte Schwesternhaus als Kindergarten aufgebaut. Er wurde ein eifriger Förderer der Wallfahrt zur Muttergottes auf dem Litzelberg.

Seine zweite und letzte Pfarrstelle führte ihn auf die ausgedehnte und traditionsreiche Wallfahrtspfarrei St. Märgen. Die vielen Wallfahrten, die vielen Kurgäste und der ausgedehnte Pfarrsprengel erforderten einen engagierten Seelsorger. Auch in St. Märgen betätigte er sich wieder als Bauherr. Er ließ die Wallfahrtskirche und die Ohmenkapelle, die Kapelle auf dem Thurner und die Filialkirche Glashütten restaurieren. Für die Pfarr- und Wallfahrtskirche in St. Märgen ließ er eine neue Orgel anschaffen.

Seinen Lebensabend verbrachte er im Kurheim und Sanatorium Bad Dürkheim, wo er bis zuletzt als Hausgeistlicher den Schwestern, Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern und Kurgästen als Seelsorger zur Verfügung stand. Mit Pfarrer Bernauer starb ein Priester, der mit Leib und Seele Seelsorger war. Er ist auf dem Friedhof seiner zweiten Heimat in St. Märgen beigesetzt. Hu.

Buhl Alfons

Geb. in Oppeln am 31. 1. 1912; ord. in Breslau am 1. 8. 1937. Kaplan in Gumpertsdorf/Krs. Oppeln August 1937, in Kreuzburg/OS im Febr. 1938. Sanitätssoldat ab Febr. 1941, sowjetische Kriegsgefangenschaft von Mai bis Sept. 1945. Kaplan in Rothenburg O/L am 15. 10. 1945; Kurat in Niesky O/L Nov. 1950; Kuratialpfarrer daselbst ab Nov. 1951. Konsistorialrat beim Offizialat der Restdiözese Görlitz ab 1975. Ruhestand am 1. 9. 1982. Übersiedlung nach Baden-Baden am 7. 12. 1982; Wohnung in Bühl am 15. 2. 1991. Gest. in Bühl am 29. 7. 1996; beerd. am 1. 8. 1996 in Baden-Oos.

Pfarrer Alfons Peter Buhl wurde am 31. Januar 1912 als Sohn des Kaufmanns Peter Buhl und seiner Frau Maria, geb. Schatzel, in Oppeln, Oberschlesien, geboren. Die Volksschule besuchte er von 1918 bis 1923 in Tscheschen-Glashütte, anschließend ging er in das Staatl. Kath. Gym-

nasium nach Oppeln, wo er 1931 die Reifeprüfung ablegte. Nach einem kurzen landwirtschaftlichem Studium an der Universität Breslau und einem Jahr landwirtschaftlichen Praktikum (1931–1932) begann Alfons Buhl im Wintersemester 1932 mit dem Studium der Theologie an der Universität Breslau; nach dem Seminarjahr im Erzb. Priesterseminar in Breslau-Carlowitz wurde er am 1. August 1937 durch Kardinal Bertram zum Priester geweiht.

Zunächst war Alfons Buhl ein halbes Jahr in Gumpertsdorf/Krs. Oppeln als Aushilfskaplan eingesetzt; vom Februar 1941 bis zu seiner Einberufung in die Wehrmacht war er Kaplan in Kreuzburg (Oberschlesien). Nach kurzer sowjetischer Gefangenschaft wurde er zunächst nochmals Kaplan in Rothenberg mit Sitz in Niesky O/L (15. 10. 1945); nach fünf Jahren wurde ihm die Seelsorge für die Kuratie Niesky übertragen und bald darauf wurde er zum Kuratalfpfarrer in Niesky O/L ernannt. Sein Bischof Bernhard Huhn in Görlitz schrieb ihm zu seiner Pensionierung im August 1982: „Sie sind ein Priester, dessen Herz für die Diaspora schlägt. Viele Dörfer gehören zu Ihrer Gemeinde. Viele Außenstationen mußten Sie einrichten und pastoral versorgen. Viele Kilometer haben Sie von Dorf zu Dorf zurückgelegt in der Liebe zu den Menschen, die Ihnen anvertraut waren. Vielen Kaplänen waren Sie ein guter Pfarrer und Vater.“ Seit 1975 war Pfarrer Buhl auch als Konsistorialrat beim kirchlichen Gericht tätig. In diesen schwierigen Zeiten hat er versucht, seine Kirche immer wieder zu reparieren; er konnte ein neues Pfarrhaus mit Gruppen- und Unterrichtsräumen bauen. 1981 erhielt er von seinem Bischof den Ehrentitel „Erzpriester“.

Aus Alters- und Gesundheitsgründen bat er zum 1. September 1982 um seine Pensionierung und zog zur Familie seiner Schwester in Baden-Baden. Hier stellte er sich nach Kräften alsbald der Pfarrei in Baden-Oos zur Verfügung und half gerne und regelmäßig bei den Gottesdiensten und der Sakramentspendung. Anlässlich seines Goldenen Priesterjubiläums ernannte ihn der Apostolische Visitator des Erzbistums Breslau in Münster, Prälat Winfried König, am 27. Juli 1987 zum Geistlichen Rat ad honorem. Infolge seiner geschwächten Gesundheit verlegte Pfarrer Buhl seinen Wohnsitz in das Veronikaheim in Bühl. Seine schwere Krankheit trug er stets treu ergeben in den Willen Gottes nach dem Beispiel seines Herrn und war so seelsorgerlich tätig, bis ihn sein Herr und Meister zu sich rief. Pfarrer Buhl starb am 29. Juli 1996 in Bühl und wurde am 1. August 1996 auf dem Friedhof zu Baden-Oos beigesetzt. r. i. p.

H. H.

Dallinger Johann Adam

Geb. 22. 8. 1906 in Großsachsen/Bgstr., ord. 15. 3. 1931. 15. 4. 1931 Vikar in Urloffen, 15. 9. 1931 in Offenburg (Dreifaltigkeit), 1. 7. 1933 Hausgeistlicher in Horben (Luisenhöhe), 19. 10. 1933 Präfekt in Sasbach (Lendersche Anstalt), 3. 5. 1939 Kaplaneiverweser in Meßkirch, 29. 4. 1942 Pfr. in Ballrechten, 25. 5. 1942 inv. daselbst, 11. 5. 1971 Geistl. Rat ad honorem, 1. 8. 1979 Ruhestand in Merzhausen, 1. 1. 1981 Subsidiar daselbst, 1. 12. 1984 zugl. Seelsorger Rehabilitationsklinik Stockenhöfe, 17. 2. 1996 wohnhaft Staufen (Altenpflegeheim St. Margarethen). Gest. 7. 8. 1996 in Staufen, 12. 8. 1996 beerd. in Ballrechten.

Dallinger war der Sohn des Landwirts Johann Dallinger und seiner Ehefrau Elisabeth, geb. Gassert. Die entscheidenden Grundlagen für seine spätere Berufswahl bekam er im christlichen Elternhaus, wo er mit zwei jüngeren Brüdern aufwuchs. Nachhaltige Unterstützung auf dem Weg zum Priestertum fand er beim Heimatpfarrer; dieser erteilte ihm Lateinstunden, und so konnte er 1919 in die Quarta des Gymnasiums Rastatt und in das dortige Knabenkonvikt aufgenommen werden. Nach dem Abitur (1926) studierte er Theologie in Freiburg und Münster i.W. In der Pfarr- und Seminarkirche St. Peter wurde er, zusammen mit 46 weiteren Priesterkandidaten, am 15. März 1931 von Erzbischof Carl Fritz ordiniert.

Bereits als Vikar in Urloffen und Offenburg zeigte Dallinger vorbildlichen Berufseifer und Hilfsbereitschaft. Aus gesundheitlichen Gründen war er im Sommer 1933 für einige Monate Hausgeistlicher auf der Luisenhöhe in Horben. Danach kam er als Präfekt an die Lendersche Anstalt in Sasbach. Als engagierter und befähigter Erzieher, Jugendseelsorger und Religionslehrer war er allgemein geschätzt, und wegen seines Eifers und Frohsinns, seiner Zuverlässigkeit und Umgänglichkeit mit der Jugend genoß er das besondere Wohlwollen und Vertrauen des damaligen Direktors Dr. Fridolin Amann.

Fast gleichzeitig mit Amann verließ auch Dallinger die Sasbacher Lehranstalt. Von der Kirchenbehörde als Kaplaneiverweser nach Meßkirch angewiesen, kehrte er nach nahezu

sechs Jahren in die Pfarrseelsorge zurück. Mitten im 2. Weltkrieg übernahm er 1942 die Pfarrei St. Erasmus in Ballrechten. Damit unterstand ihm ein weitläufiger Pfarrbezirk, denn zu Ballrechten mit Dottingen gehörten auch Sulzburg und Laufen mit St. Ilgen und somit, an der Nahtstelle der breisgauisch-markgräflichen Konfessionsgrenzen, auch ausgesprochene Diasporagemeinden. Da Dallinger das offene Wort liebte und die christliche Botschaft stets freimütig verkündigte, blieb es auch ihm wie vielen Priestern jener Jahre nicht erspart, sich die politisch-kirchliche Gegnerschaft bestimmter Kreise zuzuziehen, die es darauf angelegt hatten, ihn unter gänzlicher Verdrehung der wahren Sachverhalte bei der Gestapo zu denunzieren.

Nicht nur in Ballrechten-Dottingen, sondern auch in den überwiegend protestantischen Filialgemeinden war Dallinger geschätzt und anerkannt. Seine Frömmigkeit und Hilfsbereitschaft überzeugten, und nicht weniger wohltuend wirkte sich sein Optimismus auf Gläubige und Mitbürger aus. Im Dekanat Neuenburg fand das rege und aktive religiöse Leben in seiner Pfarrei immer wieder Beachtung, nicht weniger auch der auffallend gute Kirchenbesuch. Bereitschaft zur Mitarbeit sowie zum ideellen und materiellen Opfer zeigten aber auch seine Pfarrangehörigen; daher ging Dallinger mutig ans Werk, die angesichts der veränderten konfessionellen Gegebenheiten in seiner Pfarrei dringlich gewordenen Baumaßnahmen in Angriff zu nehmen, so u.a. in Sulzburg den Neubau und die Vergrößerung des Gotteshauses; in Ballrechten den Umbau, die Modernisierung und Renovierung der Pfarrkirche; in Dottingen die umfassende Instandsetzung der St. Arbogastkapelle und in Ballrechten-Dottingen die Errichtung eines neuen Kindergartens. Neben den vielfältigen Aufgaben der Pfarrseelsorge bekleidete Dallinger auch das Amt des Dekanatsjugendseelsorgers und des Schulinspektors. Wenn er auch auf äußere Zeichen der Anerkennung wenig Wert legte, so zeigte er doch große Freude darüber, als ihn Erzbischof Hermann Schäufele 1971 unter besonderer Würdigung seiner seelsorgerlichen Verdienste zum Geistlichen Rat ad honorem ernannte.

Als sich Dallinger 1979 nach 48 Priesterjahren und 37jähriger Seelsorgetätigkeit in Ballrechten von seiner Gemeinde verabschiedete, erwarteten den schon 73 Jahre alten Priester nichtsdestoweniger vielseitige seelsorgerische Dienste. In Merzhausen, wo er seinen Ruhesitz nahm, wurde er wenig später zum Subsidiar bestellt. Ein besonderes Herzensanliegen war ihm dort die Betreuung des Schönstatt-Heiligtums, dessen Entstehung maßgeblich seiner Initiative zu verdanken war. Acht Jahre lang war er auch Seelsorger in der Rehabilitationsklinik Stockenhöfe, und außerdem half er in den Pfarreien des Umlandes immer wieder gern aus, wenn man ihn um einen priesterlichen Dienst bat.

In die Jahre seines Ruhestandes fielen die denkwürdigen Tage seines Goldenen, Diamantenen und Eisernen Priesterjubiläums. Erzbischof Oskar Saier nahm sie jedesmal zum Anlaß, das Lebenswerk des Jubilars zu würdigen und den Dank der ganzen Erzdiözese zum Ausdruck zu bringen. Schon 1979 hatte ihn die politische Gemeinde Ballrechten-Dottingen zu ihrem Ehrenbürger ernannt; dort trägt auch eine Straße seinen Namen.

Durch Alter und Krankheit gezeichnet, fand Dallinger im Februar 1996 Aufnahme im Altenpflegeheim St. Margarethen in Staufen, wo er noch seinen 65. Weihetag feiern konnte. Eine Feier zum 90. Geburtstag sollte in der ehemaligen Pfarrgemeinde Ballrechten stattfinden. Doch wenige Tage zuvor rief ihn Gott zu sich. Adam Dallinger fand seine letzte Ruhestätte auf dem Friedhof in Ballrechten.

Clemens Siebler

Diez Gebhard Josef

Geb. 19. 3. 1916 in Radolfzell, ord. 27. 6. 1948 in St. Peter. 20. 7. 1948 Vikar in Bruchsal, Unser Lieben Frau, 11. 7. 1950 in Brühl bei Mannheim, 25. 7. 1951 in Meersburg, 22. 4. 1952 in Karlsruhe, St. Bernhard, 19. 12. 1952 in Freiburg, St. Georg, 20. 4. 1955 in Weingarten bei Ofenbourg, 4. 8. 1955 Pfrvw. in Hattingen mit Verwaltung der Pfarrei Mauenheim. 24. 5. 1970 Pfr. in Allensbach, seit 23. 4. 1980 Mitverwaltung von Langenrain. 13. 12. 1983 Geistl. Rat ad honorem. 1. 7. 1988 Ruhestand in Radolfzell. Gest. 11. 8. 1996 in Radolfzell, beerd. 15. 8. 1996 ebenda auf dem Waldfriedhof.

Pfarrer Gebhard Diez war der Sohn des Landwirts, Reichstagsabgeordneten und Zentrums-politikers Carl Diez und der Stefanie, geb. Vogler. Der Vater war ein Sohn des Schmiedemeisters Ambros Diez in Öhningen, die Mutter eine Tochter des Landwirts Hermann Vogler in Radolf-

zell. Gebhard war das zehnte von elf Kindern, von denen acht überlebten. Ein Bruder wurde Oberbürgermeister von Singen und Landtagsabgeordneter. Ein Onkel war Pfarrer in Markdorf.

Gebhards Weg zum Priestertum war nicht der gewöhnliche, geradlinige. Ab 1926 besuchte er die Realschule in Radolfzell. Am 1. 10. 1927 trat er in das Salvatorianerkolleg in Wurzach ein. An Ostern 1929 wechselte er in das Konradhaus in Konstanz. Zu Ende der Untersekunda hatte er im Griechischen das Klassenziel nicht erreicht. Er hielt die Sache für verloren und gab das Studium auf. Er arbeitete zu Hause in der Landwirtschaft. Seine Absicht, das Uhrmacherhandwerk zu erlernen, schlug fehl, weil er keine Lehrstelle fand. So zog er Ostern 1934 in das Schülerheim der Abtei Weingarten und besuchte ab Herbst 1934 das Gymnasium in Ravensburg. Am 16. 2. 1938 bestand er die Reifeprüfung. Am 1. 4. 1938 trat er den neunmonatigen Reichsarbeitsdienst an. Mit dem Wintersemester 1938/39 begann er das Theologiestudium in Freiburg. Im Collegium Borromaeum leitete er die Choralsschola.

Am 10. Februar 1940 erhielt er wie viele seiner Mits Studenten den Stellungsbefehl. Nach der Ausbildung in der 1. San. Ers. Abteilung 3 in Prag war er als Sanitätsobergefreiter in Frankreich, am Oberrhein, in Rußland und Italien im Einsatz. Nebenher war er zweieinhalb Jahre Küster bei Lazarettpfarrer Dr. Anton Vögle und Pfarrer Erwin Schweizer. Er wurde ausgezeichnet mit der Ostmedaille 1941/42 und dem Kriegsverdienstkreuz II. Klasse mit Schwertern. Am 26. April 1945 geriet er in Italien in amerikanische Kriegsgefangenschaft. Am 12. Juli 1945 wurde er in die Heimat entlassen.

Pfarrer Diez gehörte zu den wenigen Studenten, mit denen im September 1945 die Freiburger Universität wieder eröffnet wurde. Neben dem Studium war er mit seinen Kommilitonen als Bauhelfer in der durch den schweren Bombenangriff im November 1944 stark zerstörten Stadt eingesetzt. Am 27. Juni 1948 wurde Gebhard Diez, zusammen mit 22 Mitbrüdern, von Kapitularvikar Weihbischof Dr. Wilhelm Burger in der Seminarkirche zu St. Peter zum Priester geweiht.

Seine erste Vikarstelle trat er ebenfalls in der völlig zerstörten Pfarrei Unserer Lieben Frau in Bruchsal an. Durch seine „gütige und vornehme Art“ fand er auf allen Vikarsposten schnell Zugang zu den Menschen. Seine Spiritualität war von Pater Lombardi geprägt.

Am 4. August 1955 wurde er als Pfarrverweser nach Hattingen angewiesen und knapp drei Jahre später als Pfarrer investiert. Nach der Pensionierung von Pfarrer Ferdinand Berger in der Nachbarpfarre Mauenheim wurde ihm zum 1. Oktober 1959 auch die Pastoration dieser Pfarrei übertragen. Auf Dekanatssebene nahm er die Verantwortung für die Frauen- und später für die Mannesjugend und das Amt des Schulinspektors wahr. Viele Jahre leitete er das Caritassekretariat in Donaueschingen.

Pfarrer Diez war Vorsitzender der Kirchenchöre in Hattingen und Mauenheim. In Hattingen ließ er das Pfarrhaus renovieren und in der Kirche Fenster, Fußboden und Bänke erneuern. Die Brunnenkapelle erhielt ein neues Dach und der Turm wurde saniert. Danach führte er die Sommerprozession wieder ein. 1958 organisierte er das Fest „350 Jahre Hattinger Kirche“.

1970 wechselte Pfarrer Diez auf die Pfarrei St. Nikolaus in Allensbach über. Hier betreute er neben der Pfarrseelsorge die Kranken und das Personal der Schmiedeklinik. Seine Campingseelsorge war für die Diözese vorbildlich. Intensiv widmete er sich der Arbeit für die Blinden in der Region. Die Schwestern in Hegne hatten in ihm einen sensiblen Beichtvater. In Allensbach ließ er das ehemalige Schwesternhaus instand setzen, den Kindergarten erweitern, ebenso das Pfarrheim und die Kirche innen renovieren. Seinen selbstlosen Dienst in der Seelsorge während 35 Jahren würdigte Erzbischof Oskar Saier am 13. Dezember 1983 durch die Verleihung des Titels Geistlicher Rat ad honorem.

Zum 1. Juli 1988 trat Pfarrer Diez in den Ruhestand und zog in seine Heimatstadt Radolfzell. Bis Juni 1992 nahm er als Subsidiar weiter die Seelsorge in der Schmiedeklinik in Allensbach wahr. Pfarrer Diez war wissenschaftlich sehr interessiert und sehr belesen. Oft hielt er Referate auf Kapitelskonferenzen. Durch seine aus dem Glauben genährte tiefe Menschenfreundlichkeit und Herzensgüte wurde er vielen Menschen Wegbegleiter. Seine letzte Ruhestätte fand er auf dem Waldfriedhof in seiner Heimatstadt Radolfzell.

Hu.

Duda Johannes

Geb. in Gleiwitz/Oberschlesien am 26. 1. 1939; ord. am 26. 3. 1973 in Breslau (Polen). Vikar in Żarów (1973–1978), in Wleń (1978–1988), Pfarrer daselbst (1988–1989). Einreise in die Bundesrepublik Deutschland am 14. 11. 1989. Vikar in Wolfach am 30. 11. 1989; Mitarbeit in der Krankenhausseelsorge in Achern am 11. 6. 1990. Pfarradministrator in Lichtenau-Ulm am 14. 9. 1990. Gest. in Baden-Baden am 28. 7. 1996; beerd. am 1. 8. 1996 auf dem Waldfriedhof in Rastatt.

Johannes Duda wurde als viertes Kind des Arbeiters Karl Duda und seiner Frau Maria Sofia Weitalla in Gleiwitz/Oberschlesien am 26. Januar 1939 geboren. Dort besuchte er von 1946 bis 1957 die Volksschule und trat darauf für kurze Zeit als Bruder in ein Redemptoristenkloster ein. 1959 absolvierte er seinen Militärdienst und arbeitete nach dessen Beendigung als Angestellter in der Alten Hütte in Gleiwitz; während dieser Zeit besuchte er die Abendschule und bestand 1967 das Abitur. Anschließend studierte Johannes Duda Philosophie und Theologie in Breslau und wurde am 26. Mai 1973 in der Kathedrale zu Breslau von Kardinal Boleslav Kominek zum Priester geweiht.

Es folgten die Vikarsjahre in Żarów (bis 1978) und in Wleń, St. Nikolaus (bis 31. 8. 1988), zum 1. Sept. 1988 wurde Johannes Duda zum Pfarradministrator dieser Pfarrei bestellt.

Da die Mutter von Pfarrer Duda in unserer Diözese lebt und er gerne in ihrer Nähe arbeiten wollte, bat er seinen Heimatbischof um Entlassung aus dem Dienst der Erzdiözese Breslau. Nachdem dieser Bitte im Juni 1989 entsprochen wurde, konnte er alsbald in die Bundesrepublik Deutschland einreisen. Im Dekanat Rastatt übernahm er zunächst Seelsorgsaushilfen und vervollkommnete seine Deutschkenntnisse. Zum 30. Nov. 1989 wurde er als Vikar nach Wolfach angewiesen, von wo aus er auch in der Pfarrei Haslach aushalf, als der dortige Pfarrer erkrankt war; dazu kam noch im März 1990 eine Krankheitsvertretung in Oberharmersbach.

Zum 11. Juni 1990 wurde Johannes Duda mit der Mitarbeit in der Krankenhausseelsorge im Kreiskrankenhaus Achern beauftragt und zugleich zum Vikar der Pfarreien ULF in Achern, St. Bernhard in Fautenbach und St. Nikolaus in Gamshurst bestellt.

Am 24. Sept. 1990 wurde Pfarrer Duda zum Pfarreiadministrator der Pfarrei Lichtenau-Ulm bestellt und gleichzeitig mit der Pastoration der Pfarrei Bühl-Moos betraut. Hier wirkte er bis zu seinem frühen und unerwarteten Tod mit Hingabe und Eifer; kein Weg war ihm zu weit; er war ein einfühlsamer und frommer Priester, wie ihn die Menschen seiner beiden Pfarreien schildern. Die Erweiterung des Kindergartens, die Außenrenovation des Pfarrhauses wie auch die der beiden Pfarrkirchen sind äußere Zeichen seines Wirkens.

Am Samstag, dem 27. Juli 1996, brach er nach der Vorabendmesse zusammen; doch konnten ihn die Ärzte trotz der noch vorgenommenen Magenoperation nicht retten, so daß Pfarrer Duda am 28. Juli 1996 in der Klinik Baden-Baden starb. Am 1. August nahmen die beiden Pfarrgemeinden Abschied von ihrem geschätzten Seelsorger. Auf dem Waldfriedhof in Rastatt fand er seine letzte Ruhestätte. r. i. p. H. H.

Fröhlich Georg, Ostpriester

Geb. 15. 9. 1912 in Kleinsemlowitz, Kreis Bischofteinitz/Böhmen; ord. am 19. 6. 1938 in Budweis. 1. 10. 1938 Pfrvw. in Andreasberg/Böhmerwald. 10. 12. 1940 Kriegsdienst und russ. Gefangenschaft. 3. 11. 1948 Pfrvw. in Oberweiler bei Rastatt. 1. 9. 1959 Titel Pfarrer. 19. 8. 1982 Bundesverdienstkreuz. 1. 8. 1989 Ruhestand in Gaggenau-Oberweiler. Gest. 22. 8. 1996 in Gaggenau, beerd. 27. 8. 1996 in Gaggenau-Oberweiler.

F. war der Sohn des Simmerbauern Georg F. und seiner Frau Katharina. Nach der Volksschule in Ronsperg, der Heimat der Ida Friederike Görres, kam er an das Jesuitengymnasium Mariaschein in Nordböhmen und studierte anschließend in Budweis Theologie. Als Sanitätssoldat geriet er in russische Gefangenschaft, aus der er Mitte April 1948 gesundheitlich schwer angeschlagen heimkehrte – allerdings nicht mehr in seine böhmische Heimat, sondern nach Götzingen, Kreis Buchen, wohin seine Eltern durch die Vertreibung verschlagen worden waren. Er wohnte bis zur Wiederherstellung seiner Gesundheit bei seinen Eltern. Vom Caritasdirektor Fritz in Heidelberg bekam er einen Bezugschein für eine Soutane. Dann trat er seine einzige Seelsorgestelle in der Erzdiözese Freiburg in Oberweiler bei Rastatt an, wo er 41 Jahre segensreich wirkte.

Selber heimatvertrieben, sorgte er sich ganz besonders um die Vertriebenen und jene, die kein Dach über dem Kopf hatten. Deshalb trat er Anfang 1951 der Baugenossenschaft Neue Heimat (später Familienheim Rastatt e. G.) bei, wurde bald in deren Vorstand gewählt und wurde am 10. Januar 1959 zum Vorsitzenden des Aufsichtsrates gewählt. Dieses Amt hatte Pfarrer Fröhlich fast 22 Jahre lang inne. Bis 7. 11. 1980 waren 3 500 Wohnungen gebaut. Für dieses Engagement wurde er anlässlich seines 70. Geburtstages mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet.

Auch um die Gebäude der Pfarrei kümmerte er sich. In den 60er Jahren ließ er Kirche und Pfarrhaus innen und außen renovieren. Unter dem Chorraum der Kirche ließ er einen Pfarrsaal einrichten. 1986 wurde die Kirche grundlegend renoviert und dabei auch die historische Stein-Orgel restauriert.

Trotz seiner vielen Arbeit war er stets bereit, das geistliche Wort in GLAUBE UND HEIMAT, der Monatsschrift der Heimatvertriebenen und Freunde des Böhmerwaldes, zu übernehmen. Seit Jahrzehnten hielt er seiner Heimatpfarrgemeinde Ronsperg in Schwäbisch Gmünd bei den Pfarrtreffen den Festgottesdienst. Mit seiner Heimatgemeinde feierte er sein goldenes Priesterjubiläum und seinen 80. Geburtstag.

Seinen Ruhestand verbrachte er in der Gemeinde Oberweiler, die ihm zur neuen Heimat geworden war. Auf dem Friedhof in Oberweiler fand er auch seine letzte Ruhestätte. Pfarrer Fröhlich war ein umgänglicher, freudig wirkender Priester, dessen Frohnatur seinem Namen alle Ehre machte.

Hu.

Füssinger Dr. Albert

Geb. in Meßkirch am 2. 1. 1913, ord. in Freiburg am 19. 3. 1939. Vikar in Urloffen am 14. 4. 1939, in Mannheim, St. Josef, am 9. 1. 1940. Wehrdienst am 5. 5. 1941 bis Mai 1946 (Rückkehr aus amerikanischer Gefangenschaft). Präfekt in Konstanz, St. Konradhaus am 5. 5. 1946; Vikar in Baden-Baden, ULF am 24. 5. 1948; Dozent in St. Peter, Priesterseminar am 1. 9. 1951; Subregens daselbst am 1. 1. 1953; Seminar-Professor daselbst am 5. 3. 1957; Regens daselbst am 2. 8. 1958. Pfarrer in Karlsruhe, St. Stephan, am 19. 6. 1969; inv. daselbst am 12. 10. 1969; Dekan des Kapitels am 15. 7. 1970 (bis 18. 5. 1988). Nichtresidierender Domkapitular am 17. 7. 1981. Ruhestand in Reichenau-Niederzell mit Beauftragung zur Seelsorge am dortigen Familienerholungsheim am 15. 7. 1988. Gest. in Reichenau-Niederzell am 15. 5. 1996.

Prälat Dr. Albert Füssinger wurde am 2. Januar 1913 als ältester Sohn des Wagnermeisters August Füssinger und seiner Frau Karolina, geb. Merk, in Meßkirch geboren. Nach dem Besuch der heimatlichen Volksschule ging er zunächst auf die dortige Realschule; doch er spürte mehr und mehr das Verlangen, Priester zu werden; so wechselte er 1928 auf das Gymnasium in Konstanz, wo er im Konradhaus wohnen konnte. Nach dem Abitur 1934 absolvierte er seine philosophischen und theologischen Studien in Freiburg und in Tübingen und wurde nach dem Seminarjahr in St. Peter am 19. März 1939 durch seinen Landsmann Erzbischof Conrad Gröber im Münster ULF zu Freiburg zum Priester geweiht.

Nach einer kurzen Vikarszeit in Urloffen kam er in gleicher Eigenschaft nach Mannheim, St. Josef, wo er vor allem in der Seelsorge der Mannesjugend eingesetzt war. Aus einer Eingabe um Dispens vom Lesen von verbotenen Büchern ist zu ersehen, daß er sich damals schon um theologische Weiterbildung bemühte, indem er auch das „Theologische Wörterbuch zum NT“ und andere evangelische Bibelkommentare benutzte. Im Mai 1941 wurde Albert Füssinger zum Sanitätsdienst bei der Wehrmacht eingezogen; nach der Grundausbildung kam er zum Nordafrikakorps und geriet in Tunesien (Mai 1943) in amerikanische Gefangenschaft, aus der er drei Jahre später entlassen wurde. Nach kurzem Erholungsurlaub „zur Entspannung und um der nicht gerade dicken Wangen wegen“ wurde Albert Füssinger zum Präfekten am St. Konradhaus in Konstanz ernannt. Nach zwei Jahren ging er nochmals als Vikar in die Gemeindegeseelsorge, dieses Mal an der Stiftskirche in Baden-Baden.

Er besuchte damals schon Weiterbildungskurse in Freiburg (Schweiz) und war stets interessiert an der wissenschaftlichen Theologie; so war er vorbereitet auf das große Arbeitsfeld, das ihn im Priesterseminar St. Peter erwartete. Zunächst als Dozent, dann als Subregens mußte er schon bald stellvertretend die Leitung des Seminars übernehmen, da Regens Robert Weber durch seine schwere Erkrankung ausgefallen war. In dieser Zeit promovierte er über den ersten

Theologieprofessor an der Universität Freiburg, Johannes Pfeffer von Weidenberg (um 1418–1493). Seine Arbeit erschien unter dem Titel „Johannes Pfeffer von Weidenberg und seine Theologie. Ein Beitrag zur Universitätsgeschichte“ (12. Heft der „Beiträge zur Freiburger Wissenschafts- und Universitätsgeschichte.“ 1957). Nach seiner Promotion wurde Albert Füssinger zum Seminar-Professor ernannt.

Ein Jahr später übernahm er als Regens das verantwortungsvolle Amt der Leitung des Seminars, das er elf Jahre innehatte. Er dozierte Sakramentendogmatik und Sakramentenpastoral und nahm sich mit unverwechselbarer Originalität auch der homiletischen Ausbildung der Alumnus an. So war er fast für eine ganze Priestergeneration Lehrer und Erzieher. Die tägliche Konfrontation mit den, oft auch aufbegehrenden, jungen Theologen zwang ihn, sich ständig über die verschiedenen Richtungen der modernen Theologie zu unterrichten und sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Er ist dabei geistig wach und jung geblieben.

Der Name Albert Füssinger ist auch bleibend verbunden mit der gut gelungenen Erneuerung der Seminar- und Pfarrkirche St. Peter und der Erstellung des großen Orgelwerkes. In der Pfarrgemeinde St. Peter war er geschätzt als volksnaher Seelsorger. In großer Dankbarkeit für sein Wirken ernannte ihn die Gemeinde St. Peter zu ihrem Ehrenbürger. So ist es nicht verwunderlich, daß ihm sein Abschied von St. Peter äußerst schwer fiel; es war wie eine Verletzung, an der er zeitlebens getragen hat.

Der zweite bedeutsame Ort seines Wirkens wurde dann die Stadt Karlsruhe. Erzbischof Hermann Schäufele übertrug ihm 1969 die Hauptpfarre St. Stephan. Seine menschenfreundliche Art hat ihn schnell Zugang zu den Menschen finden lassen. Er fand auch das Vertrauen seiner Mitbrüder, die ihn bereits ein Jahr später zum Dekan ihres Kapitels wählten. Er war damit der Repräsentant der katholischen Kirche in Karlsruhe und so der Gesprächspartner für viele, auch zu den Behörden der Stadt und nicht zuletzt zum evangelischen Oberkirchenrat. Es ging ihm aber nicht nur um die „bloßen“ Kontakte auf der höheren Ebene, sondern aus diesen Verbindungen entstanden, oft durch seine Initiative, die ökumenische Kontaktstelle, die „Brücke“, die Telefonseelsorge und vieles andere. Die frohe Natur seiner Mutter und die herbe Güte seines Vaters vereinigten sich in ihm zu einer Begabung, wie die „Badischen Neusten Nachrichten“ zu seinem 60. Geburtstag am 2. Jan. 1973 schrieben, „sich anderen mit der Autorität mitzuteilen, die aus profundem theologischem Wissen und persönlicher Ausstrahlung kommt. Die hellwache Aufgeschlossenheit und Kontaktfreudigkeit dieses Geistlichen, seine Bereitschaft zuzuhören und auf andere einzugehen, seine Bescheidenheit und nicht zuletzt seine bisweilen fast jugenhaft unkomplizierte Art, sich zu geben, schufen schnell ein breites Vertrauen“, das bei jung und alt ankam; er hatte, wie Weihbischof Kirchgässner in seiner Traueransprache sagte, eine „sprichwörtlich gute Nase für das Entscheidende“.

In Karlsruhe schuf er mit dem Dekanatszentrum den wichtigsten Treffpunkt der Katholiken in der Stadt, in welchem kirchliches wie überhaupt kulturelles Leben seinen Boden fand. Wie sehr dieser Bau seinen Platz im Leben der Stadt hat, zeigt sich im Namen, den die Leute ihm gaben: „Palazzo Fuzzi“.

In seinem Dankschreiben anlässlich seiner Pensionierung schrieb ihm Erzbischof Saier: „Sie haben sich in der Geschichte der katholischen Kirche in Karlsruhe einen anerkannten und bleibenden Platz gesichert.“ Auf Grund seiner Stellung und seiner herausragenden Verdienste wurden ihm zahlreiche Ehrungen zuteil. 1964, noch als Regens in St. Peter, ernannte ihn Erzbischof Hermann Schäufele zum Ehrendomherrn. 1975 wurde er Päpstlicher Ehrenprälat; 1981 wurde er zum nichtresidierenden Domkapitular im Metropolitankapitel ernannt. 1983 wurde ihm das Bundesverdienstkreuz am Band der Bundesrepublik Deutschland verliehen, 1986 die Verdienstmedaille des Landes Baden-Württemberg.

Er war noch gerne Pfarrer und Stadtdekan in Karlsruhe geblieben und fühlte sich auch noch rüstig genug. Doch er wußte um die gesetzlichen Bestimmungen und reichte 1988 seine Pensionierung ein, die ihm auch gewährt wurde. Zu gleicher Zeit fand er auf der Insel Reichenau ein neues Arbeitsfeld, das ihm entsprach. Er wohnte im Pfarrhaus Niederzell und bot im Familienherholungshaus seine Dienste an: Gottesdienste, Seelsorgespräche und Vorträge.

Man kann über Albert Füssinger nicht schreiben, ohne auf sein berühmtes Dictum einzugehen: „Ii, de Heidegger, de Gröber und de Welte, mir sin alle aus Meßkirch“; man hörte es schmunzelnd an und brachte es mit seinem ausgeprägten Selbstbewußtsein zusammen. Doch der tiefere Grund liegt darin, daß sein Geburtshaus am Beginn des „Feldweges“ steht; er hatte mit seinem Vater und seiner ganzen Familie jahrelang sich darum bemüht, den Weg so zu erhalten, wie ihn Martin Heidegger 1949 beschrieben hatte. Es ging ihm um mehr als nur um

Äußerlichkeiten; Albert Füssinger ließ sich prägen vom „Zuspruch des Feldweges“, den er selbst einmal so deutete: es ist jener Zuspruch, der „uns anregt jenes Leben zu führen, das allein den Namen menschliches Leben verdient“.

Einen schmerzlichen Einbruch brachte ihm seine schwere Krankheit seit dem Herbst 1995. Nach anfänglichem Widerstreben lernte er sich hineinzufügen. Gott ließ ihm Zeit zur letzten Reifung; so lebte er die Wahrheit, die er am 18. 7. 1991 in einem Brief an Generalvikar Bechtold schrieb: „Verabschiedungen sind nicht so leicht zu ertragen, aber sie machen einen auf jeden Fall reicher und bestätigen den von mir nicht selten geäußerten Satz: Gott läßt niemanden groß sterben. Je mehr man darauf eingeht, desto mehr kommt man ihm offenbar nahe.“

In dieser Gesinnung durfte er sterben. Weihbischof Wolfgang Kirchgässner hielt den Trauergottesdienst in der Pfarrkirche Meßkirch mit einer großen Gemeinde aus nah und fern. Es fügt sich gut, daß Albert Füssingers Grab neben dem seines großen Förderers und geliebten Pfarrers Otto Meckler liegt, der 1944 an den Folgen einer Gefängnisshaft gestorben war. r. i. p.

H. H.



Historische Aufnahme des „Feldweges“ vom Jahr 1958 mit einem Grundstück der Familie Füssinger

Gauchel P. Albert, S.A.C.

Geb. 22. 9. 1912 in Dreisel/Rheinland, ord. 23. 12. 1939 in Limburg/Lahn als Mitglied der Gesellschaft vom Katholischen Apostolat (Pallottiner). 1939 bis 1946 Vikar in Schönau/Sauerland, Weidenau/Siegen, Danzig, Buslawitz/Böhmen-Mähren. 1946 bis 1949 Flüchtlingsseelsorger in Lütjenburg/Holstein. 1949 bis 1959 Deutschenseelsorger in Buenos Aires/Argentinien. 1960 bis 1963 Krankenhausseelsorger in Bensberg und Kassel. 15. 10. 1963 Pfarrkurat in Hofstetten/Dekanat Kinzigtal. 1. 12. 1969 Inkardination in die Erzdiözese Freiburg. 16. 4. 1974. Mitglied des Schönstatt-Instituts als Säkularpriester. Gest. 2. 1. 1996 in Wolfach, beerd. 6. 1. 1996 in Vallendar/Schönstatt.

Albert Gauchel war das elfte von zwölf Kindern. In Koblenz-Ehrenbreitstein und Schönstatt bei Vallendar besuchte er das Gymnasium. Nach dem Abitur trat er in den Pallottinerorden ein und studierte an deren Seminar in Limburg/Lahn Theologie. In Limburg wurde er als Mitglied des Pallottinerordens zum Priester geweiht.

Sein priesterlicher Berufsweg stand im Ruf Gottes: „Geh wohin ich dich sende, fürchte dich nicht: Ich bin mit dir“ (Jer. 1,7 u. 8). Nach Aushilfe in Koblenz-Ehrenbreitstein und Schönau bei Wenden im Sauerland war er Vikar in Weidenau bei Siegen und ein Jahr in Danzig. Von dort führte ihn der Weg ins Hultschiner Ländchen in Böhmen als Kaplan und Pfarrverweser in Buslawitz. Gegen Kriegsende wurde er wieder nach Danzig versetzt als Kaplan der Nikolaikirche. Mit dem Flüchtlingsstrom kam er wieder in den Westen, wo ihn seine Oberen für drei Jahre als Flüchtlingsseelsorger nach Lütjenburg/Holstein schickten. 1949 wurde er als Seelsorger für die deutschsprachigen Katholiken nach Buenos Aires in Argentinien versetzt, wo er zugleich auch Landesdirektor (Delegat) der deutschsprachigen Seelsorge wurde. Gesundheitliche Probleme zwangen ihn Anfang 1960 zur Rückkehr in die Bundesrepublik. Nach einer Zeit der Erholung übernahm er zunächst die Seelsorge im Krankenhaus in Bensberg und ab Ende 1962 in mehreren Krankenhäusern in Kassel.

Die Auseinandersetzungen unter den Pallottinern über die grundlegende Richtung des Ordens veranlaßten Pfarrer Gauchel im Jahre 1963, um Aufnahme unter die Priester der Erzdiözese Freiburg zu versuchen. Mit Erlaubnis seiner Oberen wurde er für drei Jahre auf Probe aufgenommen und als Pfarrkurat in die weitverzweigte Kuratie Hofstetten im Kinzigtal angewiesen. Nach drei weiteren Probejahren wurde er am 1. Dezember 1969 in die Erzdiözese Freiburg inkardiniert. Vier Jahre später, am 16. April 1974, erteilte ihm Erzbischof Hermann Schäufele die Erlaubnis, dem Schönstatt-Institut Säkularpriester in Vallendar beizutreten. Ohne daß seine Seelsorgetätigkeit in der Erzdiözese Freiburg geschmälert wurde, fand er seine geistige Heimat im Schönstatt-Institut, das er unter großen persönlichen Opfern unterstützte.

Neben der Seelsorge widmete sich Pfarrer Gauchel in den 32 Jahren seiner Tätigkeit in Hofstetten der baulichen Erhaltung der kirchlichen Gebäude. Der Chorraum der Kirche wurde ausgemalt und ein Barockaltar angeschafft, Jugendräume im Pfarrhaus eingerichtet, nach langen Verhandlungen ein neues Pfarrhaus gebaut, das alte Pfarrhaus, die Kirche und die Hansjakobkapelle renoviert. Schließlich wurde die historische Orgel renoviert und erweitert.

Bezeichnend für sein gutes Verhältnis zur Gemeinde ist, daß er, als die Kräfte nachließen, in der Gemeinde und im Pfarrgemeinderat so viel Rückhalt und Unterstützung fand, daß er bis ins hohe Alter seinen Dienst ausüben konnte. Seine letzte Ruhestätte fand er in seiner geistigen Heimat in Schönstatt.

Hu.

Geßler Ernst

Geb. 28. 9. 1904 in Straßburg i.E., ord. 6. 3. 1932. 3. 5. 1932 Vikar in Oppenau, 1. 3. 1934 in Tauberbischofsheim, 16. 3. 1935 in Schönwald, 13. 5. 1936 in Worblingen, 25. 11. 1936 in Schwarzach, 20. 4. 1939 in Heidelberg-Wieblingen (St. Bartholomäus), 27. 10. 1939 in Ettlingen (St. Martin), 15. 10. 1941 Pfrv. in Bubenbach, 27. 4. 1949 i.g.E. in Zunsweier, 23. 4. 1950 inv. daselbst, 1. 5. 1971 Ruhestand in Billafingen bei Owingen, 1974 in Gengenbach, 1982 in Oppenau. Gest. 23. 9. 1996 in Oppenau, beerd. 27. 9. 1996 in Offenburg-Zunsweier.

Geßlers Jugend- und Studienjahre trugen unverkennbare Spuren der erstmals unseligen Zertrennung zwischen Deutschland und Frankreich. Im Zuge der Angliederung Elsaß-Lothringens an das Deutsche Reich waren seine Eltern, der Maschinenmeister Friedrich Geßler und Christine, geb. Dieterle, in Straßburg ansässig geworden, wo ihr Sohn Ernst mit acht Ge-

schwistern aufwuchs. Seit der 5. Klasse Schüler der Chorknabenschule des Straßburger Münsters, wurde er in seiner religiösen Veranlagung sowohl durch den Ministrantendienst als auch durch den Chorgesang nachhaltig geprägt. Diese Jahre im Schatten der Kathedrale hat er einmal als die schönste Zeit seiner Jugend bezeichnet. Nach der Schulentlassung trat er im Herbst 1919 in das Kolleg der Kapuziner in Straßburg-Königshofen ein. Im Zuge der unerwarteten Ausweisung seiner Eltern aus dem Elsaß (Juni 1920) verließ auch er Königshofen und stellte den Antrag auf Aufnahme in die Kloster- und Missionsschule der Kapuziner in Bensheim. Er kam dann zur weiteren Ausbildung an das St. Josefskolleg in Bocholt (1921), aber durch die französische Ruhrbesetzung wurden seine Pläne abermals durchkreuzt. Er entschloß sich, am Wohnsitz seiner Eltern in Rastatt das humanistische Gymnasium zu besuchen, wo er 1927 die Reifeprüfung bestand. Das theologische Studium absolvierte er in Freiburg und Innsbruck. In der Pfarr- und Seminarkirche St. Peter wurde er am 6. März 1932, zusammen mit 45 weiteren Weihenandidaten, von Weihbischof Wilhelm Burger ordiniert.

Für Geßler waren die Vikarsjahre eine Zeit vielfältiger Bewährung, und sie ermöglichten ihm zugleich die Entfaltung seiner seelsorgerlichen Anlagen und Fähigkeiten. Diese lagen hauptsächlich in der Kinder- und Jugendseelsorge, in der Katechese (Predigt und Religionsunterricht), im kirchlichen Vereinswesen und in der Krankenseelsorge. Von seinem Glaubensmut zeugt, daß er sich in der Zeit des Nationalsozialismus nicht scheute, im Religionsunterricht der Fortbildungs- und Fachschulen die Kirche gegen feindselige Angriffe, wie sie u.a. in Alfred Rosenbergs „Der Mythos des 20. Jahrhunderts“ durchgeführt wurden, in Schutz zu nehmen.

Auf nicht weniger als sieben Vikarsstellen hatte Geßler zwischen 1932 und 1941 gewirkt, und so hatte er zum Zeitpunkt der Übernahme der ersten Pfarrstelle einen großen Erfahrungsschatz gesammelt. Er kam als Pfarrverweser nach Bubenbach mit der Filiale Oberbränd. Wie in nahezu allen Gemeinden stellten auch hier der Krieg und die unmittelbaren Nachkriegsjahre hohe Anforderungen an den Seelsorger; Geßler hat sich den Aufgaben gewissenhaft und unter Einsatz all seiner Kräfte gestellt. Um so bedauerlicher war, daß es ihm ob seines cholerischen Temperaments und seines oft ungeschickten Verhaltens nicht gelang, eine echte und dauerhafte Vertrauensbasis in der Gemeinde zu schaffen. Er wechselte 1949 auf die Pfarrei Zunsweier, wo er nun, unbelastet von den früheren Spannungen, eine 22jährige fruchtbare Pastoration entfalten konnte. Auch wenn er seiner eigenwilligen, bisweilen auch unbeherrschten Natur treu blieb, erwies er sich als energischer, zielbewußter und engagierter Seelsorger, der sich für die Anliegen der Menschen immer aufgeschlossen zeigte. In seine Amtszeit fällt eine umfassende Erweiterung der Pfarrkirche.

Gesundheitliche Gründe zwangen Geßler, wenige Monate vor seinem 40. Weihetag auf die Pfarrei Zunsweier zu verzichten. Aber auch nach der Zuruhesetzung half er noch bereitwillig in der Seelsorge mit. An seinem Ruhesitz in Gengenbach und später in Oppenau war er zeitweise mit den Aufgaben eines Subsidiars betraut. Sowohl anlässlich seines Goldenen als auch des Diamantenen Priesterjubiläums kam im oberhirtlichen Glückwunschschreiben noch einmal der Dank für den treuen priesterlichen Dienst, das geduldige Ausharren in schweren Prüfungen und das nicht weniger geduldige Ertragen mancher ungerechtfertigter Angriffe zum Ausdruck.

Geßler hatte das hohe Alter von 92 Jahren erreicht, als er von Gott in die Ewigkeit abgerufen wurde. Seinem Wunsch entsprechend wurde er auf dem Friedhof seiner ehemaligen Pfarrgemeinde Zunsweier beigesetzt.

Clemens Siebler

Gröner Paul

Geb. in Glatt/Hz. am 17. 4. 1907; ord. in St. Peter am 6. 3. 1932. Vikar in Murg am 26. 4. 1932, in Marlen am 27. 6. 1933, in Langenenslingen am 21. 5. 1935, in Steinstadt am 20. 4. 1936, in Jungingen am 16. 4. 1937. Pfarrvikar in Langenenslingen am 22. 5. 1940, in Tafersweiler am 29. 4. 1941. Pfarrer in Benzingen/Hz. am 4. 10. 1941; Pfarrer in Oberschopfheim am 30. 4. 1950. Ruhestand in Gutenstein am 1. 9. 1974; in Beuron ab 1984. Gest. in Beuron am 4. 4. 1996; beerd. auf dem Klosterfriedhof in Beuron am 10. 4. 1996.

Paul Gröner wurde am 17. April 1907 als Sohn des Försters Roman Gröner und seiner Frau Anna, geb. Singer, in Glatt/Hohenzollern geboren. Nach dem Besuch der heimatlichen

Volksschule ging er in die Lateinschule zu Horb, wechselte dann auf das Gymnasium in Rottweil, wo er 1927 die Reifeprüfung ablegte. Seinem Kindheitswunsch entsprechend begann er in Freiburg mit dem Theologiestudium; die freien Semester verbrachte er in Münster/Westf. Nach dem Seminarjahr in St. Peter wurde er am 6. März 1932 von Weihbischof Wilhelm Burger in St. Peter zum Priester geweiht.

Seine Vikarsjahre führten ihn nach Murg, Marlen, Langenenslingen, Steinenstadt und Jungingen, wo er immer schnell das Vertrauen und die Zuneigung der Menschen gewann. Die Jahresberichte der Dekanate beschrieben den jungen Seelsorger als sanguinisch-melancholisches Naturell und als bescheidenen, festen Charakter, der eine gute Befähigung für den Beruf des Seelsorgers mit sich bringt. Er war nicht immer von bester Gesundheit; trotzdem heißt es in den Berichten: „Er war sehr eifrig im Beruf ... ist ein tüchtiger Prediger mit gut verständlichem Vortrag. Ebenso ein tüchtiger Katechet. Sehr eifrig war er im Besuch der Kranken“, so beschreibt ihn sein Prinzipal in Langenenslingen im Jahre 1936.

Nach seiner Vikarszeit kehrte Pfarrer Gröner für kurze Zeit nach Langenenslingen zurück, dieses Mal als Pfarrverweser. Der bisherige Pfarrer Birkle war kurz zuvor wegen seiner demonstrierten Ablehnung des Nationalsozialismus verhaftet und ins KZ Dachau eingeliefert worden. Wegen der politischen Unruhe in der Gemeinde wechselte er alsbald nach Tafertswiler, bis er dann im Herbst desselben Jahres die Pfarrei Benzingen übernahm, wo er am 5. Okt. 1941 investiert wurde. Hier wirkte er über acht Jahre eifrig und gewissenhaft, wie es die damaligen schweren Kriegs- und Nachkriegsjahre verlangten. Neben der vielfältigen Seelsorgearbeit wurde für Pfarrer Gröner die Restaurierung der Pfarrkirche zu einer wichtigen Aufgabe.

Am 20. April 1950 wurde Pfarrer Gröner die Pfarrei Oberschopfheim übertragen. Auch hier war ihm der innere Aufbau der Gemeinde das zentrale Anliegen.

„Gewissenhaft im Religionsunterricht, unermüdet auf der Kanzel, im Beichtstuhl und am Krankenbett, besorgt um die würdige Feier der Gottesdienste“, so beschrieb Dekan Daus 1965 das Wirken Gröners. Seine besondere Liebe und Sorge galt der Wallfahrt zur Leutkirche, die er wieder belebte. Neben der allgemeinen Seelsorge stellte er sich der großen Aufgabe des Baus einer neuen Pfarrkirche mit den entsprechenden Gemeinderäumen im Untergeschoß, ebenso dem Wiederaufbau der bereits erwähnten Wallfahrtskirche und dem Neubau des Pfarrhauses.

Erzbischof Hermann Schäufele ernannte ihn am 5. Juli 1974 zum Geistlichen Rat ad honorem „im Hinblick auf die fast fünfundzwanzigjährige treue, gewissenhafte und von seelsorgerlichem Eifer erfüllten Wirksamkeit als Pfarrer in Oberschopfheim und in besonderer Würdigung seiner großen Verdienste um den Neubau der Pfarrkirche St. Leodegar und um die Schaffung von Gruppenräumen für die kirchliche Jugend- und Gemeindearbeit“. Durch seine geschwächte Gesundheit mußte Pfarrer Gröner im gleichen Jahr seinen Verzicht auf die Pfarrei Oberschopfheim erklären. Seinen Ruhestand verbrachte er in Gutenstein im Donautal, wo er als Subsidiar noch gerne in der Seelsorge mitarbeitete; von 1984 an lebte er in Beuron. Die Menschen schätzten Pfarrer Gröner wegen seiner tiefen Gläubigkeit und Frömmigkeit, was gerade auch bei seiner Beerdigung in Beuron zum Ausdruck kam. Nach einer schweren Krankheit war er dort am Gründonnerstag 1996 gestorben und seinem Wunsch entsprechend auf dem Klosterfriedhof bestattet worden. r. i. p.

H. H.

Groner Leo

Geb. in Maulburg am 25. 10. 1929; ord. in Freiburg am 12. 6. 1960. Vikar in Kirchzarten am 13. 7. 1960, in Freiburg-Littenweiler am 25. 8. 1960, in Mannheim-Neckarau am 8. 11. 1960, in Karlsruhe-Daxlanden am 16. 10. 1964. Pfrvw. in Riedöschingen bei Engen am 1. 8. 1966. Diözesanpräses der Deutschen Kolpingsfamilie im Erzbistum am 1. 10. 1971. Pfarvw. in Albbruck am 1. 10. 1977, inv. daselbst am 14. 11. 1979. Gest. in Albbruck am 15. 5. 1996; beerd. daselbst am 17. 5. 1996.

Leo Groner wurde am 25. Oktober 1929 als ältestes von drei Kindern des Postschaffners Walter Groner und seiner Frau Klara, geb. Dietzig, in Maulburg im Wiesental geboren. Die Volksschule besuchte er an seinem Geburtsort und später in Warmbach und Rheinfelden, wohin sein Vater versetzt worden war; nach der 6. Klasse wechselte er in die Mittelschule in Rheinfelden bis zum Kriegsende. In der ersten Nachkriegszeit war er zunächst in einem Sä-

gewerk beschäftigt und begann, so bald es möglich geworden war, mit der Lehre als Maschinenschlosser, die er schon nach zweieinhalb Jahren mit der Gesellenprüfung beendete; das folgende Jahr arbeitete er als Reparaturschlosser. In diesen Jahren engagierte sich Leo Groner stark in der kath. Jugend und in der Kolpingsfamilie; zugleich reifte in ihm immer mehr der Wunsch, als Priester Gott und den Menschen zu dienen. Voller Ideale besuchte er deshalb ab Oktober 1949 das Spätberufenseminar in München-Fürstenried und legte dort 1955 die Reifeprüfung ab. Ursprünglich wollte Leo Groner in seiner bayrischen Wahlheimat bleiben, dann begann er doch in Freiburg mit dem Theologiestudium. Bei einem Besuch im St. Josefsheim in I lerten in seiner frühen Jugendzeit erlebte er die Hilfsbedürftigkeit der Kinder; diese Erfahrung begleitete ihn ständig, und so galt während des Studiums sein besonderes Interesse der Kinder- und Jugendpsychologie. Nach den Studienjahren in Freiburg und München wurde Pfarrer Groner am 12. Juni 1960 von Erzbischof Hermann Schäufele im Münster ULF zu Freiburg zum Priester geweiht.

Nach jeweils kurzer Vertretungsarbeit in Kirchzarten und Freiburg-Littenweiler war Pfarrer Groner in Mannheim-Neckarau und Karlsruhe-Daxlanden als Vikar eingesetzt. In seiner impulsiven und engagierten Art war er vor allem in der Jugendarbeit tätig; durch seine eigene berufliche Tätigkeit als Maschinenschlosser hatte er ein Gespür für die Gruppen der Kolpingsfamilie, der CAJ wie auch für die KAB und den Kreis junger Familien. In Mannheim hat er vor allem mit seinen ausländischen Mitbrüdern eine „Gastarbeiterseelsorge“ aufgebaut, wobei er sich auch mit den Verantwortlichen der Stadt Mannheim sehr einsetzte für die Bekämpfung von Wuchermieten für „Gastarbeiter“. Im Dienstzeugnis von 1966 heißt es lapidar: „Kaplan Groner braucht eine Stelle, in der er zupacken muß. Er arbeitet gerne und gut. Aber er ist kein Bücherwurm.“

Zum 1. August 1966 wurde Pfarrer Groner als Pfarrverweser nach Riedöschingen versetzt. Hier übernahm er neben der allgemeinen Seelsorge auch den Dienst des Dekanatsjugendseelsorgers und des Bezirkspräses der Kolpingsfamilie. Nur ungern ist er von der Großstadt auf das Land gegangen, doch der gute Kontakt, den er zu den Menschen fand, ließ ihn seine Gemeinde ans Herz wachsen, so daß ihm der Abschied nach den wenigen Jahren schwer fiel, als ihn Erzbischof Schäufele mit Wirkung vom 1. Okt. 1971 zum Diözesanpräses der Deutschen Kolpingsfamilie bestellte. Pfarrer Groner war von Jugend an in der Kolpingsfamilie engagiert und begeisterte sich für die Ideale Adolf Kolpings. So steckte er auch in den folgenden sechs Jahren alle seine Kräfte und sein Können in die Begleitung und Führung der Kolpingsfamilien.

Zum 1. Okt. 1977 ging Pfarrer Groner wieder in die Gemeindeseelsorge und wurde Pfarrer von Albruck. Auch hier suchte er den Kontakt zu den Menschen seiner Gemeinde, betreute die KAB-Gruppe am Ort. Auch hier übernahm er wieder dekanatliche Aufgaben: die des Bezirkspräses der Kolpingsfamilien und die des Familienseelsorgers, wobei er sich engagiert für die Ehevorbereitungskurse und Brautleutewerkwochen einsetzte.

Die Außen- und Innenrenovation der Pfarrkirche und die Erweiterung des Gemeindehauses sind äußere Zeichen seines Wirkens in dieser Gemeinde. Mit den Jahren setzte aber eine schwere Krankheit dem Wirken des Pfarrers immer mehr Grenzen. Dennoch konnte er sich, selbst als sich der Gesundheitszustand immer mehr verschlechterte, nicht zum Ausscheiden aus dem aktiven Dienst durchringen. Vielen Krisensituationen hatte er standgehalten, so daß er bis zuletzt Hoffnung hatte, daß alles noch einmal gut werden könnte.

Nach Monaten zwischen Bangen um seine Gesundheit und neuer Hoffnung starb Leo Groner am 13. Mai 1996 in Albruck und wurde auf dem dortigen Friedhof unter großer Anteilnahme der Bevölkerung und seiner Mitbrüder zur letzten Ruhe bebettet. r. i. p. H. H.

Haas Franz Karl

Geb. am 13. 10. 1912 in Radatz/Rumänien. Ord. am 30. 9. 1940 in Hermannstadt/Rumänien. Kommorant in Freiburg 1968. Vicarius coop. in Freiburg am 1. 1. 1979. Gest. in Freiburg am 10. 11. 1996; beerd. auf dem Hauptfriedhof in Freiburg am 6. 12. 1996.

Pfarrer Franz Karl Haas wurde am 13. Okt. 1912 als Sohn des Hermann Haas und seiner Frau Leonida in Radautz/Bukowina (Rumänien) geboren. Nach Besuch der Volksschule und des Gymnasiums in seiner Heimatstadt begann er mit dem Studium der Philosophie und

Theologie im Priesterseminar zu Bukarest, das er aber verlassen mußte; darauf schrieb er sich an der orthodoxen Theol. Fakultät in Cernowitz/Bukowina ein, wo er sein Studium mit Auszeichnung absolvierte. Durch die Kriegsverhältnisse kam er nach Hermannstadt/Siebenbürgen, wo er am 30. Sept. 1940 vom orthodoxen Erzbischof zum Priester für die Erzdiözese Alba-Julia geweiht wurde. Bemerkenswert ist, was er in seinem Lebenslauf vom 21. 8. 1968 schreibt: „Die nicht vorausgesehene Ehe wurde vor der Priesterweihe geschlossen, die aber laut iuris cunonia keine Gültigkeit hatte, weil sie ‚coram ministro catholico‘ nicht geschlossen wurde und weil ich trotz des neuen Glaubens weiterhin ein Sohn der kath. Kirche geblieben bin.“ Nach dem rumänisch-russischen Waffenstillstand am 23. 8. 1944 floh Pfarrer Haas mit der deutschen Armee nach Deutschland und hielt sich ein Jahr bei seiner inzwischen nach Dresden geflohenen Familie auf. Nach Kriegsende begab er sich wieder zurück nach Rumänien, wo er als Seelsorger arbeitete. Am 28. Okt. 1958 wurde Franz Haas als Konterrevolutionär verhaftet und zu lebenslanger Haft verurteilt. Unmenschliche Bedingungen prägten sein Leben in der Haftanstalt. So wurde u.a. eine schwere Wirbelsäulenverletzung, die er sich durch einen Sturz zugezogen hatte, völlig ungenügend behandelt, so daß er sein ganzes Leben lang an ihren Folgen litt. 1963 wurde seine lebenslange Haft in 25 Jahre Zwangsarbeit umgewandelt; ein Jahr später wurde er schließlich begnadigt. Nachdem er schon während der Haft vor römisch- und griechisch-katholischen Priestern, die mit ihm inhaftiert waren, den Übertritt zur kath. Kirche erklärt hatte, wurde er in den folgenden Jahren in verschiedenen rumänischen Gemeinden eingesetzt. An dieser Stelle schreibt er in seinem Lebenslauf: „Nach meiner endgültigen Befreiung aus dem Gefängnis hatte meine gewesene Lebensgefährtin die Ehescheidung eingeleitet. Die Ehe wurde am 5. Nov. 1965 durch richterlichen Spruch gelöst.“ Im Jahre 1968 erhielt Pfarrer Haas die Möglichkeit, zu seiner Familie, die inzwischen in Freiburg lebte, auszureisen. Er bemühte sich um eine Anstellung in der Erzdiözese Freiburg und vervollständigte seine theologischen Studien im Priesterseminar zu St. Peter. Nachdem ihm 1969 die deutsche Staatsangehörigkeit zuerkannt worden war, reiste er nochmals nach Rumänien, um wichtige Dinge zu ordnen, wurde dann aber von der Wiederausreise zurückgehalten, so daß er erst 1972 nach Freiburg zurückkehren konnte. Zum 1. Dez. 1972 wurde Franz Haas als Vicarius cooperator nach Freiburg, Herz-Jesu, angewiesen. Hier arbeitete er in den folgenden Jahren besonders in der Krankenpastoration und im Besuchsdienst mit.

Schwere gesundheitliche Beschwerden zwangen Pfarrer Haas, zum 1. Jan. 1979 um seine Zurühesetzung zu bitten.

Wir gedenken des Verstorbenen als eines Priesters, der in den Wirren dieses Jahrhunderts so vieles durchzustehen hatte und trotzdem versuchte, Seelsorger zu sein.

Pfarrer Franz Haas wurde am 6. Dez. 1996 auf dem Freiburger Hauptfriedhof beigesetzt.
r. i. p. H. H.

Häfner Manfred

Geboren in Tauberbischofsheim am 24. 1. 1933; ordiniert in Freiburg am 2. 6. 1957. Vikar in Ballenberg am 1. 7. 1957, in Karlsruhe-Mühlburg am 30. 7. 1957, in Heidelberg, Hl. Geist am 1. 7. 1961. Pfarrvikar in Pforzheim, St. Antonius am 15. 1. 1964, investiert daselbst am 9. 5. 1965. Ruhestand in Tauberbischofsheim am 12. 8. 1985. Gest. in Tauberbischofsheim am 15. 1. 1996, beerdigt daselbst am 19. 1. 1996.

Pfarrer Manfred Häfner wurde am 24. Jan. 1933 als einziges Kind des Obersteuersekretärs Otto Häfner und seiner Frau Ludwina Maria, geb. Albrecht, in Tauberbischofsheim geboren. Nach dem Besuch der Volksschule ging er auf das Gymnasium und begann nach seinem 1952 abgelegten Abitur mit dem Studium der Philosophie und Theologie in Freiburg und Würzburg. Nach dem Seminarjahr in St. Peter wurde er am 2. Juni 1957 von Erzbischof Dr. Eugen Seiterich in der dortigen Pfarr- und Seminarkirche zum Priester geweiht. Als Vikar war er zunächst als Vertretung in Ballenberg eingesetzt; anschließend übernahm er die Vikarsposten in den Pfarreien St. Peter und Paul in Karlsruhe-Mühlburg und Hl. Geist in Heidelberg. Er arbeitete sich gut in die allgemeine Seelsorge ein in all den Bereichen, die den Vikaren zugewiesen sind: die Jugendgruppen der verschiedensten Art, ob Pfadfinder oder Kolpingsfamilie, aber auch die Krankenpastoration. Die Jahresberichte der Prinzipale beschrieben den jungen Seelsorger als arbeitsfreudig und freundlich.

Zum 15. Jan. 1964 wurde Pfarrer Häfner als Pfarrverweser in die große Pfarrei St. Antonius in Pforzheim-Brötzingen angewiesen, zu der damals (bis 1972) noch die Filialen Dietlingen, Dietenhausen, Ellmendingen und Weiler gehörten. Ein Jahr später wurde er dort als Pfarrer investiert. In den folgenden 21 Jahren schenkte Pfarrer Häfner dieser Pfarrei sein ganzes Engagement und seine ganze Kraft. Er war in seinem Schaffen eifrig und zielbewußt. Seine Seelsorgsarbeit war geprägt durch die feierliche Gestaltung der Liturgie; den Grunddienst der Verkündigung sah er auch in einer zeitgemäßen Bildungsarbeit; genauso war auch der dritte Grunddienst, der der Diakonie, für ihn gleich wesentlich, was deutlich wurde in der Betreuung der vier in seiner Pfarrei gelegenen Altersheime, im Wohnviertelapostolat wie in der allgemeinen Caritasarbeit.

Ein Anstoß, seine Gemeindemitglieder für die Anliegen der Menschen in der Dritten Welt sensibel zu machen, bot die von ihm mitinitiierte Unterstützung des Priesters Karl Binder, der, aus der Pfarrei stammend, im Gebiet des Mato Grosso in Brasilien wirkt. Der Diözesanbischof von Karl Binder, Msgr. Camilo Faresin, würdigte 1982 diese Unterstützung durch die Verleihung des Titels Monsignore an Pfarrer Häfner.

Die Neugestaltung des Chorraumes und die gründliche Innen- und Außenrenovation der Pfarrkirche, die Errichtung des Gemeindehauses, der Bau eines Pfarrbüros sowie der Einbau einer neuen Orgel sind die wichtigsten Baumaßnahmen, die Pfarrer Häfner in Angriff nahm.

Neben diese vielfältigen Aufgaben in der Pfarrei übernahm Pfarrer Häfner auch das Amt des stellvertretenden Vorsitzenden des Caritasverbandes Pforzheim und war auch Mitglied im Jugendwohlfahrtsausschuß und im Sozialausschuß der Stadt. Jahrelang war er Seelsorger für die Taubstummten und Bezirkspräses der Kolpingsfamilien.

Eine schwere Krankheit zwang Monsignore Häfner, im Jahre 1985 um Zuruhesetzung zu bitten. Zum 12. Aug. 1985 schied er aus dem aktiven Dienst aus und lebte fortan in seiner Heimatstadt Tauberbischofsheim. Pfarrer Häfner starb am 15. Jan. 1996 in Tauberbischofsheim und wurde auf dem heimatlichen Friedhof am 19. Jan. 1996 beigesetzt. r. i. p. H. H.

Hahn Otto Hermann

Geb. 3. 11. 1901 in Karlsruhe, ord. 11. 3. 1928 in St. Peter. 5. 7. 1928 Vikar in Vöhrenbach, 29. 1. 1929 in Hockenheim, 6. 12. 1929 in Bietigheim, 2. 4. 1930 in Königshofen, 29. 10. 1931 in Plankstadt, 15. 9. 1932 in Kirchhofen, 27. 10. 1932 in Freiburg Herz-Jesu, 22. 4. 1936 in Villingen, Münsterpfarre. 19. 1. 1938 Pfrvw. in Riedböhringen, 7. 4. 1940 investiert. 2. 9. 1941 Amtsgefängnis Konstanz, 11. 9. 1841 KZ Dachau. 2. 4. 1942 entlass. 15. 7. 1953 Pfr. in Umkirch. 15. 8. 1953 investiert. 15. 4. 1969 Ruhestand in Freiburg. Gest. 24. 2. 1996 in Freiburg, beerd. 1. 3. 1996 in Freiburg, Bergäckerfriedhof.

Etwa sechs Jahre vor seinem Tod hat Pfarrer Hahn persönlich die Todesanzeige aufgesetzt. Als Überschrift wählte er den aus der Komplet bekannten Satz des greisen Simeon: „Nun läßt Du, Herr deinen Knecht, wie du gesagt hast, in Frieden scheiden. Denn meine Augen haben das Heil gesehen.“ (Lk 2,29) Noch mit der Todesanzeige war es Pfarrer Hahn offensichtlich wichtig, Jesus als den Christus, das Heil der Welt zu verkünden. Pfarrer Hahn war durch und durch Pfarrer mit einer Weite und Offenheit, die man nur bewundern kann.

Pfarrer Hahn war in Karlsruhe als ältestes von vier Geschwistern geboren. Neben zwei Brüdern gab es noch die Schwester Maria, die ihm bis zu ihrem Tod 1970 den Haushalt führte. Der Vater Hermann Hahn war Weichenwärter. Die Mutter, Maria, geb. Glaser, stammte aus Neusatz. Hermann besuchte acht Jahre die Volksschule in Karlsruhe. Dann trat der begabte Schüler in die Quinta des humanistischen Gymnasiums in Karlsruhe ein. Nach dem Abitur im Jahre 1923 studierte er in Freiburg Theologie und wurde am 11. 3. 1928 von Erzbischof Fritz in St. Peter zum Priester geweiht.

Hermann Hahn war groß, bleich, schwächling und schon als Student etwas schwerhörig. Trotz schwacher Gesundheit war er am Schluß nach Dekan Beil und Pfarrer Fuchs der dritt-älteste Priester der Erzdiözese.

Pfarrer Hahn gehörte der extremen Jugendbewegung Quickborn an. Er war Antialkoholiker und gegen Hergebrachtes und Autoritäres. Als Vikar beschäftigte er sich viel mit philosophischen und liturgischen Fragen. Ein Prinzipal berichtet: „Mag am rechten Platz Ausgezeichnetes leisten, welcher der rechte Platz sein mag, kann ich trotz heftigen Nachdenkens

nicht sagen.“ Vikar Hahn war nicht nur eine „Crux für die hohe Kirchenbehörde und jeden Pfarrherrn“ wie ein Prinzipal urteilt. Pfarrer Hahn eckte auch bald mit den Nationalsozialisten an. Er gehörte zu den „Unbeherrschbaren“, (Richard Zahlten).

Schon als Kaplan in Herz-Jesu versteckte er den Hirtenbrief von Conrad Gröber im Tabernakel. Ende der dreißiger Jahre kam er in Konflikt mit den Behörden, weil er für eine Orgel Spenden gesammelt hatte.

Er ließ als Pfarrer in Riedböhringen am Palmsonntag 1941 im Gottesdienst ein Vaterunser „für die pflichtvergessenen Eltern“ beten, die es zugelassen hatten, daß ihre Kinder anstatt in den Gottesdienst an einer Sportveranstaltung der Hitlerjugend in Blumberg teilnahmen. Auch Bemerkungen wie: „Habt ihr den braunen Fetzen wieder an?“ führten zu seiner Verhaftung am 23. 6. 1941 durch die Gestapo. Er wurde am Tag darauf wieder freigelassen. Der Vorfall war jedoch nach Berlin gemeldet worden. Am 2. September 1941 wurde er erneut festgenommen, zunächst in Konstanz inhaftiert und am 22. September 1941 in das Konzentrationslager Dachau überstellt. Häftlingsnummer: 27767. An ihm wurden Phlegmoniumversuche unternommen. Daß er am 2. April 1942 aus dem KZ entlassen wurde, war für ihn ein Wunder. Halb verhungert kam er zurück. Der Vater war vor Schreck gestorben. Nach kurzer Erholungspause konnte er den Dienst in Riedböhringen wieder aufnehmen. Das Schulverbot blieb bestehen.

1953 wechselte Pfarrer Hahn nach Umkirch. Mehr als 15 Jahre wirkte er in der stetig wachsenden Stadtrandgemeinde. Die Pfarrscheune wurde zu einem Pfarrheim umgebaut, Pfarrkirche und Sakristei saniert und der Neubau des Pfarrzentrums geplant. Einmal wurde er von Erzbischof Schöffele gerügt, weil er vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil bereits in Umkirch den Altar umgedreht und zum Volk zelebriert hat.

Pfarrer Hahn war sehr belesen und als Ästhet und Idealist „für eine Landgemeinde zu gelehrt“, da seine literarischen, künstlerischen und philosophischen Qualitäten wenig fruchtbaren Boden fanden. Um eine große Stadtpfarrei hat er sich wahrscheinlich wegen seines Gehörleidens nicht beworben.

Pfarrer Hahn hatte viele Freunde und stand mit bedeutenden Männern in Kontakt; mit Kardinal Bea, der aus Riedböhringen stammte, Professor Bernhard Welte und Eugen Biser, um nur einige zu nennen.

Den Ruhestand verbrachte Pfarrer Hahn in Freiburg in der Lorettostraße 40. An diesem Haus ließ er eine Gedenktafel an Professor Edmund Husserl, dem Begründer der Phänomenologie, den Lehrer und Doktorvater von Edith Stein, anbringen. Gern half er Mitbrüdern, oft für Wochen oder gar Monate, aus. Trotz des hohen Treppenhauses war er bis zuletzt, noch in der Woche vor seinem Sterben, dreimal die Woche in die Kapelle des Lorettokrankenhauses marschiert und ließ sich von nichts und niemand davon abbringen.

Pfarrer Hahn war ein positiver Mensch, der das Schöne wahrgenommen und an das Gute im Menschen geglaubt hatte.

Literatur:

Ulrich Hehl/Christoph Kösters, *Priester unter Hitlers Terror*. Bd. I, S. 617.

Eugen Weiler, *Die Geistlichen in Dachau*. S. 773.

Richard Zahlten, *Die Unbeherrschbaren. Priesterlicher Widerstand im Landkapitel Donau-eschingen 1933–1945*.

Dold-Verlag Vöhrenbach. 1997. S. 74–77. Mit Foto.

Hu/Klaus Fietz

Hauer Bernhard

Geb. in Ladenburg am 30. 11. 1911; ord. in Freiburg am 7. 3. 1937. Vikar in Bühlertal-Untertal am 7. 4. 1937, in Herrischried am 15. 11. 1938, in Hardheim am 21. 6. 1940, in Grünsfeld am 16. 4. 1947, in St. Blasien am 27. 4. 1949. Pfarrvw. in Oberhausen bei Bruchsal am 18. 10. 1950; in Stollhofen am 23. 4. 1952; inv. daselbst am 22. 4. 1956. Ruhestand in Stollhofen am 30. 6. 1990. Gest. in Bühl am 14. 11. 1996, beerd. in Stollhofen am 19. 11. 1996.

Am 30. Sept. 1911 als Sohn des Medizinaldrogisten Josef Hauer und seiner Frau Maria, geb. Kilian, in Ladenburg geboren, verlor Bernhard Hauer schon im Alter von vier Jahren seinen Vater, der im Krieg gefallen ist. Auf Grund der schweren Krankheit seiner Mutter mußte er zusammen mit seiner Schwester in ein Waisenhaus aufgenommen werden. Nach Besuch

der heimischen Volksschule ging er in die Realschule zu Ladenburg, wechselte aber, weil er Priester werden wollte, auf das Gymnasium in Tauberbischofsheim, weil er dort zugleich im Erzb. Gymnasialkonvikt wohnen konnte. Nach dem Abitur absolvierte er das Theologiestudium und wurde am 7. März 1937, zusammen mit 63 Mitbrüdern, von Erzbischof Conrad Gröber im Münster ULF zu Freiburg zum Priester geweiht.

Seine Vikarsjahre führten ihn nach Bühlertal-Untertal, Herrischried, Hardheim, Grünsfeld und St. Blasien, wo er in den unterschiedlichsten Pfarreien und bei verschiedensten „Chefs“ reiche Erfahrungen sammeln konnte. Die Dienstzeugnisse und Jahresberichte der Dekanate beschreiben den jungen Priester als sehr impulsiv mit einem starken Willen und mit einer guten Befähigung als Seelsorger.

Am 18. Okt. 1950 wurde Pfarrer Hauer als Pfarrverweser nach Oberhausen bei Bruchsal versetzt. Mit besonderem Engagement widmete er sich den kirchlichen Vereinen, vor allem der Kolpingfamilie; genauso wichtig war ihm auch die Pastoral bei den Kranken. Durch seine Predigten und seine Mildtätigkeit genoß er großes Ansehen in der Gemeinde, die es nicht verstehen konnte, daß ihm bei der Ausschreibung der Pfarrei im Frühjahr 1952 diese nicht übertragen wurde. Bei seiner Versetzung nach Stollhofen am 23. April 1952 kam es deshalb zu großen Unruhen und Widerstand gegen die Entscheidung des Erzbischofs, die in diesem Ausmaß wohl einmalig war. Ein Aufgebot von mehr als 50 Polizeibeamten mußte schließlich seinen Umzug ermöglichen. Erst vier Jahre später wurde Pfarrer Hauer in Stollhofen als Pfarrer investiert. Doch diese Pfarrei wurde ihm zur Lebensaufgabe. Bereits ein Jahr später mußte er zunächst für zwei Jahre die Nachbapfarrei Söllingen mitübernehmen, die ihm dann ab März 1969 bis zu seiner Zuruhesetzung gänzlich übertragen wurde. Gewissenhaft setzte sich Pfarrer Hauer für den inneren und äußeren Aufbau der beiden Gemeinden ein, die durch den Militärflugplatz der Kanadier ihr eigenes Gepräge hatten. Wie immer legte er hierbei, gerade auch nach der Konzilszeit, ein besonderes Gewicht auf die zeitgemäße Verkündigung des Wortes Gottes. Im Schreiben zu seiner Pensionierung dankte ihm Erzbischof Saier auch für seine Sorgfalt, mit der er sich um die Renovierung der beiden Pfarrkirchen gekümmert hat, wobei die Anschaffung neuer Orgeln unter Beibehaltung und Restaurierung der historischen Gehäuse besondere Mühen verursachten.

Im 79. Lebensjahr und nach mehr als 53jährigem Seelsorgsdienst trat Pfarrer Hauer in den Ruhestand, den er in Stollhofen verbrachte, das ihm zur Heimat geworden war. Diese Jahre waren gezeichnet von Krankheiten, die er mit großer Geduld ertrug. Im Krankenhaus Bühl starb Pfarrer Hauer am 14. Nov. 1996 und wurde am 19. Nov. 1996 unter großer Anteilnahme der Bevölkerung auf dem Friedhof zu Stollhofen beigesetzt. r. i. p. H. H.

Karowski Martin

Geb. in Berlin-Karlshorst am 21. 1. 1937; ord. in Freiburg am 9. 6. 1963. Vikar in Eisenbach am 2. 7. 1963, in Löffingen am 1. 8. 1963, in Offenburg, Hl. Dreifaltigkeit am 5. 9. 1966. Religionslehrer in Offenburg, Schillergymnasium am 1. 8. 1969; Pfrvw. in Müllen am 11. 6. 1971; in Schutterwald am 11. 1. 1978; inv. daselbst am 4. 10. 1978. Gest. in Gutach/Schwarzwaldbahn am 26. 10. 1996; beerd. in Schutterwald am 30. 10. 1996.

Pfarrer Martin Karowski wurde am 21. Januar 1937 als Sohn des kaufmännischen Angestellten Bruno Karowski und seiner Frau Elisabeth, geb. Hörnig, in Berlin-Karlshorst geboren. Die Familie wohnte zunächst in Berlin-Schöneiche; seine Kindheit war durch den Krieg und die Nachkriegszeit gekennzeichnet; nicht nur, daß das Elternhaus 1945 total zerstört wurde; seine Mutter war sehr krank geworden und starb bereits 1951. Wegen der Krankheit der Mutter kam Martin Karowski schon 1947 in das Jugendheim St. Martin; von dort aus besuchte er das Gymnasium „Menzelschule“ in Berlin-Tiergarten. Durch eine schwere Lungenkrankheit zwischen 1951 und 1958 mußte er immer wieder den Schulbesuch unterbrechen. Durch Kuraufenthalte in St. Blasien und anderswo bekam er Kontakt mit Freiburg, wo er, auf sich allein gestellt, ab 1955 den Unterricht im Bertholdsgymnasium fortsetzte, wo er dann 1958 die Reifeprüfung ablegen konnte. Geprägt von den Idealen der St. Georgs-Pfadfinder, denen er bereits in Berlin-Tiergarten und dann auch in Freiburg angehörte, reifte in Martin Karowski schon früh der Wunsch, Gott und den Menschen als Priester zu dienen. So studierte er nach dem Abitur in Freiburg und Würzburg Theologie und wurde nach dem Se-

minarjahr in St. Peter am 9. Juni 1963 durch Erzbischof Dr. Hermann Schäufele im Münster ULF zu Freiburg zum Priester geweiht.

Nach einer Ferienvertretung in Eisenbach war Martin Karowski zunächst Vikar in Löfingen (1963); nach drei Jahren kam er in gleicher Eigenschaft nach Offenburg, Hl. Dreifaltigkeit. In diesen Jahren zeigte sich seine besondere Begabung im Umgang mit Jugendlichen; deswegen wurde er zum 1. August 1969 als Religionslehrer an das Schiller-Gymnasium in Offenburg angewiesen; zugleich war ihm auch die Mitarbeit in der Pfarrei Weingarten aufgetragen, um die Verbindung zwischen Schule und Pfarrgemeinde aufrecht zu erhalten. Ihm war nicht nur der Religionsunterricht ein Herzensanliegen; durch mehrfachen Mentorendienst suchte er auch den Referendaren seine Kenntnisse und Erfahrungen weiterzugeben. In dieser Zeit nahm er auch den Dienst des Dekanatsjugendseelsorgers wahr und hatte das Amt des Schuldekans inne. Weil er 1971 seinen Wohnsitz in Müllen nahm, wurde er dort mit der Pastoration des Dorfes als Pfarrverweser betraut, eine Aufgabe, die er bereitwillig übernahm.

Im Januar 1978 kehrte Pfarrer Karowski wieder in die allgemeine Pfarrseelsorge zurück und wurde zum Pfarrverweser von Schutterwald bestellt, unter Beibehaltung seiner pastoralen Aufgaben in Müllen. Im selben Jahr wurde er als Pfarrer investiert und entfaltete in beiden Gemeinden ein überaus fruchtbares seelsorgerliches Wirken. Seine große Kontaktfreudigkeit kam ihm hierbei zugute. Er verstand es in guter Weise, vielfältige pastorale Initiativen anzuregen, zu begleiten und zu fördern. Er bemühte sich dabei vor allem, die Menschen zur Solidarität mit den Notleidenden anzuhalten, ob es in der eigenen Gemeinde war oder in der 3. Welt, egal, ob sie nah oder jenseits des Ozeans liegt. Menschen in Bosnien, Polen, Israel, Chile, Peru, Indien und Ghana konnten dank des überwältigenden Engagements der Pfarrangehörigen unterstützt werden. Ein guter Kontakt zu den Mitchristen der evangelischen Kirchengemeinde Schutterwald war Pfarrer Karowski ein wichtiges Anliegen. Neben der vielfältigen Seelsorgearbeit galt es, in den beiden Pfarreien auch die kirchlichen Gebäude zu erhalten und die Infrastrukturen zu verbessern. Mit Energie und Tatkraft setzte sich Pfarrer Karowski in all den Jahren für die Belange der Kirchengemeinden sowohl bei den kirchlichen als auch bei den staatlichen Behörden ein. So konnte er für beide Pfarreien in Gutach (Schwarzwaldbahn) ein Freizeitheim erwerben und ausbauen. In Schutterwald wurde die Friedhofskapelle instandgesetzt, das Pfarrhaus einer Außenrenovation unterzogen, das Dachgeschoß des Pfarrhauses für einen Vikar ausgebaut und das Dach der Pfarrkirche saniert. Die Pfarrkirche erhielt eine neue Sakristei, der Kindergarten wurde erweitert. In Neuried-Müllern wurde die Pfarrkirche einer umfassenden Außen- und Innenrenovation mit Sakristeianbau unterzogen, eine neue Orgel angeschafft und auch das Pfarrhaus renoviert. Bei einer Klausurtagung des Pfarrgemeinderates im Freizeitheim St. Franziskus in Gutach bei Hornberg brach Pfarrer Karowski zusammen; ein Herzinfarkt riß ihn aus dem Leben. In einer bewußt schlicht gehaltenen Trauerfeier nahmen die beiden Gemeinden und viele seiner Mitbrüder Abschied von einem beliebten Seelsorger. Dekan Schnappinger schrieb in einem Brief an seine Mitbrüder im Dekanat: „Wir haben im Dekanat unserem lieben Martin wirklich viel zu verdanken. Seine nüchterne, sachliche und zupackende Art hat uns wahrscheinlich aus manchen Träumen herausgerissen. Er wird uns sehr fehlen.“ r. i. p.

H. H.

Kimmit Andreas

Gcb. in Ottenhöfen am 3. 10. 1934; ord. in Freiburg am 20. 5. 1971. Vikar in Schöllbrunn am 12. 6. 1971, in Ettenheim am 12. 7. 1971, in Gernsbach am 15. 9. 1971, in Bonndorf i. Schw. am 11. 9. 1973. Pfrvw. in Hattingen am 31. 1. 1975; Pfrvw. in Nordrach am 16. 8. 1982, inv. d. selbst am 17. 5. 1983. Gest. in Gengenbach am 4. 2. 1996; beerd. in Ottenhöfen am 8. 2. 1996.

Andreas Kimmit wurde am 3. Okt. 1934 als Sohn des Landwirts Andreas Kimmit und seiner Frau Anna, geb. Knapp, in Ottenhöfen geboren. Zusammen mit sieben Geschwistern wuchs er in einem vom christlichen Geist geprägten Elternhaus heran. Nach dem Besuch der heimatlichen Volksschule ging er zunächst in die Landwirtschaftliche Berufsschule in Kapfelrodeck und in die Winterschule in Achern; während dieser Zeit arbeitete er auf dem etwas

abgelegenen Schwarzwaldhof mit. Nachdem sein Bruder den Hof übernommen hatte und seine Mitarbeit nicht mehr so nötig war, wurde er als Pfarrsekretär beim Kath. Pfarramt seiner Heimatgemeinde beschäftigt. Schon in den Jahren zuvor war er Pfarrjugendführer und entdeckte in dieser Zeit mehr und mehr die Neigung zum Priesterberuf. Er trat deswegen 1961 in das Spätberufenseminar St. Pirmin in Sasbach ein. Nach fünf Jahren eifrigem Lernens legte er am Aufbaugymnasium der Heimschule Lender die Reifeprüfung ab. „Herr Kimmig ist ein stiller, religiöser Mensch, der in großer Treue gegenüber seiner Berufung den mühsamen Weg der Schulausbildung gegangen ist ... Sein ausgeglichener Charakter, seine echte Frömmigkeit ... machen es mir nicht schwer, ihn gerne zur Aufnahme zu empfehlen.“ So schrieb Rektor Oberle von St. Pirmin in der Beurteilung anlässlich seines Eintritts in das Collegium Borromäum. Sein Theologiestudium absolvierte Andreas Kimmig in Freiburg und Bonn; er wurde nach dem Seminarjahr in St. Peter am 20. Mai 1971 von Erzbischof Hermann Schäufele im Münster ULF zu Freiburg zum Priester geweiht. Nach Ferienvertretungen in Schöllbronn und Ettenheim waren Gernsbach und Bonndorf i. Schw. seine Vikarsstellen, in denen er mit Freude und Tatkraft wirkte.

Am 31. Jan. 1975 wurde Andreas Kimmig zum Pfarrverweser nach Immendingen-Hattingen angewiesen, von wo aus er auch die Gemeinde Immendingen-Mauenheim betreute. Über sieben Jahre wirkte er dort zum Segen dieser Gemeinden. Pfarrer Andreas Kimmig wollte schon lange in seine nähere Heimat, so daß ihm endlich 1982 die Pfarrei Nordrach anvertraut wurde, wo er dann auch am 17. Mai 1983 als Pfarrer investiert wurde. Neben der normalen Seelsorge hatte er noch vier Kurkliniken zu betreuen. Sein freundliches, leutseliges Wesen machten es ihm leicht, Zugang zu den Menschen zu finden. Er verstand und sprach die Sprache des Volkes, so daß er überall Ansehen genoß. Ein schweres Herzleiden hatte ihn aber schon jahrelang begleitet und 1985 zur Anerkennung als Schwerbehinderter geführt; so mußte er in dieser Zeit immer wieder schmerzhaft seine Grenzen spüren. Am Vorabend zum 5. Sonntag im Jahreskreis hatte er anlässlich des Narrentreffens in Nordrach für die Beteiligten den Gottesdienst gehalten und in gekonnter Weise die Menschen im Narrenkostüm angesprochen. Doch nach dem Gottesdienst erlitt er einen Schwächeanfall; der herbeigerufene Arzt brachte ihn ins Gengenbacher Krankenhaus, wo er in den ersten Stunden des 4. Februar 1996 gestorben ist. Wissend um seine gesundheitlichen Nöte bat Pfarrer Kimmig in seinem Testament um einen österlichen Gottesdienst nach seinem Sterben; sowohl die Nordrachser Gemeinde wie auch seine Heimatgemeinde entsprachen diesem Wunsch. In seinem Testament steht das Wort aus dem Propheten Jesaja, das des Pfarrers Leben geprägt hatte: „Ich habe dich bei deinem Namen gerufen, mein bist du.“ (43. 1) Die österliche Liturgie und das mit Osterglocken geschmückte Grab waren Ausdruck der Trauergemeinde, den raschen und zu frühen Tod aus dem Osterglauben anzunehmen. r. i. p. H. H.

Link Anton

Geb. 24. 8. 1910 in Mudau, ord. 31. 3. 1935. 9. 5. 1935 Vikar in Herbolzheim i. Br., 28. 10. 1936 in Karlsruhe (Unsere Liebe Frau), 11. 4. 1940 in Baden-Lichtental, 10. 7. 1941 in Heidelberg (St. Raphael), 11. 5. 1944 Pfrv. in Hemsbach, 12. 10. 1947 inv. daselbst, 8. 4. 1959 Pfr. in Neudenu a.d. Jagst, 26. 4. 1959 inv. daselbst, 1. 5. 1981 Ruhestand in Elztal-Rittersbach, 15. 10. 1994 in Mudau. Gest. 5. 11. 1996 in Mudau, beerd. 8. 11. 1996 daselbst.

Anton Link, Sohn des Bäckermeisters und Landwirts Karl Link und dessen Ehefrau Maria Anna, geb. Schwing, wuchs, zusammen mit sechs Geschwistern, in Mudau auf. Er war erst acht Jahre alt, als sein Vater starb. Nach privater Vorbereitung trat er an Ostern 1924 in die Untertertia des Tauberbischofsheimer Gymnasiums ein; gleichzeitig fand er Aufnahme im dortigen Knabenkonvikt. Zum Zeitpunkt des Abiturs (Ostern 1930) zum Priestertum fest entschlossen, studierte er Theologie in Freiburg und Münster i.W. Zusammen mit 40 Mitbrüdern wurde er am 31. März 1935 im Münster ULF zu Freiburg von Erzbischof Conrad Gröber zum Priester geweiht.

Schon als junger Seelsorger zeigte sich Link pflichteifrig und gewissenhaft. Da seine Vikarszeit in die schweren Jahre des Nationalsozialismus fiel, erwuchs ihm außerhalb der liturgisch-sakramentalen Dienste vor allem in der Jugendarbeit (Religionsunterricht, Christen-

lehre) sowie im Gesellen- und Jungmännerverein ein verantwortungsvolles Amt, wenn es darum ging, für den Glauben und die Rechte der Kirche einzutreten.

Was Link in Herbolzheim begonnen hatte, setzte er ebenso zielstrebig in Karlsruhe fort. Nicht nur viel körperliches, sondern auch seelisches Leiden brachte ihm ein schweres Nierenleiden, das ihn 1939/40 ein volles Jahr an das Krankenbett fesselte. Bis zur vollständigen Genesung wirkte er danach in Baden-Lichtental und kam dann als Vikar nach Heidelberg (St. Raphael). Hier oblag ihm hauptsächlich die seelsorgerische Betreuung der Patienten in der neuen Chirurgischen Klinik und im dortigen Reservelazarett. Vor allem die Soldaten schätzten an ihm, daß er ihnen nicht nur geistliche, sondern auch viel menschliche Zuwendung angedeihen ließ.

Noch während des 2. Weltkrieges trat Link in Hemsbach seine erste Pfarrstelle an, auf die er 1947 investiert wurde. Nun konnte er seine zahlreich gesammelten Erfahrungen eigenverantwortlich einsetzen und zur vollen Entfaltung bringen. Zu seinen herausragenden Eigenschaften zählten Tatkraft, Entschiedenheit, Umgänglichkeit, Seeleneifer und Selbstbewußtsein. Er war ein umsichtiger und verantwortungsvoller Priester, der sich auch gegenüber den vielen Heimatvertriebenen in der Pfarrgemeinde mitfühlend und verständnisvoll zeigte. Konsequenter trieb er den Bau einer Kirche in Sulzbach voran und schuf somit auch für die Gläubigen in der Filialgemeinde einen sichtbaren religiösen Mittelpunkt. Gleichzeitig war er im Dekanat Heidelberg Frauenseelsorger.

Nach 15jähriger segensreicher Arbeit in Hemsbach kam Link 1959 als Pfarrer nach Neudenau, wo er zugleich Standesseelsorger für die Mesner im Dekanat Mosbach wurde. Auch in der neuen Pfarrgemeinde erwarteten ihn eine Reihe dringlich gewordener Bauprojekte, an erster Stelle die Innen- und Außenrenovation der Pfarrkirche und der St. Gangolfskapelle sowie die Innenrenovation der Kreuzkapelle. Eine Renovierung erfuhr auch das Schwesternhaus. Als Neubauten entstanden der Kindergarten sowie ein Mesnerhaus. Dabei vergaß Link nie, daß er in erster Linie zum Seelenführer bestellt war. Besonderes Anliegen war ihm die würdige Durchführung und Ausgestaltung des alljährlich im Monat Mai begangenen St. Gangolf-Festes, an dem immer zahlreiche Wallfahrer teilnahmen.

Obwohl selbst schon im fortgeschrittenen Alter, übernahm Link im Dezember 1979 zusätzlich die Verwaltungsgeschäfte der Pfarrei Stein am Kocher und unterstützte damit zeitweise seinen kranken Mitbruder Karl Hüfner. Nach einem Herzinfarkt sah er sich 1981 gezwungen, seine Pfarrstelle aufzugeben. Er fand Unterkunft im Pfarrhaus der nicht mehr besetzten Pfarrei Elztal-Rittersbach, und als Subsidiar leistete er dort nach Kräften wertvolle Seelsorgearbeit. Eine Operation zwang ihn 1994, den bisherigen Ruhesitz zu verlassen und sich in der Heimatgemeinde Mudau in die pflegerische Obhut einer Nichte zu begeben. Links außergewöhnlich langer und treuer priesterlicher Dienst fand sowohl anlässlich seines Goldenen als auch des Diamantenen Weihejubiläums dankbare und anerkennende Worte seitens des Oberhirten. Am 5. November 1996 verstarb er im Alter von 86 Jahren an seinem Geburtsort Mudau, wo er auch zur letzten Ruhe gebettet wurde.

Clemens Siebler

Löbs August, S. A. C.

Geb. in Landau/Pfalz am 8. 4. 1939; ord. in Augsburg am 17. 7. 1966. Pfarrkurat in Konstanz, St. Gallus am 1. 9. 1989. Gest. in Konstanz am 24. 10. 1996; beerd. in Hersberg am 28. 10. 1996.

Pater August Löbs wurde am 8. April 1939 in Landau/Pfalz geboren. Da er mit zweieinhalb Jahren bereits seine Mutter verlor, wuchs er zunächst bei seiner Großmutter auf, später kam er zusammen mit seiner Schwester in ein Waisenhaus in Herxheim/Pfalz. Dort besuchte er die Volksschule, lernte das Schuhmacherhandwerk; doch ihn drängte es, Priester zu werden. So besuchte er von 1955–1960 das Spätberufenseminar in Hersberg bei Immenstaad, wo er 1960 das Abitur ablegte. Anschließend trat er in das Noviziat der Pallotiner in Untermerzbach bei Bamberg ein; nach dem Studium der Philosophie und der Theologie wurde er am 17. Juli 1966 in Augsburg-Hochzoll durch den indischen Erzbischof Padyara zum Priester geweiht. Von 1968–1978 war er Religionslehrer an der Realschule in Grafenau im Bayr. Wald; von 1978–1985 Kurat in der Pfarrei St. Antonius in Stuttgart-Hohenheim, wo er die Seelsorgsstelle Asemwald betreute. Von 1985–1989 war er Pfarradministrator in der Pfarrei „Zu den hl. 12 Aposteln“ in Augsburg-Hochzoll. Zum 1. Sept. 1989 kam Pater Löbs in un-

sere Diözese und übernahm die Seelsorge in der Pfarrkuratie St. Gallus in Konstanz. Schon im Mai des folgenden Jahres wurde er zum Vorsitzenden des Pfarrverbandes Konstanz II ernannt und 1993 in diesem Amt wieder bestätigt. Dies alles zeigt, wie Pater Löbs über die Grenzen seiner Pfarrei hinaussehen konnte und in der Gemeinsamkeit mit den Nachbarpfarreien am Aufbau des Reiches Gottes wirkte. Wenige Tage nach der Feier des 25jährigen Bestehens seiner Pfarrei St. Gallus mußte er in das Städt. Krankenhaus Konstanz eingeliefert werden, wo er in den Morgenstunden des 24. Okt. 1966 starb. Auf dem Friedhof in Immenstaad-Hersberg fand er am 28. Okt. 1996 seine letzte Ruhestätte. r. i. p. H. H.

Ratz Georg

Geb. in Mannheim 24. 9. 1914; ord. 2. 4. 1940. Vikar in Untergrombach 4. 9. 1940. Kriegsdienst und Gefangenschaft vom 2. 4. 1941 bis Ende Mai 1945. Vikar in Untergrombach im Juli 1945, in Sinzheim 8. 6. 1949; Kurat in Hörden 15. 4. 1953, daselbst inv. als Pfarrer 28. 10. 1956. Ruhestand in Gernsbach-Reichental 31. 7. 1992. Gest. daselbst 11. 6. 1996; beerd. in Gaggenau-Hörden 14. 6. 1996.

Pfarrer Georg Ratz wurde am 24. Sept. 1914 als Sohn des Fabrikarbeiters Georg Ratz und seiner Frau Katharina, geb. Siegfried, in Mannheim-Wallstadt geboren. Bereits in seinem ersten Lebensjahr verlor er seinen Vater im Krieg. Da er schon in der Zeit seiner Erstkommunion den Wunsch nach dem Priesterberuf in sich spürte, besuchte er in Mannheim das Karl-Friedrich-Gymnasium, wo er auch 1935 die Reifeprüfung ablegte. Nach der halbjährigen Arbeitsdienstzeit studierte er in Freiburg und Münster i.W. Theologie und wurde nach dem gekürzten Seminarjahr am 2. April 1940 zusammen mit 75 Mitbrüdern von Erzbischof Conrad Gröber im Münster ULF zu Freiburg zum Priester geweiht.

Pfarrer Ratz hatte Glück, daß er das Seminarjahr in St. Peter noch zu Ende führen konnte; am 4. Sept. 1940 trat er als Vikar seinen Dienst in Untergrombach an. Doch schon nach fünf Monaten wurde er zur Wehrmacht eingezogen. Nach der Ausbildung u.a. in Frankreich kam er als Sanitäter an die Ostfront, wo er insbesondere bei Stalingrad die Schrecken des Krieges in vorderster Front erlebte. „Am offenen Grab von Kameraden stand ich oft und habe die Abschiedsworte und Gebete gesprochen, im Sterben beistehen konnte ich noch wenig, denn bei der Panzertruppe gibt es meist nur Tote oder mittlere Verwundete“, berichtete Pfarrer Ratz in einem Brief an Erzbischof Gröber. Weil sein Vater im 1. Weltkrieg gefallen und er der einzige Sohn der Mutter war, ersuchte diese die Wehrmachtsführung, ihren Sohn aus der kämpfenden Truppe herauszunehmen; so kam Georg Ratz 1943 zu einer Nachschubeinheit; er geriet in den letzten Kriegstagen in Deutschland in Gefangenschaft, aus der er bereits Ende Mai 1945 entlassen wurde.

Nach einer kurzen Erholungspause nahm Pfarrer Ratz seinen Dienst als Vikar in Bruchsal-Untergrombach wieder auf. Hier wurde ihm vor allem der Religionsunterricht und überhaupt die Jugendseelsorge im Dekanat zur Aufgabe. Das setzte sich auch an seiner 2. Vikarstelle in Sinzheim fort, so daß ihm der dortige Pfarrer Kiefer bescheinigte (1952): „Vikar Ratz erfüllt die seelsorgerlichen Dienstpflichten in der filialreichen Pfarrei in ausgezeichnete Zusammenarbeit mit mir mit Eifer und Gewissenhaftigkeit.“

Im Frühjahr 1953 wurde Pfarrer Ratz als Kurat nach Hörden bei Gaggenau angewiesen und dort nach der Erhebung der Kuratie zur Pfarrei am 28. Okt. 1956 als Pfarrer investiert. Hier wirkte er über 39 Jahre lang als zielstrebig, engagierter und einfühlsamer Seelsorger zum Segen der Gemeinde. So heißt es im Visitationsbericht des Dekanates im Jahre 1980: „Durch die vom tiefen religiösen Geist und echter menschlicher Herzlichkeit geprägte Persönlichkeit sowie durch sein partnerschaftliches Wesen ist die Pfarrei in einem guten religiös-sittlichen Zustand, Schwerpunkte seiner Seelsorge ist die Jugendarbeit, Familienseelsorge und Arbeiterseelsorge.“

Diese Art Seelsorger konnte nur gelingen, weil Pfarrer Ratz auch die äußeren Bedingungen hierfür schaffte durch den Bau eines neuen Gemeindehauses; auch die Pfarrkirche mußte in seiner Zeit einer gründlichen Außen- und Innenrenovation unterzogen werden. Über die Grenzen seiner Pfarrei hinaus war er tätig als Schuldekan im vormaligen Kapitel Gernsbach sowie als Schulbeauftragter im östlichen Teil des neugebildeten Dekanates Murgtal. Viele

Jahre war er auch Dekanatsmännerseelsorger und Geistlicher Beirat der Frauen, die den Pfarrhaushalt führen.

Als Pfarrer Ratz 1992 in Ruhestand trat und künftig in Gernsbach-Reichental wohnte, wird er öfters auf die Anfänge seines Wirkens zurückgeblickt haben, wie er und viele mit ihm nach dem Krieg mit Schwung und Tatkraft neue Wege in der (Jugend)-Seelsorge gehen wollten, aber dann „zurückgepiffen“ wurden. Pfarrer Ratz hatte 1953/54 Freizeiten für seine Pfarrjugend durchgeführt und einen harten Verweis von der Erzb. Behörde bekommen, weil damals „das gemeinsame Wandern von Buben und Mädchen, Baden und Zeltlager von den deutschen Bischöfen streng verboten wurde“. Erst 20 Jahre später gab es neue Richtlinien für die Jugendseelsorger. Pfarrer Ratz klagte nicht, er ging seinen Weg, auf dem er manch hinderliche Steine entfernen mußte. Am Ende hieß es dann im amtlichen Schreiben des Erzb. Ordinariates: „Er war ein vorbildlicher, von tiefer Frömmigkeit geprägter Seelsorger. Durch sein gelebtes Zeugnis ist Pfarrer Ratz vielen Menschen zu einem wichtigen Wegbereiter und glaubwürdigen Zeugen für die frohe Botschaft geworden.“

Pfarrer Georg Ratz wurde am 14. Juni 1996 auf dem Friedhof in Gaggenau-Hörden unter großer Beteiligung seiner Gemeinde beigesetzt. r. i. p. H. H.

Riesterer Albert Wilhelm

Geb. 21. 3. 1898 in Staufen i. Br., ord. 5. 4. 1925. 30. 4. 1925 Vikar in Eberbach, 10. 4. 1929 in Freiburg-St. Georgen, 6. 4. 1932 in Stockach, 25. 10. 1934 Pfrv. in Mühlhausen bei Engen, 8. 11. 1936 inv. daselbst, 15. 9. 1967 Ruhestand in Dingelsdorf, 1. 1. 1981 Subsidiar daselbst, 17. 12. 1982 Geistl. Rat ad honorem, 3. 9. 1984 Altenheim St. Franziskus Überlingen. Gest. 20. 2. 1996 in Überlingen, beerd. am 23. 2. 1996 in Konstanz-Dingelsdorf.

Riesterer war das siebte Kind des Landwirts Josef Riesterer und seiner Ehefrau Elisabeth, geb. Fünfgeld. Bereits mit elf Jahren vaterlos, weckte in ihm der Religionslehrer das Interesse an einem späteren Studium. Über den Weg von Privatunterricht konnte er 1913 in die Quarta des Freiburger Berthold-Gymnasiums eintreten; gleichzeitig war er Zögling am Erzbischöflichen Knabenkonvikt. Er war noch in der Untersekunda, als er 1917 zum Kriegsdienst eingezogen wurde, aus dem er, mit dem Frontkämpfer-Ehrenkreuz ausgezeichnet, im Januar 1919 entlassen wurde. Nach bestandnem Abitur (Juli 1920) studierte er in Freiburg Theologie. Zusammen mit 38 Weihekandidaten wurde er am 5. April 1925 von Erzbischof Carl Fritz in St. Peter zum Priester ordiniert.

Seinen Dienst als Seelsorger nahm Riesterer vom ersten Tag an mit Eifer und Hingabe auf. Nicht zuletzt weil er an den angewiesenen Wirkungsstätten verhältnismäßig lang verweilen durfte, waren die Früchte seiner Arbeit allenthalben sichtbar geworden. Predigt und Katechese, Krankenhausseelsorge und kirchliche Vereinstätigkeit, vorab bei der Jugend und im Gesellenverein, waren ihm in gleicher Weise seelsorgerliche Anliegen. Daneben galt seine Vorliebe der Kunst- und Kirchengeschichte sowie der schriftstellerischen und literarischen Betätigung; bei diesen Beschäftigungen fand er nicht nur Muße und Entspannung, sondern sie waren für ihn immer auch echte Quellen geistiger Bereicherung.

Riesterers Vikarsjahre standen ganz im Zeichen der allgemeinen wirtschaftlichen Notlage und der politischen Instabilität der Weimarer Republik. Seit 1934 Pfarrverweser und danach Pfarrer in Mühlhausen/Hegau, bekam, wie so viele andere Seelsorger, auch er bald den Druck des politischen Regimes zu spüren. Ungewöhnlich war sein nochmaliger Einzug zum Heeresdienst (September 1940), der zudem mit einer undurchsichtigen Geheimhaltungsklausel belegt war. Obwohl noch vor seiner Entlassung (Januar 1941) zum Unteroffizier befördert, geriet er schon wenige Monate später in die Fangnetze seiner Feinde. Wie hinterhältig und erfindungsreich auch immer die Nationalsozialisten in ihren Anschuldigungen sein konnten: in ihrem abgründigen Haß gegen die Kirche und den katholischen Priesterstand zeigten sie sich besonders unversöhnlich, wo angesichts der neuen Heilslehre ein Priester es wagte, auf dem unbedingten Vorrang der Gottesliebe und der menschlichen Würde zu bestehen. Riesterer sollte zum Verhängnis werden, daß er der Jugend den katholischen Glauben ohne Abstriche vermittelte. Hierzu sah er sich in verstärktem Maße gedrängt, nachdem ein Lehrer ins Dorf gekommen war, der seinen Unterricht fortgesetzt dazu benutzte, bei den Schülern in abfälliger Weise über Kirche und Christentum zu reden. Eine

Ministrantenwallfahrt zur Schenkenbergkapelle im Wasserburger Tal (1./2. Juli 1941) war für die Gestapo willkommenen Anlaß, dem segensreichen Wirken des Pfarrers und Dekanatsjugendseelsorgers ein Ende zu bereiten. Noch am 1. Juli wurde er vom Zeltlager verhaftet, „weil er in der staatlichen Jugenderziehung eine Glaubensbedrohung sieht und mit allen Mitteln und Kräften sie zu sabotieren unternimmt“. Die von der Gestapo vorgetragene Haftbegründung entsprach ganz der Denkweise von Riesterers Widersachern im Schul- und Rathaus: als willfähige Handlanger des NS-Regimes wollten Bürgermeister und Lehrer dem Pfarrer dauerhaft das Handwerk legen. Zwar wurde er nach drei Monaten aus der Schutzhaft entlassen (2. Oktober), doch man machte ihm zur Auflage, binnen 72 Stunden Baden und Hohenzollern und somit den Gesamtbereich der Erzdiözese zu verlassen. Unterwegs, um im Bistum Rottenburg eine Verwendung zu finden, wurde er am 26. Oktober in Freudenstadt erneut und ohne ersichtlichen Grund verhaftet, es sei denn, man hatte daran Anstoß genommen, daß er in Mühlhausen einen im Grundton überaus versöhnlichen Abschiedsbrief hatte verlesen lassen. Riesterer wurde ins KZ Dachau überstellt. Mehrfache Gnadengesuche (Kirchenbehörde, seine betagte Mutter) blieben wirkungslos. In einem Schreiben der Gestapo Berlin an Riesterers Mutter (Juli 1944) wurde seine Inhaftierung damit begründet, daß er „in seinen Predigten und in seinem sonstigen Verhalten in äußerst staatsabträglicher Weise in Erscheinung getreten“ sei. Da diese Behauptungen auf den politisch sehr zurückhaltenden Pfarrer in keiner Weise zuträfen, war mit ziemlicher Sicherheit der Beweis erbracht, wer seine Verleumder waren. Seine Entlassung aus dem KZ Dachau erfolgte erst im April 1945. Einen Bericht über seine Erlebnisse und Erfahrungen jener Jahre hat Riesterer unter dem Titel „Auf der Waage Gottes“ im Freiburger Diözesanarchiv (Bd. 90/1970, S. 198–250) veröffentlicht.

Im Oktober 1945 konnte Riesterer in seine Pfarrei Mühlhausen zurückkehren, wo er, unbeeinträchtigt durch das erfahrene Leid, sein priesterliches Wirken mit ungetrübter Freude und Zuversicht fortsetzte. Guten Kontakt hielt er weiterhin zur Jugend. Mit Tatkraft führte er auch eine Reihe baulicher Maßnahmen durch, u.a. die würdige Ausstattung der beiden Gotteshäuser in Mühlhausen und in der Filialgemeinde Schlatt u. Kr. Als erfahrener Standeseelsorger vermochte er bei Männern und Frauen, Mädchen und Jungmännern auch außerhalb der gottesdienstlichen Feier viele religiöse Impulse zu geben. Ebenso tat er es durch seine zahlreichen Lichtbilder- und Heimatvorträge; auf diese Weise wollte er auch die dem Glauben Fernstehenden für das kirchliche Leben interessieren und gewinnen. Schließlich war er seinen geistlichen Mitbrüdern als Consultor der Priesterkongregation eine wertvolle Stütze, zumal die Vorbereitung und Durchführung der monatlichen Versammlungen vorwiegend in seinen Händen lag.

Trotz der entbehrensreichen Jahre im KZ Dachau konnte Riesterer noch 22 Jahre in der ihm anvertrauten Hegaugemeinde wirken. Er stand bereits im 70. Lebensjahr, als er 1967 in den Ruhestand trat und nach Dingelsdorf verzog. Da er an seinem neuen Wohnort regelmäßig in der Seelsorge aushalf, wurde er noch im hohen Alter zum Subsidiar bestellt. Bereits anlässlich seines 80. Geburtstages (1978) hatte ihn die Gemeinde Mühlhausen zu ihrem Ehrenbürger ernannt; die Bundesrepublik verlieh ihm im selben Jahr das Bundesverdienstkreuz. Erzbischof Oskar Saier ernannte ihn 1982 zum Geistlichen Rat ad honorem.

Altershalber und mit Rücksicht auf seine geschwächte Gesundheit fand Riesterer im September 1984 Aufnahme im Überlinger Altenheim St. Franziskus. Aber auch dort stand er noch für seelsorgerliche Dienste an den Schwestern und Heimbewohnern zur Verfügung, bis schließlich er selbst auf die Hilfe anderer angewiesen war.

Dank seines hohen Alters durfte Riesterer nicht nur das Goldene und Diamantene Priesterjubiläum, sondern auch den überaus seltenen 65. und 70. Jahrestag seiner Weihe feiern – denkwürdige Stationen in einem langen Priesterleben und zugleich willkommenen Anlaß, über die aufrichtigen Glückwünsche hinaus den oberhirtlichen Dank für den treuen priesterlichen Dienst und für die zum Segen der Kirche gezeigte Leidensbereitschaft zu artikulieren.

Sowohl als Mensch wie auch als Priester hat sich Riesterer ungewöhnlich viel abverlangt, und auf ebenso ungewöhnliche Weise kritisch ging er im Rückblick mit sich selbst und mit seinem priesterlichen Dienst ins Gericht. Aus innerster und ehrlicher Überzeugung bezeichnete er sich einmal als „Wildwuchs in des Bischofs Pfarrersgarten“. Doch hinderte ihn diese Selbsteinschätzung nicht daran, rückblickend auf sein Leben ebenso uneingeschränkt zu bekennen, zu aller Zeit „trotz aller Pannen ein ganz glücklicher Priester“ gewesen zu sein.

Kurz vor Vollendung seines 98. Lebensjahres rief Gott der Herr seinen treuen Diener zu sich. Was an ihm sterblich war, ruht auf dem Friedhof in Konstanz-Dingelsdorf.

Clemens Siebler

Rinderspacher Johann

Geb. in Neibshheim 24. 6. 1914; ord. 27. 6. 1948. Vikar in Muggensturm 20. 7. 1948, in Karlsruhe, St. Bonifatius 2. 8. 1950; Pfrvw. in Pfaffenweiler bei Villingen 6. 4. 1955. Pfarrer in Landshausen 17. 11. 1955, inv. daselbst 8. 1. 1956; Pfarrer in Sandweiler 1. 10. 1962, inv. daselbst 25. 11. 1962. Krankenhausseelsorger in der Stadtklinik Baden-Baden 1. 9. 1977. Ruhestand in Karlsruhe 1. 9. 1986. Gest. in Karlsruhe 17. 1. 1996; beerd. in Bretten-Neibshheim 20. 1. 1996.

Als Sohn des Landwirts Moritz Rinderspacher und seiner Frau Elise, geb. Frank, am 24. Juni 1914 in Neibshheim geboren, besuchte Johann Rinderspacher die heimatische Volksschule, wechselte 1926 auf die Realschule in Bretten; weil mehr und mehr der Wunsch nach dem Priesterberuf in ihm reifte, besuchte er ab Ostern 1929 von der Quarta an das Gymnasium in Rastatt, wo er wie üblich im Erzb. Gymnasialkonvikt wohnte. Nach dem Abitur im Jahre 1936 und dem sich anschließenden Arbeitsdienst studierte Johann Rinderspacher in Freiburg und Münster Theologie, bis er am 10. Jan. 1940 den Stellungsbefehl erhielt. Er war oft an der vordersten Front in Rußland und Frankreich und erlebte hautnah die Schrecken des Krieges; er erlitt Erfrierungen und mehrere Verwundungen, bevor er im Sept. 1944 in amerikanische Gefangenschaft geriet. Zunächst in einem Lager in den USA, dann nach England gebracht, wurde er am 15. Dez. 1946 aus der Gefangenschaft entlassen. Schon im Februar 1947 setzte er seine Studien in Freiburg fort und wurde nach dem Seminarjahr in St. Peter am 27. Juni 1948 von Weihbischof Wilhelm Burger im Münster ULF zu Freiburg zum Priester geweiht.

Als Vikar war Johann Rinderspacher in Muggensturm und Karlsruhe, St. Bonifatius, eingesetzt. In den Jahresberichten des Dekanates wird er als ruhig und überlegt und in allem als mustergültig beschrieben, obwohl er ständig unter den Nachwirkungen seiner Kriegsverletzungen und der Gefangenschaft zu leiden hatte.

Im Frühjahr 1955 wurde Pfarrer Rinderspacher als Pfarrverweser nach Pfaffenweiler bei Villingen angewiesen. Doch bereits im Spätjahr 1955 wechselte er als Pfarrer nach Landshausen, wo er alsbald investiert wurde. In der durch traditionelle Frömmigkeit geprägten Gemeinde mit der dazugehörigen Filiale Menzingen arbeitete Pfarrer Rinderspacher als umsichtiger, zielbewußter und engagierter Seelsorger. Für die Pfarrkirche besorgte er eine neue Orgel; das Pfarrhaus unterzog er einer Innenrenovation, die Filiale Menzingen erhielt in seiner Zeit eine neue Kirche. Weil er sich gerne neu fordern ließ, übernahm er im Herbst 1962 die Pfarrei Sandweiler. Auch hier entwickelte er ein außerordentlich fruchtbares seelsorgerliches Wirken, wobei ihm seine lebenswürdige, gewinnende Persönlichkeit zu Hilfe kam.

Neben der Seelsorge wurden Pfarrer Rinderspacher die hier anstehenden Baumaßnahmen zu einer wichtigen Aufgabe. So wurde der Kindergarten zweimal erweitert, die Pfarrkirche einer gründlichen Außen- und Innenrenovation unterzogen, wobei der Chorraum umgestaltet und die historische Stieffell-Orgel restauriert wurde; auch Jugendräume mußten eingerichtet werden; das alte Pfarrhaus wurde umgebaut. In seine Zeit fiel auch die Planung für den Bau der Autobahnkirche Baden-Baden, was dem Pfarrer sehr viel Energie und Kraft kostete.

Über viele Jahre hinweg war Pfarrer Rinderspacher Beichtvater der Vinzentinerinnen in Sinzheim und Seelsorger der Frauenjugend wie auch der Kammerer im damaligen Dekanat Rastatt.

Aus gesundheitlichen Gründen bat Pfarrer Rinderspacher um die Übertragung einer neuen Aufgabe. So wurde er zum 1. Sept. 1977 als Klinikseelsorger an die neu eröffnete Stadtklinik Baden-Balg angewiesen und gleichzeitig zum Vicarius cooperator der Pfarrei Baden-Balg ernannt. Engagiert stellte er sich auch dieser neuen Aufgabe und widmete sich in der Stadtklinik und der Spezialklinik für Handchirurgie und Orthopädie mit Hingabe den Patienten, Ärzten und dem Pflegepersonal. So hielt er auch an der Stadtklinik angeschlossenen Pflegeschule regelmäßigen Unterricht. Gerne half er auch in den umliegenden Gemeinden aus.

Erzbischof Oskar Saier ernannte den verdienten Seelsorger zu dessen 70. Geburtstag „in Anerkennung seines fünfunddreißigjährigen von großem Eifer geprägten priesterlichen Wirkens und in Würdigung seines zielstrebigem Einsatzes für den Bau der Autobahnkirche in Baden-Baden sowie seines von ausgesprochen pastoralem Engagement gekennzeichneten Einsatzes als Krankenhausseelsorger in Baden-Baden“ zum Geistlichen Rat ad honorem. Auf Grund seiner nachlassenden Kräfte trat Pfarrer Rinderspacher zum 1. Sept. 1986 in Ruhestand. Er wohnte künftig in der Pfarrei St. Martin in Karlsruhe, wo er – besonders auch im Marienkrankenhaus – weiterhin in der Seelsorge mithalf, soweit es seine Kräfte zuließen.

Pfarrer Rinderspacher starb am 17. Jan. 1996 und wurde drei Tage später auf dem heimatischen Friedhof in Bretten-Neibshausen unter großer Beteiligung der Pfarrgemeinde und der Mitbrüder beigesetzt. r. i. p. H. H.

Sack Burkhard

Geb. in Messelhausen 28. 9. 1922, ord. in Freiburg 2. 5. 1952. Vikar in Kirrlach 23. 6. 1952, in Ertligenweiler 23. 7. 1952, in Mingolsheim 1. 3. 1955, in Phillipsburg 20. 6. 1956; als Pfarrvikar in Haßmersheim 19. 7. 1958; Pfrv. daselbst 19. 5. 1959, inv. daselbst 3. 7. 1960. Pfarrer in Kilsheim 4. 6. 1976. Ruhestand in Haßmersheim 12. 10. 1992. Gest. in Speyer 13. 3. 1996; beerd. in Messelhausen 19. 3. 1996.

Pfarrer Burkhard Sack wurde am 28. Sept. 1922 als Sohn des Landwirts Karl Sack und seiner Frau Paulina, geb. Dertinger, in Nesselhausen geboren. In einer vom christlichen Geist geprägten Familie wuchs er heran und ging zunächst in die heimatliche Volksschule, wechselte 1934 auf die Frankenschule in Tauberbischofsheim, wo er zugleich Zögling des Erzb. Gymnasialkonviktes wurde. Im Febr. 1941 wurde er zum Reichsarbeitsdienst und kurze Zeit später zur Wehrmacht eingezogen. Auf Grund dessen wurde ihm im Mai 1941 die Hochschulreife zuerkannt. Eingesetzt bei der Kavallerie und als Panzergrenadier erlitt Pfarrer Sack im Winter 1941/42 an der Ostfront Erfrierungen an den Füßen; nach seiner Genesung erneut eingesetzt, wurde er im Jahre 1942 verwundet (Schienbeinbruch), was für ihn das Ende des Kriegseinsatzes brachte. Der Genesungsprozeß war sehr langwierig. In Würzburg, wo er in ärztlicher Behandlung war, nahm er bereits 1944 das Theologiestudium auf, doch die mehrmonatigen Krankenhausaufenthalte verzögerten das Studium; erst im Jahre 1949 konnte er es in Freiburg fortsetzen. Nach dem Seminarjahr in St. Peter wurde er am 25. Mai 1952 mit 51 Mitbrüdern von Erzbischof Wendelin Rauch im Münster ULF zu Freiburg zum Priester geweiht.

Nach zwei Vertretungsstellen in Kirrlach und Ertligen kam Pfarrer Sack nach Mingolsheim, Mannheim, St. Josef, Philippsburg und schließlich als Pfarrvikar nach Haßmersheim. Die Jahresberichte der Dekanate zeigten seinen Eifer in der Seelsorge auf, heben die ansprechenden, inhaltlich guten Predigten, seinen gut vorbereiteten Religionsunterricht, die würdige Form der Gottesdienste und seinen Einsatz in Jugendgruppen und Verbänden hervor.

Im Mai 1959 wurde Burkhard Sack die Pfarrei Haßmersheim mit den beiden Filialen Neckarzimmern und Neckarmühlbach zunächst als Pfarrverweser und ein Jahr später als Pfarrer übertragen. Fast 18 Jahre wirkte er „eifrig und begeistert, zielbewußt, aufrecht und gediegen“ zum Segen dieser Gemeinden; diese stellten infolge ihrer Bevölkerungsstruktur besondere Anforderungen an die Pastoral, denn in ihnen wohnten viele Schifferfamilien und Pendlern, in den Filialen herrschte Diasporasituation. Pfarrer Sack nahm sich über die Pfarreigrenzen hinaus im St. Nikolaus-Schifferverschein der Schifferfamilien an und kümmerte sich zusätzlich im Dekanat um die Anliegen der Kath. öffentl. Büchereien und der KAB. Zur Jugend hatte er immer einen guten Draht.

Neben der vielfältigen Seelsorgearbeit standen in jenen Jahren auch umfangreiche bauliche Maßnahmen an. So wurde ein neuer Kindergarten mit Schwesternhaus gebaut, das Pfarrhaus innen renoviert, der alte Kindergarten in einen Pfarrsaal umgebaut und die Pfarrkirche einer gründlichen Außen- und Innenrenovation unterzogen.

Im August 1976 wechselte Pfarrer Sack als Pfarrer nach Kilsheim; ein Jahr später wurde ihm auch die Pfarrei Eiersheim anvertraut; 1987 wurde ihm auch noch die Seelsorge der Pfarrei Uisigheim übertragen. Auch in diesen Pfarreien fand Pfarrer Sack durch seine lebenswürdige Art Zugang zu allen Schichten der Bevölkerung und entfaltete ein segensreiches Wir-

ken. Die aufwendige Sanierung der Pfarrhaus- und Kindergartenmauer, die Innenrenovation der Pfarrkirche, die jetzt ein Juwel in der Kirchenlandschaft darstellt, die Renovation und Erweiterung des Kindergartens und die Anschaffung einer neuen Orgel sind äußere Zeichen seines Wirkens in Kilsheim. Jahrelang war Pfarrer Sack auch Präses der Kirchenchöre im Dekanat.

Durch die seelsorgerliche Verantwortung für die drei Pfarreien war Pfarrer Sack mehr und mehr an die Grenzen seiner Belastbarkeit gekommen. So bat er 1992 um seine Zuruhesetzung; seinen Ruhestand verbrachte er in Haßmersheim, wo er noch gerne nach Kräften in der Seelsorge mithalf. Ohne den Titel „Geistlicher Rat“ war er vielen Menschen ein geistlicher Ratgeber und in seiner Bescheidenheit und Frömmigkeit ein Vorbild.

Pfarrer Sack starb im St. Vinzentius-Krankenhaus zu Speyer und wurde unter großer Beteiligung der Bevölkerung auf dem heimatlichen Friedhof in Nesselhausen beigesetzt. r. i. p.
H. H.

Stadelmann Karl

Geb. in Donaueschingen am 1. 9. 1904; ord. am 15. 3. 1931. Vikar in Oberwolfach am 24. 4. 1931, in Mosbach am 14. 12. 1932, in Karlsruhe, St. Bernhard, am 1. 7. 1937. Pfrvw. in Rheinhausen am 4. 9. 1940; inv. daselbst am 4. 4. 1943. Pfarrer in Niederschopfheim am 3. 11. 1948 (Investitur am 8. 12. 1948); Pfarrer in Menningen am 11. 8. 1964; inv. daselbst am 16. 5. 1965; Pfrvw. in Mundelfingen am 17. 10. 1973. Ruhestand in Mundelfingen am 1. 3. 1977. Gest. in Hüfingen-Mundelfingen am 19. 5. 1996, beerd. daselbst am 23. 5. 1996.

Pfarrer Karl Stadelmann wurde am 1. Sept. 1904 als Sohn des Sattlermeisters und städt. Leichenschaffners Karl Stadelmann und seiner Frau Anna, geb. Amann, in Donaueschingen geboren. Als Kind war in ihm der Wunsch Missionar zu werden wach geworden; so trat er mit zwölf Jahren in das Missionshaus der Weißen Väter in Haigerloch ein, wechselte während seiner Gymnasialzeit in die Missionshäuser Rietberg i.W. und Linz am Rh. und bestand im Jahre 1928 im dortigen staatlichen Gymnasium das Abitur. Doch schon einige Zeit zuvor hatte Karl Stadelmann das Missionshaus verlassen und sich entschlossen, Gott und den Menschen als Weltpriester zu dienen. In den folgenden Jahren studierte er in Freiburg und in Münster i.W. Theologie und wurde am 15. März 1931 von Erzbischof Carl Fritz in der Pfarr- und Seminarkirche zu St. Peter im Schw. zum Priester geweiht.

Seine Vikarsjahre verbrachte er in Oberwolfach, Mosbach und Karlsruhe, St. Bernhard. Er fand sehr schnell Zugang zu den Menschen, sowohl im Religionsunterricht wie auch in den kirchlichen Vereinen und in der Einzelseelsorge. In den Dienstzeugnissen jener Jahre wird sein Wirken folgendermaßen beschrieben: „guter Prediger“, „seine Verbundenheit mit den Schülern ist sehr gut. Dementsprechend sein Einfluß“, „betreute die männlichen Vereine, bes. die Kolpingsfamilie, mit ganz großem Eifer und Geschick.“ In Mosbach lernte er unter dem Einfluß seines Prinzipals Roser die liturgische Bewegung kennen, durch die er sehr geprägt wurde; eine weitere Quelle seiner Spiritualität war die Schönstattbewegung.

Am 4. Sept. 1940 wurde Karl Stadelmann als Pfarrverweser nach Rheinhausen angewiesen; das war für ihn ein glücklicher Umstand, denn so wurde der Stellungsbeehl, der ihn zwei Tage später erreichte, unwirksam. In der Gemeinde entfaltete er in den schweren Kriegs- und Nachkriegsjahren eine fruchtbare Seelsorgstätigkeit. Seine kritische Einstellung zur NS-Partei führte zweimal zu seiner Verhaftung, die glimpflich verlief. Er war in jener Zeit der Dekanatsseelsorger für die Jugend und die Mütter. Die französische Besatzungsmacht ernannte ihn wegen seiner Sprachkenntnisse für eine gewisse Zeit zum Ortsvorsteher, wodurch er viel Leid lindern konnte. Für viele Heimkehrer wurde er zu einer wichtigen Anlaufstelle, indem er ihnen Verpflegung und Nachtlager bot und sie nachts auf Schleichwegen über den Rhein brachte.

Im Spätjahr 1948 übernahm Karl Stadelmann die Pfarrei Niederschopfheim. Im allgemeinen Aufbruch jener Zeit wirkte er als vorbildlicher Seelsorger und war bei den Gläubigen hochgeachtet. Neben der vielfältigen Seelsorgsarbeit in der Pfarrei war Pfarrer Stadelmann auch für die seelsorgerliche Betreuung der Schwestern im Städt. Krankenhaus Offenburg zuständig. Auf Dekanatsstufe war er Männerseelsorger und Vorsitzender des Dekanatsausschusses der kath. Aktion. Die Pfarrkirche mußte einer gründlichen Innen- und Außenreno-

vation unterzogen werden; die Pfarrscheune wurde zu einem Gemeindesaal umgebaut; auch war er der 2. Vorsitzende der Baugenossenschaft Neue Heimat, die durch den Bau von Siedlungshäusern die Wohnungsnot nach dem Krieg lindern half.

Gesundheitlich angeschlagen übernahm er auf ärztlichen Rat mit Menningen bei Meßkirch im Sommer 1964 eine kleinere Pfarrei. Doch was heißt schon „kleinere Pfarrei“? Auch hier wirkte Pfarrer Stadelmann in gewohnter Weise; das II. Vat. Konzil begleitete er mit großer Aufgeschlossenheit und versuchte Männer und Frauen zur Mitarbeit in der Pfarrei zu motivieren. Auch hier hatte er gleich zu Beginn seiner Tätigkeit die Baulasten mitzutragen; das große Pfarrhaus mußte total renoviert werden; im Erdgeschoß wurde ein Saal eingebaut; ebenso wurde die Pfarrkirche einer Innen- und Außenrenovierung unterzogen; zu guter Letzt kam auch der Kindergarten noch an die Reihe. In Dankbarkeit verlieh ihm die Gemeinde Menningen die Ehrenbürgerwürde. Auch hier stellte er sich über die Pfarrgrenzen hinaus zur Verfügung. So wurde er in den 1. Priesterrat als Vertreter der Region gewählt. Die Nachbargemeinde Göggingen war 1969 für ein Jahr vakant, so war er auch dort ein gefragter Seelsorger. Den Schülerinnen in der Heimschule Kloster Wald war er viele Jahre hindurch Beichtvater; in jenen Jahren gab er immer noch 16 Stunden Religionsunterricht an den Volksschulen und am Gymnasium in Meßkirch.

Die Kreisreform von 1973 warf ihre Schatten auch auf die kirchliche Planung; aus diesen Gründen verzichtete Pfarrer Stadelmann auf die Pfarrei Menningen und übernahm mit 69 Jahren die seelsorgerlich nicht leichte Pfarrei Mundelfingen in der Nähe seiner Heimatstadt. Auch hier arbeitete er voller Hingabe, bis ein im Jahre 1976 erlittener Herzinfarkt ihn zwang, sich aus dem aktiven Dienst zurückzuziehen. Das Pfarrhaus Mundelfingen behielt er als seinen Ruhestandswohnsitz und half dort und in den Altenheimen in Hüfingen gerne in der Seelsorge aus, soweit es seine Kräfte zuließen.

In den letzten Lebensjahren war er an das Haus gebunden, feierte auch dort bis zu seinem Todestag die hl. Messe. Er war Seelsorger mit Leib und Seele bis zum letzten Atemzug. Unter großer Anteilnahme wurde Pfarrer Stadelmann am 23. Mai 1996 auf dem Friedhof in Mundelfingen beigesetzt. r. i. p. H. H.

Steffi Ernst

Geb. am 4. 3. 1927 in Afersteg bei Todtnau; ord. in St. Peter am 31. 5. 1953. Vikar in Kirchdorf am 24. 7. 1953, in Stetten a.k.M. am 14. 10. 1953, in Wolfach am 3. 11. 1955, in Kehl am 9. 4. 1959. Pfw in Schliengen am 8. 3. 1960, inv. daselbst am 14. 5. 1961. Pfarrer in Bamlach am 23. 1. 1975. Ruhestand in Bamlach am 31. 12. 1994. Gest. in Offenburg am 18. 3. 1996; beerd. in Bamlach am 23. 3. 1996.

Ernst Steffi wurde am 4. März 1927 als Sohn des Bürstenschreiners Ernst Steffi und seiner Frau Frieda, geb. Ortlieb, in Afersteg bei Todtnau geboren. Mit zwei jüngeren Brüdern wuchs er zunächst in Afersteg, dann in Todtnau heran; nach dem frühen Tod seines Vaters (1936) mußte die Mutter allein für die vierköpfige Familie sorgen. Bereits in der Volksschule reifte in Ernst Steffi der Wunsch, Priester zu werden. Durch Pfarrvikar Vögt erhielt er Lateinstunden, so daß er ab 1941 das Berthold-Gymnasium in Freiburg besuchte, wo er auch im Erzb. Gymnasialkonvikt wohnen konnte. Im Juli 1944 wurde Ernst Steffi zum Reichsarbeitsdienst einberufen, anschließend kam er zur Wehrmacht, im April 1945 in amerikanische Gefangenschaft, aus der er im Januar 1946 entlassen wurde. Weil er im Konradhaus zu Konstanz Aufnahme fand, besuchte er dort auch das Gymnasium, wo er 1948 die Reifeprüfung ablegte. Präfekt Wenkert bescheinigte dem Abiturienten „eine ausgeglichene, beständige, etwas ernste, reife Lebensauffassung. ... Ein sehr positiver Mensch.“ Nach dem Theologiestudium in Freiburg und dem Seminarjahr in St. Peter wurde Ernst Steffi am 31. Mai 1953 durch Erzbischof Wendelin Rauch in der Pfarr- und Seminarirche zu St. Peter zum Priester geweiht. Nach einer kurzen Vertretung in Kirchdorf wirkte Pfarrer Steffi als Vikar in Stetten a.k.M., Wolfach und Kehl, wo seine Arbeit als selbstlos, zielbewußt, gewissenhaft und sensibel beschrieben wird. Seine gut vorbereiteten, lebendigen Predigten fanden überall Beachtung; sein Prinzipal in Stetten a.k.M. schrieb ihm ins Dienstzeugnis: „Das Zusammenarbeiten mit Vikar Steffi war immer eine Freude. Sein Seelsorgeifer ist besonders hervorzuheben.“

Im Frühjahr 1960 wurde Pfarrer Steffi nach Schliengen mit der Filiale Mauchen angewiesen, wo er ein Jahr später auch als Pfarrer investiert wurde. Hier wirkte er fast 15 Jahre lang gewissenhaft und zielbewußt zum Segen der Gemeinde.

In Folge seiner schweren Krankheit, die er 1970/71 durchzustehen hatte und die noch lange Zeit nachwirkte, wechselte Pfarrer Steffi 1975 auf die kleinere Pfarrei Bamlach mit der Filiale Rheinweiler. Trotz der angeschlagenen Gesundheit wirkte er auch hier mit großem Eifer; seine eigene Krankheit machte ihn besonders sensibel für die Nöte der Menschen. Neben der allgemeinen Seelsorgsarbeit mußte er die Renovation der St. Nikolaus-Kapelle in Rheinweiler durchführen, ebenso auch die Außenrenovation der Pfarrkirche und die Errichtung eines Gemeindehauses in Bamlach. Zum Jahresende 1994 mußte Pfarrer Steffi aus gesundheitlichen Gründen um seine Zuruhesetzung bitten; er konnte im Pfarrhaus Bamlach wohnen bleiben und war so seiner Gemeinde im Herzen und im Gebet verbunden. Durch sein überzeugendes Leben aus dem Glauben, gerade auch in den langen Jahren seiner schweren Krankheit, ist er vielen zum Vorbild geworden. Wiederholt mußte er das Josefs-Krankenhaus in Offenburg aufsuchen, wo er am 18. März 1996 starb. Am 23. März 1996 wurde er auf dem Friedhof der ihm zur zweiten Heimat gewordenen Gemeinde Bamlach unter großer Beteiligung der Gemeinde Bamlach und der Mitbrüder beigesetzt. r. i. p. H. H.

Terrero-Torrecilla José-Manuel

Geb. am 25. 12. 1953 in Badaran (Spanien); ord. in der Diözese Logrono am 21. 6. 1980. Seelsorger der Spanischen Mission in Karlsruhe 1983–1994; Ruhestand am 1. 9. 1994. Gest. in Pamplona am 3. 6. 1996; beerd. in Badaran am 4. 6. 1996.

Aus den Personalakten ist nur wenig über das Leben und Wirken des Seelsorgers José-Manuel Terrero zu entnehmen. In seinem 3. Dienstjahr übernahm er im Auftrag seines Bischofs mit großem Eifer die Seelsorge seiner Landsleute in Karlsruhe. Bei einer Wallfahrt nach Fatima mußte er sich einer Notoperation in Lissabon unterziehen, wobei er durch eine Bluttransfusion von einem bösartigen Virus angesteckt wurde. Er konnte noch drei Jahre seinen Dienst in Karlsruhe versehen, der immer wieder durch Krankenhausaufenthalte unterbrochen wurde; bei einem Heimaturlaub verschlimmerte sich seine Krankheit dermaßen, daß er zu Hause bleiben mußte; in der Opus-Dei-Klinik zu Pamplona wurde er betreut, wo er dann auch sein Leben am 3. 6. 1996 in die Hände seines Schöpfers zurückgeben mußte. Am folgenden Tag wurde er in seinem nahegelegenen Heimatort beerdigt. r. i. p. H. H.

Thome Karl

Geb. in Rot am 30. 5. 1926; ord. am 30. 5. 1954. Vikar in Schutterwald 23. 6. 1954, in Grünsfeld 20. 4. 1955, in Lauf 25. 7. 1956, in Oberhausen b. Philippsburg 8. 5. 1957, in Forbach 7. 5. 1958. Pfrvw. in Dietershofen 26. 4. 1961, inv. daselbst 15. 4. 1963. Pfarrer in Zuzenhausen 10. 4. 1973, inv. daselbst 2. 6. 1973. Gest. in Heidelberg 4. 1. 96; beerd. in St. Leon-Rot 11. 1. 1996.

Pfarrer Karl Thome wurde am 7. Sept. 1926 als Sohn des Landwirts Ludwig Thome und seiner Frau Susanna, geb. Maag, in Rot bei Heidelberg geboren. Zusammen mit zwei Brüdern und vier Schwestern wuchs er in einem vom christlichen Geist geprägten Elternhaus heran. In Bruchsal ging er aufs Gymnasium, bis er 1944 zur Wehrmacht eingezogen wurde, im Dezember 1944 geriet er in Frankreich in Gefangenschaft, aus der er im Januar 1946 entlassen wurde. Anschließend besuchte er in Heidelberg das Gymnasium; nach bestandnem Abitur studierte er in Freiburg und München Theologie, wobei ihn eine Lungenkrankheit, die er seit der Kindheit mitschleppte, zwang, für ein Jahr das Studium zu unterbrechen. Nach dem Seminarjahr in St. Peter wurde er am 30. Mai 1954 durch Weihbischof Eugen Seiterich im Münster ULF zu Freiburg zum Priester geweiht.

Schutterwald, Grünsfeld, Lauf, Oberhausen b. Philippsburg und Forbach waren die Einsatzorte seiner Vikarszeit. Die Jahresberichte der Dekanate beschreiben den jungen Seelsorger in jenen Jahren als kraftvollen, ernsten und geraden Charakter, dessen Predigtstil volkstümlich und klar ist. Im Frühjahr 1961 wurde Pfarrer Thome als Pfarrverweser nach Dieters-

hofen, damals zum Dekanat Sigmaringen gehörig, angewiesen; nach dem Unfalltod des Nachbarpfarrers Kreidler wurde ihm alsbald auch dessen Pfarrei, Walbertsweiler, zugewiesen, so daß er – 1963 investiert – im sog. „Tale“ sieben Ortschaften mit drei Kirchen und vier Kapellen zu betreuen hatte; es waren zwar kleine Gemeinden, die aber durch eine lange Tradition selbständig geblieben sind, bis dann die Kreisreform 1973 die Orts Grenzen radikal änderte. Mit der Übernahme der Pfarrei Walbertsweiler war ihm sofort eine große Aufgabe zugewachsen. Dort war im Jahr 1959 der Kirchturm eingestürzt; die Kirche wurde dabei so schwer beschädigt, daß man sich für einen Neubau entschied. Die Planungsphase war bereits abgeschlossen, so daß Pfarrer Thoma im November 1961 den Grundstein legen konnte. Im Jahre 1963 konnte dann die einfach und stilvoll gebaute Kirche eingeweiht werden. Pfarrer Thome betreute in seinem großen Pfarrbezirk die Landjugendgruppe, das Männerwerk, die Landfrauenvereinigung; zeitweise war er auch Dekanatmännerseelsorger im weit verzweigten Dekanat.

In den Jahresberichten beschrieb ihn der Dekan als einen eifrigen Seelsorger, der – wegen der Entfernungen und Vielzahl der Kirchen – immer unter Zeitdruck stand. Die mitunter heute seltsam anmutenden Fragen im Berichtsbogen versetzte die Dekane öfters in Verlegenheit, wenn sie z.B. die „priesterliche Kleidung“ beschreiben sollten; bei Karl Thome hieß es einmal (1962) „clerical, in Kurzform“; für heutige Leser heißt dies: er trug keine Soutane oder Soutanelle, sondern einen schwarzen Anzug. Im Frühjahr 1973 wechselte Pfarrer Thome auf die Pfarrei Zuzenhausen mit der Filiale Sinsheim-Hoffenheim. Hier wirkte er bis zu seinem Tod, gesundheitlich nicht mehr auf der Höhe; seine besondere Sorge galt der Verkündigung und der feierlichen Gestaltung der Gottesdienste. Auch hier war es notwendig, neben der allgemeinen Seelsorge, die Bausubstanz der kirchlichen Gebäude zu erhalten; die Pfarrkirche wurde einer Innenrenovation unterzogen, das Gemeindehaus saniert und erweitert; in Hoffenheim mußte eine neue Kirche gebaut und das Pfarrhaus außen renoviert werden. War Pfarrer Thome in den Konzilsjahren offen für die neue Entwicklung, was der Kirchenbau in Walbertsweiler zeigt, so konnte er sich mit vielem, was in den Jahren danach geschah, nicht mehr identifizieren; vielleicht war es auch seine Krankheit, die ihn ab und zu in seiner Gemeinde und unter seinen Mitbrüdern zu isolieren drohte.

Am Tag vor Weihnachten 1995 mußte er das Krankenhaus Sinsheim aufsuchen, wo er operiert und danach in die Heidelberger Universitätsklinik überführt wurde. Dort starb er am Abend des 4. Januar 1996. Am 11. Januar 1996 wurde er in seiner Heimatgemeinde St. Leon-Rot beigesetzt.

Pfarrer Thome wußte um die Vorläufigkeit des Menschlichen, so stand es zusammenfassend in seiner Todesanzeige, und vertraute auf die Wirklichkeit des Sakramentalen und die Macht des Gebetes. Auch in schweren Zeiten, auch nach schwerer Krankheit, galt für ihn: einfach durchhalten, weil wir im Glauben von Gott, dem Vater, gehalten sind. r. i. p. H. H.

Vetter Timotheus

Geb. 21. 11. 1911 in Zunsweier, ord. 22. 3. 1936. 22. 4. 1936 Vikar in St. Trudpert, 15. 6. 1937 in Neibshem bei Bretten, 5. 2. 1941 in Singen (St. Josef), 7. 7. 1947 in Mosbach (St. Cäcilia), 2. 8. 1949 Pfrvw. in Oberried, 26. 3. 1951 inv. daselbst, 15. 11. 1989 Ruhestand in Zunsweier. Gest. 20. 8. 1996 in Zunsweier, beerd. 23. 8. 1996 daselbst.

Als Sohn des Landwirts Timotheus Vetter und seiner Ehefrau Anna, geb. Obert, wuchs Vetter mit neun Geschwistern in Zunsweier auf. Sein früher Wunsch, Priester zu werden, fand nachhaltige Förderung durch den Vikar der Heimatgemeinde, der ihn auf den Eintritt in die Quarta des Offenburger Gymnasiums nach der 6. Volksschulklasse vorbereitete. Nach bestandnem Abitur (Ostern 1931) studierte er in Freiburg und Tübingen Theologie. Vetter war einer der 60 Diakone, die am 22. März 1936 im Freiburger Münster von Erzbischof Conrad Gröber zu Priestern geweiht wurden.

Als Vikar in St. Trudpert fand er unter dem späteren Märtyrerpriester Willibald Strohmeyer einen verständnisvollen und eifrigen Pfarrherrn, zugleich aber auch einen vorbildlichen Seelsorger, der in politisch schwerer Zeit viel Glaubensmut bewies und sich nicht scheute, angesichts der vom Staat verfüigten Gleichschaltung immer wieder Sand im Getriebe zu sein. Im übrigen waren Veters Vikarsjahre eine in pastoraler Hinsicht erfahrungsreiche Lehrzeit; denn er lernte nicht nur die besonderen Schwerpunkte ländlicher und städtischer

Seelsorge kennen, sondern bekam auch wertvolle Einblicke in das kirchliche Leben sowohl innerhalb stark katholisch geprägter als auch konfessionell gemischter Gemeinden, in Wohngebieten mit vorwiegend fränkischer als auch alemannischer Bevölkerung.

Vorrangiges Anliegen Vettters war stets die gewissenhafte Sakramentenverwaltung, vor allem aber die würdige Gestaltung und Feier der heiligen Messe. Gern war er auch Religionslehrer; zeitweise umfaßte sein wöchentliches Deputat bis zu 20 Unterrichtsstunden. In enger Verbindung mit dem Religionsunterricht kann seine Vorliebe für die kirchliche Jugendarbeit gesehen werden. Schon als Vikar in Singen war er Bezirkspräsident der Jungmänner.

Im Sommer 1949 kam Vetter als Pfarrverweser nach Oberried; seine Investitur in der Pfarrei „Maria Krönung“ erfolgte am Ostermontag 1951. Die Seelsorge in dem räumlich weit ausgedehnten Pfarrbezirk stellte auch eine Reihe körperlicher Anstrengungen an den Pfarrer, denen jedoch Vetter, selbst ländlichen Verhältnissen entstammend, voll gewachsen war. Zur Bevölkerung in den drei Talgemeinden Oberried, St. Wilhelm und Zastler stand er in gutem Kontakt.

Der in den Nachkriegsjahren allmählich einsetzende und ständig wachsende Zuzug von Neubürgern machte eine Reihe baulicher Maßnahmen notwendig: die Errichtung der Kapelle „Maria Königin“ als Filialkirche in St. Wilhelm, die Außen- und die später erfolgte Innenrenovierung der ehemaligen Klosterkirche, der Bau eines Kindergartens und der Ausbau des Wohntraktes im Klostergebäude. Auch die Anschaffung von Glocken sowie die Einrichtung der Dorfhelferinnenstation gehen auf Vettters Initiative zurück. Als weiteres Aufgabengebiet übernahm er 1951 bis zu seinem Wegzug das Amt des Präses der Kirchenchöre im Dreisamtal.

Im Jahre 1976 konnte Vetter den 40. Jahrestag seiner Priesterweihe und zugleich das 25jährige Ortsjubiläum als Pfarrer in Oberried begehen. Damals bekundete die politische Gemeinde ihre Anerkennung und ihren Dank, indem sie den geschätzten Seelsorger zum Ehrenbürger ernannte. Auch anlässlich seines Goldenen Priesterjubiläums nahm wiederum die ganze Dorfgemeinde regen Anteil an den Feierlichkeiten. Immerhin stand Vetter zu diesem Zeitpunkt noch im aktiven Dienst – auch in Zeiten eines bedrückenden Priestermangels eine große Seltenheit. Ihm selbst war es ein echtes Herzensanliegen, auch noch im vorgeschrittenen Alter und trotz eines Kehlkopfleids nach Kräften in der Pastoration auszuhalten, und in gewissem Sinne ehrt es ihn, wenn er der Meinung war, trotz mancher Einwände den einmal übernommenen Verpflichtungen bis zum Ende nachkommen zu müssen. So sehr fühlte er sich mit Oberried verwachsen, daß er zum Zeitpunkt seiner Zuruhesetzung im Rückblick feststellen konnte, dreimal seine Dekanatszugehörigkeit (Breisach, Kirchzarten und Neustadt), jedoch nie seinen Pfarrort gewechselt zu haben. Vettters Abschied von Oberried (1989) führte ihn in seine Heimatgemeinde Zunsweier zurück, wo er, von seiner Schwester Rosa betreut, den Ruhestand verbrachte. Soweit es ihm seine Gesundheit erlaubte, half er noch bereitwillig in der Seelsorge mit. Indessen schritt der alters- und krankheitsbedingte Kräfteverfall unaufhaltsam fort. Bereits an der Schwelle des Todes konnte er noch im März 1996 das Diamantene Priesterjubiläum feiern, für Erzbischof Oskar Saier willkommener Anlaß, noch einmal mit herzlichen Worten für ein langes Priesterleben in „Beständigkeit, Standhaftigkeit und Treue“ zu danken. Am 20. August 1996 verstarb Timotheus Vetter im Herrn. Seine letzte Ruhestätte fand er auf dem Friedhof in Zunsweier.

Clemens Siebler

Vögtle Prälat Prof. Dr. Anton

Geb. 17. 12. 1910 in Vilsingen/Hohenzollern, 18. 11. 1935 Promotion zum Dr. theol. an der Universität Freiburg i. Br. als Diakon, ord. 22. 3. 1936 im Münster zu Freiburg. 22. 4. 1936 Vikar in Heitersheim, 1. 4. 1937 Kaplan an der Unteren Pfarrei in Mannheim. Ab 17. 4. 1939 Studienurlaub in Bonn, Sept. 1939 in Berlin. 15. 1. 1940 Divisionspfarrer, 26. 5. 1945 Entlassung aus dem Kriegsdienst, Juli 1945 aus englischer Kriegsgefangenschaft. Ab Juli 1945 Studienurlaub in Freiburg und Tübingen. 30. 5. 1947 Pfarrverweser in Schlatt/Breisgau. 2. 12. 1949 Lektor für ntl Exegese an der Universität Freiburg. 28. 10. 1950 Sonderstudium am Päpstl. Bibelinstitut in Rom. 23. 4. 1951 o. Prof. für ntl Exegese in Trier, 1. 10. 1951 o. Prof. für ntl Exegese an der Universität Freiburg. 14. 11. 1966 Päpstl. Hausprälat. 21. 11. 1966 Mitglied der „Potificia Commissio Neovulgatae“, 1. 6. 1967 Päpstl. Konsultor dieser Kommission. 27. 12. 1972 nicht residierender Domkapitular an der Metropolitankirche zu Freiburg. 8. 10. 1973 Vorstandsvorsitzender des Kath. Bibelwerks in Stuttgart. 17. 7. 1981 Ehrendom-

herr an der Metropolitankirche zu Freiburg. Gest. 17. 3. 1996 in Freiburg, beerd. 22. 3. 1996 in Vilsingen/Hohenzollern.

Die letzte exegetische Untersuchung von A. Vögtle trägt den Titel: „Die ‚Gretchenfrage‘ des Menschensohnproblems“ (Freiburg i. Br., 3. Aufl. 1997). Dieser in den Evangelien für Jesus verwendete Titel „Menschensohn“ hat Vögtle über 50 Jahre hinweg beschäftigt: Hat Jesus selbst diesen Titel für sich verwendet? Welche religionsgeschichtlichen Bezüge liegen zugrunde? Wie haben sich die unterschiedlichen Verwendungsbereiche in den Evangelien entwickelt? 1949 ist A. Vögtle mit einer Untersuchung zu eben diesem Titel „Menschensohn“ in Freiburg für neutestamentliche Literatur und Exegese habilitiert worden. Als „braver Katholik“ hatte er, wie er in seiner Antrittsrede vor der Heidelberger Akademie der Wissenschaften 1973 bemerkte, sich zum Ziel gesetzt, nachzuweisen, dass Jesus selbst diesen Titel als Selbstbezeichnung verwendet hat. Als Ergebnis seiner letzten Studie – nach einigen Aufsätzen, die bereits in die neue Richtung weisen – formuliert Vögtle dann in der oben genannten Untersuchung von 1997 – in der ihm eigenen Zurückhaltung, die nichtsdestoweniger seine Überzeugung deutlich wiedergibt –, dass „die Pluspunkte“, die für „die Hypothese der erst nach-österlichen Verwendung“ dieses Titels „Menschensohn“ sprechen, überwiegen.

Solche seine gesamte Lehrtätigkeit begleitende Beschäftigung mit einem Problem der neutestamentlichen Literatur kann für das exegetische Arbeiten von A. Vögtle als charakteristisch angesehen werden. Einmal behandelte Themen werden nicht als „erledigt“ betrachtet; immer wieder greift Vögtle die Themen auf, berücksichtigt neue Gesichtspunkte und ist auch bereit, früher formulierte Positionen zu revidieren. Diese Art der Beschäftigung mit dem biblischen Text hat zwei Konsequenzen, die für das exegetische Wirken Vögtles kennzeichnend geworden sind. Es ist einmal eine gewisse Scheu, die Bearbeitung eines Themas bzw. eines Textes als abgeschlossen zu betrachten und das Ergebnis zu veröffentlichen. Und es ist zum anderen die Bereitschaft, im Laufe der weiteren Befassung mit einem Text oder einem Problem neue Wege zu beschreiten. Maßgeblich blieb für ihn immer die Autorität des biblischen Textes. Seinen Sinn galt es zu erschließen – auch auf die Gefahr hin, dass traditionelle Auslegungsmuster und lange festgehaltene Überzeugungen in Frage gestellt werden mussten. Diese Offenheit forderte er von sich selbst; er verlangte sie aber auch von denen, die sich auf das Zeugnis der Schrift beriefen.

Deshalb gab es für den Exegeten A. Vögtle keine Scheu vor schwierigen Fragen oder vor Kontroversen, solange sie auf der Basis wissenschaftlicher Argumentation ausgetragen wurden. Im Gegenteil! Ihn reizten strittige Themen und problemträchtige Texte. Vögtle selbst hat dieses sein exegetische Arbeiten in einer gewissen Parallelität zum Handwerk seines Vaters, des „Schmiedemeisters Severin“, gesehen, dessen Handwerk es erforderte, gerade auch „heiße Eisen“ anzufassen und zu schmieden.

Geboren wurde Anton Vögtle am 17. 12. 1910 als drittes Kind der Eheleute Severin und Mina Vögtle in Vilsingen/Hohenzollern. Nach dem Besuch der Volksschule in Vilsingen 1917–23 wechselte er auf das Humanistische Gymnasium in Sigmaringen und wohnte im Erzbischöflichen Gymnasialkonvikt St. Fidelishauss. Der damalige Rektor des Konvikts bescheinigt dem Schüler Anton Vögtle „hervorragende Begabung und überaus großen Fleiß“. Nach dem Abitur 1930, das er „mit Auszeichnung“ abschloss, begann er das Studium der Theologie in Freiburg i. Br., das im Jahre 1931 durch einen sechsmonatigen Aufenthalt im Noviziat des Jesuitenordens in Feldkirch unterbrochen wurde. Im sechsten Semester beteiligte er sich an der Ausschreibung einer Preisarbeit der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg zu den „Tugend- und Lasterkatalogen im Neuen Testament“. Diese Arbeit erhielt nicht nur den ersten Preis, sondern wurde 1935 von der Theologischen Fakultät als theologische Dissertation angenommen und schon im nächsten Jahr in der Reihe „Neutestamentliche Abhandlungen“ publiziert. Nach der Priesterweihe am 22. 3. 1936 trat Vögtle eine Stelle als Vikar in Heitersheim an, anschließend am 1. April 1937 als Kaplan an der Unteren Pfarrei in Mannheim.

Die von der Kirchenbehörde ab dem April 1939 genehmigten weiterführenden biblischen Studien in Bonn und in Berlin wurden jäh beendert durch die auf den 15. Januar 1940 datierte Einberufung zum Seelsorgsdienst in der Wehrmacht – nach Vögtles eigenen Worten „die ernsthafteste Seelsorge“ seines Lebens. Im Juli 1945 aus englischer Kriegsgefangenschaft entlassen, konnte er in Freiburg und in Tübingen mit der Erstellung einer Habilitationsschrift beginnen. Das Thema, nämlich die Frage nach Herkunft, Grund und Zweck der indirekten Selbstbezeichnung Jesu als „der Menschensohn“, ergab sich ihm aus der meditierenden Lektüre der neutestamentlichen Schriften während seiner Tätigkeit als Divisionspfarrer. Seit Mai

1947 Pfarrverweser in Schlatt im Breisgau, konnte Vögtle bereits 1949 in Freiburg habilitiert werden. Nach kurzem Studienaufenthalt am Päpstlichen Bibelinstitut in Rom erhielt er im April 1951 die Berufung als ordentlicher Professor für neutestamentliche Exegese an die Theologische Fakultät in Trier. Schon zum Wintersemester 1951/52 folgte der Ruf auf den Lehrstuhl seines Lehrers Alfred Wikenhauser an die Theologische Fakultät der Universität Freiburg, der er bis zu seiner Emeritierung 1979 die Treue hielt. Einen Ruf an die Katholisch-Theologische Fakultät der Universität Bonn hat A. Vögtle abgelehnt, obwohl ihn, der zeitlebens von einer unübertreffbaren ökumenischen Offenheit geprägt war, die Kommunikationsmöglichkeit mit einer Evangelisch-Theologische Fakultät sehr gereizt hat. Den Grund für die Ablehnung dieses ehrenvollen Rufes kann man, wie I. Broer schreibt, einerseits in seiner tiefen Heimatverbundenheit begründet sehen. Mit entscheidend war aber wohl auch die in einem Fackelzug von Studierenden demonstrierte Verbundenheit mit ihrem akademischen Lehrer. Es war dies ein Zeichen besonderer Wertschätzung, ein Beleg dafür, dass Vögtle es verstanden hat, tiefe Gläubigkeit mit unerbittlicher wissenschaftlicher Akribie zu verbinden, ebenso das Wissen um die Verantwortung für die theologische Bildung der Studierenden mit einem von Humor und Witz geprägten Umgang mit eben diesen Studierenden, aber auch mit den Kollegen der eigenen Fakultät und anderer Fakultäten, seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern am Lehrstuhl, und nicht zuletzt mit seinen Schülerinnen und Schülern.

In dieser Zeit seiner Freiburger Lehrtätigkeit hatte er im Studienjahr 1958/59 das Amt des Rektors der Universität inne.

Im Jahre 1966 wurde Vögtle zum Päpstlichen Hausprälaten ernannt, im gleichen Jahr zum Mitglied der „Pontificia Commissio Neo-Vulgatae“ und im folgenden Jahr zum Päpstlichen Konsultor dieser Kommission. 1972 folgte die Ernennung zum nicht residierenden Domkapitular an der Metropolitankirche Freiburg i. Br., 1981 zum Ehrendomherr.

Das auf Grund seiner wissenschaftlichen Arbeit erworbene internationale Ansehen dokumentiert die Tatsache, dass A. Vögtle 1972 als erster katholischer Exeget als Mitglied in die Heidelberger Akademie der Wissenschaften aufgenommen wurde, im Jahre 1973 in die „Studium Novi Testamenti Societas“.

Anton Vögtle wusste sich in seiner Auslegung der neutestamentlichen Schriften ganz der historisch-kritischen Methode verpflichtet. Obwohl auch das II. Vatikanum in seiner dogmatischen Konstitution über die göttliche Offenbarung „Dei Verbum“ die Berücksichtigung der wissenschaftlichen Erkenntnisse zur Entstehung und Weitergabe der biblischen Texte gefordert hat, wurden Exegeten wie A. Vögtle zum Teil auch innerkirchlich mit Argwohn beobachtet und nicht selten denunziert. Seinen Hörerinnen und Hörern gegenüber stellte er bisweilen fest, dass die für sie selbstverständlichen Möglichkeiten der wissenschaftlichen Bibelauslegung von seiner Generation erstritten und nicht selten erlitten werden mussten. Es ist sicher zu einem guten Teil ein Verdienst dieses Exegeten, dass die katholische Bibelwissenschaft zu einem „gleichberechtigten Partner“ der evangelischen Bibelauslegung herangewachsen ist (I. Broer).

Die Veröffentlichungen von A. Vögtle decken den gesamten Bereich der neutestamentlichen Schriften ab, angefangen bei den Evangelien, über die Paulusbriefe, die neutestamentlichen Spätschriften (wie etwa die Kath. Briefe) bis hin zur Offenbarung des Johannes. Ein exegetischer Schwerpunkt, der auch in den Einzeluntersuchungen zu Detailfragen immer im Hintergrund steht, ist die Frage nach dem historischen Jesus. Mit dieser Rückfrage verknüpft hat in seinen Arbeiten die Darstellung des Charakters der Evangelien als Verkündigungsschriften besonderes Profil gewonnen. Hier sind etwa zu nennen die wegweisenden Aufsätze zu den sog. Kindheitsgeschichten des Matthäus- und Lukasevangeliums. Gegenüber der nie ganz überwundenen Unterstellung, mit solchen Rückfragen nach der Entstehung dieser Texte, den religionsgeschichtlichen Motivzusammenhängen und den Intentionen der Evangelisten werde der Glaube zerstört, ist für den aufmerksamen und lernwilligen Leser unübersehbar, dass erst durch die hier geleistete exegetische Detailanalyse die Fülle der theologischen und christologischen Aussagen dieser Christusgeschichte erschlossen wird. Ähnliches gilt für das zentrale Thema „Ostern“. Die Frage, wie es zum Osterglauben kam, zieht sich wie ein roter Faden durch die Bibliographie. Noch in den 90er Jahren des letzten Jahrhunderts hat sich A. Vögtle, u.a. in der aktuellen Auseinandersetzung mit den Thesen von G. Lüdemann, mit diesen Fragen zur Entstehung des Osterglaubens befasst (vgl. dazu das posthum erschienene Buch: *Biblischer Osterglaube*, hrsg. v. Rudolf Hoppe, Neukirchen 1999). Verknüpft mit dieser Diskussion um die Entstehung und den Stellenwert des Osterglaubens für das Chri-

stusbekennnis bildet einen weiteren Schwerpunkt in der Rückfrage nach dem historischen Jesus das Problem des Todesverständnisses Jesu.

Wirkungsgeschichtlich von Bedeutung geworden sind sodann auch die Abhandlungen, die sich beschäftigen mit den Fragen zur Entstehung der christlichen Gemeinden, ihren Strukturen und den verschiedenen Entwicklungsstufen. Auch hier ist A. Vögtle seinem Grundsatz treu geblieben, dass bei einer verantwortlichen historisch-kritischen Textbefragung kein Problem ausgeklammert werden darf, wie etwa die Frage nach der Authentizität der Kirchengründungsworte in Mt 16,17–19 oder die Diskussion um die Relation zwischen gegenwärtiger Praxis und Bewertung der Stellung der Frauen in kirchlichen Diensten und den Zeugnissen der neutestamentlichen Schriften zu Aufgaben und Funktionen von Frauen in christlichen Gemeinden.

Der Anspruch von Anton Vögtle, den er an sich selbst stellte und der sich darin manifestiert, dass er noch in den letzten Wochen seines Krankenhausaufenthaltes eine neue Veröffentlichung zum Thema „Todesverständnis Jesu“ vorbereitet und seine Monographie zum Menschensohnproblem für eine Neuauflage überarbeitet hat, zeigt ihn als leidenschaftlichen Bibelwissenschaftler, der trotz der wissenschaftlichen Akribie die Grenzen der Erkenntnismöglichkeiten klar erkannt und die Bedeutung des persönlichen Glaubens immer wieder betont hat. Dass wissenschaftlich ausgerichtetes Erkenntnisstreben und das Wissen um die Unerlässlichkeit des Glaubens im Umgang mit der Schrift sich nicht nur nicht widersprechen, sondern sich ergänzen, das hat Vögtle immer wieder betont und in seinen Arbeiten dokumentiert. Dafür sei neben seinen „Meditationen“ zu Mt 28,16–20 und Lk 2,1–20 verwiesen auf die Monographie: *Unnötige Glaubensbarrieren. Neutestamentliche Texte und ihre Glaubensaussagen*, hrsg. v. Carola Diebold-Scheuermann, Stuttgart 1998.

Anton Vögtle wird als „einer der großen katholischen Exegeten“ des letzten Jahrhunderts (R. Hoppe) und als entscheidender Wegbereiter des ökumenischen Dialogs in der theologischen Wissenschaft und auch in der Kirche in Erinnerung bleiben. So wie er es sich nicht leicht gemacht hat, so kann auch jede Leserin und jeder Leser ihm nur gerecht werden, wenn sie sich auf die Herausforderung, wie A. Vögtle die biblische Botschaft verstanden hat, einlassen.

Würdigungen:

R. Pesch, in: *Tendenzen der Theologie im 20. Jahrhundert* (hrsg. v. J. Schultz), Stuttgart 1966, 571–576; I. Broer, in: *BZ* 41 (1997) 154–157; R. Hoppe, *Wegbereiter historischer Jesusforschung*, in: *Theologen unserer Zeit* (hrsg. v. S. Pauly), Stuttgart 1997, 81–95.

Bibliographien:

Bis 1996 in: *Auferstehung Jesu und Auferstehung der Christen* (hrsg. v. L. Oberlinner), Freiburg 1986, 144–199; vollständig im Internet:
<http://www.2.ruf.uni-freiburg.de/theologie/forsch/voegtle>

Weinmann Franz Ignaz Geistl. Rat

Geb. 3. 1. 1909 in Deilingen/Württ., ord. 30. 4. 1933 in Freiburg. 1. 6. 1933 Vikar in Schwarzach, 25. 11. 1936 in Karlsruhe-Mühlburg, 13. 12. 1939 in Mannheim-Käfertal, 14. 2. 1941 in Mannheim, Obere Pfarrei. 16. 3. 1942 bis 5. 6. 1942 Gefängnis in Mannheim. 5. 6. 1942 bis 11. 4. 1945 KZ Dachau. 19. 7. 1945 Pfrvw. in Heiligenzell. 23. 4. 1950 Investitur. 15. 1. 1958 Pfr. in Hausach i. K. 26. 1. 1958 Investitur. 12–6–1067 Dekan des Kapitels Kinzigtal. 18. 4. 1973 Geistl. Rat ad honorem. 17. 9. 1979 Ruhestand im Kloster Wittichen. Gest. 15. 11. 1996 in Wittichen, beerd. 21. 11. 1996 ebenda.

Pfarrer Franz Weinmann wurde als Sohn des Maurermeisters Konstantin Weinmann und seiner Ehefrau Kumerana, geb. Mattes, in Deilingen/Württemberg geboren. Er hatte eine ältere Schwester und einen älteren Bruder. Am 21. August 1912 zog die Familie nach Hinterzarten. Die Eltern ermöglichten ihm unter großen Opfern den Besuch des Friedrich-Gymnasiums in Freiburg, wobei er Zögling des Erzb. Gymnasialkonvikts war. Nach dem Abitur im Jahre 1928 absolvierte er in Freiburg und Innsbruck das Theologiestudium und wurde am 30. April 1933, zusammen mit 36 Mitbrüdern, von Erzbischof Conrad Gröber in der Seminar-kirche St. Peter i. Schw. zum Priester geweiht.

Der junge Priester widmete sich mit großem Eifer der Seelsorge. Er war ein gediegener und ansprechender Prediger und guter Katechet. „Der Herr wird an allen Posten seinen Mann stellen als braver Priester, als fleißiger Arbeiter, als gediegener, lebenswürdiger Charakter und als praktischer Schwabe“, schrieb ihm sein Prinzipal Pfarrer Feisst von Schwarzach bereits im Jahre 1936 ins Dienstzeugnis.

Ein besonderes Anliegen war ihm die Betreuung der heranwachsenden männlichen Jugend, die es gegen den Rassenwahn der Nationalsozialisten immun zu machen galt. Der große Einfluß, den Vikar Weinmann auf die Jugend hatte, blieb den nationalsozialistischen Behörden nicht verborgen. Sie sammelten längere Zeit Informationen über seine politischen Äußerungen. So genügte im März 1942 ein geringer Anlaß, den beliebten Seelsorger in „Schutzhafte“ zu nehmen. Trotz der vorhersehbaren Einlieferung in ein Konzentrationslager bekannte Vikar Weinmann mutig, daß es das Ziel seiner Arbeit besonders mit den Jugendlichen sei, sie zu „tapferen, einsatzbereiten Christen“ zu erziehen, damit sie gegen den Zeitgeist auf religiösem Gebiet arbeiten, „denn wenn sie fest im Glauben sind, könne sie niemand niederringen“.

Mit dem Vorwurf, fortgesetzt die katholische Jugend gegen den nationalsozialistischen Staat aufzuhetzen, das Vertrauen der Jugend in den nationalsozialistischen Staat zu untergraben und die Bevölkerung zu beunruhigen, wurde Vikar Weinmann am 5. Juni 1942 in das Konzentrationslager nach Dachau überführt. Am 11. April 1945 wurde er aus der Haft entlassen. Seine Aufzeichnungen vom Aufenthalt im Konzentrationslager Dachau sind im Freiburger Diözesan-Archiv 1970, S. 154–197 unter der Überschrift „Eine Heimsuchung, Seelsorgsbriefe aus der Verbannung“ erschienen.

Nach einer vierteljährigen Erholungszeit konnte Pfarrer Weinmann am 19. Juli 1945 in Heiligenzell den Dienst als Seelsorger wieder aufnehmen. Neben der vielfältigen Seelsorge war in den zwölf Jahren seines Wirkens die Wiederherstellung der durch den Krieg beschädigten Gebäude und die Anschaffung eines neuen Geläutes seine Hauptaufgabe. Auf Dekanatsseelsorgeebene war er Dekanatsseelsorger der Frauenjugend.

Im Jahre 1958 konnte Pfarrer Weinmann auf seinen Wunsch auf die größere Pfarrei St. Mauritius in Hausach im Kinzigtal angewiesen werden. Hier baute er das Ilghaus zum Pfarrhaus um, baute ein Pfarr- und Jugendheim, erweiterte den Kindergarten, renovierte die alte Dorfkirche von Hausach und ließ eine neue Orgel bauen. Vom 12. Juni 1967 bis 14. November 1979 besaß er als Dekan das Vertrauen seiner Mitbrüder.

Seine fünfzehnjährige Wirksamkeit in der Pfarrei Hausach im Kinzigtal wurde von Erzbischof Hermann Schäufele gewürdigt durch Ernennung zum Geistlichen Rat ad honorem am 18. April 1973. Sein Bekennermut im Dritten Reich wurde am 14. Februar 1980 durch die Verleihung der Konradspplakette nochmals besonders gewürdigt.

Am 17. September 1979 zog sich Pfarrer Weinmann in den Ruhestand in das Kloster Witten zurück. Als Subsidiar arbeitete er in der Gemeinde mit. Seine letzte Ruhestätte fand er unweit des Grabes der seligen Luitgard. Pfarrer Franz Weinmann gehörte zu den markanten Priesterpersönlichkeiten des Kinzigtales.

Literatur:

Franz Weinmann, Eine Heimsuchung. Seelsorgsbriefe aus der Verbannung. In: FDA 90 (1970) S. 154–197.

Ulrich von Hehl/Christoph Kösters (Bearb.) Priester unter Hitlers Terror. Eine biographische und statistische Erhebung. Ferdinand Schöningh 1996. Bd. I. S. 658.

Eugen Weiler, Die Geistlichen in Dachau. S. 2580.

1997

Amann Konrad Richard

Geb. 21. 2. 1912 in Konstanz, ord. 19. 3. 1939 in Freiburg, Münster Unserer Lieben Frau. 12. 4. 1939 Vikar in Wehr, 17. 8. 1944 in Kronau, 7. 11. 1944 in Mannheim-Seckenheim, 27. 9. 1945 in Neuhausen b. Villingen, 3. 12. 1948 in Zell am Harmersbach. 1. 9. 1951 Pfrvw. in Bettmaringen, 4. 1. 1953 inv. 15. 7. 1963 Pfr., 19. 1. 1964 inv. in Owingen/Linzgau mit den Filialen Bamberg, Hohenbodman und Billafingen. 15. 1. 1971 Dekan des Kapitels Überlingen. 20. 12. 1976

Geistl. Rat. 1. 9. 1984 Ruhestand in Luttingen. Gest. 27. 2. 1997 in Waldshut/Krankenhaus, beerd. 5. 3. 1997 in Konstanz/Hauptfriedhof.

Pfarrer Amann war der Sohn des Schiffsobermaschinisten und Landtagsabgeordneten Albert Amann und dessen Ehefrau Maria, geb. Walter. 1923 trat er in die Zeppelin-Oberrealschule in Konstanz ein. Nach der Untertertia wechselte er in die Realgymnasiale Abteilung über. Ostern 1933 machte er das Abitur. Im März 1934 machte er die Ergänzungsprüfung in Griechisch und Hebräisch in Sasbach und studierte in Freiburg Theologie. Er gehörte dem Bund Neudeutschland St. Jakob zu den Schotten in Konstanz an.

Zum 1. September 1951 wurde Pfarrer Amann in die weitverzweigte Pfarrei Bettmaringen mit den Filialen Mauchen, Wangen und Witlekofen angewiesen. Fast zwölf Jahre wirkte er hier als begeisterungsfähiger und volkstümlicher Seelsorger, aufgeschlossen für die Anliegen und Bedürfnisse der Menschen. Die Landvolk- und Landjugendseelsorge war ihm ein besonderes Anliegen. Auf Dekanatsebene betreute Pfarrer Amann in diesen Jahren die Ordensschwwestern und Pfarrhaushälterinnen.

Am 15. Juli 1963 kam Pfarrer Amann nach Owingen mit den Filialen Bambergen und Hohenbodman sowie der Kaplaneikuratie Billafingen. Hier entfaltete der volksverbundene Seelsorger ein ausgesprochen segensreiches Wirken. Ende 1972 und 1974 wurde ihm zusätzlich die Pastoration von Nesselwangen und Lippertsreute übertragen. Jahrelang betreute er als Präses die Mesnerinnen und Mesner des Dekanats. Seine Mitbrüder wählten ihn zum Dekan des Kapitels Überlingen. Am 15. Januar 1971 erhielt er die Ernennungsurkunde.

Neben der umfangreichen seelsorglichen Arbeit bewältigte Pfarrer Amann ein gewaltiges Bauprogramm zur Erhaltung der zum Teil kunsthistorische bedeutsamen kirchlichen Gebäude. So wurden die Pfarrkirche und das Pfarrhaus in Bettmaringen instandgesetzt, die Filialkirchen in Oberwangen und Witlekofen renoviert, die Pfarrkirche in Owingen erweitert, die Orgel dieser Pfarrkirche restauriert, ein Pfarrsaal eingerichtet, das Owinger Pfarrhaus und die Filialkirchen in Bambergen und Hohenbodman renoviert, das Kaplaneihaus in Billafingen instandgesetzt, der Umbau der Orgel in Nesselwangen und die Innenrenovation der Pfarrkirche in Lippertsreute in die Wege geleitet.

Sein Wirken wurde gewürdigt durch Ernennung zum Geistlichen Rat ad honorem und zum Ehrenbürger von Owingen. Pfarrer Amann war Mitglied des Kath. Akademikerverbandes Säckingen. Seinen Ruhestand verbrachte er in Luttingen, seine letzte Ruhestätte befindet sich auf dem Hauptfriedhof in Konstanz.

Hu.

Baumann Oskar

Geb. am 6. 7. 1923 in Frankfurt am Main, ord. 5. 6. 1955 in St. Peter, Vikar in Sinzheim 1. 7. 1955, in St. Georgen i. Schw. 3. 8. 1955, in St. Blasien 11. 4. 1956, in Oberkirch 6. 11. 1956, in Plankstadt 12. 3. 1958, in Reichenau 1. 12. 1958, in Markdorf 11. 4. 1959, Pfarrvikar in Wolterdingen 20. 2. 1961, Pfrvw. in Levertweiler 2. 5. 1961, Pfarrer in Hügelsheim 2. 9. 1962, Ruhestand in Achern-Oberachern 15. 4. 1991, gest. in Achern-Oberachern 14. 4. 1997, beerd. in Achern-Oberachern 18. 4. 1997.

Oskar Baumann wurde am 6. Juli 1923 als Sohn des Kanzleiinspektors Ignaz Baumann und dessen Ehefrau Regina, geb. Baumann, in Frankfurt a. M. geboren. Seine Eltern stammten aus Oberachern. Die Volksschule besuchte er mit seinem Zwillingsbruder zuerst in Frankfurt, von 1932 bis 1934 in Oberachern, das Gymnasium an der Heimschule Lender in Sasbach zur Reifeprüfung im Jahre 1942. Sein Vater starb 1939, sein Bruder fiel 1943 an der Ostfront. Oskar Baumann wurde nach der Reifeprüfung am 18. April 1942 zur Panzerjäger-Ersatzabteilung 25 in Karlsruhe eingezogen und am 25. Juli 1942 zur 35. Infanterie-Division versetzt. Im Januar 1945 kam er in Culm an der Weichsel in russische Gefangenschaft. Er arbeitete in verschiedenen Lagern in Moskau als Bauhilfsarbeiter bis zu seiner Entlassung im Dezember 1949. Von 1950 an studierte er Theologie in Freiburg und Münster i.W. Am 5. Juni 1955 wurde er in der Pfarr- und Seminarkirche in St. Peter durch Erzbischof Dr. Eugen Seiterich zum Priester geweiht. Seine Tätigkeit in den folgenden Jahren als Vikar wurde immer wieder unterbrochen durch die Folgen der Entbehrungen und schweren Erkrankungen in der Kriegsgefangenschaft. Seine Lebensaufgabe fand er in der Pfarrei Hügelsheim, wo er 1962 bis 1991 segensreich wirkte. Daneben betreute er 10 Jahre lang Gehörlose im alten Dekanat Rastatt und war nebenamtlich 23 Jahre als

Blindenseelsorger in Mittelbaden tätig. Die mitbrüderliche Zusammenarbeit mit den kanadischen Militärgeistlichen des Flugplatzes Söllingen fand ihre Würdigung durch die Ernennung zum „Ehrenkaplan der kanadischen Luftstreitkräfte“. Zur Pfarrseelsorge in Hügelsheim gehörten auch die vielfältigen Aufgaben der zweimaligen Renovation der Pfarrkirche sowie der Neubau des Pfarrheimes und des Kindergartens.

Am 15. April trat er in den Ruhestand in seiner Heimatgemeinde Oberachern. Er starb am 14. April 1997 und wurde am 18. April 1997 auf dem Friedhof in Oberachern beigesetzt.

M. Z.

Beil Alfons, Dr. phil. et theol.

Geb. 3. 9. 1896 in Gutenstein bei Sigmaringen, ord. 28. 10. 1924. 18. 8. 1925 Vikar in Mosbach, 13. 12. 1932 Spiritual Freiburg (Mutterhaus der barmherzigen Schwestern vom hl. Vinzenz), 8. 2. 1934 Pfrvw. in Tiefenbach (Landkapitel Bruchaal), 15. 10. 1936 Kurat in Heidelberg (St. Albert), 9. 5. 1948 als Pfr. daselbst inv., 31. 8. 1950 Dekan des Landkapitels Heidelberg, 19. 8. 1952 Geistl. Rat ad honorem, 13. 12. 1956 Päpstl. Geheimkämmerer (Monsignore), 20. 8. 1971 Ruhestand in Heidelberg, Gest. 1. 3. 1997 daselbst, beerd. 6. 3. 1997 auf dem Bergfriedhof Heidelberg.

Als Sohn des Zementers Hermann Beil und der Theresia, geb. Längle, wuchs Alfons Beil in Gutenstein auf. Nach der 7. Volksschulklasse trat er, durch Privatunterricht auf den Besuch der höheren Schule vorbereitet, im Herbst 1910 in die Untertertia der Lender'schen Anstalt in Sasbach ein. Seit 1914 Schüler am Berthold-Gymnasium in Freiburg, wohnte er damals im Erzbischöflichen Gymnasialkonvikt. Beil war eben in die Oberprima eingetreten, als ihn im September 1915 der Stellungsbefehl erreichte. Im Oktober desselben Jahres konnte er noch sein Notabitur ablegen und stand dann, trotz zweimaliger Verwundung, bis zum Waffenstillstand an der Front. Nach seiner Entlassung aus dem Heeresdienst (Januar 1919) wollte er sein philosophisch-theologisches Studium in Freiburg beginnen, wurde aber von der Leitung des Theologischen Konvikts dem Collegium Germanicum-Hungaricum empfohlen, das wegen des 1. Weltkrieges von 1915 bis 1919 im Collegium Canisianum in Innsbruck Aufnahme gefunden hatte. Beils Eintritt erfolgte am 6. Februar 1919. Nach der Rückkehr des Collegiums in die Ewige Stadt (Oktober 1919) konnte er seine Studien an der Gregoriana fortsetzen. Am 28. Oktober 1924 wurde er in der Kollegkirche von Kurienkardinal Basilio Pompili zum Priester geweiht.

Schon 1921 hatte Beil an der Päpstlichen Universität den philosophischen Doktorgrad erworben, und mit einer weiteren Promotion in Theologie beendete er im Juli 1925 seinen römischen Studienaufenthalt. Im Hinblick auf den Studienort und seine qualifizierten Abschlüsse lag eine wissenschaftliche Laufbahn durchaus im Bereich des möglichen. Beil entschied sich für die Seelsorge. Als Vikar ging er zunächst nach Mosbach, war danach Spiritual bei den Vinzentinerinnen in Freiburg und kam 1934 als Pfarrverweser nach Tiefenbach.

Die Kuratie St. Albert in Heidelberg befand sich noch in den Anfängen (Kirchweihe 1935), als Beil 1936 mit deren Leitung betraut wurde. Damals konnte er nicht ahnen, daß er dieser Gemeinde volle 35 Jahre, der Stadt Heidelberg sogar sechs Jahrzehnte verbunden bleiben würde. Die Erhebung der Kuratie zur Pfarrei erfolgte 1949, und schon ein Jahr später wurde Beil das verantwortungsvolle Amt des Dekans im Landkapitel Heidelberg übertragen, das er nahezu zwanzig Jahre innehatte. Ohne sich selbst als Widerstandskämpfer zu betrachten, war Beil während der NS-Herrschaft von den damals Mächtigen stets argwöhnisch überwacht worden, vor allem, nachdem er zwei kritische Gedichte von Reinhold Schneider an der Kirchentür angeschlagen hatte. Da er dem Ungeist der braunen Diktatur keinerlei Zugeständnisse gemacht hatte, hatte er sich nach dem Zusammenbruch über die kirchlich-konfessionellen Grenzen hinweg großes Ansehen erworben.

In einem religiös nicht einfachen Umfeld leitete er das Dekanat unbürokratisch in dem ihm eigenen Stil der Brüderlichkeit. Dabei war er fortgesetzt bemüht, dem an sich selbst gestellten hohen geistigen und theologischen Anspruch gerecht zu werden, und genoß so dennoch Autorität. Damals war er auch Vorsitzender der Gesamtkirchengemeinde Heidelberg mit den vielfältigen Aufgaben und Verantwortlichkeiten, die mit diesem Amt verbunden waren. In jenen Jah-

ren war der Bau einiger Kirchen und Gemeindehäuser maßgeblich seiner Initiative zu verdanken; doch seine Sorge galt in noch höherem Maße der lebendigen Kirche, die aus Menschen besteht. Dies bewog ihn auch, sich von 1950 bis 1971 als 1. Vorsitzender dem örtlichen Caritasverband zur Verfügung zu stellen, und auch nach seiner Zuruhesetzung blieb er diesem vier weitere Jahre lang als stellvertretender Vorsitzender verbunden. Zugleich war er ein eifriger Förderer der karitativen Fachverbände.

Bereits 1952 wurde Beil zum Geistlichen Rat ad honorem ernannt, wobei Erzbischof Wendelin Rauch in der Ernennungsurkunde vor allem „die opferwillige Tätigkeit in der Seelsorge, die umsichtige und zielbewußte Leitung der Pfarrgemeinde, die wissenschaftliche Weiterarbeit und die praktische Auswertung der Studien in der pastoralen Einflußnahme“ hervorhob. Papst Pius XII. ehrte ihn 1956 mit der Würde eines Päpstlichen Geheimkammerers (Monsignore).

Beil hatte nicht nur im Freiburger Diözesanklerus, sondern auch im außerkirchlichen öffentlichen Leben eine bemerkenswerte Stellung inne. Dies war zu einem guten Teil durch seine wissenschaftlich-theologische Qualifikation vorgegeben, die sich über mehrere Jahrzehnte hinweg auch in einer regen publizistischen Betätigung dokumentierte. Sein wacher offener Geist hatte ihn früh auf den Weg der liturgischen Erneuerung gebracht, die letztlich auf eine Erneuerung des kirchlichen Lebens drängte. Nicht von ungefähr hatte Beil häufig in Maria Laach Exerzitien gemacht. Von ihm war bekannt, daß er streng gegen sich selbst, aber nicht weniger unnachgiebig gegen die anderen war. Schon in den Dreißigerjahren konfrontierte er seine Pfarrgemeinde mit einem neuen liturgischen Verständnis, und auf wenig einfühlsame Weise wollte er dem von ihm als richtig Erkannten zum Durchbruch verhelfen. Dabei nahm er bewußt in Kauf, daß er einen großen Teil seiner Gläubigen verunsicherte; nicht wenige fühlten sich damals durch die von ihm eingeführten neuen Gebetsformen und -haltungen, aber auch durch seine offensichtliche Geringschätzung mancher überkommener Formen der Volksfrömmigkeit tief verletzt.

Die Erneuerung der Kirche war für ihn nicht nur eine Frage der Liturgie; nicht weniger war ihm die Hinwendung zur Schrift und damit verbunden eine bibelnähe Theologie, ferner die Unsancta-Gesinnung, die ökumenische Bewegung und das allgemeine Priestertum der Laien ein echtes Anliegen. Tatsache ist, daß das 2. Vatikanische Konzil seinem von ihm selbst immer wieder hervorgehobenen „vorauseilenden Gehorsam“ recht gegeben hat, wobei unbestritten ist, daß die verbalen Aussagen der Konzilsdekrete und ihre praktische Umsetzung in nicht wenigen Punkten beachtliche Diskrepanzen aufweisen. Beil, der in einem nicht geringen Maß ein echter Mitgestalter der kirchlichen Erneuerung im Geiste des Konzils war, fand sowohl im inner- als auch im außerkirchlichen Raum breite Zustimmung. Vornehmlich im Umfeld der mehrfachen Priesterjubiläen, die er dank seines hohen Alters feiern durfte, wurde diesem besonderen Dienst an der Kirche immer wieder auch die gebührende oberhirtliche Anerkennung zuteil, so noch einmal 1994 durch Erzbischof Oskar Saier anlässlich des 70. Weihetages.

Beil, der ein streitbarer Mann war, konnte auch ein unbequemer Priester sein. Wo es ihm geboten schien, äußerte er innerkirchliche Kritik auch in der Öffentlichkeit; und im Konfliktfall gab er der persönlichen Gewissensentscheidung den Vorrang vor dem geschuldeten priesterlichen Gehorsam gegenüber oberhirtlichen Anordnungen, ja selbst gegenüber päpstlichen Lehrentscheidungen (u.a. Enzyklika „Humanae Vitae“ Pauls VI.). Dabei sah er sich ständig von der Sorge umgetrieben, daß sich in der Kirche anstatt der notwendigen Erneuerung ein neuer Geist der Restauration durchsetzen könne. Angesichts einer solchen Sicht der Dinge konnte sich Beil des Beifalls der Medien, aber auch jener kirchlichen Kreise sicher sein, für die der durchaus ernstzunehmende Grundsatz einer „Ecclesia semper reformanda“ nur Selbstzweck ist und die in der pflichtgemäßen bischöflichen und päpstlichen Aufsicht im Geist der paulinischen Ermahnung (1 Thess. 5,21) nur „reaktionäre Rückschritte“ zu erkennen glauben. Beils Vorzüge und Schwächen sind wohl richtig erkannt worden, wenn anlässlich seines Goldenen Priesterjubiläums (1974) Erzbischof Hermann Schöffele nach lobenden Worten ob des mutigen Einsatzes für die liturgische Erneuerung anmerkte, daß es aber auch darum gehe, „der Einsicht zum Durchbruch zu verhelfen, daß Erneuerung nicht Änderung um der Änderungen willen ist und daß alles Bemühen um die Verwirklichung des als gut und richtig Erkannten nicht von der Rücksicht auf die ‚Schwachen‘ entbindet“.

Wollte man Beil nach politischen Kategorien einstufen, so könnte man ihn zu Recht als einen Querdenker bezeichnen. Querdenker wollte er in der Tat sein, zumal er auch politisch Stellung bezog. Er tat dies immer wieder im Hinblick auf den politischen Neubeginn nach 1945, wobei er „die Restauration der Verhältnisse aus der Zeit vor dem Dritten Reich“ als eine vertane Chance betrachtete. Er beklagte den „Mißbrauch des christlichen Namens“ in der Politik, und

als Freund von Walter Dirks hätte er die Verwirklichung des von diesem mitverfaßten „Ahlener Programms“ (1947) begrüßt. Aus echter Überzeugung engagierte er sich auch in der Friedensbewegung der 80er Jahre. Zusammen mit vielen Gleichgesinnten saß er auf der Heidelberger Römerstraße und blockierte das Hauptquartier der US-Armee, um gegen den Nachrüstungsbeschluß der Regierung Schmidt zu protestieren.

Dieses für einen katholischen Priester eher atypische Verhalten erklärt hinlänglich, daß Beil nicht unumstritten, das Urteil seiner Zeitgenossen zwiespältig war. Wenn auch nicht alle seine Meinung zu teilen vermochten, so war der über mehrere Jahre hinweg älteste Priester der Erzdiözese als ein bis ins hohe Alter überaus eifriger Seelsorger allgemein geachtet. Nach seiner Zuruhesetzung als Pfarrer von St. Albert zog er in die Heidelberger Südstadt, um an St. Michael die schlichte Funktion eines „Kaplans“ auszuüben; seine Ernennung zum Subsidiar erfolgte zum 1. Januar 1981. Erst mit seiner Übersiedlung ins Mathilde-Vogt-Altenzentrum (Heidelberg-Kirchheim) zog er sich endgültig aus der Gemeindegeseelsorge zurück (1995). Unter reger Anteilnahme der Öffentlichkeit konnte Beil im September 1996 seinen 100. Geburtstag begehen. Am 1. März 1997 hat Gott der Herr seinen rastlosen Diener aus dieser Welt abgerufen. Er wurde auf dem Heidelberger Bergfriedhof beigesetzt.

Schriften von Alfons Beil (in Auswahl):

- Heilige Haltungen und Handlungen. Klosterneuburger Hefte Nr. 44, Wien 1936
- Liturgie und katholische Aktion. Seelsorgsbriefe Nr. 24, Klosterneuburg – Wien 1936
- In Christo Jesu. Von der liturgischen Gemeinschaft zur lebendigen Gemeinde, Freiburg 1940
- Die Einfalt des Herzens, Freiburg 1945
- Die Einfalt des Herzens im Lichte der Hl. Schrift, Freiburg 1947
- Heilige Zeichen. Klosterneuburger Hefte Nr. 44, Wien 2. Aufl. 1947
- Prüfet die Geister. Versuch über grundlegende religiöse Fragen, Heidelberg 1947
- Umkehr. Gedanken zur gegenwärtigen Prüfung, Heidelberg – Waibstadt 1948
- Einheit in der Liebe. Von der betenden Kirche zur gelebten Gemeinschaft, Freiburg 3. Aufl. 1955
- Für den Frieden der Welt und die Einheit der Kirche. Begleitbuch zur Ausstellung Dr. Max Josef Metzger, Hrsg. Stadt Schopfheim, Mitautor Alfons Beil, Schopfheim 1987
- Briefe an den Papst. Beten allein genügt nicht, hg. von Thomas Seiterich, Mitautor Alfons Beil, Hamburg 1987
- Alles für Gott? Priester sein zwischen Anspruch und Wirklichkeit, hg. von Bernhard Marz, Mitautor Alfons Beil, Düsseldorf 1990

ferner: Beiträge u.a. in:

- Der Seelsorger. Zwimonatsschrift für Praxis und Theorie des kirchlichen Dienstes, Wien 1925 ff.
- Der Christliche Sonntag / Christ in der Gegenwart, Freiburg 1949–1966; 1967 ff.
- verschiedene Tageszeitungen

Clemens Siebler

Binder Dietrich Thomas Bonifaz, **Dr. theol. Dozent, Geistl. Rat**

Geb. 17. 3. 1908 in Frankfurt am Main, ord. 15. 3. 1931 in St. Peter im Schwarzwald. 15. 4. 1931 Vikar in Radolfzell, 16. 5. 1934 in Karlsruhe, St. Stephan. 15. 5. 1939 Hauptamtlicher Religionslehrer an Fach- und Fortbildungsschulen in Karlsruhe, Dekanatsjugendseelsorger im Stadtkapitel Karlsruhe und Rektor des katholischen Jugendseelsorgeamts Karlsruhe. 1946 Rektor der Pädagogischen Akademie Karlsruhe. 1. 10. 1962 Dozent an der Pädagogischen Hochschule Karlsruhe. 12. 5. 1965 Promotion zum Dr. theol. an der Universität Freiburg i. Br. 14. 11. 1966 Geistl. Rat ad honorem. 1. 8. 1973 Ruhestand. Gest. 1. 7. 1997 in Karlsruhe, beerd. 7. 7. 1997 ebenda.

Dr. Dietrich Binder wurde als Sohn des Oberbaurats Martin Binder und seiner Ehefrau Johanna Luise, geb. Gnam, in Frankfurt am Main geboren. Nach dem Abitur am Berthold-Gymnasium, in Freiburg im Jahre 1926 studierte er in Freiburg Theologie und wurde am 15. März

1931, zusammen mit 46 Mitbrüdern, in der Seminarkirche zu St. Peter im Schwarzwald zum Priester geweiht.

Den Vikar beurteilten die Pfarrherren als entschieden, zäh und arbeitswillig, lebhaft, aufgeschlossen und kritisch. Seine besondere Begabung als Prediger und Katechet und eine gute und erfolgreiche Arbeit mit der Jugend wird ihm bescheinigt. Diese Qualitäten waren der Grund, daß Dr. Binder als hauptamtlicher Religionslehrer nach Karlsruhe berufen wurde. In den Jahren der nationalsozialistischen Diktatur wurde die Verkündigung der frohen Botschaft vom menschenfreundlichen Gott aller Menschen zur großen Herausforderung.

Als durch Anordnung des Reichserziehungsministers im November 1939 der Religionsunterricht als ordentliches Lehrfach aufgehoben wurde, oblag es Dr. Binder, die religiöse Betreuung der Fachschuljugend außerhalb der Schule durchzuführen. Vielen Jugendlichen wurde Dr. Binder in diesen Jahren in der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus Vorbild und Stütze. „Die Jugendarbeit läuft durch in allen Pfarreien“, heißt es in einem Bericht des Dekanats im Jahre 1940.

1946 wurde Dr. Binder als Religionslehrer mit dem Titel Rektor an das Pädagogische Institut, der jetzigen Pädagogischen Hochschule, in Karlsruhe berufen und mit der Einführung der Studierenden in die Methodik des kath. Religionsunterrichts betraut. Er blieb weiterhin für die Jugendseelsorge im Dekanat verantwortlich und erteilte an der Gewerbeschule Religionsunterricht. Im Frühjahr 1954 verschlimmerte sich sein Augenleiden, daß er anfang, die Blindenschrift zu lernen. Dieses Augenleiden war auch der Grund, als er zum Dozenten der Pädagogischen Hochschule Karlsruhe bestellt wurde, daß er nicht als Beamter, sondern nur als Angestellter in den Landesdienst übernommen wurde.

Zusätzlich zu seinem Lehrauftrag an der Pädagogischen Hochschule lehrte Dr. Binder am Hauswirtschaftlichen Seminar und am Kindergärtnerinnenseminar St. Agnes.

1955 konnte Dr. Binder seine Promotion beenden. Mit dem Thema seiner Doktorarbeit „Bildung des sozialen Gewissens – eine pastoralpädagogische Gegenwartsaufgabe“ wird ein weiteres Anliegen von ihm deutlich.

Der zweite Schwerpunkt des Engagements von Dr. Binder lag eindeutig im sozialen Bereich. 1946 gründete er das Heimstattwerk Karlsruhe e. V., das es sich zur Aufgabe machte, die für die junge Generation nötigen Wohnheime zu schaffen, auszustatten und zu erhalten. Er selbst stand oft mit einem Bauchladen vor dem Karlsruhe Hauptpostamt und rührte die Werbetrommel für das Heimstattwerk. So entstand in den folgenden Jahren ein Wohnheim für Lehrlinge (Kettlerwohnheim), ein Mädchenwohnheim (Hedwigsheim), ein Haus für alleinstehende Frauen (Luitgardhaus) und das Kinderheim Sonnensang mit dem Freizeitheim Sonnenhaus in Friolsheim.

Über Jahrzehnte hindurch war Dr. Binder Anwalt der jungen Familien. Er organisierte Eheseminare und Brautleutekurse und begründete eine christliche Elternbewegung.

Zum 31. Juli 1973 beendete Dr. Binder seine Dozententätigkeit an der Pädagogischen Hochschule Karlsruhe und trat in den Ruhestand. So konnte er in den folgenden Jahren seine Kräfte ungeteilt dem Heimstattwerk zusenden, bis eine schwere Krankheit dies unmöglich machte. Seit dem 12. Juni 1991 lebte Geistlicher Rat Dr. Binder im Pflegeheim St. Annahaus in Karlsruhe.

Der engagierte Priester, der selbst betroffen von der Sache Jesu, war für viele Menschen gerade auch in Zeiten, als das Zeugnis für den Glauben an Gott zu einem Risiko für das eigene Leben werden konnte, ein glaubwürdiger Zeuge und Wegbegleiter. Vielen Religionslehrerinnen und Religionslehrern konnte er das Rüstzeug für den Weg ins Leben mitgeben. Sein Heimstattwerk hat die Stadt Karlsruhe bereichert.

Geistlicher Rat Dr. Binder wurde am 7. Juli 1997 auf dem Hauptfriedhof in Karlsruhe beigesetzt.

Hu.

Blümle Herbert

Geb. 24. 11. 1932 in Neudorf, ord. 7. 6. 1959 in Karlsruhe, St. Stephan. 1. 7. 1959 Vikar in Rot bei Wiesloch, 27. 4. 1960 in Heidelberg-Kirchheim, 4. 5. 1962 in Gengenbach. 7. 11. 1966 Pfr. in Nußloch, inst. 11. 12. 1966. 1. 4. 1979 Pfr. in Leimen, Herz-Jesu. Gest. 24. 9. 1997 in Heidelberg, beerd. 2. 10. 1997 in Neudorf.

Als Sohn des Oberstellwerkmeisters Anton Blümle und seiner Ehefrau Wilhelmine, geb. Baumann, wuchs er in Neudorf und Mannheim-Seckenheim mit zwei Schwestern und einem Bruder auf. Ab 1943 besuchte er das Realgymnasium in Bruchsal und legte dort im Jahre 1953 die Reifeprüfung ab. Nach einer Ergänzungsreifeprüfung im Fach Griechisch in Sasbach absolvierte er in Freiburg und München die philosophisch-theologischen Studien. Am 7. Juni 1959 wurde er von Erzbischof Hermann Schäufele in der Pfarrkirche St. Stephan in Karlsruhe zum Priester geweiht.

Er war völlig unmusikalisch und ein starker Raucher. Er war ein eifriger Seelsorger besonders in der Jugend- und Altenseelsorge. Nach seinen Vikarsjahren war er fast dreizehn Jahre Pfarrer in der schnell wachsenden Pfarrei Nußloch, die durch ihre Einbeziehung in den Industrieballungsraum Heidelberg-Mannheim einem starken Wandel unterworfen war. Als aufgeschlossener Seelsorger, der sich mit kritischem Blick den Aufgaben und Problemen einer zeitnahen Seelsorge stellte, und durch sein lebenswürdiges, gewinnendes Wesen fand er schnell Zugang zu den Menschen. Neben der Seelsorge hatte er einen neuen Kindergarten zu bauen und die Kirche einer umfassenden Innen- und Außenrenovation zu unterziehen.

1979 wurde Pfarrer Blümle als Pfarrer nach Leimen angewiesen und zusätzlich die Pastoration der Pfarrei Gauengelloch übertragen. Sein Wirken beschreibt seine Todesanzeige: „Hier – wie an anderen Orten – war Pfarrer Blümle eine menschenfreundliche Seelsorge in einer geschwisterlichen Gemeinde und in einer offenen Kirche ein großes Anliegen. Davon war seine Verkündigung getragen, die lebendigen Glauben und theologische Weite bezeugte. Sein ökumenisches Bemühen war beispielhaft und erstreckte sich nicht nur auf die ev. Gemeinden, sondern auch auf die syrisch-orthodoxe Kirche und den christlich-jüdischen Dialog. Das Haus Karmel mit der karitativen und seelsorgerlichen Tätigkeit indischer Schwestern ist sein Werk. Die pastorale Arbeit im Pfarrverbandsgebiet Leimen trug seine Handschrift. Seine besondere Sorge galt stets den Kindern und den Alten, der Jugend und den Familien, den Aussiedlern, Asylsuchenden und aramäischen Christen, die in der Gemeinde Heimat fanden. Für die ökumenische Sozialstation setzte er sich sehr ein und war Gründer der Leimener Hospizhilfe. Pfarrer Herbert Blümle hat sich in seiner menschlichen humorvollen und stets kämpferischen Art im Dienst Gottes und der Menschen verausgabt.“

Mit der Außen- und Innenrenovation der Pfarrkirche, der Erweiterung des St.-Georg-Kindergartens, der Sanierung des Schwesternhauses und dem Umbau und Erweiterung des Kindergartens St. Mauritius in Leimen und dem Bau eines Gemeindehauses sowie die Innenrenovation der Pfarrkirche in Gauengelloch trug Pfarrer Blümle dafür Sorge, daß die äußeren Rahmenbedingungen für eine lebendige Gemeinde gegeben waren.

Pfarrer Herbert Blümle wurde auf dem Friedhof seiner Heimatgemeinde Neudorf beigesetzt.
Hu.

Drysch Engelbert

Geb. in Groß-Strehlitz (O.S.) am 10. 5. 1929, ord. in Oppeln 17. 6. 1956, Vikar in Bythom-Mieckowize 1956 bis 1959, in Sierakow 1959 bis 1961, 1961 Pfarrer in Przechód, 1968 Übersiedlung in die Bundesrepublik Deutschland, Pfarrer in Gerblingerode, 1969 Pfarrer in Hannover-Misburg, 1972 bis 1974 Studium der christlichen Sozialwissenschaft in Freiburg i. Br., 1975 Religionslehrer an der Johann-Kepler-Realschule in Mannheim, 1977 hauptamtlicher Religionslehrer am Carl-Benz-Gymnasium in Ladenburg, 1977 Inkardination in die Erzdiözese Freiburg, 1980 Ernennung zum Oberstudienrat i.K., 1. 11. 1989 Ruhestand, gest. am 7. 9. 1997 in Weinheim, beerd. am 12. 9. 1997 in Hannover-Garbsen.

Engelbert Drysch wurde am 10. Mai 1929 in Groß-Strehlitz (O.S.) als Sohn des Konrad Drysch und dessen Ehefrau Margarete, geb. Klaschik, geboren. Er besuchte in Neisse das Eichendorff-Gymnasium. Im Jahre 1945 und 1946 wurde er in russischen und polnischen Lagern interniert. 1946 bis 1949 war er als Bahnarbeiter verpflichtet. 1951 bis 1956 studierte er in Neisse und Oppeln katholische Theologie und wurde am 17. Juni 1956 in Oppeln zum Priester geweiht. Er war 1956 bis 1959 Vikar in Bythom-Mieckowize, 1959 in Schierokau und von 1961 an Pfarrer in Przechód. Nach der Ausreise in die Bundesrepublik Deutschland 1968 war er Pfarrer in Goblingerode, Krs. Duderstadt, 1972 Kaplan in Hannover-Misburg. In Freiburg i. Br. studierte er 1972 bis 1973 christliche Sozialwissenschaft. Am 28. 4. 1975 begann er als neben-

amtlicher Religionslehrer an der Johann-Kepler-Realschule in Mannheim. Von 1977 an war er hauptamtlicher Religionslehrer am Carl-Benz-Gymnasium in Ladenburg.

1980 wurde er zum Oberstudienrat i.K. ernannt, nachdem er am 2. 5. 1980 in die Erzdiözese Freiburg inkardiniert wurde. In Anerkennung seiner großen Verdienste als Religionslehrer und Seelsorger wurde er am 12. 12. 1986 zum Erzbischöflichen Geistlichen Rat ernannt. Eine schwere Erkrankung zwang ihn, im Jahre 1989 um die Pensionierung zu bitten. Er starb am 7. 9. 1997 in Weinheim und wurde am 12. 9. 1997 in Hannover-Garbsen im Grab seiner Eltern beigesetzt. M. Z.

Dutzi Fridolin Leopold, Monsignore Ehrendomkapitular

Geb. 17. 7. 1928 in Jechtingen, ord. 31. 5. 1953 in St. Peter im Schwarzwald. 17. 7. 1953 Vikar in Neustadt/Schw., 8. 1. 1958 Karlsruhe, St. Bonifatius. 15. 4. 1959 Religionslehrer am Gymnasium in Singen (Hegau-Gymnasium). 23. 9. 1959 Studienassessor. 1963 Studienrat. 1967 Oberstudienrat. 15. 6. 1970 Bischöfl. Beauftragter der Region Bodensee. 29. 9. 1972 Regionaldekan. 4. 5. 1973 Priesterrat. 17. 12. 1980 Geistl. Rat ad honorem. 31. 8. 1983 aus dem Staatsdienst ausgeschieden. 4. 12. 1983 Pfarrer in Überlingen, St. Nikolaus. 1. 3. 1984 Ehrendomkapitular. 20. 7. 1989 Dekan des Kapitels Linzgau. 23. 3. 1995 Monsignore. 10. 10. 1995 Wiederwahl zum Dekan des Kapitels Linzgau. Gest. 5. 7. 1997 in Überlingen, beerd. 10. 7. 1997 ebenda.

Pfarrer Fridolin Dutzi war der Sohn des Landwirts Fridolin Dutzi in Jechtingen am Kaiserstuhl und seiner Ehefrau Maria, geb. Peter. Er hatte vier jüngere Geschwister. Bei Kriegsende mußte die Familie von Haus und Hof flüchten. Im August 1946 hatte er eine Entzündung des Knies und war dem Tod näher als dem Leben.

Vater und Mutter wie der ganzen Familie liegt die Krisisiersucht im Blute (Pfarramtl. Zeugnis). Das lag an ihrem offenen und freimütigen Wesen. Fridolin wurde ein guter Prediger, Beichtvater und Sänger. Vorerst mußte er als Erzb. Gymnasialkonviktorist ab 1940 das Berthold-Gymnasium in Freiburg besuchen. Als 1944 die Alliierten anrückten, die Front immer näher kam und deshalb die Schule geschlossen war, mußte Fridolin Dutzi als ältestes der fünf Kinder auf dem elterlichen Hof an Stelle des Vaters, der im Krieg war, die Verantwortung übernehmen. Im Herbst 1945 nahm er den Schulbesuch wieder auf.

Nach dem Abitur im Jahre 1948 studierte Pfarrer Dutzi in Freiburg Theologie. Seine Vorgesetzten im Collegium Borromaeum hielten damals im Skrutinialbericht fest: „D. besitzt ein gutes, kluges Urteil ... Sein offenes, freimütiges Wesen macht das Gespräch mit ihm anregend und fruchtbar.“ Auch die Vorsteher im Priesterseminar in St. Peter hoben positiv hervor, daß Herr Dutzi „allseitig und in einem hohen Grade die für das Priestertum notwendigen Eigenschaften“ habe und darum verspreche, „ein sehr guter und qualifizierter Seelsorger zu werden“. Am 31. Mai 1953 wurde Pfarrer Dutzi, zusammen mit 37 Mitbrüdern, von Erzbischof Wendelin Rauch in St. zum Priester geweiht.

An seinen Vikarstellen zeigte sich sehr bald seine überdurchschnittliche Begabung für die Seelsorge. „Zielklar und selbstbewußt“ wurde er charakterisiert. Seine Predigten werden als „gut vorbereitet und wirksam“ beschrieben. Neben der Seelsorgsarbeit war er mit 23 Wochenstunden an der Schule, unter anderem auch an der Birklehofschule in Hinterzarten, eingesetzt und bewies seine besonderen Qualitäten als Lehrer.

Seine hervorragende Begabung für den Schuldienst war dann auch der Grund, daß Pfarrer Dutzi zum April 1959 zum Religionslehrer am Gymnasium in Singen a. H. ernannt wurde. Zusätzlich wurde ihm die Mitarbeit in der Seelsorge der Pfarrei Herz Jesu in Singen übertragen. Mit Erlaß vom 23. September 1959 wurde er zum Studienassessor, 1963 zum Studienrat und 1967 zum Oberstudienrat ernannt. Elf Jahre wirkte er als engagierter Religionslehrer am Hegau-Gymnasium. In der Pfarrei Herz Jesu in Singen war er in diesen Jahren als Prediger sehr geschätzt und ein gefragter Beichtvater. Der Jugend, um die er sich als Vorsitzender des Stadtjugendrings und als Dekanatsjugendseelsorger (ab 1962) sowie als Kurat der Pfadfinder mit besonderem Eifer annahm, wurde er in diesen Jahren zu einem wichtigen Impulsgeber und Richtungsweiser. Das Pensum, das er täglich bewältigte, war enorm. An Erzbischof Schaufele

schrrieb er allerdings im Juli 1969: „Ich gestehe allerdings freimütig, daß es bisweilen sehr schwer fällt durchzuhalten.“

Nachdem in der Erzdiozese Freiburg auf der Grundlage der Beschlüsse der Würzburger Synode die Regionen als Mittelinstanz zwischen den Pfarreien und der Diözese eingeführt worden waren, wurde Oberstudienrat Dutzi zusätzlich zu seiner bisherigen Aufgabe zum ersten Regionalbeauftragten der neuerrichteten Region Bodensee ernannt und ihm damit die verantwortliche Leitung der pastoralen Planung in dieser Region übertragen. Zum 1. Oktober 1972 erfolgte seine Ernennung zum Regionaldekan. In dieser Aufgabe kam es ihm zu, die Impulse für eine zeitgemäße Seelsorge und Bildungsarbeit zu geben. In diesem Sinne führte er unzählige Schulungen für Pfarrgemeinderäte und andere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in den Pfarreien durch und hielt Besinnungstage für die verschiedenen Gruppen von Ehrenamtlichen. Er wirkte darauf hin, daß neues Liedgut in den Gottesdiensten aufgenommen wurde. Er setzte sich erfolgreich für die Einrichtung eines Bildungszentrums in der Region ein und initiierte die jährlich stattfindenden religionspädagogischen Tage. An der Errichtung der ökumenischen Telefonseelsorge in der Region mit Sitz in Konstanz hat er maßgeblich mitgewirkt. Seine Tätigkeit als Religionslehrer nahm Pfarrer Dutzi mit reduziertem Deputat in der Oberstufe weiterhin wahr, wobei ihm auch die Aufgabe eines Schuldekans und die Fortbildung der Religionslehrer oblag. Das große Vertrauen, das Regionaldekan Dutzi bei seinen Mitbrüdern besaß, wird darin sichtbar, daß sie ihn im Jahre 1973 als Vertreter in den Priesterrat wählten.

Am 30. Oktober 1983 begann für Pfarrer Dutzi nochmals ein bedeutender Abschnitt seines Wirkens als Pfarrer von St. Nikolaus in Überlingen. Die großen Unterschiede in der altersmäßigen Zusammensetzung der einzelnen Stadtteile, die Tätigkeit von stark traditionalistischen kirchlichen Kreisen und von Anhängern der Antrosophie waren neben dem auch sonst überall festzustellenden Auszug der Menschen aus der Kirche besondere Schwierigkeiten, die große Anforderungen an die Pastoral stellten. Eine besondere Sorge waren Pfarrer Dutzi die fundamentalistischen Strömungen in der Kirche und in seiner Gemeinde.

1984 übernahm er den Vorsitz im Pfarrverband Überlingen. Als Dekan des Dekanats Linzgau war er weiter auf Regionalebene aktiv. Der Priesterrat bestellte Pfarrer Dutzi in den Jahren 1988 und 1993 zu seinem Moderator und betraute ihn mit der Vorbereitung und Leitung der Sitzungen. Zu den Themen gehörten Ausbildung und Fortbildung der Priester, Fragen des priesterlichen Lebensstils, die Zukunft unserer Gemeinden, der priesterliche Leitungsdienst. In die Zeit seiner Tätigkeit als Moderator des Priesterrats fiel das Freiburger Diözesanforum, für dessen Sitzungen und Durchführung sich Pfarrer Dutzi als einer der Moderatoren mit all seinem Wissen und Können engagierte. Sein Wirken fand mehrfache Würdigung durch Ernennung zum Geistlichen Rat ad honorem, Ehrendomkapitular und Monsignore.

Unvergessen sind seine Kamingsgespräche über „Gott und die Welt“ mit prominenten Zeitgenossen und interessierten Bürgern in der Regionalstelle Singen. Es gab kein Seminar, in dem nicht neue Lieder – Kanons hatten es ihm besonders angetan – eingeübt wurden.

Dekan Fridolin Dutzi war ein Mann des Wortes. Klar und präzise verstand er zu formulieren, nicht nur in seinen Vorträgen und Predigten, sondern auch in vielen Konferenzen. Sein Wort hatte Gewicht. Wenn er ein Ziel im Blick hatte, versuchte er mit Argumenten zu überzeugen.

Seine tiefe Verwurzelung im Glauben und vor allem in der Feier der Eucharistie war die Quelle seiner Kraft. Was er in seinen Predigten im Blick auf das Kreuz Jesu verkündet hatte, mußte er in den letzten Monaten am eigenen Leib ertragen. Mit Gottvertrauen nahm er dieses Kreuz auf sich und in der Hoffnung auf die Auferstehung ging er in den Tod.

Beim Requiem im Überlinger Münster waren an die 100 Geistliche im Altarraum. Zelebrant des Totenoffiziums war Weihbischof Wolfgang Kirchgässner zusammen mit Weihbischof Paul Wehrle (ein ehemaliger Schüler Dutzis).

Hu.

Habich Kurt

Geb. am 31. 1. 1912 in Lahr, ord. am 7. 3. 1937, Vikar in Karlsdorf am 1. 4. 1937, in Pforzheim, Pfarrei Sankt Franziskus 21. 7. 1937, Schutzhaft durch die Gestapo in Karlsruhe 25. 3. 1942, Vikar in Bräunlingen am 5. 5. 1942, Gefängnis in Singen 9. 6. 1942, vom 5. August 1942 bis 28. März 1945 im Konzentrationslager Dachau, Vikar in Offenburg, Pfarrei Hl. Dreifaltig-

keit 20. 4. 1945, Pfrvw. in Bollschweil-Sankt Ulrich 13. 6. 1950, Pfarrer daselbst 10. 5. 1953, Pfarrer in Freiburg-Littenweiler 24. 11. 1961, Ruhestand in Untermünstertal 1. 1. 1982, in Staufen (St. Margarethen) 1. 2. 1996, gest. in Staufen 3. 9. 1997, beerd. in Bollschweil-Sankt Ulrich 15. 9. 1997.

Kurt Habich wurde am 31. 1. 1912 als Sohn des Kaufmanns Wilhelm Habich und dessen Ehefrau Franziska, geb. Zoller, in Lahr geboren. Nach dem Besuch der Volksschule und des Gymnasiums seiner Heimatstadt legte er 1932 die Reifeprüfung ab und begann mit dem Studium der Theologie in Freiburg i. Br. Nach dem Seminarjahr in Sankt Peter wurde er am 7. 3. 1937 von Erzbischof Dr. Conrad Gröber im Münster Unserer Lieben Frau in Freiburg zum Priester geweiht. Vom 1. 4. 1937 an war er Vikar in Karlsdorf. Als er die Enzyklika „Mit brennender Sorge“ in der Christenlehre behandelte, erfolgte die erste Hausdurchsuchung. Am 27. Juli 1937 wurde er an die Stelle des von der Gestapo verhafteten Kaplans Franz Welte als Vikar nach Pforzheim, Sankt Franziskus, versetzt. Seine besondere Fähigkeit im Umgang mit jungen Menschen – die Zahl der Jugendlichen in den Jugendgruppen stieg von 15 bei seinem Dienstantritt auf 180 im Jahr 1942. Sein von christlicher Verantwortung getragener Einsatz wurde für die Gestapo der Anlaß, ihn am 25. 3. 1942 nach Karlsruhe vorzuladen und ihn bis zum 15. 4. 1942 in Schutzhaft zu nehmen. Nach seiner Versetzung nach Bräunlingen am 5. 5. 1942 widmete er sich dort und in der Filiale Waldhausen besonders der Jugendseelsorge. Das Abhalten des Firmunterrichtes außerhalb des Kirchenraumes war der Anlaß, ihn am 9. 6. 1942 in Schutzhaft zu nehmen. Am 5. 8. 1942 erfolgte seine Einlieferung in das Konzentrationslager Dachau. Bis zu seiner Entlassung am 28. 3. 1945 erlebte er unbeschreibliches. Vielen jungen Russen, die als Zwangsarbeiter nach Deutschland verschleppt wurden und wegen ihres Versuches zu entfliehen in Dachau inhaftiert wurden, konnte er in dieser Zeit vielfache Hilfe geben (Freiburger Diözesanarchiv Bd. 90 S. 251 ff.). Nach seiner Entlassung am 20. 4. 1945 nahm er als Vikar in der Dreifaltigkeits-Pfarrei in Offenburg wieder seinen Dienst auf. Am 13. 6. 1950 wurde er als Pfarrverweser nach Bollschweil-St. Ulrich versetzt. Gleichzeitig wurde ihm als Rektor die Leitung der dort eingerichteten Jugendbildungsstätte und der Landvolkschule übertragen. Am 10. Mai 1953 wurde er auf die Pfarrei investiert.

Am 24. 11. 1961 wurde Pfarrer Habich als Pfarrer nach Freiburg-Littenweiler angewiesen. Mehr als 20 Jahre widmete er dem inneren und äußeren Aufbau der stark anwachsenden Pfarrei seine Kraft. Erzbischof Dr. Schäufele ernannte den engagierten Priester in Anerkennung seines von hingebendem Eifer und zielstrebigem Beharrlichkeit erfüllten seelsorgerlichen Wirkens und seiner unablässigen Bemühungen um Verbesserung und Erweiterung der räumlichen Voraussetzungen für die kirchliche Jugend-, Erwachsenen- und Sozialarbeit sowie in Würdigung seines von unbeugsamem Bekennermut getragenen Einsatzes für die Kirche und ihre Rechte auf freie Entfaltung ihres Auftrages in der Zeit ihrer Bedrängnis mit Urkunde vom 25. Januar 1972 zum Geistlichen Rat ad honorem. Sein Bekennermut im 3. Reich wurde am 14. Februar 1980 durch die Verleihung der Konrads-Plakette gewürdigt.

Mit der Verleihung des Bundesverdienstkreuzes und der Bürgermedaille der Stadt Pforzheim erfuhr sein engagiertes seelsorgerisches Wirken weitere öffentliche Anerkennung.

Am 1. 9. 1982 trat Pfarrer Habich im Alter von 70 Jahren in den verdienten Ruhestand. In den folgenden Jahren lebte er in St. Trudpert im Münstertal und übernahm in der Pfarrei und im Kloster gerne seelsorgerliche Dienste.

Im Februar 1996 zog er wegen Verschlechterung seines Gesundheitszustandes in das Altersheim St. Margarethen in Staufen.

Geistlicher Rat Kurt Habich starb am 9. 9. 1997 in Staufen im Alter von 85 Jahren und wurde am 15. 9. 1997 auf dem Friedhof in Bollschweil-St. Ulrich beigesetzt.

M. Z.

Hansert Joseph

Geb. am 4. 10. 1903 in Schutterwald, ord. 11. 3. 1928, Vikar in Neuhausen 20. 4. 1928, in Schwetzingen 25. 4. 1929, in Karlsruhe, St. Stephan 11. 11. 1931, Pfarrkurat in Haltingen 14. 7. 1938, Pfrvw. in Bad Krozingen 21. 10. 1953, Pfarrer in Bad Krozingen 31. 1. 1954, Ruhestand in Bad Krozingen 15. 8. 1975, gest. in Bad Krozingen 16. 11. 1997, beerd. in Bad Krozingen 21. 11. 1997.

Joseph Hansert wurde am 4. Oktober 1903 in Schutterwald-Höfen als Sohn des Bahnarbeiters Georg Hansert und dessen Ehefrau Agnes, geb. Hügel, geboren. Er besuchte das Gymnasium in Offenburg und legte 1923 die Reifeprüfung ab. Nach dem Theologiestudium in Freiburg und im Priesterseminar in St. Peter wurde er am 11. März 1928 von Erzbischof Dr. Carl Fritz in der Pfarr- und Seminarkirche in St. Peter zum Priester geweiht.

In Neuhausen bei Pforzheim war er Vikar vom 20. April 1928 an, in Schwetzingen vom 25. April 1929 an und in Karlsruhe, St. Stephan, vom 11. 11. 1931 bis zum 14. 2. 1938. Überall wurde seine besondere Begabung als Prediger und Katechet, sein Eifer in der Erteilung des Religionsunterrichtes in der Schule sowie in der Krankenseelsorge betont. Am 14. Juli 1938 wurde ihm die neu errichtete Pfarrkuratie Haltingen angewiesen. Es war die Zeit vor und während des Krieges und der Nachkriegszeit, in der die Aufgaben in einer neuen Kuratiegemeinde in der Diaspora besonders schwierig und zahlreich waren. Am 21. 10. 1953 wurde dem bisherigen Kurat Hansert als Pfarrverweser die Pfarrei Bad Krozingen übergeben. In dem nach dem Krieg schnell wachsenden Kur- und Heilbad konnte Pfarrer Hansert seine Erfahrungen und Fähigkeiten einsetzen. Zwei Kindergärten wurden durch seine Initiative errichtet und das Albanium gebaut.

In Anerkennung seiner priesterlichen vorbildlichen Wirksamkeit wurde Pfarrer Hansert mit Wirkung vom 12. 9. 1973 zum Erzbischöflichen Geistlichen Rat ad honorem ernannt. Die politische Gemeinde ehrte ihn im Jahre 1973 mit der Ernennung zum Ehrenbürger.

Am 15. August 1975 trat Pfarrer Hansert in den verdienten Ruhestand. In den folgenden Jahren half er in der Seelsorge mit, solange es seine Kräfte zuließen.

Am 16. November 1997 starb er in Bad Krozingen im Alter von 94 Jahren und wurde am 21. November 1997 auf dem Friedhof in Bad Krozingen beigesetzt. M. Z.

Heggelbacher Othmar, Univ.-Professor, Dr. theol. et Dr. iuris utriusque, Prälat

Geb. 19. 11. 1912 in Leimbach bei Markdorf, ord. 27. 3. 1938 in Freiburg, Münster Unserer Lieben Frau. 27. 4. 1938 Pfarrvikar in Müllheim. 14. 4. 1945 Dr. theol. 15. 9. 1945 Kooperator in Freiburg, Münsterpfarre. 24. 3. 1948 Studienurlaub. 16. 7. bis 25. 10. 1950 Hausgeistlicher auf dem Lindenberg. 28. 10. 1950 Pfrvw. in Schlatt/Breisgau. 24. 1. 1951 Defensor vinculi. 27. 6. 1951 Venia legendi für Kirchenrecht an der Universität Freiburg. 1. 10. 1953 Dozent an der Universität Freiburg. 30. 6. 1954 ao. Prof. für Kirchenrecht an der Phil.-Theol. Hochschule in Bamberg. 7. 3. 1957 o. Prof. für Kirchenrecht in Bamberg. 1961 Geistl. Rat in Bamberg. 7. 7. 1965 Dr. iuris utriusque in Fribourg/Schweiz. 1. 8. 1972 Rektor der Gesamthochschule Bamberg. 18. 10. 1972 Ehrenprälat. 30. 3. 1979 Bundesverdienstkreuz. 1. 4. 1980 emeritiert. Gest. 18. 9. 1997 in Bamberg, beerd. 22. 9. 1997 in Bamberg.

Professor Othmar Heggelbacher war der Sohn des Landwirts August Hegelbacher und seiner Ehefrau Maria, geb. Jäger. Die Mutter war die jüngste von siebzehn Kindern. Othmar hatte eine Schwester und einen Bruder. Ab Ende 1924 erhielt er Lateinstunden bei Pfarrer Stihl zur Vorbereitung für die Aufnahme in die Quarta im Konradihaus. Die Mutter wollte nicht einwilligen, weil sie Othmar in der Landwirtschaft brauchte. Der Vater war am 1. 9. 1914 bei Etival gefallen. Wenige Tage vor der Abreise ins Konradihaus fand Othmar beim Ackern den Ehering des Vaters, den dieser bei der Arbeit verloren hatte. Das hat die Mutter als gutes Vorzeichen gedeutet.

Er war ein sehr begabter Schüler. Sein Lehrer Dr. Hahn nannte ihn „Der Gelehrte vom Gehrenberg“. Dagegen ritt Prof. Rummelin noch vor dem Subdiakonat eine Attacke gegen Heggelbacher, weil er sich einmal seinem Herzen Luft machte wegen der Enge des Konradihauses. Im März 1933 machte er das Abitur. Der Prüfungskommissar Dr. Thoma, ein SPD-Beamter, wurde unmittelbar nach der Prüfung entlassen.

An der Universität Freiburg hörte er Philosophie bei Martin Honecker, Altes Testament bei Prof. Allgaier, Neues Testament bei Prof. Wikenhauser, Patristik, Archäologie und Kunstgeschichte bei Prof. Sauer, Moralthologie bei Prof. Münker und Dogmatik bei Prof. Engelbert Krebs. Diesen hatten die Hörer ungewollt in Schwierigkeiten gebracht: Einer, ganz und gar nicht „nazistisch“ gesinnt, legte ihm den neuesten Artikel der unverschämten NS-Studentenzeitung auf das Katheder, worauf Krebs in der nächsten Vorlesung eine mehr als deut-

liche Antwort gab: „Wir Professoren sind anscheinend nur der Speikübel, in den der NS-Studentenbund hineinspuckt.“ Dies bedeutete für ihn das Ende der Lehrtätigkeit.

Das Collegium Borromaeum in Freiburg wurde unter Direktor Geis, einem Architektensohn, zu einem der modernsten kirchlichen Internate umgebaut. Wenige Jahre später mußte er als Dompfarrer beim Bombenangriff auf Freiburg im November 1944 das Seminar in Schutt und Asche fallen sehen. Das Ordinariatsgebäude gegenüber erlitt nur einen Dachschaten, wodurch ihm seither die Symmetrie fehlt. Stehen blieb das Münster mit dem schönsten Turm der Christenheit.

In der Externitas hörte Heggelbacher in Tübingen Karl Adam und Joseph Geiselmann. In der Semesterfreizeit besuchte er in Stuttgart Gottesdienste der Sektenkirchen.

Im Frühjahr 1937 zog er hinauf in das Priesterseminar St. Peter im Schwarzwald. Sein Jahrgang war mit 69 Alumnern der stärkste seit 1892. Die Priesterweihe spendete Erzbischof Conrad Gröber am 27. 3. 1938 zum ersten Mal im Münster zu Freiburg, in der Kathedrale, ganz im Einklang mit dem kanonischen Recht (nicht wie früher in der Seminarkirche zu St. Peter).

Heggelbacher wurde als Pfarrvikar nach Müllheim angewiesen und war so für die Seelsorge unabkömmlich und wurde nicht zur Wehrmacht eingezogen. Von Müllheim aus waren auch die Katholiken in Badenweiler, vornehmlich Kurgäste, zu pastorieren. Auch die wenigen Katholiken in Auggen wurden betreut. Müllheim war Standortpfarrei und es waren Soldatengottesdienste zu halten und Lazarettbesuche zu machen. Bei seinen Gottesdiensten für die Kriegsgefangenen war die Kirche brechend voll. Das Gefiel der Gestapo nicht, und weil man argwöhnte, daß in den Jugendgruppen auch über nicht religiöse Themen gesprochen wurde, hatte er häufige Besuche von der Gestapo und lange Verhöre.

Am 20. Juli 1944 reichte Heggelbacher seine Dissertation über das Thema: „Maximus von Turin und sein Bibeltext“ bei Prof. Wikenhauser ein. Gegen Kriegsende wurde die arbeitsfähige Bevölkerung – Pfarrer und Vikar gehörten dazu – zu Schanzarbeiten westlich der Stadt eingesetzt. In den Mittagspausen konnte er sich am Rhein auf- und abmarschierend auf die Rigorosen seiner Doktorprüfung vorbereiten. Diese fand am 14. 4. 1945 bei Alfred Wikenhauser statt.

Nach Müllheim wurde er Kooperator am Freiburger Münster. In dieser Zeit belegte er einen Kurs für Syrisch bei Prof. Allgaier. 1948 – 49 wurde er freigestellt für das Kirchenrechtstudium in Freiburg im Üchtland. Im Sommersemester ergänzte er seine Ausbildung im weltlichen Recht. Anschließend zog er nach Rom ins Campo Santo zum Studium an der Gregoriana. Nach kurzer Zeit als Hausgeistlicher wurde er Pfarrverweser in Schlatt bei Freiburg, wo er seine Habilitationsschrift „Die Taufe als Rechtsakt nach dem Zeugnis der frühen Christenheit“ abschließen konnte. Am 27. 6. 1951 wurde er an der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg habilitiert. Am 13. Juli 1951 wurde er Privatdozent für Ordensrecht an der Universität Freiburg. 1953/54 machte er Lehrstuhlvertretung. Im November 1954 erfolgte der Ruf an die Philosophisch-Theologische Hochschule Bamberg, zunächst als außerordentlicher Professor, 1959 als ordentlicher Professor. Am 6. September 1960 trat er die einjährige Amtszeit als Rektor der Hochschule an. Am 1. September 1971 wurde er zum zweiten Mal Rektor. In dieser zweiten Amtszeit und in den darauffolgenden Jahren war er maßgeblich an der Vorbereitung und Wiedergründung der Universität Bamberg beteiligt. Als am 1. August 1972 die Gesamthochschule Bamberg durch Zusammenlegung der Phil.-Theol. Hochschule mit der Pädagogischen Hochschule errichtet wurde, übernahm er gemeinsam mit Frau Prof. Elisabeth Roth ein Doppelrektorat an der Gesamthochschule Bamberg.

Bereits 1965 wurde er durch die Juristische Fakultät der Universität Freiburg im Üchtland zum Dr. iuris utriusque promoviert auf Grund seiner Arbeit „Von römischen zum christlichen Recht. Juristische Elemente in den Schriften des sog. Ambrosiaster“. Seit 1955 war er Vizeoffizial des Erzbischöflichen Ehekonsistoriums Bamberg. Die Görresgesellschaft zur Pflege der Wissenschaft zählte ihn seit 1962 zu ihrem Beirat. 1977 ernannte ihn der Großmeister des Lazariterordens zum kirchlichen Komtur. 1977 wurde ihm für seine besonderen Verdienste um Forschung und Lehre das „Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland“ verliehen.

Das Hauptinteresse Heggelbachers galt der kirchlichen Rechtsgeschichte, aber auch dem Verhältnis von Kirchenrecht und Psychiatrie. Die vielen Jahre in Bamberg haben in der stattlichen Reihe von Zeitschriftenartikeln, Buchrezensionen, Festschriften und Lexikonbeiträgen ihren Niederschlag gefunden.

Prof. Heggelbacher arbeitete stets auf breiter Basis. Seit seiner Gymnasialzeit beschäftigte er sich mit Dantes Göttlicher Komödie, später vor allem im Zusammenhang mit seinem Fachgebiet. Er schrieb über: „Das fruhchristliche Kirchenrecht in Dante Divina Commedia“, „Der geistliche Dienst nach Dantes Divina Commedia“, „Dantes Divina Commedia in ihren Beziehungen zur Kirchenreform des 15. Jahrhunderts“.

Als Mitglied des Strukturbeirates und des Stiftungsrates der Lyzeumsstiftung hat er in diesen für die Universität Bamberg wichtigen Jahren entscheidend die Weichen gestellt. Auch im Alter war er bis zu seiner schweren Erkrankung ein begeisterter Forscher und nahm am akademischen Leben Anteil. Für seine Bemühungen um die Fakultät und Universität erhielt er die Ehrengabe „Pro meritis“ der Fakultät Katholische Theologie und das Ehrenzeichen „Bene merenti“ der Universität Bamberg in Gold. Hu.

Holtermann Ludwig

Geb. am 10. 3. 1910 in Köln, ord. 30. 4. 1933, Vikar in Sigmaringen 1. 6. 1933, Vikar in Konstanz (Hl. Dreifaltigkeit) 29. 10. 1935, Vikar in Waldshut 9. 6. 1943, Kurat in Mannheim (St. Nikolaus) 9. 6. 1943, Kurat in Lahr (St. Maria) 5. 7. 1944, Pfarrer in Ettlingen (Pfarrei Herz Jesu) 24. 4. 1963, Dekan im Dekanat Ettlingen 27. 5. 1964 bis 1. 10. 1982, Ruhestand in Karlsruhe 1. 10. 1982, gest. in Karlsruhe 24. 6. 1997, beerd. in Karlsruhe 30. 6. 1997.

Ludwig Holtermann wurde am 10. 3. 1910 als Sohn des Handelsvertreters Ludwig Holtermann und dessen Ehefrau Emma Holtermann in Köln geboren. Er besuchte die Volksschule in Kehl und Rastatt, wo er 1919 in das Gymnasium eintrat. Von 1926 an war er Schüler des Gymnasiums in Karlsruhe. Dort legte er 1928 die Reifeprüfung ab. In Freiburg und Münster i. W. studierte er Theologie und wurde am 30. April 1933 in der Pfarr- und Seminarkirche in St. Peter von Erzbischof Dr. Conrad Gröber zum Priester geweiht. Als Vikar in Sigmaringen, Meßkirch, Konstanz (Hl. Dreifaltigkeit) und Waldshut stellte er sich mit großem Eifer den vielfältigen Aufgaben. In allen Pfarreien wurde seine Gewissenhaftigkeit und Frömmigkeit, sein Eifer in der Jugendseelsorge und seine treue Arbeit in der Krankenseelsorge geschätzt. Bei der Beurteilung seiner umfassenden vorbildlichen seelsorgerlichen Tätigkeit dürfen die wachsenden Schwierigkeiten von 1933 an nicht übersehen werden. Seine Tätigkeit als Kurat in Mannheim und in der neuen Kuratie in Lahr fiel in die schlimmen letzten Jahre des Krieges und der unmittelbaren Nachkriegszeit. In Lahr kam noch hinzu die Tätigkeit als Religionslehrer am Aufbaugymnasium und die Krankenseelsorge am dortigen Bezirkskrankenhaus. Am 24. 4. 1963 wechselte Pfarrer Holtermann in die Herz-Jesu-Pfarrei in Ettlingen. Zu den vielfältigen Aufgaben einer großen Pfarrei kamen noch mehrere Bauvorhaben: Renovation der Pfarrkirche mit Umgestaltung des Chorraumes und Sanierung der Kirchtürme, Bau eines Gemeindezentrums, Erweiterung der Kindergärten. An erster Stelle stand sein Bestreben, die zahlreichen Heimatvertriebenen, die vielen Zugezogenen in den Neubaugebieten mit der früheren Gemeinde zusammenzuführen. Am 26. Mai 1964 wurde Pfarrer Holtermann zum Dekan bestellt und in zweimaliger Wiederwahl bestätigt. Im Jahre 1982 zwang ihn seine geschwächte Gesundheit, um Pensionierung zu bitten. Er wohnte in Karlsruhe in unmittelbarer Nähe der Pfarrkirche St. Elisabeth, wo er im Jahre 1933 seine Primiz feiern konnte. Er starb am 24. 6. 1997 in Karlsruhe und wurde am 30. 6. 1997 auf den Hauptfriedhof in Karlsruhe beigesetzt. M. Z.

Huber Ludwig Benedikt

Geb. 15. 6. 1910 in Liebach, ord. am 27. 3. 1937, Vikar in Hambrücken 30. 4. 1938, in Friedenweiler 20. 4. 1939, in Karlsruhe-Durlach 15. 9. 1948, Pfrvw. in Sandweiler 12. 12. 1951, Pfarrer in Sandweiler 24. 2. 1953, Pfarrer in Karlsruhe-Beiertheim 16. 11. 1962, Rektor des Mütterkurheimes St. Anna in Bad Peterstal-Griesbach 1. 9. 1980, Ruhestand in Oppenau 1. 2. 1989, gest. in Oppenau 4. 2. 1997, beerd. am 8. 2. 1997 in Oppenau.

Ludwig Benedikt Huber wurde am 15. 6. 1910 als Sohn des Landwirts Mathias Huber und dessen Ehefrau Theresia, geb. Kimmig, in Liebach, Pfarrei Oppenau, geboren. Nach dem Tod seines Vaters 1913 und der Wiederheirat seiner Mutter wuchs er mit acht Geschwister auf dem elterlichen Hof auf. Er besuchte acht Klassen der Volksschule und trat nach Vorbereitung durch

seine Heimatpfarrer in die Quarta des Gymnasiums der Lenderschen Lehranstalt in Sasbach ein und legt dort im März 1933 die Reifeprüfung ab. Nach dem theologischen Studium in Freiburg, Tübingen und St. Peter empfangen er am 27. 3. 1938 durch Erzbischof Dr. Conrad Gröber die Priesterweihe im Münster unserer Lieben Frau in Freiburg. In schwieriger Zeit wirkte er als Vikar 1938 in Hambrücken und Staufen, in Friedenweiler bis 1948. Als er nach neunjähriger Tätigkeit nach Karlsruhe-Durlach versetzt wurde, brachte die Pfarrgemeinde Friedenweiler mit den beiden Filialen Eisenbach und Schwarzen in besonderer Weise ihre Dankbarkeit zum Ausdruck. Es war dabei nicht vergessen, daß er in den Jahren des Krieges den Einwohnern hilfreich zur Seite stand. „Als sich der Einmarsch der feindlichen Truppen (Marokkaner) vollzog, hat er durch sein mutiges Auftreten viel Unheil verhütet.“ Nach fast dreijähriger Tätigkeit in Karlsruhe-Durlach wurde ihm am 12. 12. 1951 die Verantwortung als Pfarrverweser für die Pfarrei Sandweier übertragen. Die Investitur war am 16. 11. 1962. In seinem elfjährigen Wirken lag ihm besonders die Jugendarbeit am Herzen. Über die Pfarrei Sandweier hinaus wirkte er als Dekanatsseelsorger der Frauenjugend. Der Bau eines Kindergartens, eines Schwesternhauses und eines Jugendheimes gehörten zu seinen Aufgaben sowie die Renovation der Pfarrkirche. Am 1. 10. 1962 wurde ihm die Pfarrei St. Michael in Karlsruhe-Beiertheim übertragen. Nach den vorliegenden Plänen wurde die neue Pfarrkirche gebaut, ebenso ein Gemeindezentrum, Kindergarten und Jugendheim. Am 21. 12. 1971 wurde Pfarrer Huber in Anerkennung seiner von großem Eifer und priesterlichem Verantwortungsbewußtsein getragenen Seelsorge in Sandweier und Karlsruhe, St. Michael, und in Würdigung seiner großen persönlichen Einsatzbereitschaft beim Bau der neuen Pfarrkirche St. Michael „zum Geistlichen Rat ad honorem“ ernannt.

Am 1. Oktober 1980 wurde Ludwig Huber zum Rektor des Mutterkurheimes St. Anna in Bad Griesbach ernannt. Am 1. Februar 1980 trat er in den Ruhestand. Im Vinzentiushaus seiner Heimatgemeinde Oppenau wirkte er als Seelsorger.

Am 4. September 1997 starb er und wurde am 6. September 1997 auf dem Friedhof in Oppenau beigesetzt. M. Z.

Kohler Adam

Geb. 13. 1. 1914 in Mannheim, ord. 2. 4. 1940, Vikar in Triberg 4. 9. 1940, Wehrdienst 1. 10. 1940 bis 1945, Vikar in Wiesental 22. 8. 1945, in Villingen (Münsterpfarre) 4. 9. 1945, Kooperator in Freiburg (Münsterpfarre) 6. 4. 1948, Rektor in Bad Griesbach (Müttererholungsheim) 1951 bis 1953, Pfrvw. in Riedböhringen 1. 9. 1953, Kurat in Badenweiler 18. 8. 1955, Pfarrer in Badenweiler 29. 6. 1960, Pfarrer in Furtwangen 15. 5. 1963, Ruhestand in Villingen 4. 2. 1972, Bad Friedrichshall 1982, Staufen 1985, gest. in Staufen 23. 7. 1997, beerd. in Bad Friedrichshall 17. 7. 1997.

Adam Kohler wurde am 13. 1. 1914 als Sohn des Metzgers Alois Kohler und dessen Ehefrau Columba, geb. Lerch, in Mannheim geboren. Nach dem Besuch der Volksschule war er 1924 Schüler der Privat-Realschule Institut Schwarz in Mannheim, von 1925 bis 1928 an der Oberrealschule und von 1929 im Real-Gymnasium II in Mannheim. Nach der Reifeprüfung 1934 legte er nach dem Besuch des Vorkurses an der Heimschule Lender in Sasbach die Ergänzungsprüfung in Griechisch ab. Nach dem Arbeitsdienst studierte er in Freiburg i. Br. und Münster i. W. Theologie und wurde am 2. 4. 1940 von Erzbischof Dr. Conrad Gröber im Münster „Unserer Lieben Frau“ in Freiburg zum Priester geweiht. Schon nach wenigen Wochen wurde er am 1. 10. 1940 zur Sanitäts-Ersatzabteilung in Ulm zum Sanitätsdienst einberufen, am 11. 4. 1941 zum Feldheer versetzt. Als Sanitäts-Unteroffizier wurde er im Osten zwei Mal verwundet. Nach kurzer Gefangenschaft konnte er nach einer Vertretung in Wiesental am 4. 9. 1945 in der Münsterpfarre in Villingen als Vikar beginnen. Am 6. 4. 1948 übernahm er als Kooperator am Münster in Freiburg die Leitung des Kolpinghauses. Seine angeschlagene Gesundheit machte eine längere Beurlaubung notwendig. Es folgte die Ernennung zum Rektor des Mutterkurheimes in Bad Griesbach. Am 24. Juli 1953 wurde er als Pfarrverweser nach Riedböhringen versetzt und es wurde ihm der Vorsitz des Caritasverbandes im Landkreis Donaueschingen übertragen. Am 18. 8. 1955 wurde er als Pfarrkurat nach Badenweiler angewiesen. Plan und Bau einer neuen Kirche gehörten zu seinen zahlreichen Aufgaben. Anlässlich der Konsekration der neuen Kirche ernannte ihn Erzbischof Dr. Hermann Schöffele zum ersten Pfarrer der Pfarrei. Am 15. 5. 1963 wurde ihm die Pfarrei Furtwangen übertragen. Neun Jahre arbeitete er dort als aufgeschlossener eifriger Seel-

sorger. Zur vielfältigen Seelsorgearbeit kam die Renovation der Pfarrkirche, der Ausbau der Kranken-Pflegestation sowie Planung und Bau eines Altenheimes. Eine schwere Krankheit zwang ihn, um die Versetzung in den Ruhestand zu bitten. Als Subsidiar half er 10 Jahre in der Pfarrei Furtwangen, bis er von 1982 an in Bad Friedrichshall-Duttenberg wohnte.

Im Jahre 1985 fand er Aufnahme im Alten- und Pflegeheim St. Margarethen in Staufen. Dort starb er am 3. Juli 1997 und wurde am 17. Juli 1997 auf dem Friedhof in Bad Friedrichshall-Duttenberg beigesetzt. M. Z.

Kolping Adolf, Prälat Univ.-Prof. Dr. theol.

Adolf Kolping wurde geb. in Andernach bei Koblenz am 12. Dezember 1909 als Sohn eines Amtsrichters. Zusammen mit drei jüngeren Brüdern verbrachte er seine Kindheit und seine Jugend in Mayen in der Eifel, bis die Familie sich im Jahre 1926 in Köln, in der Heimat der Mutter, niederließ. Die Kölner Jahre wurden schicksalhaft für den Gymnasiasten. Geprägt von der Jugendbewegung und von der Liturgischen Bewegung der zwanziger Jahre und unter dem Eindruck des segensreichen Wirkens seines Heimatpfarrers, des bekannten Großstadtseelsorgers Joseph Könn, entschloß er sich nach dem Abitur im Jahre 1929, Priester zu werden. Die Studienjahre verbrachte er in Bonn, Freiburg und Köln. Am 27. Februar 1936 empfing er die Priesterweihe. Die folgenden 9 Jahre verbrachte er als Kaplan in der praktischen Seelsorge, zunächst in Köln, dann in Bonn. Mit großer Energie und außerordentlichem Fleiß erarbeitete er in diesen Jahren seine Promotion und seine Habilitation, ohne einen Studienurlaub in Anspruch zu nehmen.

1938 wurde er in Bonn mit einer Arbeit über den ontologischen Gottesbeweis des Anselm von Canterbury zum Doktor der Theologie promoviert, 1942 wurde er daselbst habilitiert für die Fächer Dogmatik und Dogmengeschichte mit einer Studie über den Gebrauch des Begriffs „sacramentum“ bei Tertullian. Da die nationalsozialistischen Machthaber die Erteilung der *Venia legendi* verhinderten – das war damals üblich, auf diese Weise wollte man die theologischen Fakultäten austrocknen –, konnte er offiziell mit seiner akademischen Lehrtätigkeit erst nach dem Krieg beginnen.

Dennoch gelang es seinem Lehrer Bernhard Geyer, im Jahre 1944 einen Lehrauftrag für den Schüler zu erwirken, der allerdings nicht mehr zum Tragen kam, da am 18. Oktober 1944, dem Gründungstag der Bonner Universität, diese durch einen Bombenangriff in Schutt und Asche gelegt wurde. Nachdem sie im Herbst des Jahres 1945 wiedereröffnet worden war, erhielt Adolf Kolping am 1. Dezember die *Venia legendi*. Als Privatdozent für Dogmatik und Dogmengeschichte gehörte er nunmehr dem Lehrkörper der Bonner Katholisch-Theologischen Fakultät an. Er wurde zum Oberassistenten ernannt und mit dem Wiederaufbau der Seminarbibliotheken betraut.

Anfang 1946 hielt er seine Antrittsvorlesung über das Thema „Neuschöpfung und Gnadenstand“, in der er das Kittelsche Theologische Wörterbuch zum Neuen Testament und seine Bedeutung für den katholischen Dogmatiker behandelte. 1949 erhielt einen Ruf nach Würzburg zur Vertretung des dortigen Lehrstuhls für Dogmatik, der durch den Weggang von Fritz Stegmüller nach Freiburg frei geworden war, erhielt gleichzeitig einen Ruf nach Münster auf eine Professur für Fundamentaltheologie, Theologische Propädeutik, Dogmengeschichte und Dogmatik. Den letzteren nahm er an. In Münster wurde er Direktor zweier Seminare, des dogmengeschichtlichen Seminars und des fundamentaltheologischen. Das dogmengeschichtliche Seminar konnte er selber einrichten, das fundamentaltheologische übernahm er von dem Religionsphilosophen Johann Peter Steffes.

In Münster mußte sich der Dogmatiker und Dogmengeschichtler nun auch der Fundamentaltheologie zuwenden, in der Lehre und in der Forschung. Dabei interessierten ihn zunächst mehr die dogmatischen Prinzipienfragen. Später verlagerte sich sein Interesse auf die fundamentaltheologische Ekklesiologie. Der Anlaß für die Beschäftigung mit den dogmatischen Prinzipienfragen war die Vorbereitung der Definition der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel. Im Jahre 1949 veröffentlichte der bekannte Patristiker Berthold Altaner eine Reihe von Artikeln gegen die Definibilität dieser Glaubenswahrheit in der Theologischen Revue. Damit setzte Kolping sich auseinander in einer kritischen Stellungnahme. Diese ist ein programmatisches Bekenntnis seines Autors zum Verhältnis von Glaubensgut,

Geschichtlichkeit und kirchlichem Lehramt, eine tief lotende und kenntnisreiche Arbeit. Entgegen den ursprünglichen Abmachungen wurde sie nicht in die Theologische Revue aufgenommen. Das veranlaßte den Verfasser damals, sie als Manuskript zu drucken und an alle theologischen Fakultäten sowie alle Bischöfe in Deutschland zu schicken.

1962 übernahm Adolf Kolping den Lehrstuhl für Fundamentaltheologie an der Theologischen Fakultät in Freiburg, den er bis zu seiner Emeritierung im Jahre 1978 innehatte.

Adolf Kolping ging es in seinem Gelehrtenleben vor allem darum, die Offenbarung Gottes, wie sie vom Lehramt der Kirche verkündet wird, rational zu begründen und so der Vernunft des Menschen nahezubringen. Dabei war er stets bemüht, die Glaubensinhalte aus der Geschichte heraus zu verstehen und das geschichtlich Bedingte der göttlichen Offenbarung von dem überzeitlich Bleibenden zu scheiden, wie er es bei seinen Lehrern Bernhard Geyer und Arnold Rademacher in Bonn gelernt hatte.

Schon in den Jahren seines Studiums hat Adolf Kolping sich eine offene und überzeugte Kirchlichkeit angeeignet ohne jede allergische Animosität gegen Rom, wie sie heute vielfach die Szene beherrscht. Von seinen Bonner Lehrern Heinrich Joseph Vogels, Franz Joseph Dölger, Fritz Tillmann und Wilhelm Neuss, aber auch von Bernhard Geyer und Arnold Rademacher hatte er gelernt, dem kirchlichen Lehramt den entscheidenden Platz einzuräumen im Hinblick auf den Glauben. Von ihnen hatte er aber auch gelernt, das Glaubensgut der Kirche aus der Geschichte heraus zu verstehen, das geschichtlich Bedingte beim Namen zu nennen und so das bewährte Alte mit dem hilfreichen Neuen zu verbinden und die Kontinuität zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart nicht abreißen zu lassen.

Der Grundgedanke seines theologischen Konzeptes war der Gedanke des „duplex ordo cognitionis“, den das I. Vatikanische Konzil nachdrücklich herausgestellt hat, die klare Trennung der beiden Erkenntnisweisen des Wissens und des Glaubens, der natürlichen Erkenntnis und der übernatürlichen, die zwar aufeinander hingeeordnet sind, die sich aber doch als verschiedene Wege der Erkenntnis erweisen.

Als Fundamentaltheologe wollte er die klassische Fundamentaltheologie angesichts der neuen Fragen und der modernen theologischen Forschung weiterentwickeln und sie durch die Aufnahme neuer theologischer Erkenntnisse und Methoden auf die Höhe der Zeit bringen.

Die Liste der Veröffentlichungen des Theologen Adolf Kolping umfaßt an die 100 Titel. Immer wieder griff er in seinen Publikationen Fragen der Zeit auf und unterzog sie aus einer wohl durchdachten theologischen Konzeption heraus einer kritischen Prüfung, vor allem in den letzten Jahren seiner akademischen Lehrtätigkeit. In respektablen Publikationen beschäftigte er sich mit der Bedeutung des Papsttums für die Kirche. Darüber hinaus schrieb er eine nicht nur für den Fachtheologen außerordentlich interessante Geschichte der katholischen Theologie zwischen den beiden Vatikanischen Konzilien und lesenswerte Biographien über seinen Heimatpfarrer Joseph Könn und seinen Lehrer Arnold Rademacher. Im Jahre 1989 veröffentlichte er anlässlich seines 80. Geburtstags eine Aufsatzsammlung mit dem Titel „Kirche – die komplexe Realität“. Darin hat er wegweisende Arbeiten aus sechs Jahrzehnten, die in verschiedenen Zeitschriften erschienen waren, aufs neue vorgelegt. Sie zeigen gleichsam im Überblick, wie der Autor behutsam bestimmte theologische Fragen bereits aufgegriffen hat, bevor sie ins allgemeine Bewußtsein getreten waren, und wie er jeweils kirchliche Lösungen gefunden hat – im Sinne des „sentire cum ecclesia“. Sein Lebenswerk sollte ein auf drei Bände berechnetes Handbuch der Fundamentaltheologie sein, eine rational vertretbare Gesamtschau der Gründe für die Annahme der kirchlichen Verkündigung der Offenbarung. Das Werk blieb unvollendet. Den 2. Halbband des 3. Bandes, den systematischen Teil der fundamentaltheologischen Ekklesiologie, konnte er nicht mehr schreiben.

Adolf Kolping widmete sich nicht nur der systematischen Theologie in seiner Forschung und in seiner Lehre. Zeit lebens brachte er auch der Mediävistik großes Interesse entgegen. Bis ins hohe Alter arbeitete er mit an dem von der Erzdiözese Köln getragenen Albertus-Institut, das eine Gesamtausgabe des bedeutenden Lehrers des heiligen Thomas von Aquin besorgt.

Adolf Kolping verband die Theologie mit der Seelsorge. Er verabscheute Theologie als reine Gelehrsamkeit. Die Theologie stand für ihn ganz im Dienst des Glaubens, dessen konkrete Problematik er lösen wollte, auch für den Mann auf der Straße. Stets suchte er den Kontakt auch zu den einfachen Menschen. Und er konnte sie ansprechen.

Dem hohen intellektuellen Niveau und dem seelsorglichen Eros des Theologen korrespondierte nicht ganz der manchmal schwierige Charakter, der weit gespannt, zuweilen auch ein wenig unberechenbar war. In der Wissenschaft wie auch in seinem persönlichen Leben

konnte er schroff sein und provozierend. Tatsächlich verwickelte er sich zuweilen in heftige Auseinandersetzungen. Bei näherem Hinsehen mußte man jedoch feststellen, daß sie häufiger in Mißverständnissen gründeten oder in einem exzessiven Einsatz für die als wahr erkannte Position. So bildete sich die Fama, er habe viele Feinde gehabt, was so wiederum nicht stimmt. Denn er war nicht unversöhnlich, und er war ein zutiefst gütiger Mensch, der das gesellige Beisammensein und das Gespräch über alles liebte.

Zu seiner großen Freude blieb ihm auch die kirchliche Anerkennung für sein Lebenswerk nicht versagt. Im Jahre 1976 konnte Kardinal Höffner ihm in Köln die Urkunde seiner Ernennung zum Päpstlichen Ehrenprälaten überreichen. Für den Geehrten war das der Höhepunkt seines Priester- und Gelehrtenlebens.

Adolf Kolping entstammte der weiteren Familie des Gesellenvaters, des Gründers des weltweiten Kolpingwerkes. Dazu bekannte er sich immer wieder mit Stolz. Schon sein Vater hatte diese verwandtschaftlichen Beziehungen als eine große Ehre empfunden, weshalb er seinem Erstgeborenen den Namen Adolf gegeben hatte.

Adolf Kolping starb am 31. August 1997 kurz nach Mitternacht im 88. Lebensjahr. In den letzten Jahren seines Lebens hatte seine Gesundheit sehr nachgelassen. Die mannigfachen Beschwerden des Alters trug er in gelassener Heiterkeit. Er starb an den Folgen einer Operation, die sich als die einzige Möglichkeit erwiesen hatte, den Schwerkranken zu retten.

Die Exequien für den Verstorbenen zelebrierte der Kölner Weihbischof Norbert Trelle am 9. September 1997 um 10 Uhr in der Pfarrkirche Sancta Maria Magdalena in Bonn-Endenich, wo der Verstorbene Jahrzehnte hindurch seine eigentliche Heimat gehabt hatte, auch während seiner Tätigkeit in Münster und in Freiburg. Die Traueransprache hielt Universitäts-Professor Dr. Joseph Schumacher aus Freiburg, ein Schüler. Im Anschluß an die kirchliche Feier wurden die sterblichen Überreste des Verstorbenen auf dem Friedhof in Köln-Junkersdorf in der Familiengruft beigesetzt. Requiescat in pace. Joseph Schumacher

Trauerrede, gehalten von Universitäts-Professor Dr. Joseph Schumacher
anläßlich der Exequien für Universitäts-Professor Dr. Adolf Kolping
in der Pfarrkirche Sancta Maria Magdalena in Bonn-Endenich am 7. September 1997

Verehrte Anverwandte und Freunde des verstorbenen Priesters, Theologen und Universitätslehrers Adolf Kolping, dem wir heute das letzte Geleit geben, liebe Trauergemeinde!

Vor über 11 Jahren, am 13. April des Jahres 1986, hatte ich die Ehre, in der Freiburger St. Martinskirche die Festansprache bei der Feier des Goldenen Priesterjubiläums des nunmehr Verstorbenen zu halten. Damals sprach ich von der Begrenztheit unseres Lebens, die uns angesichts des raschen Laufes der Zeit zum Bewußtsein kommt, die uns beunruhigt, die aber heilsam ist, weil sie uns lehrt, die Zeit zwischen Geburt und Tod recht einzuschätzen und recht zu nutzen. Ich erinnerte daran, daß es Aufgabe des Priesters ist, den Menschen diese Begrenztheit des Lebens nahezubringen und ihnen zu sagen, daß sie Fremdlinge sind in dieser Welt, die vorläufig ist, damit sie das Vorläufige nicht mit dem Endgültigen verwechseln.

Heute tragen wir die sterbliche Hülle des damaligen Jubilars zu Grabe. Langsam wurde sie aufgezehrt in diesen Jahren. Viele Gebrechen und Schmerzen stellten sich ein, bis endlich dieser Leib seine Funktion, das Haus der Seele zu sein, nicht mehr erfüllen konnte. Der irdische Pilgerweg ist nun zu Ende für Adolf Kolping, der „status viae“ ist vorüber, an die Stelle des Vorläufigen ist das Endgültige getreten, jener Status, der uns allen bevorsteht, in den das Leben aller Menschen ausmündet.

Was sollen wir sagen zum Phänomen des Todes? – Das Glaubensbekenntnis des I. Konzils von Konstantinopel des Jahres 381, des zweiten allgemeinen Konzils der Kirche, klingt aus mit dem eindrucksvollen Bekenntnis: Ich erwarte die Auferstehung der Toten und das Leben der zukünftigen Welt. So bekennen wir noch heute im Credo der heiligen Messe. In unserem alltäglichen Lebensvollzug sind wir jedoch weit davon entfernt, von dieser Wirklichkeit und ihrer Bejahung. Der Tod überfällt uns, er erscheint uns wie die Nacht. Aber – der Nacht des Todes folgt ein neuer, schönerer Tag, der helle Tag der Ewigkeit. Der Christ stirbt in der Hoffnung auf ein neues Leben in jener Welt, die die Bedingung der Möglichkeit dieser unserer sichtbaren Welt ist. Der Christ stirbt in der Hoffnung auf ein neues Leben in der Ewigkeit. Oder: So sollte er sterben. So müssen wir sagen. Denn viele Christen haben diese Hoffnung verloren. Der Tod, das Ende, das definitive Ende, davon sind mehr als 60 % unserer Zeitgenossen überzeugt, wie

Befragungen ergeben haben. Es kann kein Zweifel bestehen: Die Skepsis gegenüber dieser Kernaussage des Christentums und aller Religionen, ist im Wachsen begriffen.

Was die Menschen immer gewußt haben, daß der Tod nicht das definitive Ende ist, daß es weitergeht, daß der Mensch eine unsterbliche Seele hat, das wird heute immer mehr zur Frage, obwohl wir diese Wirklichkeit schon mit unserem Denken erreichen können.

Aber das Vertrauen auf die Vernunft schwindet dahin. Darüber klagt der Philosoph Jacques Maritain mit eindrucksvollen Worten, über das schwindende Vertrauen auf die Vernunft, über die metaphysische Skepsis, die im Wachsen begriffen ist. Sie wächst und breitet sich aus im Schatten unserer Gedankenlosigkeit und Oberflächlichkeit, im Schatten vor allem auch der gigantischen Manipulation der modernen Massenmedien, wodurch wir auf das Vordergründige fixiert werden.

Der gesunde Menschenverstand sagt es uns, daß der Mensch mehr ist als sein Organismus, wie auch der Kosmos mehr ist als die Summe der Naturgesetze. Der Mensch kann denken. Er weiß um sein Dasein. Um das zu erklären, dazu reicht das natürliche Substrat des Menschen nicht aus. Es ist nicht überzeugend, daß das nur das Ergebnis von Hirnströmen und Hirnwindungen ist, das Denken des Menschen und sein Ich-Bewußtsein. Der gesunde Hausverstand sagt uns, daß der Mensch mehr ist als seine Biologie und seine Chemie. Sind wir nicht voringenommen in unserem Denken, so müssen wir eigentlich Gott und die unsterbliche Seele erreichen. Der christliche Glaube setzt die Unsterblichkeit in einem allgemeinen Sinne voraus, wie er auch die Existenz Gottes voraussetzt, natürliche Erkenntnisse.

Der Verstorbene hat die unsterbliche Geistseele gelehrt und philosophisch fundiert, mit Nachdruck, und damit die Sonderstellung des Menschen im Kosmos.

Der christliche Glaube setzt die Unsterblichkeit der Seele voraus. Dann aber lehrt er die Auferstehung der Toten. Das ist das Neue, das Besondere der Botschaft des Evangeliums. „Resurrecturis“ steht mit Goldbuchstaben über einem italienischen Friedhof: „Denen, die auferstehen werden“.

Das ist eine Deutung des Todes, die alle menschliche Erwartung übersteigt. In ihrem Licht wird uns das quälende Rätsel des Todes geradezu zu einem seligen Geheimnis, wenn wir es gläubig umfassen. Im Licht dieser Deutung des Todes wird der Tod in Wahrheit zum Tor des Lebens.

Die Auferstehung setzt freilich die Gemeinschaft mit Christus voraus, im Leben und im Sterben. Durch die Gemeinschaft mit ihm wird der Tod zum Leben und wird das Leben zum Tod. Gottes Gnade tritt in der Regel nicht an die Stelle unseres Bemühens. Die Gemeinschaft mit Christus muß in einem Leben des Gebetes und in der täglichen Nachfolge Christi geübt und eingeübt werden. In der Gemeinschaft mit Christus gehen wir nicht dem Dunkel, sondern dem Licht entgegen, und zwar einem unbeschreiblichen Licht.

Wenn wir zu leben verstehen, ist der Tod nicht Ende, sondern Vollendung. Wir tun gut daran, diese Vollendung stets vor Augen zu haben.

Gott erweist sich uns als ein treuer Gott, wenn wir ihm die Treue halten, wenn wir nicht von ihm lassen in den Fährnissen des Lebens. Wenn wir auf ihn vertrauen und sein Wort annehmen, dann erweist er sich uns als ein treuer Gott auch über die rätselhafte Schwelle des Todes hinaus. Gott ist ein Gott der Lebenden, weil er das Leben schlechthin ist, weil alles Leben aus ihm hervorgeht. Aus den Steinen kann er dem Abraham Kinder erwecken. Wie oft hat der Verstorbene diese Schriftstelle zitiert!

Wir brauchen den Tod nicht zu fürchten, wenn wir wachsam sind, wenn wir beharrlich sind in der Treue, wenn wir die Zeit nutzen für die Ewigkeit, die Zeit, die kurz ist. „Denke immer an das Ende und daran, daß die verlorene Zeit nicht wiederkehrt“, heißt es in der „Nachfolge Christi“ (1,25,11). Demgemäß erinnert uns Johann Michael Sailer daran, daß Todesgedanken fast immer unsere beste Philosophie und unsere treuesten Freunde sind, deshalb, weil sie uns die unangenehmste Wahrheit sagen.

Die Gemeinschaft mit Christus wird immer neu in unbeschreiblicher Weise aktualisiert und eingeübt in der Feier der heiligen Messe. An die 25 000 mal hat sie der Verstorbene sie gefeiert in seinem doch langen Leben! Darin hat er unendlich viel Freude erlebt. Darin hat er vor allem die Kraft gefunden zum Leben und zum Sterben. Die heilige Messe ist der Vorübergang des Herrn, das „Pascha Domini“. In diesem Vorübergang des Herrn feiern wir seinen Tod und seine Auferstehung, und damit bereiten wir uns vor auf unseren Tod und auf unsere Auferstehung, üben wir das Sterben ein. Einübung des Sterbens, das ist in Wirklichkeit

Einübung des Lebens, die „ars moriendi“ wird zur „ars vivendi“. Denn erst wenn wir den Tod nicht mehr fürchten müssen, können wir wirklich leben.

Ob wir heute sterben oder morgen oder in einigen Jahren, das ist schließlich gleichgültig. Wichtiger ist, wie wir sterben, genauer müssen wir sagen: wie wir leben und wie wir sterben. Die kleine Theresia von Lisieux starb im Jahre 1897. In ihrer schlichten Einfalt schreibt sie: „Wir haben nur den kurzen Tag dieses Erdenlebens ... Der nächste Morgen nach diesem Tag wird schon die Ewigkeit sein.“ Da drängt sich die Mahnung auf, daß wir die Zeit nutzen – für die Ewigkeit.

Dem Karfreitag folgt das Osterfest, wenn wir ihn in der Gemeinschaft mit Christus bestanden haben, den Karfreitag des Lebens. Das Weizenkorn wird in die Erde gelegt, damit es dem Erntetag entgegenreift. Der Schoß der Erde steht für den Jünger Christi im Zeichen seiner Hoffnung auf das kommende Osterfest der Ewigkeit. Daher pflanzen wir das Kreuz auf unseren Gräbern als Bekenntnis zur und als Zeichen der Hoffnung. Es soll gewissermaßen die Wache halten bis zu dem Tag, da es aufflammen wird am Himmel, vom Osten bis zum Westen“ als Zeichen des Menschensohnes, wie die Schrift sagt, da es aufflammen wird, um die Parusie, die Wiederkunft des Gekreuzigten und des Auferstandenen, anzukündigen, um den nie mehr endenden Sabbat der Ewigkeit heraufzuführen, die neue Welt, in der es keine Trauer, kein Leid, keinen Schmerz und keinen Abschied mehr geben wird.

Wenn wir die Ewigkeit suchen, konsequent, so werden wir sie finden. Das sagt uns der Glaube, ja, das sagt uns schon die Vernunft, die geläuterte Vernunft.

Am Morgen seines apostolischen Weges hat der Priester Adolf Kolping die Worte des Hebräerbriefes als Motto, als Wahlspruch, über sein Leben geschrieben: „Laßt uns hinausgehen zu Jesus, außerhalb des Lagers, und seine Schmach mit ihm tragen.“ Er hat sich in die Gefolgschaft des gekreuzigten und auferstandenen Christus begeben und sein Leben in den Dienst der Kirche gestellt, bei aller menschlichen Schwäche, und er hat die Schmach mit dem Meister getragen. Er hatte den Mut, der Welt und ihren Parolen zu widerstehen, er war Nonkonformist im guten Sinne, wie es die Nachfolge Christi gebietet, er hatte den Mut, sich unpopulär zu machen um der Wahrheit willen.

Nun ist das Ende seines Wirkens gekommen. Der ewige Gott schenke ihm den himmlischen Lohn für sein Mühen und Kämpfen und ersetze sein Versagen durch seine Barmherzigkeit. Darum beten wir in dieser Stunde, darum feiern wir das heilige Opfer für ihn, darum wird er stets einen Platz haben in unseren Gebeten. Gott der Herr möge dieses Leben krönen mit seiner Gnade. Amen.

Krautheimer Leopold

Geb. am 5. 4. 1913 in Konstanz, ord. am 7. 3. 1937, Vikar in Sigmaringen 8. 4. 1937, in Ersingen am 23. 4. 1937, in Freiburg, Pfarrei St. Johann 21. 11. 1939, Pfarrkurat in Schlatt (Hz.) 11. 11. 1947, Pfrvw. in Freiburg-St. Georgen 5. 10. 1951, Pfarrer daselbst 11. 4. 1955, Pfarrer in Freiburg Pfarrei St. Johann 16. 11. 1959, Ruhestad in Freiburg 15. 9. 1971, in Konstanz 27. 6. 1984, gest. in Konstanz 1. 7. 1997, beerd. in Konstanz 6. 7. 1997.

Leopold Krautheimer wurde am 5. 4. 1913 in Konstanz als Sohn des Reichsbahninspektors Friedrich Krautheimer und dessen Ehefrau Frieda, geb. Grohm, geboren. Nach dem Abitur strebte er einen Beruf an, in dem er seine ungewöhnliche Begabung im Bereich der Mathematik und seine Neigung zum Priesterberuf verbinden konnte. Dr. Conrad Gröber, damals Bischof von Meißen, nahm ihn unter die Theologiestudenten seiner Diözese auf und ließ ihn in Innsbruck das Studium der Theologie beginnen. Am 18. Oktober 1933 bat Leopold Krautheimer, unter die Priesteramtskandidaten der Erzdiözese Freiburg aufgenommen zu werden. Vom Sommer-Semester 1934 an studierte er in Freiburg i. Br. Am 7. 3. 1937 wurde er von Erzbischof Dr. Conrad Gröber im Münster Unserer lieben Frau in Freiburg zum Priester geweiht. Nach einer Vertretungsstelle in Sigmaringen war er vom 23. 4. 1937 an in Ersingen als Vikar tätig, vom 30. 11. 1937 an in der Pfarrei Sankt Johann in Freiburg i. Br. Vom 21. 3. 1941 an war er zugleich Reservelazarettpfarrer in Freiburg und vom 22. 11. 1941 an Pfarrvikar in Ebnet. Am 11. 11. 1947 wurde er als Pfarrkurat nach Schlatt b. Hechingen angewiesen. Am 5. 10. 1951 übernahm er als Pfarrverweser die Verantwortung für die Pfarrei Freiburg-St. Georgen, am 11. 4. 1955 wurde er dort als Pfarrer investiert. Am 16. November 1959 wechselte Pfarrer Krautheimer auf die Pfarrei St. Johann in Freiburg, die damals größte Pfar-

rei der Bischofsstadt. Gewissenhaft und voll seelsorgerlichem Eifer wirkte er dort. Der Bau des Wohnheimes St. Johann und die Errichtung eines neuen Kindergartens waren Zeichen seiner sozialen Wirksamkeit. Durch die Veränderungen in den 60er und 70er Jahren gab es große Auseinandersetzungen in der Pfarrei. Das Angebot an Pfarrer Krautheimer, eine andere seiner Einstellung und seinen Kräften entsprechende Aufgabe zu übernehmen, schlug er aus. Daraufhin wurde er am 15. September 1971 in den einstweiligen Ruhestand versetzt.

In den folgenden 13 Jahren unterrichtete Pfarrer Krautheimer an einem Privatschulhaus in Freiburg und übernahm als Subsidiar priesterliche Dienste in der Pfarrei Maria Hilf. Im Jahre 1984 kehrte er in seine Heimatstadt Konstanz zurück, wo er im Marienhaus lebte und in der Pfarrei St. Stefan und anderen Pfarreien in der Seelsorge mithalf.

Erzbischof Dr. Oskar Saier schrieb anlässlich des 60. Jahrestages der Priesterweihe: „Ich möchte Ihnen ein herzliches ‚Vergelt's Gott‘ sagen für Ihren opferbereiten Einsatz, den Sie in den zurückliegenden 60 Jahren geleistet, für die unerschütterliche Treue, die Sie dabei bewahrt und das überragende Beispiel priesterlichen Lebens, das Sie auf diese Weise gegeben haben.“ Pfarrer Leopold Krautheimer starb in Konstanz am 1. Juli 1997 und wurde am 7. Juli 1997 auf dem Hauptfriedhof in Konstanz beigesetzt. M. Z.

Krisztinicz Julius, Ehrendechant, Kommorant

Geb. 5. 1. 1909 in Buzias/Rumänien, ord. 24. 6. 1931 in Temesvar. 1. 7. 1931 Kaplan in Glogovatz, Kr. Arad, 1. 5. 9. 1931 in Faget, Kr. Lugoj, 15. 9. 1932 in Sanktanna, Kr. Arad, 15. 9. 1934 bis 6. 4. 1951 Pfarrer in Großkomlosch, Kr. Timis. 6. 4. 1951 bis 15. 3. 1954 Zwangsaufenthalt in Buzias, Kr. Timis. 15. 3. 1954 Seelsorger in Gizellendorf, 20. 10. 1956 Pfarrer in Siria-Hellburg, Kr. Arad. 1. 1. 1980 Ruhestand. 15. 2. 1981 Übersiedlung in die Bundesrepublik Deutschland. Kommorant in der Erzdiözese Freiburg. Gest. 15. 1. 1997 in Freiburg, beerd. 24. 1. 1997 ebenda.

Krisztinicz stammte aus einer kinderreichen Familie mit zwölf Kindern. 1919 bis 1927 besuchte er das Piaristengymnasium und 1927 bis 1931 die Theologische Hochschule in Temesvar. Am 24. Juni 1931 wurde er von Bischof Dr. Augustin Pacha zum Priester geweiht.

Nach zwanzig Jahren Seelsorgedienst wurde er am 6. April 1951 mit vier anderen Priestern, die neben der jugoslawischen Grenze wirkten, ohne Begründung zu Zwangsaufenthalt verurteilt. Er arbeitete als Tagelöhner in seiner Geburtsgemeinde Buzias. Er konnte täglich zelebrieren und an Sonn- und Feiertagen die Frühmesse halten. Danach durfte er wieder als Pfarrer wirken. Aus gesundheitlichen Gründen mußte er zu Beginn des Jahres 1980 in den Ruhestand gehen. Er siedelte zu Schwester und Neffen in die Bundesrepublik Deutschland über und lebte als Kommorant in der Erzdiözese Freiburg. Hu.

Metzger Heinrich

Geb. 12. 12. 1913 in Mühlhausen bei Wiesloch, ord. 31. 5. 1953. 24. 6. 1953 Vikar in Heidelberg-Kirchheim, 28. 6. 1954 in Malsch bei Wiesloch, 29. 12. 1954 in Mannheim-Seckenheim, 11. 7. 1958 in Strittmatt (Dek. Waldshut), 12. 8. 1958 Pfarrkurat daselbst, 29. 11. 1961 Pfr. in Allfeld (Dek. Mosbach), 7. 1. 1962 inv. daselbst, 1. 9. 1977 Pfrvw. in Hambrücken, 1. 9. 1985 Ruhestand in Mühlhausen b. W. Gest. 13. 6. 1997 in Mühlhausen, 19. 6. 1997 beerd. daselbst.

Metzgers langer Weg zum Priestertum war durch eine Reihe harter Geduldsproben und ersten Hindernisse markiert, und nicht selten befahlen ihm dabei Gefühle der Mutlosigkeit und des Zweifels an seiner tatsächlichen Befähigung. Einzig und allein seinem schlichsten Wunsch vertrauend, in den geistlichen Stand eintreten zu dürfen, und getragen vom Wohlwollen verständnisvoller und hilfsbereiter Vorgesetzter und Mitmenschen, konnte er schließlich das hochgesteckte Ziel erreichen.

In der Kraichgaugemeinde Mühlhausen wuchs Metzger in denkbar bescheidenen Verhältnissen auf. Der Vater, Franz Metzger, war Werkmeister; seine Mutter, Frieda, geb. Hassel, starb bereits mit 40 Jahren (1917). Sieben Kindern hatte sie das Leben geschenkt; von ihnen starben vier noch als Kleinkinder. Zwei Halbbrüder entstammten der zweiten Ehe des Vaters.

Seit frühen Jahren an Not und Entbehrung gewöhnt, hatte Metzger in der tiefen Gläubigkeit des Elternhauses dauerhaft Kraft und inneren Halt gefunden. Nach dem Besuch der Volksschule (1920/28) erlernte er in München das Bäcker- und Konditorhandwerk (1929/32). Nunmehr zum Priestertum fest entschlossen, besuchte er zunächst als Spätberufener die Klosterschule der Salesianer in München und trat 1934 in die Missionsschule der Mariannhiller Gesellschaft in Reimlingen bei Nördlingen ein. Nach der Schließung der Anstalt durch die Nationalsozialisten (1938) fand er im April 1939 Aufnahme im dortigen Noviziat. Im November 1939 wurde er als Sanitärer zum Heeresdienst eingezogen. Im August 1944 geriet er in amerikanische Gefangenschaft, aus der er Ende 1945 entlassen wurde.

Da auf Grund der seit Kriegsende geltenden Anforderungen der Eintritt in das Noviziat und Priesterseminar der Mariannhiller Kongregation an das Abitur geknüpft war, stellte Metzger den Antrag auf Aufnahme unter die Kandidaten der Theologie des Collegium Borromäum in Freiburg. Mit dem zweijährigen erfolgreichen Besuch der Propädeutischen Kurse an der Universität Freiburg holte er die Reifeprüfung nach und konnte im November 1948 das theologische Studium beginnen. Metzger stand schon im 40. Lebensjahr, als am 31. Mai 1953 Erzbischof Wendelin Rauch ihm, zusammen mit 37 weiteren Priesterkandidaten, in der Pfarr- und Seminarkirche St. Peter das Sakrament der Priesterweihe spendete.

Wenn auch Metzger im Hinblick auf seinen lückenhaften Bildungsgang nicht zu den herausragenden Absolventen des philosophisch-theologischen Studienganges zählte, so erwies er sich in der Seelsorgepraxis als in hohem Maße zum priesterlichen Dienst befähigt. Schon während der Vikarszeit war er dank seiner einfühlsamen Art vor allem als Beichtvater und Krankenseelsorger geschätzt. Der von ihm stets bekundete Pfllichteifer war unmittelbarer Ausfluß seiner Frömmigkeit und Selbstlosigkeit. Seit 1958 als Pfarrkurat in Strittmatt wirkend, sah er sich in der Folge eines schweren Unfalls gezwungen, um eine Versetzung ins flache Land nachzusuchen. Mit der Übernahme der Pfarrei Allfeld kehrte er nach nur wenigen Jahren in den ihm vertrauteren fränkischen Diözesanteil zurück. In dieser Gemeinde, die er nahezu 16 Jahre leitete, hat er nachhaltige Spuren hinterlassen, zumal er längere Zeit auch das Amt des Dekanatsfrauenseelsorgers innehatte. In seine Amtszeit fiel eine umfassende Instandsetzung der Pfarrkirche. Seit 1977 Pfarrverweser in Hambrücken, setzte er neben der tagtäglichen Seelsorgearbeit im Bauwesen gleichermaßen wichtige Akzente; nachhaltig betrieb er die Erweiterung des Kindergartens mit Gemeindesaal und Jugendräumen. Zudem war er im Landkapitel Philippsburg Dekanatspräsident für die Pfarrbüchereien.

Metzger stand im 72. Lebensjahr, als er in den Ruhestand trat. Als Alterssitz hatte er seine Heimatgemeinde Mühlhausen gewählt.

In den letzten Jahren seines Lebens, die bereits von einem spürbaren Priesterangel gekennzeichnet waren, half er bereitwillig und in vorbildlicher Weise in der Pastoral, auch in den umliegenden Gemeinden seines Wohnortes, aus. Metzger, der erst zu vorgerückter Stunde als Arbeiter in den Weinberg des Herrn eingetreten war, hat die in ihn gesetzten Erwartungen zur vollen Zufriedenheit seiner Vorgesetzten erfüllt. Mit Leib und Seele war er Priester, und in seiner immer wieder erfahrenen menschlichen Schwachheit wurde ihm viel Kraft durch das Gebet zuteil. In Mühlhausen, wo er geboren wurde, ging sein irdischer Lebensweg zu Ende. Dort fand er auch seine letzte Ruhestätte.

Clemens Siebler

Mors Johannes

Geb. am 28. 7. 1915 in Wahlweiler, ord. 25. 3. 1949, Vikar in Königheim 27. 4. 1949, in Klettgau-Erzingen 10. 11. 1952, in Markdorf 8. 9. 1954, in Konstanz, St. Stephan 3. 11. 1954, Pfrvw. in Lottstetten 17. 10. 1956, Pfarrer daselbst 8. 5. 1960, Pfarrer in Bodmann 10. 8. 1966, Pfrvw. in Achberg-Esseratsweiler/Silberatsweiler 18. 7. 1972, Pfarrer daselbst 24. 3. 1974, Ruhestand in Langenargen am 5. 1. 1980, gest. am 19. 10. 1997 in Langenargen, in Langenargen beerd. am 23. 10. 1997.

Johannes Mors wurde am 28. 7. 1915 als Sohn des Landwirts Otto Mors und dessen Ehefrau Pauline, geb. Leipert, in Wahlweiler, Pfarrei Oberhomburg, geboren. Nach dem Besuch der Volksschule und der Fortbildungsschule trat er nach dem Besuch des St. Clemensheimes in Aschaffenburg in das humanistische Gymnasium der Schule Schloss Salem ein und legte dort 1937 die Reifeprüfung ab. Nach Ableistung des Arbeitsdienstes begann er mit dem theo-

logischen Studium in Freiburg. Vor dem Philosophikum brach er das Studium ab und wurde im Februar 1940 zur Wehrmacht einberufen. Nach der Ausbildung als Funker und Fernsprecher war er im Westen und Osten eingesetzt, wurde zum Afrikakorps versetzt und kam 1943 in Gefangenschaft. Nach dreijährigem Aufenthalt in Amerika wurde er 1946 entlassen. Er bat um Aufnahme in das Collegium Borromaeum und nahm im Juli 1946 das Studium der Theologie wieder auf. Am 25. 3. 1949 wurde er von Erzbischof Dr. Wendelin Rauch in der Pfarr- und Seminarkirche in St. Peter zum Priester geweiht. Mit großem Eifer wirkte er als Vikar in Königheim, in Klettgau-Erzingen und in Konstanz, St. Stephan. Die erste selbständige Stelle hatte er als Pfarrverweser in Lottstetten am 17. 10. 1956, wo er am 8. Mai 1960 als Pfarrer investiert wurde. In Bodmann wurde er Pfarrer am 10. 8. 1960. Vom 18. 7. 72 war er Pfarrer in Achberg-Esseratsweiler/Silberatsweiler, einer kleinen hohenzollerschen Exklave in der Diözese Rottenburg. Gesundheitliche Gründe zwangen Pfarrer Mors um seine Zuruhesetzung zu bitten. Er lebte von 1980 an in Langenargen, starb dort am 19. 10. 1997 und wurde am 20. 10. 1997 auf dem dortigen Friedhof beigesetzt. M. Z.

Schäuble Julius

Geb. 9. 9. 1913 in Grafenhausen i. Schw., ord. 19. 3. 1939, Vikar in Oberhausen/Breisgau 18. 4. 1939, Mannheim-Friedrichsfeld 17. 8. 1939, Karlsruhe, St. Bonifatius 17. 7. 1940, Wehrdienst 7. 6. 1941 bis Kriegsende, Vikar in Rastatt, St. Alexander 1. 8. 1945, Diözesan-Jugendpfarrer für die weibliche Jugend 27. 11. 1946, Domkapitular an der Metropolitankirche zu Freiburg 20. 2. 1960, „Wirklicher Geistlicher Rat“ 21. 3. 1960, Päpstlicher Ehrenprälat 9. 12. 1968, Ruhestand 1. 6. 1983. Spiritual bei den Benediktinerinnen von der hl. Lioba in Freiburg-Günterstal, gest. 26. 5. 1997, beerd. 31. 5. 1997 in Grafenhausen.

Sch. entstammt einer Landwirtsfamilie mit acht Kindern aus Grafenhausen i. Schw. Die kleine Landwirtschaft erlaubte der Familie keine großen Sprünge. Nach der Vorbereitung durch den Dorfpfarrer besuchte Julius ab Quinta das Berthold-Gymnasium in Freiburg und wohnte im Erzbischöflichen Studienheim. Am 7. 3. 1934 bestand er die Reifeprüfung mit gutem Erfolg und wurde in das Collegium Borromaeum aufgenommen. Er hatte sich schon seit einiger Zeit klar für den Priesterberuf entschieden. Das theologische Studium absolvierte Sch. an den Universitäten Freiburg und Tübingen sowie im Priesterseminar St. Peter. Mit einer Körpergröße von 1,92 m war der Student nicht zu übersehen. Wodurch er aber schon in der Studienzeit auffiel, war sein apostolischer Eifer als Präfekt der Marianischen Akademiker-Kongregation und sein Einsatz in sozialen Aktivitäten der Theologen. Schon in der Vikarszeit wird seine Begabung für die Jugendseelsorge und auch seine Freigebigkeit den Armen gegenüber hervorgehoben. Die Einberufung zum Sanitätsdienst am 7. 6. 1941 führte nach der Ausbildung in den Osten zur Einheit, deren Div.-Pfarrer der spätere Professor A. Vögtle war. Obwohl seine zwei Brüder im Osten gefallen sind, wurde seiner Versetzung zum Ersatzheer nicht stattgegeben. Im Feldlazarett konnte Sch. nicht nur den Verwundeten und Kranken als Sanitäter Hilfe leisten, sondern als Priester auch den Sterbenden beistehen. Ein Unfall an der Rollbahn Smolensk – Moskau führte am 23. 10. 1943 zu einer Querschnittslähmung mit düsteren Aussichten. Über mehrere Lazarette von Warschau bis zuletzt Bühl kam Sch. in französische Gefangenschaft und wurde zur Verwendung in der Seelsorge bald entlassen, so daß er im August 1945 als Vikar nach Rastatt angewiesen werden konnte. Ein Jahr später im November wurde er als Diözesanmissionar für die Seelsorge der weiblichen Jugend an das Erzbi. Missionsinstitut versetzt. Eine Reihe Päpstliche und Bischöfliche Werke hatte er zu betreuen: Priesterberufe, Ordensberufe, Mission, Marianische Kongregation. 1954 wurde er als kommissarischer Bundespräses der Frauenjugend nach Altenberg geholt. Auf die Berufung zum Bundespräses jedoch reagierte Sch. mit dem Wunsch, in der Heimat bleiben zu dürfen. Erzbischof Hermann Schäufele unterstützte dieses Anliegen und berief ihn in das Domkapitel und als Wirklichen Geistlichen Rat in das Erzbischöfliche Ordinariat. Dort erwartete ihn eine Fülle von Aufgaben, die ihm z. T. schon vertraut waren. Als Referent für das Seelsorgeamt konnte er seine Erfahrungen aus dem Missionsinstitut in die neuen Voraussetzungen einbringen. Der Übergang von den ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern zu einer fest angestellten Mannschaft brachte neue Aspekte, die verbesserten finanziellen Voraussetzungen führten zu Anstellungen und den damit zusammenhängenden Problemen der Einstufung.

Staatliche Förderprojekte für Jugendarbeit, Familienferienwerk, Bildungswerk, Büchereiwesen mußten umgesetzt werden. Als Referent für Rundfunk- und Medienarbeit war er gefordert und zu zusätzlichen Dienstreisen verpflichtet. Zu seinem Referat gehörte die Akademie. Vier Familienerholungsheime hat Sch. errichtet. Mit der Pastoralplanung mußte er sich befassen. Die Bischöflichen Werke wie MISSIO, MISEREOR, ADVENIAT wie auch das Bonifatiuswerk waren seinem Referat im Ordinariat zugeordnet. Die aus der Katholischen Aktion erwachsenen und durch das Konzil geforderten Laienräte in der Erzdiözese bis zum Diözesanrat gehörten dazu. In vielen der genannten Bereiche hatte er es mit Neuland zu tun, wenigstens was die Methoden und organisatorischen, auch finanziellen Mittel betraf. Durch die Ernennung zum Ehrenprälaten und die Auszeichnung mit der Verdienstmedaille des Landes Baden-Württemberg sowie die Verleihung des Bundesverdienstkreuzes 1. Klasse haben Kirche und Staat diesen unermüdlichen Einsatz gewürdigt.

Eine Reihe von Großveranstaltungen, deren Vorbereitung in den Aufgabenbereich Sch.s fiel, sind glückliche Anstöße für das religiöse Leben der Erzdiözese und weit darüber hinaus geworden: die Begegnungen der Katholiken aus den Diözesen Straßburg und Freiburg im ehemaligen KZ Struthof und am Hartmannsweilerkopf 1964 (im 50. und im 25. Jahr nach dem Ausbruch des 1. bzw. des 2. Weltkriegs), die der deutsch-französischen Verständigung dienten, im selben Jahr die Gedenkfeier zur Erinnerung an das Konstanzer Konzil, die Feiern zum 1000. Todestag des hl. Konrads von Konstanz 1975, die Jubiläumsfeier der Erzdiözese 1977, unvergesslich der 85. Deutsche Katholikentag 1978 in Freiburg. Für die Causa Bernardi wurde er zum Vizepostulator ernannt. Bei der Seligsprechung von Ulrike Nisch, deren Prozeß auch über lange Zeit seine Kraft gefordert hat, konnte Sch. nicht teilnehmen. Seit 1982 war er mehrmals dem gesundheitlichen Zusammenbruch nahe.

Eng verbunden blieb Sch. seiner Heimatgemeinde. Sie hat ihn auch bei der Feier des 40jährigen Priesterjubiläums 1979 zum Ehrenbürger ernannt. Mit einer Stiftung, dem Schlatter-Preis, bedankte er sich. Für fünf Jahre sollte die Gemeinde jeweils den drei besten Schülerinnen oder Schülern einen Preis am Schuljahrsende verleihen können. Schlatter war ein aus Grafenhausen stammender Geistlicher, der als Pionier der Caritas internationalis nach dem ersten Weltkrieg große Hilfslieferungen für das hungernde Deutschland organisiert hat und 1927 in New York verstorben ist.

Am 31. 5. 1983 wurde Sch. aus seinem Dienst im Erzb. Ordinariat verabschiedet. Erzbischof Dr. Oskar Saier faßte seine Art zu arbeiten zusammen: Gediegen und fleißig, aber auch kontaktfreudig und offen zu sein, hat Julius Schäuble instand gesetzt, die Mühe der täglichen und vielfältigen Kleinarbeit mit einer offenen, umgänglichen Art, innerhalb und außerhalb der Kirche zu verbinden. Er erinnerte auch an sein „phänomenales Personen- und Erfahrungsgedächtnis“. Sch. selbst erinnerte an die schönste Zeit seines bisherigen Priesterlebens von 1939–1960, die bewegteste und aufreibendste von 1963–1983 und die bitterste Anfang und Mitte der 70er Jahre, als manche belastende Folgen des allgemeinen Umbruchs in der Gesellschaft deutlich wurden.

Die Aufgabe des Spirituals im Kloster St. Lioba hat Sch. gerne übernommen. Hatte er doch nicht wenigen der jungen Frauen, die ihm als Seelsorger und in den Verbänden anvertraut waren, den Weg in eine erfüllende und beglückende religiöse Gemeinschaft gezeigt. Diese letzten Jahre seines Lebens wurden aber auch nochmals zu einer harten Zeit der Prüfung. Noch mehr als schon zuvor vermißte er die Gemeinschaft mit den Mitbrüdern, an die er sich aus der Zeit im Seelsorgeamt so gerne erinnert hat. Das Augenlicht nahm immer mehr ab. Nur noch mit größerer technischer Hilfe konnte er mühsam lesen, schließlich auch nicht mehr schreiben. Die Teilnahme an den Medien, denen so lange seine Sorge u.a. als Mitglied des Rundfunkrates galt, wurde immer mehr eingeschränkt. Die Einsamkeit wuchs und belastete sein empfindsames Gemüt. Die Vermutung auf einen Lungentumor brauchte nicht mehr bestätigt zu werden. Mit den oft wiederholten Worten: In manus tuas Domine commendo spiritum meum – in Deine Hände, Herr, lege ich vertrauensvoll mein Leben, ist Sch. am 26. Mai 1997 verstorben. Sein Grab wünschte er sich in seinem Heimatdorf Grafenhausen. Beim Gottesdienst für den Verstorbenen und der Verabschiedung im Freiburger Münster würdigte Erzbischof Dr. Oskar Saier in der Ansprache den Verstorbenen als geistlichen Menschen und Seelsorger. „Julius Schäuble hat sich buchstäblich im Dienst der Kirche verbraucht. Bewußt hat er sich in die Hände Gottes gegeben. ... Er vertraute darauf, daß auch Gott zu seinem Leben Amen sagt.“

Herbert Gabel

Schmitt Georg Adam

Geb. 28. 12. 1913 in Mosbach, ord. 16. 7. 1947, Vikar in Königshofen 13. 8. 1947, Vikar in Heidelberg-Rohrbach 17. 11. 1949, Pfrvw. in Aglasterhausen 28. 4. 1954, Pfarrer daselbst 19. 9. 1954, Pfarrer in Rauenberg (Kraichgau) 28. 11. 1961, Pfarrer in Rauenberg (Odenwald) 7. 1. 1970, Ruhestand in Mosbach-Waldstadt 1. 1. 1979, in Fahrenbach 1992, gest. 3. 8. 1997 in Fahrenbach, beerd. am 7. 8. 1997 in Mosbach.

Georg Adam Schmitt wurde am 28. 12. 1913 in Mosbach als Sohn des Oberforstwarts Valentin Schmitt und dessen Ehefrau Monika, geb. Schneider, geboren. Nach dem Besuch des Realgymnasiums in Mosbach 1928 bis 1930 wechselte er auf das Gymnasium in Tauberbischofsheim. Nach Ablegung der Reifeprüfung im März 1937 und nach Ableistung des Reichsarbeitsdienstes trat er in das Collegium Borromaeum in Freiburg ein und begann das theologische Studium. Er studierte ein Semester und nahm nach einjähriger Unterbrechung das Studium im Wintersemester 1937/38 wieder auf. Am 20. 1. 1940 wurde er zum Wehrdienst einberufen. Nach der Entlassung aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft nahm er in Freiburg das Studium der Theologie an der Universität Freiburg wieder auf und wurde am 6. 7. 1947 in der Pfarr- und Seminarkirche in St. Peter von Erzbischof Dr. Conrad Gröber zum Priester geweiht. In den Pfarreien Königshofen und Heidelberg-Rohrbach waren nach dem Jahresbericht der zuständigen Dekane wöchentlich 20 Stunden Religionsunterricht sowie Gruppenstunden für die Jugend zu halten. Das Urteil „Eifrig und gewissenhaft in allen Zweigen der Seelsorge“ wiederholte sich in den Jahresberichten immer wieder. Im April 1954 wurde ihm als erste selbständige Stelle die Diasporapfarrei Aglasterhausen übertragen. Zu diesem Pfarrbezirk gehörten 6 Gemeinden. Nach sechsjähriger Tätigkeit übernahm er die Seelsorge in der Pfarrei Rauenberg (Kraichgau). Sein gesundheitlicher Zustand machte eine Veränderung in die kleinere Pfarrei Rauenberg im Odenwald notwendig. Nach einer schweren Operation und den damit zusammenhängenden gesundheitlichen Beschwerden trat er am 1. 1. 1979 in den Ruhestand. In Mosbach-Waldstadt half er als Subsidiar in der Seelsorge. Dieser Gemeinde blieb er auch verbunden, als er 1992 nach Fahrenbach umzog. Dort starb er am 3. August 1997 und wurde am 7. August 1997 auf dem Friedhof seiner Heimatstadt Mosbach beigesetzt.

M. Z.

Schneider Engelbert

Geb. am 27. 8. 1914 in Schonach, ord. am 2. 4. 1910, Vikar in Riedern a. Wald 4. 9. 1940, Kriegsdienst 4. 12. 1940 bis Ende 1945, Vikar in Stockach 5. 2. 1946, in Mannheim-Neckarau 12. 7. 1947, in Konstanz (Münster) 27. 10. 1951, Pfrvw. in St. Leon 21. 10. 1953, Pfarrer daselbst 11. 4. 1955, Pfarrer in Meersburg 27. 10. 1963, Ruhestand in Döggingen 1. 9. 1984, in Donaueschingen 3. 11. 1995, gest. in Donaueschingen 3. 7. 1997, beigesetzt in Döggingen am 8. 7. 1997.

Engelbert Schneider wurde am 27. 8. 1914 als Sohn des Schuhmachers Engelbert Schneider und dessen Ehefrau Emma, geb. Schwer, in Schonach geboren. Vorbereitet durch Kaplan Ulmer, trat er 1929 in das Erzbischöfliche Gymnasialkonvikt in Freiburg i. Br. ein. Er war dort Schüler des Friedrichsgymnasiums. Nach Ablegung der Reifeprüfung und der Ableistung des Arbeitsdienstes begann er 1934 mit dem theologischen Studium an der Universität Freiburg. Am 2. April 1940 wurde er von Weihbischof Dr. Wilhelm Burger in der Konviktskirche in Freiburg zum Priester geweiht. Die Tätigkeit als Vikar in Riedern a. Wald dauerte nur wenige Wochen. Am 4. 12. 1940 erhielt er den Stellungsbehl zur Nachrichten-Ersatz-Abteilung 5 in Esslingen. Dem Antrag des Erzbischöflichen Ordinates, ihn zur Ausbildung im Sanitätsdienst entsprechend der bestehenden Bestimmungen zu versetzen, wurde nicht entsprochen. Er blieb im Waffendienst eingesetzt und kam gegen Ende des Krieges in englische Gefangenschaft. Nach der Entlassung Ende 1945 wurde er als Vikar nach Stockach angewiesen 1947 nach Mannheim-Neckarau, 1951 nach Konstanz (Münsterpfarre). In den Jahresberichten der Dekane wurde überall seine unermüdete und gewissenhafte Tätigkeit hervorgehoben, vor allem in der Betreuung der männlichen Jugend. 1953 wurde er in die Pfarrei St. Leon als Pfarrverweser angewiesen und am 11. 4. 1951 investiert. Zu seinen Aufgaben gehörte der Bau einer Pfarrkirche und eines Kindergartens. Trotz der vielen Arbeit in der nahezu 4000 Seelen zählenden Gemeinde übernahm er einige Zeit den Religionsunterricht an der Berufsschule in Rot. Am 12. 9. 1963 übernahm Pfarrer Schneider die Seelsorge in der Pfarrei Meersburg. Neben dem inneren Aufbau sah er in der Schaffung der äußeren Voraussetzungen für das Leben der Gemeinde eine

wichtige Aufgabe. Neben den baulichen Maßnahmen an den verschiedenen Kirchen und Kapellen sorgte er für die Errichtung eines Pfarrzentrums. Im Jahre 1984 trat er in den Ruhestand und wohnte im Pfarrhaus in Döggingen, wo er regelmäßig in der Seelsorge aushalf. Im November 1995 wurde er in das Altenheim St. Michael in Donaueschingen aufgenommen. Dort starb er und wurde am 8. 7. 1997 auf dem Friedhof der Gemeinde Döggingen beigesetzt. M. Z.

Seidl Alois Artur Walter

Geb. 22. 7. 1930 in Berlin-Tempelhof, ord. 3. 6. 1962 im Münster Unserer Lieben Frau in Freiburg. 3. 6. 1962 Vikar in Osterburken. 1. 8. 1962 Pfrvw. in Werbach. 1. 10. 1962 Vikar in Engen, 10. 3. 1964 in Karlsruhe-Durlach. 29. 5. 1968 Pfrvw. in Forst, 8. 6. 1969 inst. 30. 10. 1980 Pfr. in Karlsruhe, St. Michael, 25. 1. 1981 inst. 18. 12. 1995 Geistl. Rat ad honorem. Gest. 12. 1. 1997 in Karlsruhe, beerd. 16. 1. 1997 in Karlsruhe-Beiertheim.

Alois Seidl wurde als fünftes Kind des Metzgermeisters Gustav Seidl und seiner Ehefrau Helene, geb. Wunderlich, geboren. Ab 1940 besuchte er das Leibniz-Gymnasium. Wegen der Luftangriffe wurden die Gymnasien verlegt nach Kirchberg am Wechsel in Österreich, Muszyna in Polen und Moldautain in Böhmen. Nach Abschluß der Obertertia wurde er noch vier Wochen vor der Kapitulation zur militärischen Ausbildung nach Raudnitz an der Elbe einberufen. Nach Kriegsende verschlug es ihn nach Steingrub bei Eger, der Heimat seines Vaters. Dort arbeitete er in der Landwirtschaft. Ende 1945 kam er in die Heimat seiner Mutter nach Schönwind im Vogtland. Dort arbeitete er in der Forstwirtschaft und im Baugewerbe. Im März 1948 kam er nach Mannheim zur Firma Bopp & Reuther als Former und Gießer. In Mannheim lernte er die Schönstattbewegung kennen und in ihm wuchs der Wunsch, Priester zu werden. Ende Oktober 1948 trat er in das Gymnasium der Pallottiner in Hersber am Bodensee ein. Nach dem Abitur am 22. März 1954 trat er in das Noviziat der Pallottiner in Untermerzbach bei Bamberg ein und studierte an der dortigen Hochschule vier Semester Philosophie. 1959 setzte er das Studium an der Theologischen Hochschule der Pallottiner in Völklingen fort. Nach Ablauf seiner zeitlichen Versprechen verließ er jedoch die Gesellschaft des Katholischen Apostolats, um Weltpriester zu werden.

Am 2. 5. 1958 wurde er bis zum Abschluß des Theologiestudiums in das Collegium Borromaeum aufgenommen. Am 3. 3. 1959 machte er in Sasbach das staatliche Abitur als Voraussetzung zur Übernahme eines Pfarramts. Am 3. Juni 1962 wurde er, zusammen mit 30 Mitbrüdern, von Erzbischof Hermann Schäufele im Münster Unserer Lieben Frau in Freiburg zum Priester geweiht.

In der Seelsorge gewann Pfarrer Seidl durch seine freundliche, fröhliche Art das Vertrauen und die Achtung der Menschen. Schwerpunkte seiner Arbeit waren die Jugendseelsorge, die Gottesdienstgestaltung und die Caritas. Innerhalb des Dekanats war Pfarrer Seidl Fraucn- und Haushälterinnenseelsorger und Präses der Kolpingsfamilie-Zentral. Zur Verbesserung der pfarrlichen Infrastrukturen erweiterte er in Forst und Karlsruhe, St. Michael, das Gemeindehaus. In Anerkennung seines dreiunddreißigjährigen Wirkens ernannte ihn Erzbischof Oskar Saier am 18. Dezember 1995 zum Geistlichen Rat ad honorem.

Seine Abgewogenheit, seine Teilnahme am Leben der Menschen und seine Fröhlichkeit brachten ihm viele Freunde. Besonders bewegt waren die Menschen von seiner Haltung, die er als gläubiger Mensch in seiner schweren Erkrankung dem Tod gegenüber bezeugte. Hu.

Seubert Franz

Geb. 29. 1. 1914 in Grünsfeld, ord. 8. 3. 1941 in Salzburg. 1. 7. 1949 Vikar in Villingen (Münster), 18. 11. 1949 in Breisach (St. Stephan), 22. 1. 1952 in Waldulm, 5. 3. 1952 in Bühlertal-Oberthal; 3. 6. 1952 incard.; 1. 9. 1954 Pfrkurat in Obereschach (Landkap. Villingen), 17. 8. 1960 Pfrvw. in Hüngheim (Landkap. Krautheim, seit 1965 Lauda), 17. 6. 1963 inv. daselbst, 17. 11. 1970 Pfrvw. in Krenshiem (Landkap. Lauda) mit Wohnsitz in Grünsfeld, 1. 7. 1981 Ruhestand in Grünsfeld, zugl. Subsidiar in Krenshiem, 15. 6. 1994 wohnhaft in Bad Mergentheim. Gest. 12. 6. 1997 daselbst, beerd. 17. 6. 1997 in Grünsfeld.

Seubert entstammte einer frommen und glaubenstreuen Bahnarbeiterfamilie. Am 29. Januar 1914 in Grünsfeld geboren, erhielt er in der Taufe den Namen des Tagesheiligen Franz von Sales. Da Seubert anfänglich der Genossenschaft der Pallottiner angehörte, haben nähere Angaben zu Elternhaus, Kindheit und Jugend nur unvollständig Eingang in seine Personalakte gefunden. Nach der Volksschule besuchte er in Tauberbischofsheim die Aufbau-Oberrealschule, die er 1932 mit der mittleren Reife verließ. Danach fand er Aufnahme im Späberufenenseminar der Pallottiner in Hersberg bei Immenstaad a.B., wo er hauptsächlich die ihm fehlenden Kenntnisse in Latein und Griechisch erwarb. Seit 1936 studierte er Philosophie im ordenseigenen Collegium Philosophicum in Untermerzbach bei Bamberg und kam 1938 zum theologischen Studium nach Salzburg. Für die Kongregation der Pallottiner wurde Franz Seubert am 8. März 1941 im Salzburger Dom von Erzbischof Sigismund Waitz zum Priester geweiht. Bis zum Sommer 1942 führte er seine theologischen Studien an der Phil.-Theol. Hochschule in Eichstätt fort.

Seubert hatte bereits auf mehreren Seelsorgestellen der Pallottiner (zuletzt in Schömborg, Kr. Calw) Verwendung gefunden, als in ihm der Entschluß reifte, aus seiner Kongregation auszuscheiden und um Aufnahme in den Freiburger Diözesanklerus nachzusuchen, fest davon überzeugt, auf diese Weise seinen pastoralen Neigungen besser entsprechen zu können. Eine Dispens seiner Ordensoberen gestattete ihm, für die Dauer von drei Jahren außerhalb der klösterlichen Gemeinschaft leben zu dürfen, und so konnte er für diese Zeitspanne zur Probe in der Erzdiözese Freiburg übernommen werden. Seit dem 1. Juli 1949 wirkte er der Reihe nach als Vikar in Villingen, Breisach, Waldulm und Bühlertal-Obertal, wo ihm überall großer Pflichtester in der Seelsorge bescheinigt wurde. Da Seuberts Probezeit zur vollen Zufriedenheit der Freiburger Kirchenleitung verlaufen war, stand einer endgültigen Übernahme in das Presbyterium seiner Heimatdiözese nichts mehr im Wege: mit Datum vom 3. 6. 1952 erfolgte die Inkardination durch Erzbischof Wendelin Rauch. Seine erste Pfarrstelle trat Seubert am 1. 9. 1954 in der Kuratie Obereichach an, wo ihm auch die Pastoration in der Filiale Mönchweiler oblag. Obwohl ihm als Gemeindepfarrer vor allem das geistig-seelische Wohl der Jugend am Herzen lag, erwies er sich auf Dekanatsstufe als ein nicht minder befähigter Seelsorger für die Mütter und Frauen.

Viel Zeit und Kraft für die Jugend- und Frauenseelsorge wandte Seubert auch an seinem neuen Wirkungsort Hüngheim (mit der Filiale Merchingen) auf, an den er im Sommer 1960 kam. Dort übernahm er außerdem das Amt des Dekanatsseelsorgers für die Mesner.

Mit Rücksicht auf seine instabile Gesundheit wechselte Seubert 1970 auf die Pfarrei Krensheim über, wählte jedoch als Wohnsitz seine benachbarte Heimatgemeinde Grünsfeld. Als Vicarius cooperator der Pfarrei St. Peter und Paul (Grünsfeld) versah er noch elf Jahre lang den ihm übertragenen pastoralen Dienst in der ehemals selbständigen Pfarrei St. Ägidius (Krensheim), und angesichts so vieler unbesetzter Pfarrstellen wußten es vor allem die Gläubigen der kleinen Gemeinde Krensheim zu schätzen, noch immer einen eigenen Seelsorger zu haben. Gesundheitliche Gründe zwangen Seubert 1981, die Verwaltung der Pfarrei Krensheim aufzugeben. Da er dort, soweit es seine Kräfte zuließen, weiterhin die Gottesdienste hielt, wurde er schon 1981 zum Subsidiar bestellt. Als Seubert am 8. 3. 1991 das Goldene Priesterjubiläum feiern konnte, nahm Erzbischof Oskar Saier diese Gelegenheit wahr, in seinem Gratulations- und Dankschreiben noch einmal die wohlthuende „Bescheidenheit und tiefe Religiosität“ des pflichterfüllten Priesters zu würdigen. Der zunehmend schlechte Gesundheitszustand seiner Schwester, die ihm viele Jahre den Haushalt geführt hatte, machte im Juni 1994 einen Umzug in das Alten- und Pflegeheim „Hospital zum Hl. Geist“ in Bad Mergentheim notwendig. Dort verstarb Franz Seubert am 12. Juni 1997 im Alter von 83 Jahren und im 57. Jahr seines Priestertums. Unter großer Anteilnahme seiner geistlichen Mitbrüder sowie vieler Gläubiger aus seinen ehemaligen Pfarreien und seiner Heimatgemeinde wurde er am 17. Juni 1997 auf dem Friedhof von Grünsfeld beigesetzt.

Clemens Siebler

Spengler Artur

Geb. 15. 2. 1928 in Hüfingen, ord. 25. 5. 1952 in Freiburg, Münster Unserer Lieben Frau. 18. 6. 1952 Vikar in Heidelberg-Neuenheim, St. Raphael. 28. 11. 1956 Rektor im Caritasheim Feldberg, 1. 4. 1959 zugleich Kurat der Kuratie Feldberg, 28. 1. 1968 Pfr. in Mannheim-Feudenheim, St. Peter und Paul. 28. 1. 1968 Investitur. 1. 1. 1991 Rektor im Familienerholungsheim „Haus

Gertrud“ in Feldberg-Falkau. 1. 1. 1997 Ruhestand in Breitnau. Gest. 1. 9. 1997 in Neustadt/Schwarzwald, beerd. 8. 9. 1997 in Mannheim-Feudenheim.

Pfarrer Artur Spengler wurde als Sohn des Geschäftsführers Otto Spengler und seiner Ehefrau Theresia, geb. Riede, in Hüfingen geboren. Er hatte einen Bruder und zwei Schwestern. 1932 zog die Familie nach Freiburg (Oberwiehre). Ab Ostern 1938 besuchte Artur das Berthold-Gymnasium. Ab Juli 1944 mußte er als Luftwaffenhelfer und ab 13. April 1945 in der Wehrmacht Dienst tun. Am 3. Mai kam er in amerikanische Gefangenschaft, aus der er zwei Monate später wieder entlassen wurde. Er nahm den Schulbesuch wieder auf und machte im Juli 1947 das Abitur. Nach dem Theologiestudium in Freiburg und München wurde er am 25. Mai 1952, zusammen mit 51 Mitbrüdern, unter ihnen der verstorbene Bischof von Aachen, Dr. Klaus Hemmerle, und der Generalvikar Dr. Otto Bechtold, von Erzbischof Wendelin Rauch im Münster Unserer Lieben Frau in Freiburg zum Priester geweiht.

Die Interessen des Vikars Spengler lagen vor allem in der Jugendarbeit. In Heidelberg unterrichtete er an vier verschiedenen Schulen. Am 28. November 1956 wurde Pfarrer Spengler als Rektor an das Caritas-Kinderheim auf dem Feldberg angewiesen. Zugleich oblag ihm die Seelsorge an den immer zahlreicher auf den Feldberg kommenden Feriengäste und Wintersportler. Deswegen setzte er alles daran, daß auf dem höchsten Berg des Schwarzwaldes eine ausreichende Kirche gebaut und eine eigenständige Seelsorgsstelle errichtet werde. So wurde er zum ersten Kuraten an der zum 1. April 1959 errichteten Pfarrkuratie „Verklärung Christi“ bestellt.

Mit der Konsekration der Feldbergkirche am 28. August 1965 ging ein lange gehegter Wunsch des Kuraten und der ganzen Gemeinde Feldberg in Erfüllung. Die Seelsorgsarbeit in der jungen Gemeinde war jedoch nicht einfach und stellte eine große Herausforderung dar.

Nach dem Tod von Pfarrer Max Amann in Mannheim-Feudenheim bewarb sich Pfarrer Spengler um diese Pfarrei. Dreiundzwanzig Jahre wirkte er hier mit Freude und großem Eifer. Die Umsetzung der Neuerungen des II. Vatikanischen Konzils und der Würzburger Synode war ihm ein besonderes Anliegen. Es gelang ihm, viele Gläubige, darunter auch viele junge Menschen, zur Mitarbeit in weitgehender Eigenverantwortung zu gewinnen. Z. B. war er der erste im Dekanat, der in der Vorbereitung der Kinder auf Erstbeichte, Erstkommunion und Firmung Männer und Frauen aus der Pfarrei, die er zuvor intensiv schulte, einsetzte. Er initiierte den Aufbau von Vereinen für die verschiedenen Altersstufen, die das Gemeindeleben mittragen. In besonderer Weise war es ihm ein Anliegen, die Jugend für die Sache Jesu zu gewinnen. Die Jugendarbeit in KJG und DJK erlebte in diesen Jahren eine Blütezeit; zeitweise waren über 300 Kinder in 28 Gruppen organisiert. Für das Maximilian-Kolbe-Werk macht er sich ebenfalls immer wieder stark.

Die Umgestaltung des Chorraumes, später eine umfassende Außen- und Innenrenovierung der Pfarrkirche, die Anschaffung einer neuen Orgel, der Umbau der beiden Kindergärten, die Einrichtung von Jugendräumen in der Unterkirche und die Sanierung des Gemeindehauses Prinz Max wurden ebenfalls in Angriff genommen.

Zusätzlich zur vielen Arbeit in der eigenen Pfarrei war er 1970 bis 1976 Bezirkspfarrer im Bezirk Südost. Im Mai 1972 übernahm er die Aufgabe des Familienseelsorgers. Im Spätherbst 1987 übernahm er die Aufgabe des Dekanatspräses der Mesnergemeinschaft. Viele Jahre war er auch Mitglied im Verwaltungsausschuß der Gesamtkirchengemeinde.

Bereits 1984 hatte er einen leichten Schlaganfall. 1988 mußte er sich einer schweren Operation unterziehen. Deshalb bat er den Erzbischof, ihn von der Verantwortung für die Pfarrei St. Peter und Paul zu entlasten und ihm eine seinen Kräften entsprechende Aufgabe zu übertragen. Zum 1. September 1991 erhielt er als Hausgeistlicher mit dem Titel Rektor im Familienerholungsheim „Haus Gertrud“ in Feldberg-Falkau eine neue Aufgabe. Zum Neujahr 1997 zog er sich ganz in den Ruhestand zurück nach Breitnau. Der Ruhestand nach einem arbeitsreichen Priesterleben währte nur noch acht Monate. Am 1. September 1997 starb er im Krankenhaus in Neustadt/Schwarzwald. Seinem Wunsch entsprechend wurde er in seiner Pfarrei in Mannheim-Feudenheim beerdigt.

Hu.

Ullrich Theodor Alois

Geb. 25. 11. 1912 in Heidelberg, ord. 27. 3. 1938. 27. 4. 1938 Vikar in Mingolsheim, 10. 5. 1939 in Weinheim. 5. 12. 1939 Heeresdienst, 1945/47 Flüchtlingsseelsorger in Dänemark, 22.

7. 1947 Vikar in Heidelberg-Rohrbach, 15. 9. 1949 Kurat in Bad Rappenau, 23. 10. 1957 Pfr. in Pforzheim (St. Franziskus), 24. 11. 1957 inv. daselbst, 26. 2. 1969 Dekan (Landkapitel Pforzheim), 18. 12. 1972 Geistl. Rat ad honorem, 19. 6. 1981 Päpstl. Kaplan (Monsignore), 1. 8. 1984 Ruhestand in Pforzheim. Gest. 19. 2. 1997 in Pforzheim, beerd. 27. 2. 1997 auf dem Hauptfriedhof daselbst.

Als Sohn des Bäckermeisters August Ullrich und dessen Ehefrau Agnes, geb. Löhlein, wurde Theodor Ullrich in Heidelberg geboren. Nach der Volks- und Oberrealschule besuchte er von 1926 an das Realgymnasium. Seit seiner Schülerzeit in der Jugendbewegung engagiert (zunächst in der Marianischen Sodalität, dann in der Heliandgruppe bei Neu-deutschland), gehörte er früh einer Gemeinschaft an, die ihn vor allem in religiös-kirchlicher Hinsicht stark geformt hat. Schon als Jugendlicher nahm er mehrfach an Exerzitien teil. Zum Zeitpunkt seines Abiturs (Ostern 1932) war er fest zum Theologiestudium entschlossen, das er in Freiburg absolvierte. Die stattliche Zahl von 69 Priesterkandidaten, unter ihnen Theodor Ullrich, denen Erzbischof Conrad Gröber am 27. März 1938 im Münster ULF zu Freiburg das Weihesakrament spenden konnte, steht für die Glaubenstreue jener Theologengeneration und ihre Unempfänglichkeit für die neuen Heilslehren des damaligen politischen Systems.

In seiner nur kurzen Vikarszeit boten sich Ullrich nur begrenzte Entfaltungsmöglichkeiten. Soweit es ihm möglich war, versuchte er in der kirchlichen Jugendarbeit Schwerpunkte zu setzen. Zweimal zog er sich Verhöre durch die Gestapo zu. Schon im Dezember 1939 erreichte ihn der Stellungsbefehl. Nach einer Grundausbildung zum Sanitäter und seinem ersten Einsatz in Südwestfrankreich stand er seit 1941 in Rußland, wo er die ganzen Schrecken eines gnadenlosen Krieges miterlebte. Dort war er den Soldaten ein immer hilfsbereiter Priester und Kamerad und den zahlreichen Verwundeten und Sterbenden ein echter Samariter. Im April 1945 zum zweitenmal verwundet, kam er in den Wirren der letzten Kriegswochen von der Ostfront nach Dänemark; dort wirkte er zunächst als Kriegspfarrer im Lazarett, dann bei einem Minenräumkommando zur See und nach der Kapitulation und der Wiederherstellung seiner Gesundheit auf ausdrücklichen Wunsch der dänischen Kirchenbehörden als Seelsorger für die vielen Flüchtlinge aus den deutschen Ostgebieten. Damals arbeitete er in einem Aktionsradius von 250 km mit 45 Flüchtlingslagern. Sein vorbildlicher Einsatz in jener Zeit allgemeiner Not und Entbehrung kam in mehreren Dankschreiben zum Ausdruck: nur schweren Herzens hatte man 1947 den verdienstvollen Flüchtlingsseelsorger in seine Heimat entlassen. Nach der Rückkehr wurde Ullrich abermals auf eine Vikarsstelle angewiesen (Heidelberg-Rohrbach). Hier tat er sich vornehmlich durch seine Mitarbeit an der „Glaubensschule“ hervor. Eine an ihn herangetragene Bitte, sich auf die Dauer von fünf Jahren für die Nordlandmission (Schweden) freustellen zu lassen, lehnte er nach Absprache mit Erzbischof Wendelin Rauch ab.

In der neuerrichteten Kuratie Bad Rappenau, die Ullrich 1949 übertragen wurde, lag ihm, den damaligen Zeitumständen entsprechend, besonders an einem einvernehmlichen Verhältnis sowohl zwischen den Einheimischen und Neubürgern als auch zwischen den Konfessionen; denn in das überwiegend protestantische Dorf waren viele heimatlos gewordene Flüchtlinge gekommen, die zumeist katholisch waren. Um auf Dauer ein fruchtbares und segensreiches Gemeindeleben zu ermöglichen, betrieb er gleichzeitig den Auf- und Ausbau pfarrlicher Gruppen und Organisationen. Gleichermaßen vordringlich erschien ihm die bauliche Erweiterung der bisherigen Filialkirche sowie der Neubau eines Pfarrhauses. Sein umsichtiger und versöhnlicher Führungsstil fand in der Gemeinde breite Zustimmung, und auch bei den evangelischen Mitchristen stand Ullrich in hohem Ansehen.

Zur eigentlichen Lebensaufgabe wurde ihm jedoch die Pfarrseelsorge an St. Franziskus in Pforzheim. Auf diese größte Pfarrei der ganzen Erzdiözese hatte ihn 1957 Erzbischof Eugen Seierich angewiesen. Wie kaum anders zu erwarten, stellte diese in der Diaspora gelegene Stadtpfarrei den Seelsorger vor eine Reihe ungewohnter Anforderungen, die Ullrich mit dem vollen Einsatz seiner Kräfte anging. Mutig beschritt er dabei auch neue und zeitgemäße Wege. Erfolgreich warb er unter den Pfarrangehörigen für eine aktive Mitarbeit in der Gemeinde. Was Ullrich, häufig in Zusammenarbeit mit diesen Helfern, bewegen und in die Tat umzusetzen vermochte, kann an dieser Stelle nur lückenhaft angedeutet werden. An erster Stelle verdient sein erfolgreiches Bemühen um die religiöse Unterweisung der Jugend in Schule und Gemeindekatechese Erwähnung. Um möglichst alle Kinder seiner Pfarrei kennenzulernen, übernahm er jahrelang ein verhältnismäßig hohes Religionsdeputat an den Volksschulen. Als

Katechet begleitete er auch einfühlsam die Konvertiten auf ihrem Weg in die katholische Kirche. Große Bedeutung maß er der Ehevorbereitung und der Familienseelsorge bei; und als Seelsorger lag ihm nicht weniger an der Betreuung der alten und kranken Menschen, sei es in den verschiedenen Altersheimen oder im St.-Trudpert-Krankenhaus. In Anlehnung an seine frühere Tätigkeit als Flüchtlingspfarrer in Dänemark pflegte er auch dauerhaft pastorale Kontakte zu den amerikanischen Streitkräften in Pforzheim. Und auch eine Reihe dringlich gewordener Baumaßnahmen (Neubauten oder Instandsetzungen) hat Ullrich in die Wege geleitet (Pfarrkirche, Pfarr- und Gemeindehaus, ferner im Bereich der kirchlichen Sozialeinrichtungen).

Ullrich, der im Glauben fest verwurzelt war, fand in seinem unerschütterlichen Gottvertrauen eine nie versiegende Kraftquelle. Trotz seiner Aufgeschlossenheit für die Sorgen und Nöte der Mitmenschen wollte er doch immer zuerst der Ehre Gottes dienen. Daher legte er auch großen Wert auf die würdige und feierliche Gestaltung der Gottesdienste. Fest davon überzeugt, daß die Feier der Liturgie der Welt viel Segen zu bringen vermag, hat er immer wieder als Pfarrer und Dekan seinen Einfluß geltend gemacht, um seine Vikare oder die Priester des Kapitels zum gemeinsamen Gebet einzuladen. Den vielfältigen pastoralen Aufgaben auch auf Dekanatebene hatte sich Ullrich schon in Bad Rappenau gestellt, wo er im früheren Landkapitel Waibstadt mit der Seelsorge für die weibliche Jugend und für die Männer beauftragt war. In Pforzheim war er zeitweilig Frauenseelsorger und zugleich geistlicher Beirat des Frauenbundes, Erster, später Zweiter Vorsitzender im örtlichen Caritasverband, Präses der Kolpingfamilie und Betreuer der Ordensschwwestern. Als Vertreter der Region Mittlerer Oberrhein-Pforzheim wurde er 1973 von seinen geistlichen Mitbrüdern in den Priesterrat gewählt.

In das Jahr 1972 fiel seine Ernennung zum Geistlichen Rat ad honorem. Erzbischof Hermann Schäufele würdigte damit „seine von priesterlicher Verantwortung und großer Aufgeschlossenheit für die Anliegen der Zeit erfüllte seelsorgerliche Wirksamkeit in den beiden Diasporapfarreien Bad Rappenau und Pforzheim-St. Franziskus“ sowie „seine von mitbrüderlicher Sorge und Bemühung um pastorale Zusammenarbeit geprägte Amtsführung als Dekan des Kapitels Pforzheim“; 1981 erfolgte die Verleihung des Titels „Päpstlicher Kaplan“ (Monsignore) durch Papst Johannes Paul II.

Im Alter von 68 Jahren bat Ullrich erstmals um Entbindung von seinem verantwortungsvollen Pfarramt in Pforzheim, wobei er sich gleichzeitig bereit erklärte, notfalls eine weniger kräfteverzehrende Aufgabe zu übernehmen; doch erst vier Jahre später konnte seiner Bitte entsprochen werden. Mit Datum vom 1. 8. 1984 trat er in den Ruhestand. Doch als Subsidiar blieb er seiner ehemaligen Pfarrgemeinde weiterhin sowohl räumlich als auch pastoral verbunden. Als freier Mitarbeiter schrieb er für das Konradsblatt, wo er regelmäßig geistliche Impulse und Anregungen für die Seite der älteren Generation verfaßte. Nach kurzer Krankheit wurde Ullrich im 85. Lebensjahr in die Ewigkeit abberufen. Ein überaus segensreiches Lebenswerk im Dienste der Kirche und der Mitmenschen war zu Ende gegangen. Das viele Gute, das er gewirkt hatte, war wahrlich in Gott getan. Seinem Wunsch entsprechend wurde Theodor Ullrich auf dem Pforzheimer Hauptfriedhof zur letzten Ruhe gebettet.

Clemens Siebler

Vogel Andreas, Geistl. Rat

Geb. 29. 8. 1921 in Wagenstadt, ord. 2. 7. 1950 in St. Peter i. Schw. . 8. 1950 Vikar in Nordrach, 19. 10. 1950 in Bietigheim bei Rastatt, 10. 12. 1953 in Mannheim-Feudenheim. 17. 10. 1956 Expositus in Sennfeld, Pfarrei Adelsheim. 7. 5. 1958 Pfrvw. in Ilvesheim. 3. 5. 1959 Investitur. 12. 5. 1986 Geistl. Rat ad honorem. 15. 5. 1997 Ruhestand in Ilvesheim. Gest. 19. 9. 1997 in Heidelberg, beerd. 26. 9. 1997 in Ilvesheim.

Pfarrer Andreas Vogel wurde als Sohn des Pflegers Andreas Vogel und seiner Frau Luise, geb. Rombach, in Wagenstadt bei Kenzingen geboren. Nach dem Wohnsitzwechsel der Eltern wuchs er in Kappelrodeck auf. 1934 trat er in die Quinta des Missionshauses der Pallottiner in Bruchsal ein. 1939 mußte er als Beamtensohn die Klosterschule verlassen und trat am 1. September in die Heimschule Lender in Sasbach ein. Wegen der Einberufung zum Kriegs-

dienst wurde ihm im Februar 1941 die Reife zuerkannt. Beim Winterfeldzug 1941/42 in Rußland erlitt er schwere Erfrierungen an den Füßen. Im Dezember 1942 wurde er nach Tunesien verlegt. Bei den Kämpfen um Bya geriet er am 29. April 1943 in amerikanische Kriegsgefangenschaft. Vom Juli 1943 bis zu seiner Entlassung am 4. Mai 1946 befand er sich im Kriegsgefangenenlager in Louisiana/USA. Nach der Heimkehr aus der Gefangenschaft studierte er in Freiburg Theologie und wurde am 2. Juli 1950, zusammen mit 15 Mitbrüdern, von Erzbischof Wendelin Rauch in der Seminarkirche zu St. Peter i. Schw. zum Priester geweiht.

Nach knapp zwei Jahren als Expositus in Sennfeld im Bauland wirkte Pfarrer Andreas Vogel 39 Jahre als Pfarrer in Ilvesheim. Er nahm sein Amt als Priester überaus ernst. Seine „Schäfchen“ kannten ihn als hilfsbereiten, bescheidenen, aber auch frohen Charakter, dem zur Freude aller, die mit ihm zu tun hatten, oft eine gehörige Portion Schalk aus den Augen blitzte. Das Ilvesheimer „Fischernachen“-Komitee ernannte ihn zum ersten Preisträger dieser hohen bürgerschaftlichen Auszeichnung.

Der Schule für Blinde und Behinderte, dem Seniorenkreis, der Frauengemeinschaft, dem Kreis junger Familien, der Jugend und den alten und kranken Menschen galt in besonderer Weise sein Dienst.

Mit dem Bau eines neuen Gemeindezentrums mit der Filialkirche St. Konrad im Mahrgrund, eines neuen Kindergartens mit Schwesternhaus in der Wachenheimer Straße, eines neuen Pfarrhauses und der behutsamen Renovierung der Pfarrkirche trug Pfarrer Vogel Sorge für die äußeren Voraussetzungen eines vielfältigen Gemeindelebens. Erzbischof Oskar Saier würdigte sein priesterliches Wirken mit der Ernennung zum Geistlichen Rat ad honorem mit Urkunde vom 12. Mai 1986.

In Ilvesheim, das ihm zur zweiten Heimat geworden war, verbrachte Pfarrer Vogel seinen Ruhestand und unterstützte seinen Nachfolger, Regionaldekan Dr. Mehlmann, in der Seelsorge. Eine schwere Diabetes machte dem fruchtbaren Priesterleben ein rasches Ende. Geistlicher Rat Andreas Vogel wurde auf dem Friedhof Mitte in Ilvesheim beigesetzt. Hu.

Wasmer Rudolf

Geb. am 4. 11. 1911 in Säckingen, ord. am 27. 3. 1938, Vikar in Edingen-Neckarhausen 12. 5. 1938, in Weinheim 22. 12. 1938, Kriegsdienst 11. 5. 1941 bis 1. 9. 1945, Vikar in Schopfheim 5. 9. 1945, Vikar in Konstanz, St. Gebhard 26. 8. 1947, Krankheitsurlaub 15. 1. 1948, 5. 4. 1948 Rektor in St. Anton und Kaplanverweser in Riegel, 1. 10. 1981 Hausgeistlicher in Sankt Anton, Riegel, Ruhestand in Riegel 31. 12. 1991, gest. in Riegel am 17. 9. 1997, beerd. in Riegel am 20. 9. 1997.

Rudolf Wasmer wurde am 4. November 1911 als Sohn des Gastwirts Ludwig Wasmer und dessen Ehefrau Sophie, geb. Hirzbrunner, in Säckingen geboren. Der Vater fiel im Krieg 1917. Nach der Wiederverheiratung der Mutter zog die Familie nach Rickenbach. Nach dem siebenjährigen Besuch der Volksschule lebte er bei Verwandten in Waldshut und besuchte dort das Realgymnasium bis zur Reifeprüfung 1932. Nachdem das landwirtschaftliche Anwesen der nach dem Tode ihres zweiten Mannes alleinstehenden Mutter durch Blitzschlag abgebrannt war, kümmerte sich der Abiturient um den Wiederaufbau des Hofes und übernahm in dieser Zeit die Bewirtschaftung. Gleichzeitig bereitete er sich für die Ergänzungsprüfung in Griechisch vor und begann 1933 mit dem theologischen Studium in Freiburg, in Münster i.W. und in St. Peter. Am 27. 3. 1938 wurde er im Münster Unserer Lieben Frau in Freiburg von Erzbischof Dr. Conrad Gröber zum Priester geweiht. Seine 1. Vikarsstelle war Edingen-Neckarhausen am 27. 3. 1938 und in Weinheim am 22. 12. 1938. Am 11. Mai 1941 wurde er zum Sanitätsdienst bei der Luftwaffe eingezogen. In dem Buch „Priester in Uniform, Seelsorger, Ordensleute und Theologen im zweiten Weltkrieg“ von Hans Jürgen Brandt S. 164 ff. hat er seinen Weg von der Ausbildung in Kaiserslautern bis zum Einsatz in Rußland und Italien beschrieben. Aus amerikanischer Gefangenschaft wurde er am 1. September 1945 entlassen. Am 5. 9. 1945 wurde er Vikar in Schopfheim, am 27. 8. 1946 in Konstanz, St. Gebhard. Sein gesundheitlicher Zustand machte einen Krankenhausaufenthalt über mehrere Monate notwendig. Ihm folgte die Tätigkeit als Hausgeistlicher im Erlebad in Obersasbach. In den Jahren seiner seelsorgerlichen Tätigkeit vor und nach dem Krieg wurde seine hervorragende Befähigung in der Jugendseelsorge erkannt und geschätzt. Dies war wohl auch ein Grund

dafür, daß er am 30. August 1948 zum Rektor des Erzbischöflichen Kinderheims in Riegel bestellt wurde. In den folgenden Jahren widmete er sich mit ganzer Hingabe dem Wohl der Kinder und Jugendlichen. Durch neue pädagogische Programme und durch die fortschreitenden wissenschaftlichen Erkenntnisse wurde die Erziehungsarbeit vor neue Aufgaben gestellt.

Damit hängt es auch zusammen, daß das Heim von Grund auf erneuert und mit zusätzlichen Bauten ausgestaltet werden mußte. Seine großen Erfahrungen waren auch der Grund, daß Rektor Wasmer zum Vorsitzenden des Gesamtverbandes der katholischen Einrichtungen der Heim- und Heilpädagogik gewählt wurde. Am 1. Oktober 1981 trat er in den Ruhestand und blieb als Hausgeistlicher im Kinderheim. Die Verantwortung als Kaplaneiverweser gab er Ende 1981 ab.

Der unermüdliche Einsatz zum Wohle der Kinder war Anlaß für die ihm erteilten Ehrungen. Am 14. Mai 1969 wurde er zum Monsignore ernannt. 1978 wurde ihm das Bundesverdienstkreuz verliehen. Im selben Jahr wurde er vom Deutschen Caritasverband mit dem silbernen Brotteller geehrt und von der Gemeinde Riegel zum Ehrenbürger ernannt. Seine Aushilfe in der Seelsorge der benachbarten Gemeinden wurde mit großer Dankbarkeit angenommen.

Er starb in Riegel am 17. 9. 1997 und wurde am 20. 9. 1997 auf dem Friedhof in Riegel beigesetzt. M. Z.

Weinmann Anton

Geb. 28. 6. 1922 in Duisburg-Ruhrort, ord. 24. 6. 1951. 25. 7. 1951 Vikar in Brühl, 23. 4. 1952 in Mannheim (Liebfrauen), 20. 4. 1955 in Dossenheim, 7. 9. 1955 Schifferpfarrer Mannheim, 12. 11. 1959 Diözesanpräses des St. Nikolaus-Schifferversandes e.V., 1963 Generalpräses dieses Verbandes und Leiter der Binnenschifferseelsorge in der Bundesrepublik, 15. 12. 1973 Geistl. Rat ad honorem, 9. 3. 1975 „Päpstl. Kaplan“ (Monsignore), 1. 7. 1990 Ruhestand in Mannheim. Gest. 18. 10. 1997 daselbst, beerd. 24. 10. 1997 auf dem Hauptfriedhof Mannheim.

Als zweiter Sohn des Schiffseigners Josef Weinmann wurde Anton Weinmann am 28. Juni 1922 auf dem väterlichen Rheinschiff „Anna-Agnes“ im Duisburger Hafen geboren. Nach dem frühen Tod des Vaters (1924) verzog die Mutter, Apollonia, geb. Clade, mit den beiden Söhnen in ihre Heimatstadt Mannheim. Weinmann besuchte dort die Volksschule und war danach Schüler am Lessing-Realgymnasium (seit 1933), wechselte aber nach vier Jahren auf die Friedrich-List-Oberhandelschule über in der Absicht, später das väterliche Erbe übernehmen zu können. Durch seine engagierte Mitarbeit in der Pfarrjugend (Mannheim, St. Peter) erfuhr Weinmann in jenen Jahren eine nachhaltige religiöse Prägung. Im März 1941 bestand er die Reifeprüfung; doch bereits am 1. Oktober desselben Jahres wurde er zum Heeresdienst eingezogen. Mit einer nur kurzen Unterbrechung stand er bis zum Kriegsende an der Front, zunächst in den Kämpfen um Charkow, dann auf dem Vormarsch bei Stalingrad, wo er verwundet wurde (1942). Seit April 1943 erneut auf dem russisch-polnischen Kriegsschauplatz eingesetzt, kam er im Januar 1945 nach Italien, wo er beim Zusammenbruch in amerikanische Gefangenschaft geriet. Wegen seiner Frömmigkeit vom Lagerpfarrer besonders geschätzt, übertrug ihm dieser bei der religiösen Betreuung der 4000 Lagerinsassen verschiedene Aufgaben. Anfang August 1945 wurde Weinmann aus der Kriegsgefangenschaft entlassen, und da er zu Hause total ausgebombt war, fand er im Pfarrhaus Reichenau-Oberzell Aufnahme. Von dort aus stellte er unverzüglich einen Antrag auf Aufnahme unter die Kandidaten der Theologie des Collegium Borromacum. An der Heimschule Lender in Sasbach besuchte er von Herbst 1945 bis Sommer 1946 den Theologischen Vorkurs, um die ihm noch fehlenden Kenntnisse in Latein und Griechisch zu erwerben. Nach dem Studium der Theologie in Freiburg und Tübingen (externes Studienjahr 1948/49) wurde Weinmann am 24. Juni 1951 im Münster Unserer Lieben Frau zu Freiburg, zusammen mit 39 weiteren Diakonen, von Erzbischof Wendelin Rauch zum Priester geweiht.

Weinmann war bereits 29 Jahre alt, als er im Juli 1951 seine erste Vikarsstelle in Brühl antrat. Als weitere Stationen folgten Mannheim (Liebfrauen) und Dossenheim. Von seinen geistlichen Vorgesetzten wurde er immer wieder wegen seiner fürsorglichen Art geschätzt. Seine besonderen Stärken lagen auf dem catechetisch-religionspädagogischen Gebiet, und folgerichtig kamen sie bei ihm vornehmlich im Religionsunterricht, in der Jugendarbeit und in der Predigt zur vollen Entfaltung.

Mit Blick auf Weinmanns Herkunft war es sicher kein Zufall, daß er 1955 von Erzbischof Eugen Seiterich zum Schifferpfarrer ernannt wurde. Dieser Tätigkeit, die vom Seelsorger in einer ganz besonderen Weise verlangt, auf die Menschen zuzugehen, kam er mit großer Einsatzfreude nach. Räumlich erstreckte sich sein Wirkungsbereich auf das weite Hafengebiet von Mannheim und Ludwigshafen mit einer Uferstrecke von 60 km. Die Anschaffung des Betreuungsbootes „St. Nikolaus“ (1956) machte es ihm möglich, bei den Schiffen und ihren Familien, die ein Stück weit isoliert von der Gesellschaft leben, eine effiziente und zeitgemäße Seelsorge auszuüben. Dabei hatte der Schifferpfarrer immer auch ein offenes Ohr für die speziellen Anliegen der Schiffsleute und setzte sich, wo immer er konnte, nachdrücklich für deren Belange ein.

Weinmanns mitmenschliche Aufgeschlossenheit und fachliche Kompetenz bewirkten, daß er in der Funktion des Schifferpfarrers nach und nach mit noch größeren und verantwortungsvolleren Aufgaben betraut wurde. Am 12. November 1959 erfolgte seine Ernennung zum Diözesanpräses des St. Nikolaus-Schifferverbandes e.V., und im Mai 1963 wurde er in das Amt des Generalpräses dieses Verbandes und gleichzeitig zum Leiter der katholischen Schifferseelsorge der Binnenschifffahrt für die gesamte Bundesrepublik berufen. Dieses hohe Amt übertrug ihm der damalige Vorsitzende der Fuldaer Bischofskonferenz, Joseph Kardinal Frings. Von 1972 bis 1990 bekleidete Weinmann zusätzlich das Amt des Polizeipfarrers der Wasserschutzpolizei in Baden-Württemberg.

Weinmanns große Verdienste im Bereich der Schifferseelsorge der Binnenschifffahrt nicht nur im Erzbistum, sondern auch in der Bundesrepublik erfuhren verschiedentlich die gebührende Anerkennung. Erzbischof Hermann Schäufele ernannte ihn am 15. Dezember 1973 zum Geistlichen Rat ad honorem; am 9. März 1975 verlieh ihm Papst Paul VI. den Titel eines „Päpstlichen Kaplans“ (Monsignore), und 1985 ehrte ihn die Bundesrepublik durch die Verleihung des Bundesverdienstkreuzes am Bande.

Mit Vollendung des 68. Lebensjahres trat Weinmann 1990 in den Ruhestand. Während seiner letzten Lebensjahre machten ihm zunehmend gesundheitliche Probleme zu schaffen. Im Alter von 75 Jahren und im 47. Jahr seines Priestertums verstarb er am 18. Oktober 1997 im Mannheimer Theresienkrankenhaus. Beim Requiem in der Pfarrkirche St. Bonifatius erfuhren seine großen Verdienste um die Schifferseelsorge noch einmal eine eingehende Würdigung durch Generalpräses Schifferpastor Werner Paquet aus Duisburg; und den Verstorbenen ehrte durch seine persönliche Anwesenheit Weihbischof Otto Georgens (Speyer) als Bischöflicher Beauftragter für die Binnenschifffahrtsseelsorge. Im Familiengrab auf dem Hauptfriedhof in Mannheim fand Anton Weinmann seine letzte Ruhestätte.

Clemens Siebler

Werlen Josef, SMM (Societas Mariae Montfortanae)

Geb. 4. 4. 1925 in Mühlhausen/Elsaß, ord. 10. 7. 1952 in Straßburg von Bischof Johannes Julius Weber. Oktober 1959 Spiritual im Albertus-Magnus-Kolleg in Königstein/Taunus. 13. 5. 1965 Pfrvw. in Rheinfelden-Beuggen. 15. 6. 1982 Pfarrvikar in Schliengen. 1. 9. 1987 entpflichtet. Ruhestand in seinem Orden in Frankreich. Gest. 16. 11. 1997 in Zimmersheim bei Mühlhausen, beerd. 20. 11. 1997 ebenda.

Josef Werlen war der Sohn des Buchdruckers Ratus Werlen. Während der deutschen Besatzungszeit machte er 1943 Abitur am Albert-Leo-Schlageter-Gymnasium in Mühlhausen. 11. 2. 1943 Einberufung zum Reichsarbeitsdienst und Militärdienst. 1947 bis 1953 Theologiestudium an der Universität Besancon. Nach der Priesterweihe sieben Jahre Tätigkeit an der Ordensschule in Besancon. Danach Spiritual am Schülerkonvikt in Königstein/Taunus bis zum Dienst in der Erzdiözese Freiburg.

Hu.

Zimmer Werner

Geb. 3. 8. 1912 in Karlsruhe, ord. 7. 3. 1937, Vikar in Odenheim. 7. 4. 1937, in Mannheim (St. Bonifatius) 6. 10. 1937, in Tiengen 17. 8. 1939, in Lahr (St. Maria) 21. 4. 1941, Wehrdienst 2. 10. 1941 bis 18. 8. 1947, Vikar in Karlsruhe-Knielingen 1. 10. 1947, in Ketsch 16. 12. 1947, in Mannheim (St. Sebastian) 2. 6. 1948, Kaplaneiverweser in Waldkirch 9. 3. 1950, Pfarrkurat in

Heidelberg-Schlierbach 16. 9. 1955, Pfarrer in Heidelberg-Schlierbach 22. 11. 59, Ruhestand in Tiengen 1. 9. 1980, gest. in Tiengen 31. 5. 1997, beerd. in Tiengen am 5. 6. 1997.

Werner Zimmer wurde am 3. 8. 1912 als Sohn des Bankprokuristen Julius Zimmer und dessen Ehefrau Elsa, geb. Zanger, in Karlsruhe geboren. Nach dem Besuch der ersten Klassen der Volksschule trat er in die Helmholtz-Oberrealschule ein, um nach 2 Jahren das Humanistische Gymnasium bis zur Reifeprüfung zu besuchen. Nach den theologischen Studien in Freiburg und im Priesterseminar in St. Peter wurde er am 7. 3. 1937 durch Erzbischof Dr. Conrad Gröber im Münster zu Freiburg zum Priester geweiht. Mit großem Eifer war er in den folgenden Jahren in Odenheim und in Mannheim-Friedrichsfeld tätig. Eine schwere Erkrankung in Tiengen im November 1940 machte einen längeren Krankheitsurlaub notwendig. Nach einer kurzen Tätigkeit in der Kuratie Sancta Maria in Lahr wurde er am 8. 10. 1941 zur Sanitätsersatzabteilung 5 in Ulm einberufen und im November 1941 zu einer Sanitätskompanie des Feldheeres versetzt. Dort erkrankte er im Frühjahr 1942 an Fleckfieber. Nach seiner Genesung kam er zu einer Sanitätskompanie im Westen und kam im September 1944 bis Le Havre in englische Gefangenschaft. Vom Sommer 1944 an war er in England als Lagerpfarrer tätig bei deutschen Kriegsgefangenen bis zu seiner Entlassung am 8. 8. 1947. Nach dreijähriger Tätigkeit als Vikar in Karlsruhe-Knielingen und in Mannheim, Pfarrei Herz Jesu, war er Kaplaneiverweser in Waldkirch. Am 15. 9. 1955 wurde er als Kurat nach Heidelberg-Schlierbach angewiesen. Am 1. 10. 1959 wurde er mit der Erhebung der Kuratie zur Pfarrei der erste Pfarrer. Zu dessen Aufgaben gehörte in den folgenden Jahren die Anschaffung eines Geläutes, der Bau eines Pfarrhauses, die Renovation der Pfarrkirche und des Schwesternhauses, die Anschaffung einer Orgel und die Instandsetzung des Gemeindesaales. Aus gesundheitlichen Gründen bat er im Jahre 1980 um die Versetzung in den Ruhestand. In Waldshut-Tiengen half er als Subsidiar in der Seelsorge. Er starb am 31. 5. 1997 in Waldshut-Tiengen und wurde am 5. 6. 1997 auf dem Friedhof in Waldshut-Tiengen beigesetzt. M. Z.

1998

Auer Paul Anton

Geb. am 8. 7. 1909 in Radolfzell, 1934 Eintritt in die Gesellschaft der Missionare vom Kostbaren Blut, 25. 6. 1937 Priesterweihe in Beuron, 1939 bis 1942 Pfarradministrator in Jauntal (Kärnten), 1945 bis 1947 in der Pfarrei Sankt Veit (Kärnten), 23. 9. 1947 Vikar in Bonndorf, 20. 11. 1948, Vikar in Herrischried, 12. 12. 1951 Pfrvw. in Grifflheim, Inkardination in die Erzdiözese Freiburg 10. 1. 1966, 24. 3. 1966 Pfarrer in Grifflheim, Ruhestand 1. 9. 1977 in Bad Krozingen, gest. 27. 4. 1998, beerd. in Neuenburg-Grifflheim.

Paul Anton Auer wurde am 8. 7. 1909 in Radolfzell als Sohn des Bahnarbeiters Anton Auer und dessen Ehefrau Hedwig, geb. Tüppel, geboren.

Nach dem Tode seines Vaters 1924 begann er eine Lehre in einem Zeitungsverlag und besuchte von 1929 an das Spätberufenen-Seminar in Niederlandenbeck. Nach bestandener Reifeprüfung 1934 trat er in die Kongregation der Missionare vom Kostbaren Blut ein. Seine theologischen Studien machte er am Dominikaner-Kolleg in Leitmeritz und an der dortigen bischöflichen theologischen Lehranstalt. Am 25. 6. 1937 wurde er von Erzbischof Dr. Conrad Gröber in der Kirche in Beuron zum Priester geweiht. Nach dem Abschluß der theologischen Studien in Dillingen war er in verschiedenen Pfarreien in Kärnten tätig. Sein Wunsch, in seiner Heimatdiözese zu wirken, konnte 1947 erfüllt werden, als er mit Erlaubnis seiner Kongregation am 23. 6. 1948 eine Vikarstelle in Bonndorf und am 20. 11. 1948 in Herrischried übernahm. Am 12. 12. 51 wurde er als Pfarrverweser nach Grifflheim versetzt.

Mit Erlaubnis des Generalrates der Missionare vom Kostbaren Blut und der Religiösen Kongregation wurde er mit Urkunde vom 10. 1. 1966 in die Erzdiözese Freiburg inkardiniert und am 24. 6. 1966 auf die Pfarrei Grifflheim investiert. 26 Jahre war er dort tätig. Neben seiner seelsorgerischen Tätigkeit gehörte die Innen- und Außenrenovation der Pfarrkirche zu seinen Aufgaben. Das Nachlassen seiner gesundheitlichen Kräfte veranlaßte ihn, im Jahre 1977 um seine Versetzung in den Ruhestand zu bitten. Er lebte in Bad Krozingen, starb dort am 11. Mai 1998 und wurde auf dem Friedhof in Neuenburg-Grifflheim beigesetzt. M. Z.

Bäumer Remigius Heinrich Bernhard, Prof. Dr. theol., Prälat, Apostolischer Protonotar

Geb. 11. 12. 1918 in Gevelsberg, ord. 8. 8. 1948 in Paderborn von Erzbischof Lorenz Jäger. 8. 10. 1948 Vikar in Naumburg a. d. Saale, sowjetische Besatzungszone. 16. 4. 1950 beurlaubt wegen Krankheit. 15. 9. 1950 Kooperator in Lichternohl. 1. 10. 1951 Präfekt am Leo-Konvikt in Paderborn. 1. 4. 1956 zugleich Assistent an der Erzb. Akademischen Bibliothek in Paderborn. 6. 12. 1955 Dr. theol. an der Universität Bonn. Herbst 1956 Vizerektor am deutschen Priesterkolleg Campo Santo in Rom. Hauptschriftleiter der Neuauflage des Lexikons für Theologie und Kirche. 5. 7. 1967 Dr. theol. habil. an der Universität Freiburg. 1. 10. 1968 Prof. für Kirchengeschichte und Patrologie in Paderborn. 1. 6. 1975 Prosinodalrichter am Erzb. Offizialat in Paderborn. 1. 10. 1974 Prof. für mittlere und neuere Kirchengeschichte an der Universität Freiburg. 6. 10. 1979 Päpstl. Ehrenprälat. 2. 3. 1989 Apostolischer Protonotar. Gest. 26. 12. 1998 in Kirchzarten, beerd. 2. 1. 1999 ebenda.

Remigius Bäumer wurde zu Gevelsberg, einer Industriestadt an der Ennepe, zwischen Hagen und Wuppertal gelegen, als Sohn des Rektors Bernhard Bäumer und seiner Ehefrau Johanna, geb. Eilers, geboren. Sein Vater, Rektor einer katholischen Schule, mußte schon 1933 sein Amt zur Verfügung stellen, als er sich den Maximen Hitlers nicht unterstellen wollte.

Nach dem Besuch der Grundschule war Remigius von Ostern 1929 bis Ostern 1937 Schüler des Realgymnasiums in Gevelsberg, das er Ostern 1937 mit dem Zeugnis der Reife verließ. Vom 3. 4. 1937 bis 23. 10. 1937 erfüllte er die Arbeitsdienstpflicht in Tröndenberg (Ruhr).

Ab Ostern 1938 studierte er an der phil.-theol. Akademie in Paderborn bis zu seiner Einberufung am 13. 2. 1940. Nach der Grundausbildung in Marienwerder wurde er infolge Mehrzuweisung an Rekruten am 30. 4. 1940 als überzählig vorläufig entlassen. Bis zum 18. 12. 1940 konnte er in Paderborn sein Studium fortsetzen. Dann erfolgte seine Einberufung zur 8. I. R. 239. Mit dieser Einheit machte er den Rußlandfeldzug mit. Am 30. 10. 1941 wurde er vor Moskau verwundet.

Während der Lazarettzeit konnte er im Wintersemester 1942/43 an der Paderborner Akademie Vorlesungen besuchen.

Im Sommersemester 1943 setzte er sein Studium an der Theol. Fakultät an der Universität Bonn fort.

Seit August 1943 war er in Münster bei Dienststellen der Wehrmacht und hatte auch hier die Möglichkeit, sich theologisch weiter zu bilden. Am 6. 4. 1945 kam er im Kreis Höxter in Gefangenschaft, aus der er am 24. 12. 1945 heimkehren durfte.

Da Remigius Bäumer während des Krieges das Weiterstudium möglich war, konnte ihn Erzbischof Dr. Lorenz Jäger am 8. August 1948 zum Priester weihen. Nach Vikardienst in Naumburg a. d. Saale, sowjetische Besatzungszone, wurde er 1951 Präfekt am Paderborner Collegium Leoninum. Im Frühjahr 1956 hatte er in Bonn als Schüler von Hubert Jedin den theologischen Doktorgrad erworben mit einer Dissertation über den katholischen Kontrolltheologen Albert Pigge. Damit war er auf jenes Gebiet geraten, auf dem sich seine weitere Forschungstätigkeit abspielen sollte. Diese erfuhr jedoch einen langen Aufschub. Im Herbst 1956 ging er als Vizerektor an das deutsche Priesterkolleg am Campo Santo Teutonico in Rom. Franz König, der spätere Kardinalerzbischof Wien, Botschaftsrat Joseph Höfer, zuvor Professor in Paderborn, und der ihm befreundete P. Karl Rahner SJ beauftragten Bäumer mit der Hauptschriftleitung der Neuauflage des Lexikons für Theologie und Kirche. Damit trat er in die Dienste des Verlagshauses Herder. In dieser Tätigkeit erwarb er sich um das Zustandekommen dieses für die Theologie der letzten zwanzig Jahre und für die Gegenwart hochbedeutsamen Werkes große Verdienste. Aus seiner Feder stammen 250 Artikel des Lexikons.

Nachdem 1967 der letzte Band des Lexikons erschienen war, konnte er wieder zu seinem Forschungsgebiet zurückkehren. Noch 1967 habilitierte er an der Theol. Fakultät der Universität Freiburg unter der Ägide von August Franzen. Bäumers Habilitationsschrift „Nachwirkungen des konziliaren Gedankens in der Theologie und Kanonistik des frühen 16. Jahrhunderts“ ist längst zum Standardwerk über dieses Thema geworden und hat außerdem viel zur Erhellung der geistigen Situation der Reformationszeit beigetragen.

Nach der Habilitation berief ihn 1968 Kardinal Jäger in Nachfolge von Klemens Honselmann zum Professor für Kirchengeschichte an der Theol. Fakultät Paderborn und zum Pro-

synodalrichter am Erzb. Officialat. Als Subsidiar an der Gaukirche half er nach Kräften in der oraktischen Seelsorge mit. Vielseitig engagiert, lag ihm die Hebung des akademischen Ansehens der Fakultät besonders am Herzen. So leitete er 1972 an der Paderborner Fakultät die erste kirchenhistorische Promotion nach staatlicher Unterdrückung des Promotionsrechts seit 150 Jahren.

1974 folgte er dem Ruf auf den Lehrstuhl für Mittlere und Neue Kirchengeschichte sowie kirchliche Landesgeschichte der Universität Freiburg als Nachfolger seines zu früh verstorbenen Freundes August Franzen. Bäumers war ein Reformationsforscher von Format. Allein der unverfälschten Wahrheit dienen. Für Bäumers galt es, die Irrtumslosigkeit der Cathedra Petri in der Auseinandersetzung mit der Reformation darzulegen und die „Katholische Reform“, „das Zeitalter der Heiligen“ zu vergegenwärtigen. Die Kraft, für die Wahrheit einzutreten, schenkt die heiligmachende Gnade. Der Priester und Apostolische Protonotar hat als Historiker nicht nur die Leugnung der Kirche Christi in den Dokumenten der Vergangenheit studiert. Er hat vor allem von früh an – als Soldat in Rußland oder beim freiwilligen Einsatz als Kaplan in Ostdeutschland – gelernt, daß die „wahren Wegbereiter der Geschichte die Heiligen sind.“

„Große Heilige“, so schrieb er, „standen an den entscheidenden Wegkreuzen der abendländischen Geschichte. Heilige wurden wegweisend für das Werden der abendländischen Kultur und Völkergemeinschaft.“ Anhand der Heiligen – Bäumers erwähnt besonders Bonifatius und Petrus Canisius, die Apostel der Deutschen, Ignatius von Loyola und Franz von Sales sowie die Friedensstifter Nikolaus von Flüe, Birgitta von Schweden und Katharina von Siena, Augustinus, Gregor den Großen, Benedikt, Kaiser Heinrich II. – zeigte der Kirchenhistoriker Wege auf, um die Krise der Gegenwart zu überwinden.

Bäumers Bekennermut wurde anlässlich des ersten Papstbesuches in Deutschland herausgefordert. Im Auftrag der deutschen Bischöfe schrieb Bäumers in der für die zu diesem Anlaß herausgegebenen „Kleinen deutschen Kirchengeschichte“ das Kapitel über die Glaubensspaltung in Deutschland, in dem er – entgegen dem ökumenischen Trend – die unverkürzte Wahrheit über Luthers Auffassung vom Papsttum historisch belegt. Trotz der eindringlichen Aufforderung kirchlicher und staatlicher Instanzen, seine die Ökumene angeblich schädigenden Äußerungen zurückzunehmen, blieb er dabei, allein der Wahrheit – als Fundament aller Bemühungen um die Einheit im Glauben – zu dienen. Einen Sturm von Protesten entfesselte er, ja er erhielt sogar anonyme Morddrohungen, obwohl er nur Dinge mitgeteilt hatte, die seit langem in jedem Handbuch nachzulesen waren, und die ohne jede Mißfallensäußerungen im Lutherjahr über die Fernsehschirme ausgestrahlt wurden.

1987 erreichte der durch über sechshundert Publikationen bekannte Wissenschaftler die Altersgrenze. Fortan widmete er sich rückhaltlos dem Aufbau der Gustav-Siewerth-Akademie, die er zehn Jahre lang leitete und ihr das entscheidende Gesicht gegeben hat. Die Hochschule hat er der Immaculata geweiht, damit die Wahrheit Christi vermittels seiner Mutter nicht nur den Verstand erleuchtet, sondern auch die Herzen opferfreudig fort. „Die Reform Europas muß mit der Selbstreform beginnen“, ermunterte Bäumers.

Zu seinem 70. Geburtstag erschien die zweibändige Festschrift unter dem Titel „Ecclesia Militans“. Kirche und Theologie haben in der Gesellschaft bekennend Position zu beziehen.

Von Bäumers enzyklopädischem Horizont zeugen das Lexikon für Theologie und Kirche, von seiner ökumenischen Ausrichtung seine profunden konzils- und reformationsgeschichtlichen Studien im Sinne des Corpus Catholicorum, von seiner Frömmigkeit das mehrbändige Marienlexikon. Er war Mitherausgeber von fünf international bekannten wissenschaftlichen Reihen, darunter das *Annuaire Historiae Conciliorum* und Theologie und Glaube. Remigius Bäumers gab als Forscher und Lehrer und nicht zuletzt als Priester vielen Orientierung weit über den Hörsaal hinaus. Die Kräfte des hochgewachsenen Westfalen mit der sonoren Stimme, die den heimatischen Dialekt nicht verleugnete, seine Freude an Geselligkeit, die er mit schallendem Lachen würzen konnte, schien unverwundlich. Selbst auf dem Krankenlager erledigte er seine Korrespondenz gewissenhaft durch das Telefon. Charakterliche Geradlinigkeit, wissenschaftliche Unbestechlichkeit und hohes priesterliches Ethos sichern ihm Achtung von Freunden und Gegnern über den Tod hinaus.

Über seiner Todesanzeige steht Daniel 12,3: Die, welche viele in der Gerechtigkeit unterweisen, werden leuchten wie die Sterne immer und ewig. *Vivas inter sanctos.* Hu.

Baltheiser Eugen

Geb. 9. 6. 1914 in Aref-Arges/Rumanien, ord. 5. 5. 1940 in Paderborn durch Weihbischof Baumann. Vikar in Salzkotten/Erzdiözese Paderborn. 1. 3. 1941 Pfr. in Gura Humarului/Südbukowina. August 1944 bis Juli 1946 Seelsorger im Ursulinenkloster in Sibiu/Siebenbürgen. 1. 8. 1946 bis 2. 8. 1952 Pfr. in Radautz/Bukowina. 2. 8. 1952 bis 19. 12. 1955 Haft. 1. 2. 1956 Pfr. in Roman/Moldau. 10. 3. 1973 Übersiedlung nach Deutschland. 23. 5. 1973 Pfrvw. in Kirchen-Hausen bei Geisingen. Mai 1974 zusätzlich für vier Jahre Pastoration von Guma-dingen. 1. 9. 1984 Ruhestand in Birkendorf. Gest. 10. 2. 1998 in Uhlingen-Birkendorf, beerd. 14. 2. 1998 in Birkendorf.

Eugen Baltheiser war der Sohn des Friedrich Baltheiser und seiner Ehefrau Helene, geb. Ratzka. Ein Bruder wurde Priester, eine Schwester trat in den Ursulinenorden ein. Eugen wechselte nach der Elementarschule auf die Oberschule in Jassy. Im Auftrag seines Bischofs studierte er Theologie in Münster, Passau und Paderborn. Am 5. Mai 1940 wurde Baltheiser von Weihbischof Augustinus Baumann in Paderborn zum Priester für die Erzdiözese Bukarest-Jassy geweiht.

Nach kurzem Dienst als Vikar in der Erzdiözese Paderborn kehrte er auf Wunsch seines Heimatbischofs nach Rumänien zurück, da alle deutschen Priester aus der Bukowina umgesiedelt und die zurückgebliebenen Katholiken ohne Priester geblieben waren. Als Pfarrer von Gura Humarului hatte Baltheiser 21 Gemeinden zu pastorieren. Nach dem Rückzug der deutschen Truppen, aller Priester und eines großen Teiles der deutschen Bevölkerung blieb er als einziger katholischer Priester in der Bukowina zurück.

Nach dem Zusammenbruch des Dritten Reichs und dem Einmarsch der russischen Truppen flüchtete Pfarrer Baltheiser zu seiner Familie nach Sibiu in Siebenbürgen. Hier wirkte er die folgenden zwei Jahre im Ursulinenkloster, in dem seine Schwester Musiklehrerin war.

Nach der Normalisierung der Lage kehrte Pfarrer Baltheiser wieder in die Bukowina zurück, wo ihm zum 1. August 1946 die Pfarrei Radautz übertragen wurde. Sechzehn Gottesdienstorte gehörten zu dieser weitverzweigten Pfarrei. Am 2. August 1952 wurde er wegen staatsfeindlicher Gesinnung verhaftet, aber nie gerichtlich verurteilt. Nach Aufenthalt in Gefängnissen in Radautz, Succava und Bukarest bzw. in den Arbeitslagern in Lugo J Galati und Succava wurde er am 19. November 1955 wieder aus der Haft entlassen.

Zum 1. Februar 1956 wurde er als Pfarrer nach Roman/Moldau angewiesen. Siebzehn Jahre wirkte er hier als Seelsorger, wobei er von seinem Bruder unterstützt wurde. Seine Schwester, die seit der Auflösung des Klosters im Jahre 1949 bzw. seit der Freilassung aus der Haft bei ihm lebte, unterstützte ihn als Organistin und Sakristanin.

Als Pfarrer Baltheisers Bruder und Schwester im Zuge der Aussiedlungswelle in die Bundesrepublik Deutschland übersiedelt waren, stellte auch er mit Erlaubnis seines Ordinarius einen Ausreiseantrag und siedelte am 10. März 1973 nach Deutschland über.

In der Erzdiözese Freiburg lebten bereits einige rumänien-deutsche Priester, die Pfarrer Baltheiser gut kannte. Deshalb suchte er um Aufnahme in die Erzdiözese Freiburg nach. Auf Grund der Empfehlung von Weihbischof Kampe von Limburg, der Pfarrer Baltheiser persönlich kannte und schätzte, wurde er zum 23. Mai 1973 als Pfarrverweser nach Kirchen-Hausen bei Geisingen angewiesen. Im Mai 1974 übernahm er für vier Jahre zusätzlich die Pastoration der Pfarrei Gutmadingen.

Gesundheitliche Gründe bewogen Pfarrer Baltheiser, nach seiner Zuruhesetzung zum 1. September 1984 von Kirchenhausen wegzugehen und nach Birkendorf in den Hotzenwald zu ziehen. Hier arbeitete er in der Seelsorge mit und erfreute sich wegen seines leutseligen Wesens alsbald großer Beliebtheit. Er war sehr mildtätig und hatte ein Herz für jegliche Not. Hu.

Becker Helmut Kurt

Geb. 22. 9. 1910 in Frankfurt am Main, ord. 22. 3. 1936 in Freiburg, Münster Unserer Lieben Frau. 22. 4. 1936 Vikar in Nordrach, 6. 12. 1936 in Appenweiler, 8. 4. 1937 in Weinheim, 10. 5. 1939 in Neckarhausen, 16. 8. 1940 in Kirrlach. 4. 3. 1941 Einberufung zum Kriegsdienst. Dezember 1945 Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft. 30. 1. 1946 Vikar in Aglasterhausen. 24. 7. 1946 Pfrvw. in Dettlingen. 20. 7. 1947 Kaplaneiverweser in Waldkirch i. Br. 25. 7. 1951 Pfr. in Seckach, 15. 8. 1951 inv. 1. 9. 1983 Ruhestand in Schlierstadt. 24. 6. 1994 Alten-

heim St. Michael in Heidelberg. Gest. 16. 11. 1998 in Heidelberg, beerd. 27. 11. 1998 in Konstanz im Familiengrab.

Pfarrer Helmut Becker war des Sohn des Geschäftsführers Adolf Becker. 1914 zog die Familie nach Mannheim, wo er mit seinem Bruder und seiner Schwester aufwuchs. 1920 trat er in die Lesssingschule ein, an der er 1929 das Abitur machte. Die Schwester gab ihr Einkommen in den Haushalt, damit die Brüder studieren konnten. Vom 1. 5. 1929 bis 31. 3. 1930 machte er eine Ausbildung als Steuersupernumerar beim Finanzamt Mannheim-Stadt, die er abbrach, um Theologie zu studieren. In einem Vorkurs lernte er die griechische und hebräische Sprache und studierte dann in Freiburg und Münster Theologie. Am 22. März 1936 wurde er zusammen mit 59 Mitbrüdern, darunter der Neutestamentler Prof. Anton Vögtle sowie der Generalvikar Dr. Robert Schlund, von Erzbischof Conrad Gröber im Münster Unserer Lieben Frau in Freiburg zum Priester geweiht.

Als Vikar in Appenweiler fertigte er Stammbäume für den Ariernachweis an und beschäftigte sich mit Geschichte und Jura. Zum 5. Februar 1941 erhielt er den Stellungsbefehl. Als Sanitätssoldat an der Ostfront kam er im Winter 1941/42 bis kurz vor Stalingrad. Während des allgemeinen Rückzugs erkrankte er und konnte in einem Lazarett in Wien genesen. Im Herbst 1944 kam er in Norwegen nochmals zum Einsatz. Dort geriet er in amerikanische Kriegsgefangenschaft. In Terningmoen und Lillehammer wurde er von den Amerikanern als Lagerpfarrer eingesetzt. Im November 1945 kam er in das Durchgangslager Darmstadt und wurde Ende 1945 entlassen.

Seine Lebensaufgabe fand er als Pfarrer von Seckach, wo er zweiunddreißig Jahre wirkte. Zur Pfarrei gehören auch die Filialen Bödighheim und Großeicholzheim. Musikalisch begabt, lag ihm die feierliche Gestaltung der Gottesdienste und die Pflege des Kirchengesangs, auch des Choral, sehr am Herzen. Mit der Gründung einer Kolpingsfamilie, des Männerwerks und einer Jungfrauenkongregation suchte er die kirchliche Vereinsarbeit nach dem Krieg wieder zu beleben.

Viel Kraft kostete Pfarrer Becker die seit langem anstehende Erweiterung der Pfarrkirche, die sich über viele Jahre hinzog. Ein neuer Kindergarten kam hinzu.

Über die Pfarrei hinaus übernahm Pfarrer Becker die Aufgabe des Dekanatspräses der Kirchenhöre und des Dekanatschorleiters, die er mit Freude und Hingabe wahrnahm.

Gesundheits- und altersbedingt schied Pfarrer Becker am 1. September 1983, 73 Jahre alt und seit über siebenundvierzig Jahren in der Seelsorge tätig, aus dem aktiven Dienst aus. Das leerstehende Pfarrhaus in Osterburken-Schlierstadt wurde ihm zum Ruhestandswohnsitz, wo er als Subsidiar in der von Osterburken aus mitpasötorierten Pfarrei die täglichen Gottesdienste hielt. Im Juni 1994 mußte er in das Altenheim St. Michael in Heidelberg umziehen. Seine letzte Ruhestätte fand er im Familiengrab in Konstanz. Hu.

Birnbreier Gustav

Geb. in Steinbach 11. 10. 1923, ord. in St. Peter 31. 5. 1953, Vikar in Bühlertal-Obertal 31. 5. 1953, in Neusatz 24. 7. 1953, in Burladingen 3. 9. 1953, in Mosbach 3. 11. 1955, in Blumberg 3. 1. 1956, in Malsch b. Ettlingen 11. 4. 1956, in Sinzheim 29. 6. 1957, Pfarrvikar in Neusatz 30. 4. 1959, in Trochelfingen 26. 8. 1959, Vikar in Oberwinden 10. 3. 1960, Pfrvw. in Oberbiederbach 19. 4. 1961, Pfarrer in Oberbiederbach 9. 9. 1962, Pfrvw. in Wagshurst 15. 2. 1967, Religionslehrer in Karlsruhe-Durlach, Gewerbeschule 1. 5. 1969, Gewerbeschule in Bühl 1. 9. 1981, Ruhestand in Bühl-Neusatz, gest. in Bühl 6. 4. 1998, beerd. in Neusatz 8. 4. 1998.

Gustav Birnbreier wurde am 11. 10. 1923 als Sohn des Tapezierers Leo Birnbreier und dessen Ehefrau Franziska, geb. Kern, in Steinbach geboren. Nach dem Besuch des Ludwig-Wilhelm-Gymnasiums in Rastatt erhielt er im Jahre 1942 auf Grund der Einziehung zum Kriegsdienst die vorzeitige Reife zuerkannt. Nach einer Verwundung kam er in amerikanische Gefangenschaft, aus einem Lager in England wurde er am 21. 11. 1947 entlassen. Bereits 1942 als Soldat unter die Priesteramtskandidaten aufgenommen, konnte er 1948 in Freiburg mit dem theologischen Studium beginnen. Am 31. 5. 1953 wurde er von Erzbischof Dr. Wendelin Rauch in der Pfarr- und Seminarkirche in St. Peter zum Priester geweiht. Nach einer Vertretungsstelle in Bühlertal war er eingesetzt als Vikar in Neusatz am 24. 7. 1953, in Burladingen

am 3. 9. 1953, in Malsch b. Ettlingen am 11. 4. 1956, in Sinzheim am 26. 6. 1957, in Neusatz am 10. 4. 1959, in Trochtelfingen am 26. 8. 1959, in Oberwinden am 10. 3. 1960. Eine schwere Kriegsverletzung macht im Jahre 1960 einen längeren Krankenhausaufenthalt notwendig und beeinträchtigt auch in den folgenden Jahren seine Gesundheit. Am 19. 4. 1961 wurde er als Pfarrverweser in Oberbiederbach angewiesen und am 9. 9. 1962 als Pfarrer investiert. Unter Verzicht auf diese Pfarrei wechselte er am 15. 2. 1967 als Pfarrverweser nach Wagshurst. Vom 1. 5. 1969 an wirkte er als Religionslehrer an der Gewerbeschule in Durlach, vom 1. 9. 1981 an der Gewerbeschule in Bühl. Am 1. 8. 1987 schied er aus gesundheitlichen Gründen aus dem Dienst an der Schule aus.

In der Folgezeit übernahm er an Werktagen den Gottesdienst in der Krankenabteilung der Schwestern des hl. Franziskus in Erlenbad in Obersasbach, von Ostern bis Allerheiligen den Sonn- und Feiertagsgottesdienst in der Kirche zu Allheiligen. Er starb am 6. April 1998 in Bühl und wurde am 8. April 1998 auf dem Friedhof in Bühl-Neusatz beigesetzt. M. Z.

Bissinger Albert Franz Xaver, Erzb. Kanzleidirektor

Geb. 26. 11. 1920 in Ettlingen, ord. 2. 7. 1950 in St. Peter. 16. 8. 1950 Vikar in Ziegelhausen, St. Laurentius, 27. 11. 1952 in Bruchsal, Unser Lieben Frau, 4. 3. 1953 in Heidelberg, Heilig Geist. 22. 5. 1954 Pfrvw. in Neckargerach. 11. 4. 1956 Vikar in Mannheim, St. Sebastian. 4. 6. 1957 Pfrvw. in Wintersdorf, 7. 5. 1958 in Oberachern, 3. 5. 1959 inv. 15. 4. 1970 Sachbearbeiter im Erzb. Ordinariat. 29. 4. 1970 Verzicht auf die Pfarrei Oberachern. 1. 8. 1970 Promotor iustitiae. 1. 2. 1972 Kanzleidirektor. 21. 2. 1975 Prosynodalrichter. 18. 9. 1991 Geistl. Rat ad honorem. 1. 10. 1991 Ruhestand in Ettlingen. Gest. 12. 7. 1998 in Ettlingen, beerd. 17. 7. 1998 ebenda.

Albert Bissinger war der Sohn des Amtsvollziehers Albert Bissinger und seiner Ehefrau Theresia, geb. Huber. Nach der Volksschule besuchte er die Hindenburg-Oberschule (Realgymnasium), an der er im Jahre 1939 die Reifeprüfung ablegte. Mit 14 Jahren hat er sich dem Bund Neudeutschland angeschlossen. Nach Ablegung einer Ergänzungsprüfung in Griechisch erlangte er 1940 die Allgemeine Hochschulreife. Das Theologiestudium in Freiburg mußte er zum dritten Trimester 1940 unterbrechen, um den Reichsarbeitsdienst abzuleisten. Gleich darauf, zum 4. April 1941, erhielt er den Stellungsbefehl. Als Sanitätssoldat war er in Frankreich, an der Ostfront und in Italien eingesetzt. Bei den schweren Kämpfen um Stalingrad waren die Sanitäter gefordert. Im September 1942, bei Tossno im vorderen Graben liegend, wurde er durch Granatsplitter am linken Oberschenkel verwundet, wurde geborgen und kam nach Krasnogwardeisk ins Lazarett. Der Sanitäter Karl-Alexander Schwer, später Caritasdirektor, bemühte sich darum, daß Albert Bissinger, der hohes Wundfieber hatte, operiert und nach Litauen verlegt wurde. Über Königsberg, dann erstmals in einem richtigen Lazarettwagen, kam Bissinger nach Carlsfeld/Halle. Im Lazarett ist er zum Sanitätsunteroffizier befördert worden. Auch das Eisene Kreuz Erster Klasse wurde ihm verliehen.

So dekoriert ging es wieder zum Einsatz nach Italien. 1944 konnte er in Albano an einer Audienz von Papst Pius XII. teilnehmen. Der Papst kannte die Dienstgradabzeichen und sprach Bissinger deutsch mit „Feldwebel“ an. Als sich Bissinger als Theologiestudent aus Freiburg vorstellte, sagte der Papst: „Die schöne Stadt im Schwarzwald.“ Als der Papst ihn fragte, ob er nach dem Krieg das Ziel des Priesterberufes weiterverfolgen wolle und Bissinger das bejahte, schenkte ihm der Papst einen Rosenkranz, den Bissinger bis zu seinem Lebensende in seinem Nachttischchen hatte.

Bissingers Soldatenodyssee endete schließlich in Frankreich. Er geriet in amerikanische Gefangenschaft, kam nach Amerika, wurde in einem Generalhospital zum deutschen Sprecher gewählt. Im April 1946 ging es nach England in britische Gefangenschaft, zunächst in ein Lazarettlager bei Liverpool und dann in das Theologencamp in Colchester. Im Februar 1947 kehrte Bissinger in die Heimat zurück und setzte im Mai 1947 das Theologiestudium fort. Am 2. Juli 1950 wurde er von Erzbischof Wendelin Rauch zum Priester geweiht.

Auf seinen Vikars- und Pfarrposten gewann Bissinger durch sein gewinnendes, freundliches und gesellschaftsfreudiges Wesen guten Anklang. Doch war er durch seine Verwundungen im Krieg und weitere Leiden in seinem Dienst oft beeinträchtigt.

Erzbischof Hermann Schäufele bot ihm deshalb zum 15. April 1970 die Stelle eines Sachbearbeiters im Erzb. Ordinariat an. Hier war er für die Krankenversicherung und Beihilfe der Priester, die Sorge für Krankheits- und Urlaubsvertretungen, die Regelungen von Aushilfen und Fahrtkosten, Statistik und vieles mehr verantwortlich.

Zum 1. August 1970 ernannte ihn Erzbischof Hermann Schäufele zusätzlich zum Promotor iustitiae und bestellte ihn zum Mitarbeiter im Offizialat. Zum 7. November 1974 erfolgte die Ernennung zum Prosynodalrichter. In diesem Amt wurde er 1984 und 1994 für jeweils weitere zehn Jahre bestätigt.

Neben der Arbeit im Erzbischöflichen Ordinariat verfaßte Kanzleidirektor Bissinger mehrere Jahre die Betrachtung zum Sonntagsevangelium für das Konradsblatt. Viele Jahre hielt er regelmäßig die Gottesdienste bei den Schwestern von St. Ursula oder, wenn er über das Wochenende daheim war, im Albert-Stehlin-Altenheim in Ettlingen.

Bissinger war ein großer Kenner der heimatlichen Kirchen- und Kunstgeschichte. Viele Jahre war er Mitarbeiter der Stadtgeschichtlichen Kommission in Ettlingen und 1985 bis 1990 auch deren Vorsitzender. Die Deckengemälde der einstigen Schloßkapelle in Ettlingen von den Gebrüdern Asam führten ihn zur Nepomuk-Forschung.

Fast 71 Jahre alt und gesundheitlich stark angeschlagen, trat Kanzleidirektor Bissinger zum 1. Oktober 1991 in den Ruhestand, den er bei der Familie seiner Schwester Maria Lindeckert in seiner geliebten Heimatstadt Ettlingen verbrachte. Solange es noch ging, half er gerne in der Seelsorge aus. In seiner Heimatstadt Ettlingen fand er nach einem bewegten Leben seine letzte Ruhestätte.

Hu.

Böhe Anton

Geb. 23. 1. 1914 in Krauchenwies, ord. 17. 12. 1939 in Freiburg, Münster ULF. 17. 1. 1940 Vikar in Neuenburg. 1940 bis 3. 8. 1945 Wehrdienst. 18. 12. 1945 Vikar in Heiligenzell. 30. 7. 1946 in Steinach, 15. 1. 1947 in Kollnau, 27. 4. 1949 in Bühlertal-Obertal. 5. 3. 1952 Pfarrvikar in Malsch b. Ettlingen. 18. 5. 1952 Investitur. 22. 1. 1974 Geistl. Rat ad honorem. 1. 8. 1985 Ruhestand in Malsch, 16. 3. 1987 in Ettlingen. Gest. 5. 12. 1998 in Karlsruhe, beerd. 9. 12. 1998 in Malsch b. Ettlingen.

Anton Böhe war der Sohn des Weichenwärters Julius Böhe und seiner Ehefrau Emma, geb. Honold. In Nenzingen, wohin der Vater als Stationsvorsteher versetzt wurde, besuchte er die Volks- und Bürgerschule. Der Priesterberuf wurde in ihm geweckt durch das ideale Vorbild des Pfarrers Klemens Stehle. Dieser und Pfarrer Schlitter von Hindelwangen erteilten dem begabten Jungen Lateinunterricht, so daß er Ostern 1928 als Zögling des Konradihauses in das Gymnasium in Konstanz aufgenommen werden konnte. Böhe spielte im Konradihaus Orgel. Nach dem Abitur 1934 studierte er in Freiburg und Tübingen Theologie. Da die politische Lage wegen der zu erwartenden Kriegshandlungen immer unsicherer wurde, entschloß sich Erzbischof Conrad Gröber, alle, die dazu bereit waren, vor dem regulären Ablauf des Seminarjahres zu Priestern zu weihen. So wurde Pfarrer Böhe bereits am 17. Dezember 1939, zusammen mit 26 Mitbrüdern, unter ihnen der Alttestamentler Prof. Alfons Deissler, im Münster Unserer Lieben Frau zu Freiburg zum Priester geweiht.

Nach kaum fünf Wochen Vikarsdienst in Neuenburg erhielt er den Stellungsbefehl. Nach der Ausbildung im Reservelazarett in Ludwigsburg kam er nach Frankreich. Ab Juni 1941 war er im Osten in vorderster Front bei den kämpfenden Truppen eingesetzt. Während seines Einsatzes wurde er fünfmal verwundet. Ein Schußbruch seiner beiden Füße und eine Verwundung am Kopf machten ihm zeitlebens zu schaffen.

Böhe wurde ausgezeichnet mit dem EK II, dem Sturmabzeichen in Silber, der Ostmedaille (Winterschlacht 1941/42) und dem Verwundetenabzeichen in Schwarz.

Im August 1944 geriet er in Bessarabien in russisch-rumänische Gefangenschaft. In der Nacht vom 6. auf 7. März 1945 konnte er aus dem Lager ausbrechen. Auf der Flucht durch Rumänien wurde er vier Mal verhaftet. Flucht und Bestechung verhalfen immer wieder zur Freiheit. Am 15. Juni 1945 wurde er von der ungarischen Polizei zum sechsten Mal verhaftet. Nach fünftägiger Haft gelang ihm erneut die Flucht. Am 7. Juli 1945 überschritt er die ungarisch-österreichische Grenze.

Am 18. Dezember 1945 nahm er den Dienst als Vikar in der Erzdiözese wieder auf. Am 30. 12. 1947 stellte er sich zur Ablösung kriegsgefangener Priester zur Verfügung. Sein Angebot wurde nicht berücksichtigt.

33 Jahre wirkte Böhe als Pfarrer in Malsch bei Ettlingen, eine Pfarrei mit vier Kirchen. Er war ein draufgängerischer Typ, der sich nicht entmutigen ließ – sonst wäre auch die abenteuerliche Flucht aus der Gefangenschaft nicht gelungen –. Mit hohem Pflichtbewußtsein und großem Einsatz ging er geradlinig seinen Weg. Er führte die völlige Renovierung der Kirche St. Cyriak im Kernort durch, baute im Westen der Gemeinde, wo ein neues Wohngebiet nach dem Zweiten Weltkrieg entstanden war, die St. Bernhardus-Kirche, die 1966 von Weihbischof Dr. Karl Gnädinger konsekriert wurde. Auch die neue Kirche St. Ignatius in Malsch-Sulzbach ist sein Werk, darüber hinaus hat er die Filialgemeinde Waldprechtswier mit der St. Michaelskirche nicht vergessen.

Seit 1970 war Geistlicher Rat Böhe Vorsitzender des Caritasverbandes für den Landkreis Karlsruhe, Bezirksverband Ettlingen. Er setzte sich für die Gründung der Krankenpflegevereine und die Sozialstation ein. Viele Jahre war er Kammerer und Stellvertreter des Dekans.

Pfarrer Böhe unterstützte auch die politische Gemeinde – der Bau des Marienhauses sei nur erwähnt. Im Mai 1982 wurde ihm das Ehrenbürgerrecht verliehen.

Der Abschied in den Ruhestand zum 1. August 1985 war dem immer Tätigen schwer geworden. Er blieb zunächst in Malsch wohnhaft, wo er als Subsidiar in der Seelsorge mithalf. Nach einem im November 1986 erlittenen Schlaganfall zog er im März 1987 in das Alten- und Pflegeheim Albert-Stehlin-Haus in Ettlingen, das seine Entstehung unter anderem auch ihm selber zu verdanken hat. Seine letzte Ruhestätte fand er auf dem Friedhof in Malsch. Hu.

Butz Erwin, Dr. theol., Gymnasialprofessor

Geb. 22. 11. 1924 in Walldorf, ord. 10. 10. 1952 in Rom. 7. 8. 1953 Vikar in Freiburg, St. Urban. 1. 9. 1955 Präfekt am Erzb. Gymnasialkonvikt in Rastatt. 1. 5. 1957 hauptamtlicher Religionslehrer am Gymnasium Rastatt. 8. 9. 1958 Studienassessor, 31. 8. 1961 Studienrat, 1. 5. 1964 Oberstudienrat. 1. 4. 1966 Versetzung zum Tulla-Gymnasium. 1971 Gymnasialprofessor. 1. 8. 1973 bis 31. 8. 1974 und 1. 8. 1975 bis 1. 8. 1976 Studienurlaub. 19. 10. 1978 Promotion. 17. 12. 1980 Geistl. Rat ad honorem. 8. 9. 1985 Ruhestand in Rauental. Gest. 12. 12. 1998 in Karlsruhe, beerd. 17. 12. 1998 in Walldorf.

Erwin Butz war der Sohn des Werkmeisters Georg Butz und seiner Ehefrau Magdalena, geb. Gehrler. In Reilingen und ab 1931 in Michelfeld, wohin sein Vater versetzt worden war, besuchte er die Volksschule. Nach der achten Volksschulklasse ging er zunächst auf das Gymnasium in Rastatt. Bei Kriegeausbruch wechselte er wegen Belagerung des Rastatter Konvikts auf das Gymnasium in Heidelberg über. Aus der siebten Klasse wurde er mit Vorsemestervermerk entlassen und am 5. 2. 1943 zum Wehrdienst eingezogen. Als Offiziersanwärter kam er nach einer Grundausbildung zur Frontbewährung zunächst an die Ostfront. Nach fünf Monaten kam er zur Ausbildung an die Kriegsschule in Frankreich. Im November 1944 wurde er als Leutnant an der Westalpenfront eingesetzt, in Italien von den Amerikanern interniert und am 7. August 1945 in die Heimat entlassen.

Am 1. 3. 1946 trat er in die achte Klasse im Gymnasium Heidelberg ein. Vom 15. 5. bis 3. 10. 1946 besuchte er die propädeutischen Vorlesungen an der Universität Freiburg und bekam dann die Hochschulreife zuerkannt. Nach vier Semestern Theologiestudium als Alumnus des Collegium Borromaeum wurde er an das Pontificium Collegium Germanicum et Hungaricum in Rom gesandt. An der Pontificia Universitas gregoriana setzte er 1948 bis 1953 das Theologiestudium fort, das er mit dem Baccalaureat und dem Licentiat abschloß. Am 10. Oktober 1952 wurde er in Rom zum Priester geweiht.

Auf Wunsch des Erzbischöflichen Ordinariats verzichtete Vikar Butz auf den Abschluß der bereits begonnenen Promotion und trat zum 7. August 1953 in Freiburg, St. Urban seinen Dienst an. Auf Grund seiner pädagogischen Begabung wurde er zum 1. September 1955 als Präfekt an das Erzbischöfliche Gymnasialkonvikt nach Rastatt berufen, wobei ihm auch der Religionsunterricht am Gymnasium zukam.

„Sein Unterricht ist ausgezeichnet und seine Position im Lehrerkollegium ist gut“, schrieb der Erzb. Schulinspektor Geistl. Rat Schätzle Anfang 1957 an das Erzb. Ordinariat und emp-

fahl, den engagierten Pädagogen als hauptamtlichen Religionslehrer an das Ludwig-Wilhelm-Gymnasium in Rastatt anzuweisen. Nach der Zuruhesetzung von Professor Vinzenz Schächtele wurde er als dessen Nachfolger zum 1. Mai 1957 als Religionslehrer an diesem Gymnasium bestellt. Als erfolgreicher Religionslehrer wurde er bald in den Landesdienst übernommen. Zum 8. September 1957 erfolgte seine Ernennung zum Studienassessor, am 31. August 1961 zum Studienrat, am 8. Mai 1964 zum Oberstudienrat und 1971 zum Gymnasialprofessor. Am 1. April 1966 wechselte er an das Tulla-Gymnasium in Rastatt. Gleichzeitig war er als Fachberater für den katholischen Religionsunterricht engagiert.

Von Anfang an arbeitete Butz in der Pfarrei St. Alexander Rastatt in der Seelsorge mit, übernahm regelmäßig einen Sonntagsgottesdienst, hielt Einkehrtage, Exerzitien, Fastenpredigten, betreute die kath. Frauenjugend, leitete Sommerlager der Jugend und übernahm in Rastatt und umliegenden Pfarreien den Dienst im Beichtstuhl. 1968 siedelte Erwin Butz nach Rastatt-Raental über und half dort in der Seelsorge mit. Zur Unterstützung von Oberstudienrat Emil Kraft in Sandweiler nahm er lange Jahre auch die Pastoration der italienischen Mitbürger im Raum Rastatt wahr.

Vom 1. August 1973 bis 31. August 1974 und vom 1. August 1975 bis 31. Juli 1976 war Gymnasialprofessor Butz zur Fertigstellung seiner Dissertation beurlaubt. In seiner Promotion bei Professor Dr. Wolfgang Müller edierte er „Das Jahrbuch des Münsters zu Freiburg im Breisgau (1455–1723)“ und leistete damit bedeutende Vorarbeit für weitere wichtige Editionen, die auf diese Doktorarbeit angewiesen waren, so z. B. das Corpus Vitrearum für seinen Band über die Glasfenster des Freiburger Münsters und die medizingeschichtliche Forschung, die die Ausgrabungen auf dem Münsterplatz – dem ehemaligen Pfarrfriedhof – auswertete. Am 19. Oktober 1978 schloß er die Promotion magna cum laude ab.

Zum 9. September 1985 schied Gymnasialprofessor Dr. Butz nach 30jähriger Tätigkeit als Religionslehrer aus dem Schuldienst aus und trat in den Ruhestand. Als Subsidiar arbeitete er in der Seelsorge der Pfarrei St. Anna in Rastatt-Raental und ab Juli 1987 zusätzlich im Vinzentiushaus in Baden-Baden mit.

In seinem letzten Lebensjahr mußte er mehrfach das Krankenhaus aufsuchen. Nach zwei schweren Operationen wurde er am 12. Dezember 1998 in die ewige Heimat abberufen. Dr. Erwin Butz war ein edler, weit- und tiefblickender, für das brüderliche Gespräch offener, vorbildlicher Priester.

Hu.

Dietrich Berthold, Prälat

Geb. 26. 9. 1917 in Frankfurt am Main-Rödelheim, ord. 27. 6. 1948 in St. Peter. 20. 7. 1948 Vikar in Bretten, 12. 9. 1951 in Baden-Baden, Liebfrauen. 17. 11. 1956 Diözesanfrauenseelsorger und Präses des Frauenwerkes und der Müttervereine. 13. 4. 1965 Vorsitzender des Vereins vom Heiligen Land in der Erzdiözese Freiburg. 1. 7. 1966 zusätzlich Leiter des Exerzitienhauses „Maria Trost“ in Neckarelz. 22. 9. 1967 Geistl. Rat ad honorem. 29. 3. 1973 Monsignore. 26. 4. 1978 Ehrenbürger von Bethlehem. 9. 9. 1983 Ehrenprälat. 1. 11. 1984 Diözesanaltenseelsorger. 26. 9. 1987 Bundesverdienstkreuz 1. Klasse. 1992 Verdienstmedaille des Landes Baden-Württemberg. 15. 6. 1997 Ruhestand in Freiburg. Gest. 28. 8. 1998 in Freiburg, beerd. 3. 9. 1998 in Sigmaringen.

Prälat Dietrich war der Sohn des Schreinermeisters Werner Dietrich. Er entstammte einem alten Bauerngeschlecht auf dem Eichsfeld. Die Mutter Irenäa, geb. Hagg, stammte aus Hohenzollern, weshalb die Familie 1923 von Frankfurt nach Sigmaringen zog. Berthold war das dritte Kind. Er hatte noch zwei Schwestern. Caroline führte ihm den Haushalt und starb kurze Zeit nach ihm.

Ab Ostern 1928 besuchte Berthold das Gymnasium in Sigmaringen. 1930 wurde er in den Bund Neudeutschland aufgenommen. Im März 1937 machte er das Abitur. Nach dem Reichsarbeitsdienst im Sommer 1937 begann er im Wintersemester 1937/38 in Freiburg das Theologiestudium, das er in der Externitas in Fulda fortsetzte.

Am 1. 12. 1939 wurde er von Fulda aus zur Wehrmacht einberufen. Als Sanitätshauptfeldwebel bei der Panzerdivision Großdeutschland war er in Frankreich und Rußland im Einsatz. Er wurde vier Mal verwundet. Ausgezeichnet wurde er mit dem EK I. und II. Klasse, mit dem Kriegsverdienstkreuz I. und II. Klasse, dem Silbernen Sturmabzeichen und dem Silber-

nen Verwundetenabzeichen. Die Beförderung zum Leutnant „aus Tapferkeit vor dem Feind“ wurde vom OKH abgelehnt mit der Begründung des Theologiestudiums und des späteren Berufs von Berthold Dietrich. Der wörtliche Bescheid des OKH: „Einer Beförderung steht nichts im Wege, wenn er von seinem Beruf Abstand nimmt.“

Am 20. 11. 1945 wurde er aus englischer Kriegsgefangenschaft in Dänemark und Wuppertal entlassen. Von 1946 bis 1948 führte Dietrich sein Theologiestudium fort und wurde am 27. Juni 1948 in St. Peter zum Priester geweiht. Er wirkte als Kaplan und Jugendseelsorger von 1948 bis 1951 in Bretten und von 1951 bis 1956 in Baden-Baden an der Stigtskirche. Von dort wurde er als Diözesanfrauenseelsorger nach Freiburg berufen. Diesen Dienst übte er von 1956 bis 1984 aus. 1973 rief er die Aktion „Mütter in Not“ ins Leben, ein geglückter Versuch, Frauen, die durch Erwartung eines Kindes in irgendwelche Not geraten sind, zu helfen, ohne Ansehen von Religion, Rasse und Nation. Hunderten von Frauen konnte in den vielen Jahren des Bestehens geholfen werden. 1974 gründete er die „Fahrbare Mütterschule“. Hier sollte ein Beitrag zur Frauenbildung vorrangig im Haushalt auf dem Lande angeboten werden. Diese Frauenschule hat bis 1987 außerordentlich segensreich im ländlichen Bereich gewirkt. 1968 wurde Dietrich Mitglied der Caritas-Kinderhilfe Bethlehem. Von 1970 bis 1988 war er Präsident der Kinderhilfe, seit 1988 Vizepräsident. Nach der Einweihung des Baby-Hospitals im Jahre 1978 ging es gleich an weitere Planungen: Ambulatorium, Schwesternwohnung, Kindergarten und Kapelle mußten geschaffen werden. Die Kinderhilfe Bethlehem beteiligt sich an Projekten in Gaza, Jordanien und im Südlibanon.

Seit 1. November 1984 war Dietrich Leiter des Altenwerks der Erzdiözese Freiburg e. V. und Diözesanaltenseelsorger. Im gleichen Jahr engagierte er sich als Mitarbeiter im Landes Seniorenrat, wurde Vorstandsmitglied als Vertreter der Landesarbeitsgemeinschaft Katholischer Altenwerke und unterstützte und ermutigte durch seine Mitarbeit in den Kreis-Seniorenräten in vielen Schulungen und Tagungen. Er arbeitete ehrenamtlich in den Vinzenzkonferenzen mit und ebenso in der äußerst fruchtbaren Arbeit des Hansjakob-Hauses in Freiburg, einer Begegnungsstätte von Senioren.

Prälat Dietrich war ein engagierter Sprecher bleibender Anliegen älterer Menschen: „Es muß das Anliegen der Kirche sein das Image der älteren Generation zu verbessern. Die Kirche tut dabei gut daran, nicht als Wissende aufzutreten, die immer schon weiß, was ältere Menschen brauchen, sondern als Kirche, die sich auf den Weg macht zu den Menschen, die genau hinschaut, aufmerksam zuhört. So werden alle Menschen zu Partnern kirchlicher Seelsorge in einer phantasiereichen Kirche“. Im Ruhestand stand Prälat Dietrich als Hausgeistlicher im Freiburger Antoniushaus und als geistlicher Beirat der Vinzenzkonferenzen zur Verfügung. Sein Ruhestand währte nur ein gutes Jahr. Prälat Berthold Dietrich verstand es, Menschen geschickt, aber unaufdringlich zu führen. Hu.

Doll Anton

Geb. 21. 7. 1921 in Sendelbach bei Lautenbach, ord. 2. 7. 1950 in St. Peter/Schwarzwald. 2. 8. 1950 Vikar in Bad Rippoldsau, 20. 3. 1951 in Huttenheim. 20. 10. 1953 beurlaubt nach Motorradunfall. 17. 1. 1954 Vikar in Bruchsal, St. Paul, 25. 7. 1956 in Forbach. 12. 12. 1956 Pfrvw. in Liggersdorf, 3. 5. 1960 in Schutterwald. 17. 6. 1962 inv. 11. 1. 1978 Pfrvw. in Uhlingen-Brenden. 1. 10. 1978 Hausgeistlicher im Kreispflegeheim Fußbach. 15. 12. 1980 Pfrvw. in Dörlinbach. 1. 2. 1985 Ruhestand in Oberkirch-Ödsbach. Gest. 10. 7. 1998 in Oberkirch, beerd. 16. 7. 1998 in Lautenbach.

Pfarrer Anton Doll war der Sohn des Landwirts Josef Doll in dem Weiler Sendelbach bei Lautenbach und seiner Ehefrau Theresia, geb. Sester. Er hatte drei Geschwister. Die Mutter starb bereits mit 35 Jahren. Die Stiefmutter wurde 1945 von räuberischen Marokkanern bei der Verteidigung ihrer und ihrer Töchter Ehre erschossen.

Anton besuchte sechs Klassen Volksschule und trat Ostern 1936 in die Quarta des Berthold-Gymnasiums in Freiburg als Zögling des Erzb. Gymnasialkonvikts ein. Nach dem Abitur im Jahre 1940 trat er in das Noviziat bei der Gesellschaft des göttlichen Wortes in Blönried ein, um einmal in die Mission zu gehen. Doch schon im Herbst 1940 wurde er zum Reichsarbeitsdienst eingezogen. Im Anschluß daran erhielt er zum 4. Februar 1941 den Stellungsbefehl. Nach halbjähriger Ausbildung in Konstanz wurde er zur Feldtruppe nach Süd-

rußland abgestellt. Unterbrochen durch Verwundungen stand er drei Jahre an der russischen Front. Nach einer letzten Verwundung wurde er nach dem Westen versetzt. Im Elsaß kam er Ende 1944 in amerikanische Gefangenschaft, aus der er im November 1945 entlassen wurde. Während der Kriegsjahre wuchs in ihm die Überzeugung, den Seelsorgsdienst in der Heimat dem Einsatz in der „Heidenmission“ vorziehen zu sollen. Im Januar 1946 nahm er in Freiburg das Theologiestudium auf und wurde am 2. Juli 1950, zusammen mit 15 Mitbrüdern, in der Seminarkirche zu St. Peter von Erzbischof Wendelin Rauch zum Priester geweiht.

In den Jahresberichten der Dekanate wird Vikar Doll als sehr gewissenhafter, eifriger, bescheidener und frommer Priester von vornehmem Charakter beurteilt. Ein guter Sänger und Prediger, der seine Predigten schriftlich ausarbeitet. Er war eifrig in der Krankenpastoral und in der Sorge um die Heimatvertriebenen. Die Berichte kommen immer wieder zu dem Schluß: „Kann in allen Sparten verwendet werden.“

Nach dreieinhalbjähriger Tätigkeit als Pfarrverweser in Liggersdorf verwaltete er nahezu achtzehn Jahre lang die große Pfarrei Schutterwald mit den Filialen Langhurst und Höfen. In Schutterwald wurde in diesen Jahren die Pfarrkirche innen und außen renoviert, eine neue Orgel angeschafft und das Pfarrhaus renoviert. In der Filiale Langhurst wurde eine neue Kirche und ein neuer Kindergarten gebaut. Bis Mitte Juni 1971 war Pfarrer Doll auch mit der Pastoration der Pfarrei Müllen betraut. Lange Jahre war Pfarrer Doll Definitor und Frauenseelsorger im Dekanat.

Pfarrer Doll war herzleidend. Nach einem Zusammenbruch gab er die Verantwortung für die große Pfarrei Schutterwald in jüngere Hände und wechselte am 11. Februar 1978 auf die Hotzenwaldgemeinde Brenden. Es stellte sich jedoch bald heraus, daß die neue Aufgabe seine gesundheitliche Verfassung überforderte. Er wurde deshalb zum 1. Oktober 1978 als Hausgeistlicher an das Kreispflegeheim Bermersbach-Fußbach angewiesen. Als er wieder zu Kräften gekommen war, übernahm er noch einmal für sieben Jahre als Pfarrverweser die Verantwortung für die Pfarrei Schuttertal-Dörflinbach. Auch hier stand die Innen- und Außenrenovierung der Pfarrkirche und die Anschaffung einer neuen Orgel an.

Als Ruhestandswohnsitz wählte er das Pfarrhaus in Oberkirch-Ödsbach. Dort und in Lautenbach half er als Subsidiar in der Seelsorge mit. Pfarrer Anton Doll war mit Leib und Seele Priester.

Hu.

Fütterer Karl Otto

Geb. 4. 4. 1927 in Rotenfels/Murgtal, ord. 18. 5. 1958. 11. 7. 1958 Vikar in Oppenau, 10. 9. 1961 in Ettlingen (St. Martin), 15. 11. 1965 Hausgeistlicher („Rektor“) in Altglashütten-Falkau (Haus Gertrud), 1. 1. 1979 Spiritual Kloster Erlenbad in Sasbach-Obersasbach, 10. 5. 1983 Geistl. Rat ad honorem, 15. 10. 1985 Seelsorger (titl. Pfarrer) in Feldberg, 1. 11. 1994 Ruhestand in Schluchsee-Blasiwald. Gest. 8. 3. 1998 Freiburg i. Br., beerd. 12. 3. 1998 in Gaggenau-Bad Rotenfels.

Der am 4. April 1927 in Rotenfels geborene Karl Fütterer war der Sohn des Schlossers Ludwig Fütterer und dessen Ehefrau Anna, geb. Eisele. Von seinen drei Schwestern starben zwei bereits im Kindesalter. Nach dem Besuch der Volksschule machte Fütterer eine kaufmännische Lehre, die er jedoch wegen seiner Heeresseinberufung und Kriegsgefangenschaft erst 1947 zum Abschluß bringen konnte. In der Kriegs- und Lagerzeit war in ihm mehr und mehr der Wunsch gereift, sein Leben in den Dienst Gottes zu stellen. Über einen Afrikamissionar fand er Zugang zur Missionsschule der Weißen Väter in Großkrotzenburg, wo er Ostern 1948 als Schüler eintrat. Nach dem Abitur (1953) begann er sein Studium an der philosophisch-theologischen Ordenshochschule der Weißen Väter in Trier. Doch eine schwere Krankheit zwang ihn, von seinem ursprünglichen Plan, in die Mission nach Afrika zu gehen, Abstand zu nehmen. Lebhaft bedauerte man seinen Weggang vom Seminar. Als Priesterkandidat seiner Heimatdiözese setzte er in Freiburg das Theologiestudium fort, und am 18. Mai 1958 empfing er, zusammen mit 35 Diakonen, durch den damaligen Weihbischof und Kapitularvikar Hermann Schäufole im Münster Unserer Lieben Frau zu Freiburg das Sakrament der Priesterweihe.

Schon im Priesterseminar waren Fütterer außergewöhnliche „Stetigkeit und Festigkeit“ bescheinigt worden, und diese Vorzüge, verbunden mit großer Einsatzbereitschaft und ge-

wissenhafter Pflichterfüllung, kamen bereits während seiner Vikarsjahre in Oppenau und Ettlingen zu sichtbarer Entfaltung. Vor allem war er als Prediger und Katechet geschätzt. Aber schon nach wenigen Jahren setzten ernste gesundheitliche Probleme seinem pastoralen Eifer Grenzen. In richtiger Einschätzung seiner Fähigkeiten und Begabungen und mit Rücksicht auf seinen schlechten Gesundheitszustand ernannte ihn die Kirchenbehörde zum Hausgeistlichen im Familienerholungsheim Haus Gertrud in Falkau, und dieser Aufgabenbereich erwies sich langfristig als das ihm adäquate Betätigungsfeld. In seiner einfühlsamen Art und aus echt pastoraler Gesinnung vermochte er wichtige Impulse im speziellen Bereich der Familienseelsorge zu geben, und sein theologisches Fachwissen und seine tiefe Spiritualität befähigten ihn nicht weniger zur Durchführung von Exerzitien, Geistlichen Tagen, Brautleute-Wochen und kirchlichen Bildungsveranstaltungen verschiedenster Art. Dank der hier in dreizehn Jahren gesammelten seelsorgerischen und praktischen Erfahrungen brachte er alle Voraussetzungen mit, 1979 das Amt des Spirituals bei den Schwestern des hl. Franziskus in Erlenbad zu übernehmen. Auch dort fand seine pastorale Arbeit breite Zustimmung, und da er selbst im Glauben der Kirche fest verwurzelt war, konnte er gerade in einer Zeit durchgreifender kirchlich-religiöser Umbrüche den Ordensschwestern immer wieder helfend mit Rat und Tat zur Seite stehen.

Widerum waren es gesundheitliche Rückschläge, die Fütterer 1985 dazu zwangen, seine Tätigkeit als Spiritual im Kloster Erlenbad aufzugeben. Er fand Verwendung in der Pfarrei „Verkürung Christi“ (Feldberg). Vornehmlich oblag ihm dort die Übernahme der Gottesdienste in der Pfarrkirche und im Caritasheim; gleichzeitig war er Seelsorger in einer Klinik in Altglashütten.

Fütterer stand im 68. Lebensjahr, als ein zweiter Schlaganfall seine Zuruhesetzung notwendig machte. Aber soweit es seine Kräfte zuließen, half er noch immer von seinem Ruhsitz in Schluchsee-Blasiwald in der Seelsorge der umliegenden Gemeinden aus.

Dieser ganz vom Heil der Seelen angetriebene Priester konnte nie, wie es wohl sein ursprünglicher Wunsch war, eine eigene Pfarrstelle übernehmen. Um so beeindruckender ist, wie er sich immer wieder in die ihm meist krankheitshalber zugewiesenen Aufgaben einarbeitete, erstaunliche Eigeninitiativen entwickelte und so Unerwartetes, ja vielleicht von ihm gar nicht Gefordertes erbrachte. Nicht ohne Grund wurde er bereits im zeitlichen Umfeld seines Silbernen Priesterjubiläums zum Geistlichen Rat ad honorem ernannt. In seiner Ernennungsurkunde würdigte Erzbischof Oskar Saier vor allem die von Fütterer in Falkau und im Kloster Erlenbad geleistete Arbeit, die als sein eigentliches priesterliches Lebenswerk betrachtet werden darf. Kurz vor Vollendung seines 71. Lebensjahres und nur wenige Wochen vor seinem 40. Weihetag wurde Karl Fütterer nach langer schwerer Krankheit von Gott dem Herrn in die Ewigkeit abberufen. Seine letzte Ruhestätte fand er auf dem Friedhof seiner Heimatgemeinde Gaggenau-Bad Rotenfels.

Clemens Siebler

Gail Herbert

Geb. 11. 7. 1931 in Sunthausen, ord. 5. 6. 1955 in St. Peter. 1. 7. 1955 Vikar in Untermettingen, 3. 8. 1955 in Erzingen, 1. 2. 1956 in Konstanz, St. Gebhard, 17. 5. 1956 in Säckingen, Münster, 1. 5. 1957 in Offenburg, Hl. Kreuz. 4. 12. 1962 Pfrvw. in Mimmehausen, 6. 10. 1963 als Pfarrer inv. 31. 8. 1992 Ruhestand in Uhldingen-Mühlhofen. Gest. 9. 10. 1998 in Mimmehausen, beerd. 15. 10. 1998 ebenda.

Pfarrer Herbert Gail wurde als Sohn des Landwirts Thomas Gail und seiner Ehefrau Maria, geb. Veit, geboren. Er hatte zwei Brüder und eine Schwester. Auf Anraten seines Onkels Anton Gail, der Pfarrer in Mannheim-Sandhofen war, besuchte er ab 1942 das Gymnasium Konstanz und wurde Zögling des Konradihauses. In Freiburg und Münster/Westfalen studierte er Theologie, wobei in Münster die Dogmatikvorlesungen von Prof. Hermann Volk, dem späteren Mainzer Bischof und Kardinal, besonderen Eindruck bei ihm hinterließen. Am 5. Juni 1955 wurde er, zusammen mit 34 Mitbrüdern, von Erzbischof Eugen Seiterich in St. Peter i. Schw. zum Priester geweiht.

In den Jahresberichten der Dekanate werden immer wieder die guten Predigten des Vikars hervorgehoben, die durch seine theologische Bildung eine besondere Qualität erhielten.

Seine Lebensaufgabe wurde die Pfarrei Mimmenhausen mit den Filialen Tüfingen und Grasbeuren, auf die er am 6. Oktober 1963 als Pfarrer investiert wurde. Die Gemeinde war damals noch stark ländlich geprägt und befand sich in einer Umbruchsituation zu einer Arbeiterwohngemeinde. Sein Bemühen zeigte Erfolg; die Zahl derjenigen, die aktiv am Gemeindeleben teilnahmen, wuchs stetig. Zunehmenden Zuspruch fanden die Veranstaltungen des Bildungswerkes. Die Ferienfreizeiten, an denen jährlich bis zu 200 Kinder teilnahmen, sind sicher bleibende Erinnerung für viele. Die Laien aller Altersstufen liebten und verehrten ihren Seelsorger. Auf jeden Fall hatte er die Jugend für sich.

Neben der Seelsorge galt seine ganze Kraft dem Bau einer neuen Kirche, weil die Mimmenhauser Pfarrkirche für die wachsende Gemeinde längst zu klein war. Das alte Ökonomegebäude wurde zu einem Jugendheim und Pfarrsaal ausgebaut.

Neben der vielfältigen Arbeit in der Pfarrei nahm Pfarrer Gail über viele Jahre hinweg die Aufgabe des Dekanatjugendseelsorgers und, als guter Sänger, des Dekanatpräses der Kirchenchöre wahr.

Nachdem er bereits im Jahre 1979 einen Herzinfarkt erlitten hatte, schied Pfarrer Gail zum 1. September 1992 wegen seiner schwer angeschlagenen Gesundheit aus dem aktiven Seelsorgedienst aus. Als Ruhestandssitz wählte er Uhldingen-Mühlhofen. Von dort half er als Subsidiar in Salem-Neufrach und den umliegenden Gemeinden in der Seelsorge aus. Er wurde auf dem Friedhof seiner Pfarrei Mimmenhausen beigesetzt. I Hu.

Haitz Franz

Geb. 8. 12. 1919 in Durmersheim, ord. 23. 10. 1949 in St. Peter. 17. 11. 1949 Vikar in Kronau, 31. 1. 1950 in Forst bei Bruchsal, 7. 12. 1950 in Ebersteinburg, 24. 4. 1951 in St. Leon, 30. 11. 1951 in Singen, St. Peter und Paul, 24. 7. 1953 in Konstanz, Dreifaltigkeit. 19. 10. 1955 Kaplaneiwerwer in Endingen. 10. 9. 1958 Pfr. in Moosbronn, 19. 4. 1959 inv. 1. 12. 1980 Ruhestand in Durmersheim. Gest. 11. 1. 1998 in Durmersheim, beerd. 15. 1. 1998 ebenda auf dem Neuen Friedhof.

Pfarrer Franz Haitz war das dritte von vier Kindern des Landwirts Franz Haitz und seiner Ehefrau Luise, geb. Rummel. Als Zögling des Erzb. Gymnasialkonvikts St. Bernhard in Rastatt besuchte er das Ludwigs-Wilhelm-Gymnasium. 1938 legte er das Abitur ab. Er war ein guter Klavierspieler. Nach siebenmonatigem Arbeitsdienstesatz nahm er noch im selben Jahr in Freiburg das Theologiestudium auf. Zum 11. Januar 1940 erhielt er den Stellungsbehl. Als Infanterist wurde er 1942 schwer verwundet. Nach der Amputation des rechten Beins wurde er am 16. März 1944 aus der Wehrmacht entlassen. Er setzte daraufhin in Freiburg das Theologiestudium fort. Auf Grund seiner Behinderung durch die Beinamputation meinte er dann aber, den Priesterberuf nicht weiter erstreben zu dürfen. Im Dezember 1945 nahm er deshalb in Freiburg das Medizinstudium auf, „denn der Arzt schien mir dem Seelsorger am nächsten“. Nachdem er im Sommer 1947 eine neue Beinprothese mit wesentlich höherer Geh- und Standesicherheit erhalten und dadurch wieder an innerer Sicherheit gewonnen hatte, schloß er dann doch das Theologiestudium ab. Am 23. Oktober 1949 wurde er, zusammen mit 17 Mitbrüdern, von Erzbischof Wendelin Rauch in St. Peter zum Priester geweiht.

Haitz war ein kerniger Prediger und gründlicher Katechet. Die durch die Beinamputation bedingte Behinderung empfand er besonders in den ersten Jahren seines Seelsorgeeinsatzes als sehr schmerzlich.

1958 wurde Haitz als Pfarrer nach Moosbronn angewiesen, eine Pfarrstelle, die besonders durch die Marienwallfahrt geprägt ist. Sie sollte ihm zur Lebensstellung werden. 22 Jahre lang hatte er jährlich ca. 250 Trauungen zu halten, außerdem Wallfahrtsgottesdienste, Prozessionen und Kirchenführungen (an einem Samstag konnten so zusätzlich zum Morgengottesdienst und zur Abendmesse bis zu elf Trauungen hinzukommen). „Ich weiß von Montagen nach dem Weißen Sonntag, da kamen Confratres mit ihren Kommunionkindern in Bussen oder zu Fuß von 9.00 bis 17.00 Uhr. Alle baten um ein Priesterwort mit Andacht und Segen. Ich fand kaum Zeit zum Mittagstisch“, heißt es in einem Brief an das Erzb. Ordinariat aus dem Jahre 1985. So war es kein Wunder, daß sein Beinstumpf vom langen Stehen oft wund war und einmal gar ein Jahr lang nicht mehr verheilte.

Ein großes Anliegen war ihm auch die Innen- und Außenrenovation der barocken Wallfahrtskirche mit der Wiederherstellung der alten Barockaltäre.

Die durch die Kriegsversehrung bedingten zunehmenden Beschwerden veranlaßten Pfarrer Haitz 1980 in den Ruhestand zu treten. Seine Heimatgemeinde Durmersheim wurde ihm zum Ruhestandswohnsitz. Hier half er als Subsidiar in der Seelsorge aus. In seiner Heimat fand er auf dem Neuen Friedhof seine letzte Ruhestätte. Hu.

Hauser Hermann

Geb. 1. 12. 1922 in Dogern, ord. 24. 6. 1951 in Freiburg, Münster Unserer Lieben Frau. 25. 7. 1951 Vikar in Bonndorf im Schwarzwald, 1. 9. 1951 in Zell am Harmersbach, 1. 12. 1955 in Radolfzell. 11. 6. 1958 Pfrvw. in Ludwigshafen am See, 8. 4. 1959 in Altheim bei Walldürn. 22. 5. 1960 als Pfarrer inv. 31. 3. 1969 Dekan des Kapitels Walldürn. 18. 10. 1976 bis 22. 11. 1982 Dekan des Kapitels Buchen. 17. 12. 1980 Geistl. Rat ad honorem. 1991 Mitverwaltung von Gerichtstetten. Gest. 18. 1. 1998 in Buchen, beerd. 22. 1. 1998 in Walldürn-Altheim.

Pfarrer Hermann Hauser war der Sohn des Weichenwärters Hermann Hauser und seiner Ehefrau Cäcilie, geb. Pfeiffer. Er hatte zwei Brüder und vier Schwestern. Ostern 1934 trat er in das Konradihaus ein und besuchte das Schlageterygymnasium in Konstanz. Nach dem Abitur im März 1941 leistete er den dreimonatigen Reichsarbeitsdienst. Zum 4. Dezember 1941 erhielt er den Stellungsbefehl. Als Rechner war er von Mai 1942 bis August 1944 im Mittelabschnitt der Ostfront eingesetzt und dann an die Westfront verlegt. Am 6. 3. 1945 wurde er in Köln gefangen genommen. Er war zunächst im Gefangenenlager Cherbourg untergebracht. Am 11. November 1945 wurde er in das Lager für kriegsgefangene Theologen nach Chartres verlegt, wo er die Möglichkeit hatte, drei Semester Theologie zu studieren. Am 22. Mai 1947 wurde er in Tuttlingen aus der Kriegsgefangenschaft entlassen. Er setzte in Freiburg das Theologiestudium fort und wurde am 24. April 1951 zusammen mit 39 Mitbrüdern, unter ihnen Emil Stehle, derzeit Bischof in Ecuador, von Erzbischof Wendelin Rauch im Münster Unserer Lieben Frau zu Freiburg zum Priester geweiht.

Pfarrer Hauser war ein praktischer, warmherziger Prediger. Durch sein bescheidenes, leutseliges Wesen und seine tiefgläubige Frömmigkeit fand er leicht Zugang zu den Menschen. Die Pfarrei Altheim sollte ihn nicht mehr loslassen. Auf nahezu 39 Dienstjahre in Altheim hatte es vor Pfarrer Hauser kein Geistlicher gebracht. Die Betreuung der Alten und Kranken, der gute Kontakt zu den Kindern und das seelsorgerliche Gespräch mit dem einzelnen waren ihm besondere Anliegen.

Mit der zweimaligen Außen- und Innenrenovation der Pfarrkirche, dem Bau einer neuen Sakristei, eines neuen Pfarrhauses mit Jugendraum und eines neuen Kindergartens, der Restaurierung der historischen Schwarz-Orgel sowie der Renovation des Schwesternhauses, in dem auch die Pfarrbibliothek Platz fand, trug Pfarrer Hauser dafür Sorge, daß auch die äußeren Voraussetzungen für eine lebendige Gemeinde stimmten.

Pfarrer Hauser gab das Pfarrblatt „Valentinsbote“ heraus. 1953 führte er das Dreikönigssingen ein. Er leitete die Regionalwallfahrten nach Lourdes und Rom. Jahrelang war er Dekanatsseelsorger für die weibliche Jugend sowie Präses des Kolping- und Männerwerkes der Region Odenwald-Tauber. 1969 wählten ihn seine Mitbrüder zum Dekan des damaligen Kapitels Walldürn. Im Oktober 1976 ernannte ihn Erzbischof Hermann Schäufele auf Grund seines Ansehens und seiner Verdienste zum Dekan des neu errichteten Dekanats Buchen und übertrug ihm damit die Aufgabe, die bisher getrennten Kapitel zusammenzuführen. Obwohl schon im 69. Lebensjahr stehend, verschloß sich Pfarrer Hauser der Bitte nicht, die Pastoration der Pfarrei St. Burkard in Hardheim-Gerichtstetten mit zu übernehmen.

Anläßlich der Feier seines 75. Geburtstages würdigte die Stadt Walldürn Pfarrer Hauser durch die Verleihung der Verdienstmedaille in Silber der Stadt Walldürn. Bürgermeister Joseph von Walldürn nannte Pfarrer Hauser in der Festansprache eine „Gemeinschaft prägende Persönlichkeit“, die für mehrere Generationen Vater- und Leitfigur und verlässlicher Freund gewesen sei.

Pfarrer Hauser starb kurz nach seinem 75. Geburtstag. Sein Pflichtgefühl hat ihn zum Einsatz aller Kräfte bis zum letzten Tag getrieben. Pfarrer Hauser hat sich nie von der Gemeinde zurückgezogen, vielmehr mit ihr gelebt. Er strahlte Hoffnung, Zuversicht, Trost, Liebe und Verständnis aus. Seine tiefe Verbundenheit zu Altheim drückte sich in dem Wunsch aus, hier die letzte Ruhe zu finden. Hu.

Herrmann Adolf

Geb. 13. 11. 1910 in Steinbach bei Bühl, ord. 7. 3. 1937 in Freiburg, Münster Unserer Lieben Frau. 7. 4. 1937 Vikar in Ortenberg, 14. 10. 1937 in Triberg, 10. 11. 1938 in Pforzheim, St. Franziskus, 1. 6. 1939 in Oberkirch, 24. 10. 1945 in Rastatt, St. Alexander. 12. 10. 1949 Pfarrer in Rheinfelden, 30. 10. 1949 Investitur. 27. 5. 1974 Geistlicher Rat. 1. 7. 1987 Ruhestand in Bühl-Eisental. Gest. 20. 1. 1998 in Bühl, beerd. 24. 1. 1998 in Baden-Baden-Steinbach.

Pfarrer Herrmann stammte aus eine Kaufmannsfamilie in Steinbach bei Baden-Baden. Aus der Ehe seines Vaters, des Kaufmanns Karl Friedrich Hermann, mit Frieda, geborene Nesselhauf, gingen drei Töchter und zwei Söhne hervor. Priester, Kaminfeger oder Elektrotechniker, zwischen diesen Berufen schwankte Adolf. Zuletzt aber siegte der Priesterberuf. Ab 1922 besuchte er das Ludwig-Wilhelm-Gymnasium in Rastatt als Zögling des Erzb. Gymnasialkonvikts St. Bernhard. Er war Sprecher des Internats und besaß große Sicherheit im Auftreten. Nach dem Abitur im Jahre 1932 studierte er in Freiburg Theologie und wurde am 7. März 1937, zusammen mit 63 Mitbrüdern, von Erzbischof Conrad Gröber zum Priester geweiht. Die Beurteilung des Seminarregens Baumcister in St. Peter: „Ein schalkhafter Alumnus, wie das verschmitzte Lächeln und die schelmigen Gesichtszüge ankündigen. Herrmann wird gewiß ein tüchtiger, väterlich gütiger Seelsorger werden.“

Der Vikar war ein mutiger Schaffer, freundlich, energisch und mit einem besonderen Charisma für die Jugendseelsorge. Er verstand es in den schweren Jahren des Dritten Reiches, viele Jugendliche für Jesus zu begeistern.

Sein Lebenswerk verwirklichte er in der Industriestadtpfarrei St. Josef in Rheinfelden. 38 Jahre lang war er ein zuverlässiger, bescheidener Seelsorger, der in gleicher Weise Kontakt suchte zu Industriearbeitern und Betriebsräten wie zu Geschäftsleitungen. Er lebte mitten unter den Menschen und teilte mit ihnen Freud und Leid. Er war ein Mann des Ausgleichs von sozialen und konfessionellen Interessen. Besonders lag Pfarrer Herrman die Wohlfahrtspflege am Herzen. Die Gründung der Sozialstation in Rheinfelden, die die erste im Kreis Lörrach war, ist weitgehend seiner Initiative zu verdanken. Er war Erster Vorsitzender des Bezirks-Caritasverbandes Säckingen e. V. Die Einrichtung der Beschützenden Werkstätte für Behinderte in Säckingen-Wallbach geht auf seine Initiative zurück.

Mit dem Bau des Kolpinghauses als Wohnheim für in Rheinfelden arbeitende Jugendliche Anfang der 50er Jahre, das später als Schulungsheim für Umsiedler und dann als Heimstätte für Gastarbeiter genutzt wurde, dem Bau von drei Kindergärten, dem Bau der Familienferienheime in Leinegg und Todtmoos, dem Bau des St. Josefs-Hauses für die Sozialstation und schließlich der umfassenden Renovation der Pfarrkirche trug Pfarrer Herrmann den Bedürfnissen der schnell wachsenden Industriepfarrei Rechnung.

Pfarrer Herrmann bildete stets Vikare aus. Einer von ihnen, Klaus Hämmerle, wurde Bischof von Aachen. Am 27. Mai 1974 würdigte der Erzbischof seine Arbeit durch die Ernennung zum Geistlichen Rat ad honorem. Die Stadt Rheinfelden verlieh ihm 1980 die Verdienstmedaille in Silber. Die Verleihung des Bundesverdienstkreuzes und des Caritas-Ehrenzeichens in Gold im Jahre 1987 waren weitere Zeichen der Anerkennung und Würdigung seines Lebenswerkes.

Seinen Ruhestand verbrachte er in der Nähe seiner Heimat in Bühl-Eisental.

Hu.

Knaupp Hubert

Geb. 28. 4. 1928 in Frankfurt/Main, ord. 30. 5. 1954 in Freiburg, Münster Unserer Lieben Frau. 23. 6. 1954 Vikar in Oberwinden, 14. 10. 1954 Präfekt im Studienheim St. Konrad in Konstanz, 29. 4. 1958 Pfarrvikar in Rheinsheim b. Bruchsal, 1. 7. 1958 Pfrvw. in Rheinsheim b. Bruchsal, 3. 9. 1958 Vikar in Grünsfeld, 19. 4. 1961 Pfr. in Fischingen und Glatt/Hohenzollern, 7. 5. 1961 Investitur. 1. 9. 1992 Ruhestand in Hechingen. Gest. 5. 9. 1998 in Tübingen, beerd. 10. 9. 1998 in Fischingen a. N.

Hubert Knaupp war einer der drei Söhne des Amtsgerichtsrats Dr. Franz Sales Knaupp und seiner Ehefrau Maria, geb. Grünewald. 1930 wurde der Vater an das Amtsgericht Haigerloch versetzt und 1936 wieder zurück nach Frankfurt/Main. Dort besuchte Hubert das humanistische Lessing-Gymnasium. Wegen der ständigen Luftangriffe zog die Mutter mit ihren drei Söhnen in ihre Heimat Langenenslingen/Hohenzollern. Ab April 1944 besuchte er

das Gymnasium in Konstanz Am 1. 9. 1944 verunglückte der Vater bei der Schlichtung eines Streites unter Soldaten tödlich. Die veränderte finanzielle Situation der Familie zwang ihn, den Schulbesuch abzubrechen. Erst mit der Wiedereröffnung des Erzb. Gymnasialkonvikts in Sigmaringen im Jahre 1946 konnte er die Schulausbildung fortsetzen und am 8. 7. 1949 das Abitur ablegen. In den Ferien hatte er im Fürstl. Hüttenwerk Lauchertal Schulgeld verdient. In Freiburg und Tübingen studierte er Theologie und wurde am 10. Mai 1954, zusammen mit 38 Mitbrüdern, unter ihnen Weihbischof Wolfgang Kirchgässner, von Weihbischof Eugen Seierich im Münster Unserer Lieben Frau zu Freiburg zum Priester geweiht.

Nach einem Vierteljahr Vikarsdienst wurde der pädagogisch begabte Priester als Präfekt am Studienheim St. Konrad in Konstanz bestellt. Zum 29. April 1958 wurde er als Vikar nach Rheinsheim bei Bruchsal angewiesen, um den schwerkranken Pfarrer dort zu unterstützen. Nach dessen Tod wurde ihm als Pfarrverweser zum 1. Juli 1958 die Verantwortung für diese Pfarrei übertragen, bis ein neuer Pfarrer ernannt war. Nach zweieinhalb Jahren Vikarszeit in Grünsfeld wurde Knaupp als Pfarrer nach Fischeningen angewiesen mit gleichzeitiger Pastoration der Pfarrei Glatt. Mehr als einunddreißig Jahre wirkte er in den beiden Pfarreien und mühte sich als eifriger Priester um den inneren und äußeren Aufbau. In seiner Amtszeit veränderte sich die von der Landwirtschaft geprägte Dorfgemeinschaft zu einer Arbeiterwohn-gemeinde und das sich dadurch veränderte Bewußtsein. Er war ein begabter Prediger und gestaltete würdige Gottesdienste.

In Fischeningen baute er ein neues Pfarrhaus und ein neues Pfarrheim. Er ließ die Pfarrkirche in Fischeningen und die historische Pfarrkirche in Glatt renovieren. Für Glatt schaffte er eine neue Orgel an.

Gesundheitliche Beschwerden zwangen ihn zum 1. September 1992 in den Ruhestand zu treten. Er ließ sich in Hechingen nieder und half, solange es ging, in der Krankenhausseelsorge im Kreiskrankenhaus in Hechingen mit. Pfarrer Hubert Knaupp wurde auf dem Friedhof in Fischeningen am Neckar beigesetzt. Hu.

König Heinrich

Geb. 3. 6. 1907 in Altsimonswald, ord. 15. 3. 1931. 15. 4. 1931 Vikar in Mannheim-Feudenheim, 1. 6. 1933 in Mannheim-Waldhof, 15. 4. 1937 in Mannheim (St. Sebastian), 23. 10. 1940 Pfrvw. in Mühlenbach (Ldkpt. Kinzigtal), 19. 4. 1942 inv. daselbst, 20. 12. 1976 Geistl. Rat ad honorem. Gest. 21. 3. 1998 in Mühlenbach, 26. 3. 1998 beerd. daselbst.

Heinrich König, gebürtig aus Altsimonswald, war der Sohn des Gendarmerie-Kommissars Heinrich König und dessen Ehefrau Berta, geb. Steck. Mit seinen drei Geschwistern mußte er – wie bei Beamtenfamilien die Regel – einen mehrfachen Orts- und Schulwechsel hinnehmen. Zur Volksschule ging er in Ottenheim und Lahr, und nach seinem Eintritt in das dortige Gymnasium (1917) besuchte er von 1918 bis 1926 die höhere Schule in Offenburg, studierte danach Theologie in Freiburg und wurde am 15. März 1931 mit 46 weiteren Diakonen in der Pfarr- und Seminarkirche St. Peter von Erzbischof Carl Fritz zum Priester geweiht. Wer sich das außergewöhnlich lange Priesterleben Königs vergegenwärtigt, wird mühe-los feststellen können, daß es sich rein räumlich gesehen nur an zwei – zugegebenermaßen recht ungleichen – Schwerpunkten vollzog. Seine neun Vikarsjahre hat er – wenn auch in drei verschiedenen Pfarreien – ausschließlich im Großraum Mannheim verbracht und somit in einem Seelsorgebezirk, der angesichts der wirtschaftlichen Notlage in den beginnenden Dreißigerjahren und der politisch noch schwierigeren Zeit der NS-Herrschaft an den noch jungen Geistlichen hohe Anforderungen stellte. Was ihm schon damals die Hochachtung und Wertschätzung vieler Gläubiger einbrachte, war sein vorbildlicher priesterlicher Wandel, seine Einfachheit und Liebe zur Wahrhaftigkeit; und wo immer er seinen Dienst versah, überzeugte er durch seinen Pflichteifer, sei es bei der Feier der Gottesdienste und in der Predigt, in der Kinder- und Jugendseelsorge, in der geistlichen Betreuung der kirchlichen Standesvereinigungen oder in der Krankenpastoral.

Obwohl von seinen geistlichen Vorgesetzten mehrfach für eine langfristige Verwendung in der Stadtseelsorge vorgeschlagen, hat König im Schwarzwaldsdorf Mühlenbach, in das er im Jahre 1940 als Pfarrverweser kam, seine einzige ordentliche Pfarrstelle gefunden. Für diese kleine, aber topographisch weit verzweigte Pfarrei stand damals noch dem Fürsten von Für-

stenberg als dem Patronatsherrn das Präsentationsrecht zu. Es war sicher mehr als rein zufällig, daß Königs Investitur gerade am Sonntag des Guten Hirten (1942) erfolgte. Fast 58 Jahre war er seinen Gläubigen ein fürsorglicher und tatkräftiger Seelenführer. Auf diese Weise erlebte er selbst pfarrgemeindliche Dynamik nicht so sehr als ein örtliches, sondern hauptsächlich als zeitliches Phänomen; denn die im Laufe von sechs Jahrzehnten eingetretenen politischen und wirtschaftlichen Veränderungen und noch mehr die religiösen und geistigen Umbrüche der zweiten Jahrhunderthälfte gingen auch an dieser ländlichen Gemeinde nicht spurlos vorüber. Den vielfach zeitbedingten auseinanderstrebenden Kräften versuchte König immer wieder die schon in seiner Vikarszeit erfolgreich erprobten Mittel entgegenzusetzen, um so, im Rahmen des Möglichen, den inneren Zusammenhalt der Pfarrei zu erwirken: Zielstrebigkeit und ausdauernden Eifer in der Seelsorge, regelmäßige Kontaktnahme mit den Gemeindemitgliedern vornehmlich in den Tagen der Krankheit, Förderung des kirchlichen Vereinswesens, Pflege der Tradition sowohl im kirchlich-religiösen Leben als auch im heimatischen Brauchtum.

Königs Sorge galt auch dem Bausektor. Als erstes stand die Beseitigung der Kriegsschäden an der Kirche und am Pfarrhaus an; später erfolgten die Erweiterung und der Umbau der Pfarrkirche, die Anschaffung einer neuen Orgel und eines neuen Geläutes, der Bau eines neuen Kindergartens mit Schwesternhaus. Doch noch mehr war er darauf bedacht, aus seiner Pfarrgemeinde möglichst viele lebendige Steine für die Kirche und das Reich Gottes zu erwecken. Daher seine beständige Sorge um eine grundlegende und vertiefte Katechese. Er selbst hat noch im hohen Alter von 83 Jahren ein 16stündiges Religionsdeputat an der Schule in Mühlenbach übernommen. Eines der Zeichen, daß auf seiner Seelsorgearbeit sichtbar Gottes Segen ruhte, war fraglos, daß aus seiner Gemeinde vier Neupriester und 20 Ordensschwestern hervorgegangen sind.

Königs erfolgreiches pastorales Wirken in seiner Pfarrgemeinde bewog Erzbischof Hermann Schäufele, ihn im Jahre 1976 zum Geistlichen Rat ad honorem zu ernennen; und vornehmlich die Feier des Goldenen, Diamantenen und Eisernen Priesterjubiläums boten Erzbischof Oskar Saier Anlaß, das Lebenswerk des hochbetagten Pfarrers zu würdigen. Die politische Gemeinde Mühlenbach bekundete ihren Dank an den langjährigen Seelsorger, indem sie anlässlich seines 90. Geburtstages die örtliche Schule nach Heinrich König benannte.

Bis zuletzt aktiv als Pfarrer tätig, verstarb König am 21. März 1998 im 91. Lebensjahr. Unter Assistenz von zahlreichen geistlichen Mitbrüdern und in Anwesenheit einer großen Trauergemeinde wurde er am 26. März auf dem Friedhof in Mühlenbach beigesetzt.

Clemens Siebler

Lang Josef

Geb. 4. 12. 1910 in Gamburg a. d. T., ord. 22. 3. 1936. 16. 4. 1936 Vikar in Buchen, 3. 5. 1938 in Heiligkreuzsteinach, 23. 8. 1938 in Gerlachsheim, 12. 9. 1938 Präfekt in Tauberbischofsheim (Erzbischöfl. Gymnasialkonvikt), 26. 10. 1943 Pfrvik. in Karlsruhe (Liebfrauen), 1945 (Nov.) Präfekt in Rastatt (Studienheim St. Bernhard), 1. 4. 1947 Religionslehrer Gymnasium Tauberbischofsheim, daselbst 7. 9. 1953 Studienassessor, 1. 7. 1955 Studienrat, 1959 Oberstudienrat, 1. 10. 1972 Ruhestand in Tauberbischofsheim; 18. 12. 1972 Geistl. Rat ad honorem, 26. 3. 1981 Subsidiar Tauberbischofsheim (St. Martin). Gest. 21. 2. 1998 Tauberbischofsheim, beerd. 26. 2. 1998 daselbst.

Mit sieben Geschwistern wuchs Josef Lang in Gamburg auf dem Bauernhof seiner Eltern Wilhelm Lang und Augusta, geb. Mohr, auf. Bis zur 7. Klasse besuchte er die Volksschule. Der Ortspfarrer, der Langs Begabung und Neigung zum Priesterberuf richtig einschätzte, erteilte ihm Privatunterricht in Latein und ermöglichte ihm so 1923 die Aufnahme in die Quinta des Gymnasiums in Tauberbischofsheim. Bis zur Reifeprüfung (1931) war er Zögling im dortigen Gymnasialkonvikt. Nach dem Studium der Theologie in Freiburg und St. Peter wurde er, zusammen mit 59 weiteren Diakonen, am 22. März 1936 im Münster Unserer Lieben Frau zu Freiburg von Erzbischof Conrad Gröber zum Priester geweiht.

Lang, der während seines langen Priesterlebens ausschließlich im fränkischen Teil der Erzdiözese Verwendung fand, setzte bereits in der Vikarszeit erkennbare seelsorgerische Schwerpunkte. Musisch veranlagt – er war Klavier- und Orgelspieler – und als Student und Minorit

häufig mit dem Amt des Zeremoniars betraut, legte er auf die feierliche Ausgestaltung der Gottesdienste großen Wert. Als ein umsichtiger Führer und Berater erwies er sich auch innerhalb der kirchlichen Standesvereinigungen. Doch sein Hauptaugenmerk richtete er von Anfang an auf die religiöse Erziehung und Heranbildung der Jugend. Seine besondere Begabung im Umgang mit jungen Menschen bewog Erzbischof Conrad Gröber, ihn nach zweijähriger Vikarszeit zum Präfekten am Erzbischöflichen Gymnasialkonvikt in Tauberbischofsheim zu ernennen. Mit viel Geschick und Einfühlungsvermögen gelang es ihm, die ihm anvertrauten Zöglinge durch die schwierigen Jahre der NS-Herrschaft und des 2. Weltkrieges zu führen, stets darauf bedacht, den Schülern in gleicher Weise eine gute Erziehung und gründliche religiöse Unterweisung zu vermitteln. Als im Konviktsgebäude ein Wehrmachtslazarett eingerichtet wurde und die Schüler privat in der Stadt untergebracht werden mußten, sammelte Lang die Jugendlichen mehrmals wöchentlich im „Badischen Hof“ und besuchte sie regelmäßig in den einzelnen Familien. Damals erwuchs ihm auch aus seiner Bestallung zum Lazarettseelsorger eine zusätzliche pastorale Aufgabe bei den Kriegsverwundeten. Der seit 1943 für das Deutsche Reich nachteilige Kriegsverlauf bewirkte, daß Langs U. k.-Stellung als Lazarettseelsorger nicht mehr garantiert werden konnte; daher wurde er als Pfarrvikar an die Liebfrauenpfarre in Karlsruhe angewiesen.

Wenige Monate nach Kriegsende kehrte der bewährte Pädagoge und Jugendseelsorger abermals in das kirchliche Erziehungswesen zurück. Er übernahm zunächst die Leitung des Studienheimes St. Bernhard in Rastatt, und im April 1947 erfolgte seine Anstellung als hauptamtlicher Religionslehrer am Matthias-Grünwald-Gymnasium in Tauberbischofsheim, wo er nach seiner Verbeamtung (1953) zuletzt als Oberstudienrat unterrichtete. Langs Religionsunterricht galt als anspruchsvoll. Sein fundiertes theologisches Fachwissen, seine Vertrautheit mit der abendländischen Philosophie und mit der modernen religiösen Literatur befähigten ihn nicht nur in hohem Maße, seinen Schülern die befreiende Kraft der christlichen Botschaft nahezubringen, sondern bei ihnen auch das Interesse an den brennenden Gegenwartsfragen zu wecken, ohne dabei flüchtigen Modeströmungen zu erliegen. Neben dem Religionsunterricht lehrte er auch Hebräisch, nachdem er bereits 1951 die Fakultas an der Universität Freiburg erworben hatte. Viele Jahre lang konnte er so am Gymnasium den künftigen Studierenden der Theologie die für ihr Studium erforderlichen hebräischen Sprachkenntnisse vermitteln.

Neben seiner hauptberuflichen Tätigkeit hatte sich Lang zusätzlich für verschiedene kirchliche Ämter zur Verfügung gestellt. Er war geistlicher Führer einer ND-Gruppe am Gymnasium und zeitweilig (bis 1965) auch Dekanatsjugendseelsorger. Mit großer Einsatzfreude wirkte er in der Arbeitsgemeinschaft Katholischer Erzieher mit und nahm vornehmlich auf die jährlich stattfindenden religionspädagogischen Tagungen maßgeblichen Einfluß. Wertvolle pastorale und religionspädagogische Impulse gab er auch auf dem „Dies“ und bei den Frühjahrs- und Herbstkonferenzen des Dekanats. Als Dekanatspräses ermöglichte er über drei Jahrzehnte (1948–1978) eine fachkundige Betreuung der Kirchenchöre, Chorleiter und Organisten im Dekanat. Trotz dieser vielseitigen Funktionen war Lang unermüdlich in der Seelsorge tätig, nicht nur bei den Ordensschwwestern im Kreiskrankenhaus und im Kindergarten St. Martin, sondern auch bei den Gläubigen der Stadt Tauberbischofsheim und des Umlandes.

Gesundheitliche Gründe zwangen Lang, kurz vor Vollendung des 62. Lebensjahres in den Ruhestand zu treten. Für Erzbischof Hermann Schäufele war dies der geeignete Anlaß, den befähigten Religions- und Hebräischlehrer sowie den verdienten Jugend- und Schülerseelsorger durch die Ernennung zum Geistlichen Rat ad honorem gebührend zu ehren.

Auch im Ruhestand, den Lang in Tauberbischofsheim verbrachte, stellte er die ihm noch verbliebenen Kräfte in den Dienst der Pfarrgemeinde St. Martin. Seit 1981 war er zum Subsidiar bestellt, und über viele Jahre übernahm er in der priestertlosen Gemeinde Dienstadt regelmäßig die Feier der Eucharistie an Sonn- und Feiertagen.

Voller Dankbarkeit durfte Lang 1986 sein Goldenes und zehn Jahre später das seltene Diamantene Weichjubiläum begehen. Anlässlich dieser beiden denkwürdigen Priestertage hob Erzbischof Oskar Saier in zwei Glückwunschschreiben das vorbildliche Wirken des Jubilars eigens hervor.

Während der Feier der Osternacht 1996 erlitt Lang einen Herzinfarkt, von dessen Folgen er sich nicht mehr erholte. In Tauberbischofsheim, das ihm im Laufe von sechs Jahrzehnten zur eigentlichen Heimat geworden war, verstarb er am 21. Februar 1998 im Alter von 87 Jahren. Dort wurde er auch zur letzten Ruhe gebettet.

Clemens Siebler

Langlotz Günther (Pater Leodegar OSB)

Geb. 13. 11. 1904 in Donaueschingen, 6. 1. 1932 Ordensprofeß in Beuron, 26. 7. 1936 ord. in der Abteikirche Beuron durch Erzbischof Gröber. 20. 10. 1961 Pfrvw. in Owining. 21. 5. 1963 säkularisiert. 12. 2. 1964 in die Erzdiözese Freiburg inkardiniert. 7. 11. 1973 Ruhestand in Sasbachwalden-Brandmatt und Renchen-Ulm. Gest. 27. 3. 1998 in Bad Peterstal, beerd. 1. 4. 1998 in Freiburg, Bergackerfriedhof.

Der Lebenslauf von Günther Langlotz war ungewöhnlich. Der Vater, Bauinspektor Heinrich L. gebürtig aus Brühl bei Schwetzingen, war Protestant. Die Mutter, Theresia, geb. Ringwald, gebürtig aus Elzach, war katholisch. G. war das sechste Kind. Bis zum zweiten Schuljahr besuchte Günther den katholischen Religionsunterricht, dann den evangelischen. Mit 14 Jahren wurde er konfirmiert. Mit 15 Jahren trat er in das Gymnasium in Donaueschingen ein, aus dem er nach der Untertertia wieder austrat. Nach drei Jahren Malerlehre legte er die Gesellenprüfung ab. Anschließend besuchte er die Erste Süddeutsche Malerschule in Karlsruhe. Ab Herbst 1923 studierte er an der Badischen Landeskunstschule und später in der Grafikklasse von Prof. Würtenberger. 1926 bis 1927 arbeitete er bei der Grafischen Kunstanstalt in Stuttgart. Nebenher widmete er sich dem Lateinstudium mit der Absicht, evangelischer Pfarrer zu werden. Im Frühjahr 1927 kehrte er nach Donaueschingen zurück, wo er in näheren Kontakt mit Msgr. Dr. Feurstein trat, der ihm einen Aufenthalt in Beuron vermittelte. Am 27. 12. 1927 konvertierte er zum katholischen Glauben. 1930 machte er in Donaueschingen das Abitur. Seit Sommersemester studierte er in Freiburg Theologie. Im September 1930 trat er in Beuron ein. Das Philosophiestudium absolvierte er in Maria Laach. Daran schlossen sich vier Jahre Theologiestudium in Beuron an.

Als Mönch absolvierte er einen Spezialkurs bei Prof. Simons in München in Vergolder- und Illuminiertechnik. Im Februar 1941 wurde er zur Wehrmacht eingezogen und einer Krankentransportabteilung zugeteilt. Ab Ostern 1943 war er in den Niederlanden Rechnungsführer und Schreiber, später bei einem Generalarzt der 25. Armee. Zuletzt war er Kriegspfarrrer bei einer internierten Heeresabteilung in Ostfriesland. Am 8. 9. 1945 wurde er aus der Kriegsgefangenschaft entlassen.

In der Abtei Beuron arbeitete er im Vetus-Latina-Institut mit. In der Seelsorge war er in Schlatt und Jungingen in Hohenzollern eingesetzt, dann in Schutterwald und Göppingen/Württ. 1947 bis 1954 versah er das Lektorat in Beuron. Nebenher studierte er in Tübingen bei Prof. Arnold mit dem Ziel der Promotion. Die Arbeit blieb unvollendet. Ab 10. Januar 1955 war er Diözesanpräses des katholischen Werkvolks in Freiburg bis 1. 8. 1961. Ab 28. Oktober 1961 war er Pfarrverweser in Owining/Hohenzollern. Seit 1974 versah er die Gottesdienste in der Kapelle des Familienheimes Hohritt. Ab 1. 3. 1977 war er Altenseelsorger der Region Ortenau bis 31. 12. 1988. Seit 1. Januar 1981 war er Subsidiar der Pfarrei Sasbachwalden. So machte er sich nach bewegtem Leben noch im Ruhestand seelsorgerlich verdienstvoll.

Hu.

Mink Karl Heinz

Geb. 30. 12. 1935 in Möhringen, wohnhaft in Immendingen, ord. 4. 6. 1961 in Freiburg, Münster Unserer Lieben Frau. 30. 6. 1961 Vikar in Engelwies, 1. 8. 1961 in Murg, Dek. Säckingen, 13. 2. 1963 in Ilmensee, 15. 5. 1963 in Mingolsheim. 1. 12. 1967 Pfrvw. in Bermatingen. 1. 9. 1983 Pfr. in Simonswald-Untersimonswald. 2. 10. 1983 Investitur. 31. 7. 1994 Ruhestand in Frickingen. Gest. 29. 3. 1998 in Friedrichshafen, beerd. 3. 4. 1998 in Bermatingen.

Pfarrer Karl Heinz Mink war der Sohn des Holzhauers Ludwig Mink und seiner Ehefrau Luise, geb. Kurz. 1947 kam ihm der Gedanke, Priester zu werden. Er nahm Lateinstunden bei seinem Heimatpfarrer und besuchte ab Herbst 1948 als Zögling des Konradhauses das Heinrich-Suso-Gymnasium in Konstanz. Nach dem Abitur im Jahre 1955 absolvierte er in Freiburg und München das Theologiestudium und wurde nach einem katechetischen Jahr am 4. Juni 1961 vom Erzbischof Hermann Schäufele im Münster Unserer Lieben Frau zu Freiburg zum Priester geweiht.

Der Vikar erwies sich als tatkräftiger Seelsorger, guter Prediger und Katechet. Für eine kleinere Kirche war seine Bärenstimme zu laut. Pfarrer Sauer in Murg empfahl eine große Pfründe mit viel Wald, weil er darin von Kindesbeinen aufgewachsen war.

Seine erste selbständige Stelle war die Pfarrei Bermatingen. Mit viel Kraft betrieb er die umfangreiche Renovation der in ihrer Baugeschichte bis in das Mittelalter zurückreichenden Pfarrkirche und der Filialkirche in Ahaus. Er übernahm die Seelsorge im Altersheim Wespach (Pfarrrei Neufnach) und war als Männerseelsorger im Dekanat allseits geschätzt.

Am 2. Oktober 1983 wechselte er als Pfarrer nach Simonswald-Untersimonswald. Gleichzeitig wurde er als vicarius oeconomicus mit der Pastoration der Pfarrei Obersimonswald mit der Filiale Wildgutach beauftragt. Er veranlasste die Außenrenovation der Pfarrkirche St. Sebastian und die Renovation des Kindergartens in Untersimonswald. Er ließ die historische Orgel restaurieren. In Obersimonswald wurde die Pfarrkirche St. Josef und das Pfarrhaus renoviert. Auf Dekanatsebene übernahm er die Aufgabe als Frauenseelsorger. Ausgleich und Erholung fand er auf der Jagd und beim Holzschlagen. So blieb er den Menschen nahe und blieb mit mancherlei Episoden in den Herzen und Köpfen der Menschen.

Infolge seiner Zuckerkrankheit mußte ihm ein Bein abgenommen werden. So verzichtete Pfarrer Mink auf seine Pfarrei Untersimonswald und wurde zum 31. Juli 1994 in den einstweiligen Ruhestand versetzt. Er bezog das Pfarrhaus in Frickingen, wo er, wie in den benachbarten Pfarreien, in der Seelsorge aushalf. Er wurde auf dem Friedhof in Bermatingen beigesetzt. Hu.

Müller Josef, Prof. Dr. theol., Ehrendomkapitular Ehrenprälat

Geb. 30. 8. 1931 in Freiburg, ord. 2. 6. 1957, 26. 6. 1957 Vikar in Gutach, 3. 9. 1957 in Kollnau, 17. 1. 1958 in Altschweier b. Bühl, 30. 7. 1958 in Karlsruhe, St. Elisabeth, 3. 9. 1958 in Weil/Rhein, 1959 Dr. theol. 13. 7. 1960 in Villingen, Münster. 17. 10. 1962 Pfrvw. in Bühl b. Offenburg, 19. 5. 1963 Investitur. 1. 9. 1966 Dozent f. Katechetik und Liturgik am Priesterseminar St. Peter. 1968 Dr. habil. 11. 9. 1979 Ruf auf den Lehrstuhl für Pastoraltheologie und Kerygmatik an der Phil.-theologischen Hochschule Bamberg. 1. 5. 1971 ao. Prof. in Bamberg. 1. 4. 1973 Ordentl. Prof. für Religionspädagogik und Kerygmatik an der Kath.-Theol. Fakultät der Universität Wien, gleichzeitig Vorstand d. Instituts f. Pastoraltheologie. 24. 2. 1981 Monsignore. WS 1982/83 Prof. f. Pastoraltheologie an der Theol. Fakultät der Universität Freiburg. 19. 11. 1990 nicht residierender Ehrendomkapitular, 16. 8. 1995 Päpstl. Hausprälat, 10. 3. 1998 Ehrendomherr. 1996 emeritiert. Gest. 2. 12. 1998 in Freiburg, beerd. 10. 12. 1998 ebenda auf dem Hauptfriedhof.

Professor Josef Müller wurde in der Freiburger Münsterpfarre als Sohn des Behördenangestellten Franz Müller und seiner Ehefrau Lina, geb. Asal, geboren. Nach dem Abitur am Berthold-Gymnasium im Jahre 1951 trat er in das Collegium Borromaeum ein und studierte an der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg Theologie. Im Sommer 1955 schloß er das Studium ab. Da Josef Müller seit seinem dritten Lebensjahr an Asthma litt, wurde er nach dem Concursus pro Seminario für ein Jahr beurlaubt, um sich unter fachärztlicher Anleitung einer Heilbehandlung zu unterziehen. Nach dieser Beurlaubung setzte er seine Ausbildung im Erzbischöflichen Priesterseminar in St. Peter fort und wurde am 2. Juni 1957 durch Erzbischof Eugen Seiterich im Münster Unserer Lieben Frau zu Freiburg zum Priester geweiht.

Neben seiner Seelsorgstätigkeit als Kaplan, Pfarrer und Religionslehrer arbeitete er eifrig an seiner theologischen Promotion. Durch die Vorlage seiner Inauguraldissertation zum Thema: „Der Freiburger Pastoraltheologie Carl Schwarzel (1746–1809). Unter besonderer Berücksichtigung seiner Stellung zu Jansenismus und Aufklärung“ wurde er 1958 von der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg zum Doktor der Theologie promoviert.

Im Oktober 1962 trat Josef Müller die Stelle des Pfarradministrators der Pfarrei Offenburg-Bühl an. Am 19. Mai 1963 wurde er auf diese Pfarrei investiert. Zum 1. September 1966 berief ihn Erzbischof Hermann Schäufele als Dozent an das Erzbischöfliche Priesterseminar in St. Peter. Dort oblag ihm die Ausbildung der Priesterkandidaten in den Fächern Katechetik und Liturgiewissenschaft. Neben der ihm übertragenen Aufgabe fertigte Dr. Josef Müller eine Habilitationsschrift mit dem Titel „Der pastoraltheologisch-didaktische Ansatz in Franz Stephan Rautenstrauchs Entwurf einer besonderen Einrichtung theologischer Schulen (1774)“ an, womit er im Jahre 1968 von der Theologischen Fakultät der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg für den Bereich Pastoraltheologie habilitiert wurde.

Dr. habil. Josef Müller erhielt im September 1970 einen Ruf auf den neugeschaffenen Lehrstuhl für Pastoraltheologie und Kerygmata an der Philosophisch-theologischen Hochschule Bamberg. Auf Grund des großen Ansehens, das sich Prof. Müller in Bamberg erworben hat, wurde er bereits drei Jahre später zum ordentlichen Professor für Religionspädagogik und Kerygmata an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Wien berufen. Einen Ruf nach Bonn lehnte er 1977 ab. Die Stadt Wien wurde dem Vorderösterreicher zum zweiten Heimat. Als er 1982 einen Ruf auf den Lehrstuhl für Pastoraltheologie an der Albert-Ludwigs-Universität erhielt und nach Freiburg zurückkehrte, brachte er viel österreichische Lebensart und eine gute Portion „Wiener Schmah“ mit.

Die wissenschaftliche Arbeit von Prof. Müller war gekennzeichnet von dem Bemühen, die konkrete Seelsorgepraxis im Licht des katholischen Glaubens zu reflektieren und mit den Erkenntnissen moderner Sozialwissenschaften zu konfrontieren, um den Seelsorgern so Hilfestellungen für ihre tägliche Arbeit zu geben. Dabei beschäftigte sich Professor Müller mit allen Bereichen der Pastoral: religiöse Kindererziehung, Sakramentenkatechese, Religionsunterricht, Seelsorge für Kranke und Behinderte oder Altenpastoral. Ein besonderes Anliegen war ihm eine gute Predigtausbildung der Priester.

Als Universitätsprofessor hat er 33 Bücher verfaßt bzw. herausgegeben, über 170 Beiträge für theologische Fachzeitschriften oder Sammelwerke geschrieben und zahlreiche Lehrbriefe und Arbeitshilfen für Katechese, Religionsunterricht und Predigt erarbeitet. Sein wissenschaftliches Hauptwerk ist „Pastoraltheologie – ein Handbuch für Studium und Seelsorge“. Prof. Müller war auch Berater der Deutschen Bischofskonferenz vor allem in der „Altenpastoral“ und im Dialog zwischen Theologie und modernem Film.

Das überaus segensreiche Werk von Prof. Josef Müller wurde gewürdigt 1981 durch Ernennung zum päpstlichen Ehrenkaplan auf Antrag des Wiener Erzbischofs Kardinal Dr. Franz König. Erzbischof Oskar Saier ernannte ihn im November 1990 zum nicht residierenden Ehrendomkapitular an der Metropolitankirche Freiburg. 1995 wurde er päpstlicher Ehrenprälat und 1998 Ehrendomherr.

Nach seiner Emeritierung 1996 reiste er ruhe- und rastlos in ganz Deutschland umher als gefragte Referent und Ansprechpartner für Tagungen. Seine Wohnsitzgemeinde war St. Blasius in Freiburg-Zähringen, wo er in der Seelsorge mitarbeitete in ungezählten Predigten und Referaten. Ein Vortrag über das letzte Buch der Heiligen Schrift, „Ende oder Wende der Zeit?“, wurde sein letzter Dienst für die Gemeinde, unmittelbar vor seinem plötzlichen Tod.

Hu.

Nipp Gerhard

Geb. 9. 2. 1942 in Krauchenwies, ord. 4. 6. 1967 in Freiburg, Münster Unserer Lieben Frau. 30. 6. 1967 Vikar in Lörrach, St. Peter, 1. 8. 1967 in Haslach im Kinzigtal, 24. 10. 1967 in Baden-Baden, St. Bernhard, 17. 9. 1967 in Rheinfelden, St. Josef, 16. 4. 1970 in Mannheim-Feudenheim. 9. 5. 1973 Kooperator in Freiburg, Herz-Jesu. 6. 10. 1976 Pfrvw. in Schutertal-Schweighausen. 6. 6. 1978 Investitur. 1. 9. 1993 Subsidiar mit dem Titel Pfarrer in Stockach-Winterspüren. 1. 10. 1998 Ruhestand. Gest. 31. 10. 1998 in Rottenmünster, beerd. 5. 11. 1998 in Krauchenwies.

Pfarrer Nipp war der Sohn des Landwirts Franz Nipp und seiner Ehefrau Maria, geb. Stöhr. Er hatte zwei Brüder. Der Vater starb, als Gerhard fünf Jahre alt war. Frühzeitig hatte er den Wunsch, Priester zu werden. Er besuchte zunächst das Internat der Steyler Missionspatres in Blönnried bei Aulendorf und wechselte 1957 als Fahrschüler auf das Gymnasium in Sigmaringen, an dem er 1961 die Reifeprüfung ablegte. Das Theologiestudium absolvierte er in Freiburg und München. Zur Berufsprüfung ließ er sich ein Jahr beurlauben und wurde am 1. 10. 1965 als Katechet in Neckargemünd eingesetzt. Für die Priesterweihe brauchte er die dispensatio super irregularitate corporis. Durch einen Unfall als Kind verlor er das vordere Glied der rechten Zeigefingers. Am 4. Juni 1967 wurde er im Münster Unserer Lieben Frau in Freiburg von Erzbischof Hermann Schöffele zum Priester geweiht.

Nach einigen Vikarsstellen wurde Pfarrer Nipp als vicarius cooperator nach Freiburg, Herz-Jesu mit einem Teildeputat als Religionslehrer an der Hansjakob-Realschule angewie-

sen. Ein chronisches Leiden machte sich auch hier bemerkbar, so daß er in seiner Arbeit immer wieder schmerzhaft seine Grenzen erfahren mußte.

Deshalb wurde er als vicarius cooperator mit Wirkung vom 15. Februar 1975 nach Lahr-Reichenbach versetzt und ihm so die Möglichkeit zur gesundheitlichen Stabilisierung gegeben. Am 24. März 1976 wurde er als Krankheitsvertretung für den erkrankten Pfarrer Pius Frank nach Schuttertal-Schweighausen angewiesen. Als Pfarrer Frank zum 6. Oktober 1976 in den Ruhestand trat, übernahm Pfarrer Nipp als Pfarrverweser die Verantwortung für diese Gemeinde. Am 13. August 1978 wurde er als Pfarrer investiert. Als Pfarrer Franz Wölflle in Schuttertal-Dörflinbach am 15. November 1980 in den Ruhestand ging, übernahm Nipp vorübergehend auch die Pastoration dieser Gemeinde. Zum 1. Februar 1988 wurde ihm erneut und auf Dauer als Pfarradministrator die Verantwortung für die Pfarrei Dörflinbach St. Johannes übertragen.

Seine Stärke war das persönliche Gespräch, das er in unzähligen Hausbesuchen immer wieder suchte. Besonders zu kranken Menschen hatte er einen guten Zugang, stand er doch selbst immer wieder unter dem Kreuz einer schweren Krankheit. Infolge dieser Krankheit sah er sich gezwungen, zum 1. September 1993 um Entpflichtung von der Verantwortung für die Pfarrei Dörflinbach zu bitten.

Als Subsidiar in Stockach-Winterspüren und Hohenfels-Liggersdorf sollte er eine Aufgabe finden, die ihn nicht überforderte und bei der sich seine Gesundheit wieder festigen sollte. Leider erfüllte sich diese Hoffnung nicht. In begrenztem Umfang konnte er Krankenpastoral zu Hause und im Krankenhaus wahrnehmen. Nach über einunddreißigjährigem seelsorgerlichem Dienst wurde Pfarrer Nipp zum 1. Oktober 1998 in den einstweiligen Ruhestand versetzt. Er begab sich zur Behandlung schwerer Depressionen in das Krankenhaus Rottenmünster. Doch die Last der Krankheit war ihm zu schwer geworden. Hu.

Oberle Georg

Geb. 26. 10. 1912 in Neustadt/Schwarzwald, ord. 7. 3. 1937 in Freiburg, Münster Unserer Lieben Frau. 1. 4. 1937 Vikar in Busenbach, 13. 10. 1937 in Bruchsal, St. Peter, 3. 5. 1938 in Kirrlach, 24. 8. 1938 in Oberbühlertal, 18. 8. 1939 in Ubstadt. 1. 10. 1942 Pfarrvikar in Welschingen, 13. 1. 1943 in Schöna u. W., 19. 10. 1944 in Bruchsal, Hofpfarre. 5. 12. 1946 Caritas-Rektor in Bruchsal. 15. 1. 1954 Pfrvw. in Niederhausen, 29. 4. 1954 in Mimmenshausen, 3. 8. 1954 Krankheitsurlaub in Neustadt i. Schw. 1. 12. 1954 Pfarrvikar in Lenzkirch. 1. 3. 1955 Kaplaneiverweser in Engen. 30. 4. 1957. Pfrvw. in Mühlingen, 20. 7. 1958 Investitur. 15. 9. 1970 vorläufiger Ruhestand in Neustadt i. Schw. 15. 11. 1973 Pfrvw. in Saig. 25. 9. 1973 Ruhestand in Titisee-Neustadt. Gest. 7. 1. 1998 in Neustadt i. Schw., beerd. 12. 1. 1998 ebenda.

Pfarrer Oberles Vater war katholisch. Da seine alleinstehende Mutter Klara Oberle als Verkäuferin in bescheidenen Verhältnissen lebte, nahm ihn die Familie des Postassistenten Eugen Straubinger in Pflege und behandelte ihn als Sohn der Familie. Er besuchte die Realschule in Neustadt und nachdem er von Vikar Haug in Latein und Griechisch unterrichtet wurde, wechselte er im Oktober 1929 in die Obersekunda der Lenderschen Anstalt in Sasbach über. Nach dem Abitur im Jahre 1932 studierte er in Freiburg und Münster Theologie. Trotz bescheidenen Einkommens bezahlte ihm seine Mutter das Studium. Nach dem Urteil des Seminarregens Baumeister „wird sich erst nach Jahren zeigen, was in ihm schlummert“. Am 7. März 1937 wurde er, zusammen mit 63 Mitbrüdern, von Erzbischof Conrad Gröber im Münster Unserer Lieben Frau zu Freiburg zum Priester geweiht.

Oberle ist „mehr Denker als Redner“, stellte der Pfarrer seiner ersten Vikarstelle fest. Als Vikar in Bruchsal wurde er von der nationalsozialistischen Schulbehörde 1942 mit dem Schulverbot für den Bezirk Bruchsal belegt. Oberle war von besonderem sozialem Verantwortungsbewußtsein geprägt. Deshalb wurde er im Dezember 1946 zum Caritas-Rektor des Caritasverbandes Bruchsal bestellt. Hier kam ihm unter anderem auch die Veranstaltung von Caritastagen und -abenden, die Organisation von Ferienlagern für erholungsbedürftige Kinder des Landkreises, von Schulentlassfreizeiten und die Geschäftsführung des Diözesankreuzbundes zu. Zugleich war er Aufsichtsratsvorsitzender der Neuen Heimat, betreute die Jugendarrestanstalt in Bruchsal und erteilte aushilfsweise Religionsunterricht an der dortigen Gewerbeschule.

Nach nochmals mehreren Einsatzzeiten als Pfarrvikar übernahm er 1957 die Pfarrei Mühlingen. Neben der Pfarrseelsorge erteilte er in der Oberstufe des Gymnasiums in Stockach Religionsunterricht. Über Jahre nahm er die Aufgabe des Erzb. Schulinspektors, des Schulbeauftragten des Dekanats und des Dekanatsfrauenseelsorgers wahr. Er war Vorstandsmitglied des Caritasverbandes für den Landkreis Stockach e. V. sowie Dekanatsbeauftragter für den Borromaeusverein.

Schwere gesundheitliche Probleme waren der Grund dafür, daß er zum 15. September 1970 in den vorläufigen Ruhestand versetzt wurde. Er ließ sich in seiner Heimatgemeinde Neustadt nieder. Nachdem sich seine Gesundheit wieder stabilisiert hatte, war er noch fast fünf Jahre Seelsorger der Pfarrei Saig.

Seinen endgültigen Ruhestand verbrachte er wieder in seiner Heimatgemeinde Neustadt, wo er als Subsidiar in der Seelsorge aushalf. Ab Juni 1984 war er den Menschen im Alten- und Pflegeheim St. Raphael in Neustadt ein liebenswerter Seelsorger und Begleiter. In seiner Heimatgemeinde Neustadt fand er auch seine letzte Ruhestätte. Hu.

Ohlmeyer Dr. Albert, Benediktinerabt

Geb. 31. 10. 1905 in Münster/Westfalen. 30. 9. 1924 Eintritt in die Abtei St. Joseph in Gerleve. 22. 7. 1929 feierliche Profeß. Ord. 25. 7. 1930 in der Abteikirche zu Gerleve durch Bischof Johannes Poggenburg von Münster. 1. 1. 1949 Abtwahl. 15. 1. 1949 Abtweihe in der Abteikirche St. Bartholomäus in Neuburg durch Erzbischof Wendelin Rauch. 31. 12. 1976 resigniert. Gest. 5. 12. 1998 in Abtei Neuburg. Beerd. 11. 12. 1998 auf dem Klosterfriedhof Stift Neuburg.

Abt Ohlmeyer war das erste von drei Kindern des Postassistenten Heinrich Ohlmeyer und seiner Ehefrau Anna, geb. Golze. Er wurde in der Pfarrkirche St. Joseph auf die Namen Heribert von Köln und Theodor getauft. Sein Bruder Paul wurde Universitätsprofessor in Tübingen. Seine Schwester Hildegard vermählte sich mit Friedrich Bur aus Tübingen.

Bereits nach Abschluß des dritten Volksschuljahres schickte ihn sein Vater auf das humanistische, rein katholische Gymnasium Paulinum. Der Gymnasiast wurde Mitglied der Gemeinschaft Quickborn und durch diese geprägt. Am 13. 2. 1924 machte er Abitur. Sein Aufsatzthema lautete: „Einigkeit und Recht und Freiheit für das deutsche Vaterland ...“ – und das kurz nach einem verlorenen Krieg.

Nach dem Abitur begann er zunächst das Theologiestudium in Münster. Am 30. 9. 1924 trat er in die Benediktinerabtei St. Joseph in Gerleve ein. Am 27. 12. 1925 legte er die zeitlichen Gelübde ab. Nach dem Philosophiestudium zog er Ende Oktober 1927 an die Ordenschule St. Anselm in Rom zum vierjährigen Theologiestudium, das er mit einer Doktorarbeit über „Die Daseinsweise der eucharistischen Gestalten nach der Konsekration gemäß der Lehre Alberts des Großen im 4. Buch seines Sentenzenkommentars“ abschloß. Im Februar 1932 kehrte er in das Heimatkloster zurück. Die Priesterweihe hatte er am 25. 7. 1930 in der Abteikirche zu Gerleve durch Bischof Johannes Poggenburg von Münster empfangen.

Pater Ohlmeyer hatte in der Universitätsbibliothek Gießen ein vollständiges Manuskript der „Summa theologia“ Alberts des Großen entdeckt, die nur in Bruchstücken bekannt war. Die Publikation dieser Handschrift wollte er jetzt vorbereiten. Der Druck konnte erst 1958 erscheinen; denn es wurde ihm das Amt des Cellerars, des Verwalters des Klostervermögens, zugewiesen, das sehr arbeitsaufwendig ist.

Am 13. Juli 1941 wurde das Kloster Gerleve von den Nationalsozialisten beschlagnahmt und die Mönche vertrieben. Sie fanden in Osnabrück eine Bleibe. Pater Ohlmeyer wurde am 18. Juli 1941 Pfarrvikar in Oesede. Am 24. 7. 1942 wurde er von der Gestapo verhaftet und am 14. 4. 1942 wieder aus der Haft entlassen mit der Bemerkung: „Sie dürfen wieder über alles predigen, nur nicht über die Feindesliebe.“ Am 10. Juli 1945 kehrten die Mönche wieder in die Abtei Gerleve zurück.

Wenige Tage nach Abt Adalbert von Neippergs Tod wurde Ohlmeyer am 1. 1. 1949 zum zweiten Abt von Neuburg gewählt. Am 13. 1. 1949 erhielt er vom Freiburger Erzbischof Wendelin Rauch die Abtweihe. Als Abt kam ihm die reiche Erfahrung als Cellerar in seiner Heimatabtei zugute. Denn in Neuburg standen in den 1950er Jahren umfangreiche Bautätigkeiten an. Nach langer Planung wurde am 27. Mai 1958 mit dem Umbau der Kirche begon-

nen. Finanziert wurde das Bauen hauptsächlich durch die Zucht und Mast von Schweinen in der Klosterökonomie. Der Kunstmaler Valentin Feuerstein fertigte die Entwürfe für die Fenster an. 1959 wurde eine neue Orgel bei der Firma Klais in Bonn in Auftrag gegeben. Im April 1960 wurde der neue, freistehende Hochaltar und der Ambo errichtet, beide von Marmor in Belgisch-Rot. In der Apsis sind der Abtsthron und die Priestersitze aus Eichstätter Marmor. Am 13. Oktober 1960 wurde die neu gestaltete Kirche durch Bischof Augustin Olbert SVD aus Tsingtao konsekriert.

Nach der Kirche wurden noch nach und nach Pforten-, Küchen- und Zellenbau erweitert, auf Kosten von Frau Adele Conze das Studentinnenwohnheim Sankt Hildegard gebaut. Weit über Heidelberg hinaus wirkte Abt Ohlmeyer durch Weihen von Altären und Glocken. Das hing mit dem Übergang zu dem den Gläubigen näheren Zelebrationsalter zusammen. Allein in der Erzdiözese weihte er 61 Altäre. Neue Glocken mußten angeschafft werden, weil im Krieg viele Glocken „für das Vaterland“ abgeliefert werden mußten. Einzigartig ist das Geläut von 49 Glocken, das Dekan Dr. Baunach für die Pfarrkirche in Eppingen angeschafft hat, alle von Gläubigen gestiftet.

Abt Ohlmeyer war sehr musikalisch begabt und fiel schon frühzeitig durch seine glänzende Rednerbegabung auf. Der geschätzte Prediger hielt zahllose Einkehrtage und Jahresexerzitien in Klöstern des Benediktinerordens und anderer Orden. Aus dieser Tätigkeit entstanden seine Bücher über Mose, Elia und die Psalmen. Viele Jahre diente er dem Orden der Ritter vom Heiligen Grab als Prior im südwestdeutschen Raum. Ab 1969 ging er oft auf Firmreisen in der Erzdiözese Freiburg. Mit manchem Firmling verband ihn jahrelange Freundschaft.

Der Empfehlung des Generalkapitels der Beuroner Kongregation trat er zugleich mit den Äbten von Maria Laach und Neresheim zum 1. Januar 1977 vom Abtsamt zurück. Um seinem Nachfolger für sein Wirken volle Freiheit zu lassen, ging er als Hausgeistlicher in das Heim „Mariafrieden“ in Baden-Baden-Lichtental. Dort nahmen sich Schwestern vom Guten Hirten familiengeschädigter Mädchen an. Sein Haus nannte er im Gedenken an das Einsiedlerleben des hl. Benedikt „Haus Subiaco“. Als sein Nachfolger Abt Maurus schwer erkrankte, kehrte er im August 1984 nach Neuburg zurück. Nach der Abtsweihe von Franziskus Heereman von Zuydwyk aus dem Trappistenorden im Jahre 1988 wurde Abt Ohlmeyer Hausgeistlicher im St. Annahaus in Karlsruhe. Die freibleibende Zeit füllte er aus mit schriftstellerischer Tätigkeit und umfangreiche Briefkorrespondenz.

Autobiographie: Abt Dr. Albert Ohlmeyer. Gedenkbücher meines Lebens. 1. Folge. Gefügt von der Hand Gottes. Die voräbtliche Zeit 1905 – 1949. 2. Folge. Diener am Wachstum von Christi Reich. Aus der äbtlichen Zeit die Jahre 1949–1990. Reich illustriert. Badenia Verlag Karlsruhe o. J.

Hu.

Panzram Bernhard, Professor Dr. iur. utr. Dr. theol.

Geb. am 12. 1. 1902 in Eberswalde (Mark), Promotion zum Dr. iur. utr. am 18. 12. 1923 in Würzburg, ord. am 2. 2. 1930 in Berlin, Kaplan 1930–1931 in Berlin, Promotion zum Dr. theol. am 14. 2. 1936 in Breslau, Habilitation zum Dr. theol. habil. am 18. 7. 1938 in Breslau, Universitätsdozent 1939–1945 in Breslau und Prag – Internierung, Seelsorger und Dozent 1946–1954 in Riedenburg und Regensburg, Professor 1948–1954 an der Phil.-Theol. Hochschule Regensburg, Ordinarius 1954–1970 an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i. Br., gest. am 11. 2. 1998 in Freiburg i. Br., bestattet am 16. 2. 1998 in Riedenburg (Oberpfalz).

Würdigung

Prälat Professor Dr. iur. utr. Dr. theol. Bernhard Panzram, emeritierter Ordinarius für Kirchenrecht und Kirchliche Rechtsgeschichte an der Theologischen Fakultät der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg im Breisgau „gehört zu den prominenten Gestalten der deutschen Universitätsgeschichte“, schrieb Professor Dr. Erich Kleineidam in seinem Kondolenzschreiben vom 16. 2. 1998 an die Theologische Fakultät.

Über die engeren Fachkreise hinaus bekannt wurde der vorzügliche Kenner der schlesischen Kirchenrechtsgeschichte durch seine bis heute als Standardwerke geltenden Untersuchungen über die schlesischen Archidiakonate. Rechtshistoriker und -dogmatiker zugleich, widmete er in Forschung und Lehre besondere Aufmerksamkeit weiter der genetischen und

der historischen Rechtsvergleichung. Seine Lehrveranstaltungen waren nicht zuletzt so geschätzt, weil er den Studierenden in Differenzierung und Anwendung dieser Methoden das Verständnis der Normen des kanonischen Rechts, des ältesten abendländischen Rechtssystems, anschaulich erschloß und ihnen seine in Anlehnung an den – gerade auch von der Freiburger Universitätsgeschichte her bekannten – Rechtshistoriker Ulrich Stutz vertretene Auffassung überzeugend vermittelte, daß nämlich wissenschaftliches Durchdringen des Kirchenrechts ohne Rückgriff auf die historische Kanonistik kaum möglich ist: *Caeca sine historia iurisprudential!*

Auch wenn er dem II. Vatikanum – gerade unter kirchenrechtlichem Aspekt – nicht immer kritiklos gegenüberstehen konnte, bedeutete es ihm große Genugtuung, daß er manche seiner in der akademischen Lehr- und Forschungstätigkeit vertretenen wissenschaftlichen Ergebnisse vom Konzil bestätigt sah, ein wohl deutliches Zeichen seiner Aufgeschlossenheit und Verbundenheit mit den Anliegen seiner Zeit. So gehörte der ökumenische Aufbruch zu den Schwerpunkten seiner Bemühungen um die kirchenrechtliche Über- und Umsetzung von Konzilslehren, wie etwa das Thema seiner Rektoratsrede vom 9. 5. 1964, „Die Taufe und die Einheit der Christen“, veranschaulichte.

Neben seinem wissenschaftlichen Arbeiten engagierte er sich in den verschiedensten akademischen Gremien. Eigens erinnert sei hier an seine Verdienste um den Westdeutschen Fakultätentag der katholisch-theologischen Universitätsfakultäten, dessen Gründer und langjähriger Vorsitzender er war. Unter seinen Mitgliedschaften in akademischen Gesellschaften wird man wohl in seinem Sinn die in der Historischen Kommission für die Geschichte Schlesiens hervorheben dürfen. Er gehörte nicht nur zu den geachtetsten Mitgliedern der Theologischen Fakultät, sondern genoß auch universitätsweit großes Ansehen; der Senat der Universität Freiburg wählte ihn zum Rektor des Studienjahres 1964/65 sowie zum Prorektor der Jahre 1965/66 und 1966/67. Zu erwähnen ist weiter sein vermittelndes Eintreten zugunsten der Studentenverbindungen bei der bekannten Auseinandersetzung in der Freiburger Universität, die bis zum „Farbenprozeß“ vor dem Bundesverwaltungsgericht führte;¹ sie haben ihm dies nie vergessen, wie sie mit ihren von ihm stets geschätzten Glückwünschen und Besuchen anlässlich seiner persönlichen Gedenk- und Festtage über all die Jahre bewiesen.

Die Bernhard Panzram zu seinem 70. Geburtstag überreichte Festschrift trägt den Titel „Ius et salus animarum“. Treffender wird man die sein Leben bestimmende Maxime kaum fassen können; es war geprägt von einem leidenschaftlichen Interesse für die Rechtswissenschaften, insbesondere die historische Kanonistik, und von einem überzeugenden Engagement für seine Mitmenschen, nicht zuletzt in der Seelsorge. Stets wies er auf die Dienstfunktion seiner Disziplin für die Kirche hin. Einer seiner ersten Schüler in Regensburg, der emeritierte Regensburger Weihbischof Karl Flügel, hob in seiner Ansprache bei den Beisetzungsfierlichkeiten hervor, wie oft Professor Panzram in seinen Vorlesungen betont hatte, Kirchenrecht sei „auch ein gutes Stück Seelsorge“. Seine das kanonische Recht praxisbezogen (er war u. a. Prosynodalrichter am Erzbischöflichen Offizialat Freiburg) darstellenden Lehrveranstaltungen und seine temperamentvolle, aufgeschlossene Art machten ihn, obwohl – oder vielleicht gerade weil – er große Anforderungen stellte, zum hochgeschätzten Universitätslehrer. Die geschliffenen Vorlesungen waren geprägt von juristisch-kanonistischer Klarheit und einem vorurteilslosen Bemühen um historische Wahrheit. „Prüfet alles, was gut ist behaltet“ – wie oft hat er mit diesem Wort seine Studenten zu selbständigem Denken und eigenverantwortetem Handeln aufgerufen. Er selbst scheute bei der Darlegung und Interpretation kirchenrechtlicher Normen nicht vor kritischen Argumentationen zurück und betonte stets, das „Heil der Seelen“, d. h. das Wohl der Menschen habe *lex suprema* – oberstes Gesetz zu sein, lange bevor der höchste kirchliche Gesetzgeber mit diesem Grundsatz den Codex des kanonischen Rechts von 1983 schloß.

¹ Vgl. Panzram B., Das Wesen der akademischen Freiheit, *Academia* (Zeitschrift des Cartellverbands der katholischen Deutschen Studentenverbindungen) 51 (1958) 211–217, hier bes. 215–216; Witz, W., Ein Urteil und doch kein Frieden. Zum Urteil des Bundesverwaltungsgerichts im Freiburger Farbenprozeß, *edba* 217–221.

Daher blieb der Rechtshistoriker und Kanonist immer auch Seelsorger. Aus seiner langjährigen Tätigkeit als ehrenamtlicher Hausgeistlicher in einem Seniorenhaus der Heilgeistspitalstiftung Freiburg erwuchs noch 1993 ein inzwischen in fünfter Auflage vorliegendes, an ältere Leserinnen und Leser gerichtetes und daher in Großschrift gedrucktes Betrachtungsbuchlein.

Auch ein noch so knapper Versuch einer Würdigung hat ein weiteres hervorzuheben. Bei der Grundsteinlegung des Kollegiengebäudes II der Universität Freiburg im Juni 1957 wählte Professor Panzram als Jubiläumsdekan der Fakultät – die Universität Freiburg feierte ihr 500jähriges Bestehen – folgenden Hammerspruch: „Mögen die Transparenzen Gottes: das Wahre^, das Gute^, das Schöne^ in diesem Hause immer heller aufleuchten.“ Dieser Spruch kann ebenfalls programmatisch für sein Leben stehen: genau diese „Transparenzen“ waren es, denen er sich verpflichtet fühlte: Als Gelehrter und Professor der Rechtswissenschaften dem Wahren und Gerechten, als Priester und Seelsorger dem Guten und dem Wohl der Menschen, als Ästhet und Künstler dem Schönen. Wann immer es seine vielfältigen Obliegenheiten ermöglichten, zwang ihn sein künstlerisches Talent, Stift oder Pinsel zu ergreifen und sich seiner Liebhaberei, dem Malen, zu widmen; seine Werke waren in Ausstellungen zu sehen, und Berufsmaler legten ihm sogar nahe, die Wissenschaft dieser Kunst zuliebe aufzugeben.

Professor Panzram war eine außergewöhnliche Persönlichkeit von beeindruckendem Fachwissen, umfassender Bildung und überzeugt gelebtem Glauben, treu seinen Grundsätzen, aufgeschlossen und großzügig – ein im besten Sinn des Wortes Gelehrter und Universitätsprofessor alter Schule. Nicht nur die Freiburger Theologische Fakultät wird ihm ein dankbares Andenken bewahren; er bleibt unvergessen für alle, die ihn näher kennenlernen, bei ihm studieren oder mit ihm arbeiten durften.

Biographie

Als Sohn des Prokuristen Leo Panzram und seiner Ehefrau Hedwig, geb. Bössenroth, wurde Bernhard Panzram am 12. 1. 1902 in Eberswalde (Mark) geboren. Nach Absolvieren des dortigen humanistischen Wilhelm-Gymnasiums nahm er 1920 das Studium der Rechtswissenschaften in Berlin auf. Als er es am 18. 12. 1923 in Würzburg mit der Promotion bei Professor Christian Meurer abschloß, war er mit 21 Jahren der damals jüngste „Doctor iuris utriusque“ Deutschlands; seine Dissertation „Die Streitfragen der Entwaffnung nach Maßgabe des Versailler Friedensvertrags“ blieb wegen der Inflationszeit ungedruckt.

Nach dem Zweitstudium Theologie in Breslau 1924–1929 empfing er vom Erzbischof von Breslau, Adolf Kardinal Bertram, die Subdiakonats- und Diakonatsweihe und gehörte zu den neun Priestern, die als erste des neuen, kirchenrechtlich allerdings noch nicht errichteten Bistums Berlin am 2. 2. 1930 von Dr. Christian Schreiber, dem Bischof von Meissen, geweiht wurden, unter dessen Administratur Pius XI. am 10. 9. 1929 Berlin gestellt hatte, bis es am 13. 8. 1930 offiziell als Bistum errichtet und Schreiber zu seinem ersten Bischof ernannt wurde; gleichzeitig erlangte die 1773 geweihte St. Hedwigskirche die Erhebung zur Kathedrale. Noch in seinem Weihenonat trat er an dieser Kirche seine Kaplanstelle an; seine besondere Bindung an die Hedwigskirche, in der außerdem seine Großeltern getraut und seine Mutter – Hedwig – getauft wurden, hat er vor Weihnachten 1995 in eindrucksvoller Weise noch dokumentiert, als er seinen kostbaren, von ihm entworfenen und als Meisterstück eines Goldschmiede-Gesellen angefertigten Kelch dem Erzbischof von Berlin, Georg Kardinal Sterzinsky schenkte, der ihm in seinem Dankesbrief versicherte, dieses Kunstwerk im Museum der Hedwigskathedrale aufstellen zu lassen.

Auf Drängen seines Bischofs verließ Bernhard Panzram nach nur 14 Monaten seine geliebte Seelsorgetätigkeit an der Hedwigskirche und in der brandenburgischen Diaspora, um sich in Breslau Spezialstudien in Kirchengeschichte, Kirchlicher Rechtsgeschichte und Kirchenrecht zu widmen, u. a. bei den Professoren Franz Gescher und Franz Trieb; besonders beschäftigte er sich auch mit geschichtlichen Hilfswissenschaften bei Professor Leo Santifaller, dem späteren Direktor des Österreichischen Instituts für Geschichtsforschung und Generaldirektor der österreichischen Staatsarchive, dessen persönlicher Assistent er 1932 wurde. Im März 1934 mit den Aufgaben eines außerplanmäßigen Assistenten am katholisch-theologischen Seminar der Universität Breslau betraut, wurde er am 14. 2. 1936 zum Doktor

der Theologie promoviert; am 18. 7. 1938 folgte, ebenfalls in Breslau, die Habilitation bei Professor Franz Xaver Seppelt.

Mit der *venia legendi* des Erzbischofs von Breslau, Adolf Kardinal Bertram, nahm er am 4. 9. 1939 seine Tätigkeit als Universitätsdozent für Kirchengeschichte und Kirchliche Rechtsgeschichte an der katholisch-theologischen Fakultät der Universität Breslau auf, doch sein Aufgabenkreis erweiterte sich bald. Der Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung beauftragte ihn am 14. 5. 1941, „vom Sommersemester 1941 ab in der katholisch-theologischen Fakultät der Universität Prag das Fach Kirchengeschichte in Vorlesungen und, soweit nötig, in Übungen zu vertreten.“ Mit Datum vom 16. 12. 1944 wurde er vom gleichen Minister „ersuch(t)“, „ab sofort neben“ seiner „Tätigkeit an der Deutschen Universität Prag für den erkrankten Professor Dr. Gescher in der Katholisch-theologischen Fakultät der Universität Breslau den Lehrstuhl für Kirchenrecht vertretungsweise wahrzunehmen“. Ebenfalls seit 1944 gehörte er zusätzlich zu den Lazarettpfarrern der vier Prager Reservelazarette. Bereits in Breslau, verstärkt dann in Prag wurde er von der Gestapo wegen „antinationalsozialistischer Propaganda“ belästigt und unter Polizeiaufsicht gestellt (1946 erhielt er von der Stadt Regensburg die „Ausweiskarte für politisch Verfolgte Nr. 214“). Am 5. 5. 1945 hielt er, während in Prag schon die nationaltschechische Revolution ausbrach, von 11–12 Uhr die letzte Vorlesung, die an der Deutschen Karls-Universität stattgefunden hat. Am gleichen Tag fiel sein gesamter wissenschaftlicher Apparat dem Vandalismus plündernder Tschechen zum Opfer. Vom darauffolgenden Tag war er in Prag unter bisweilen lebensgefährdenden Situationen bis zu seiner Ausweisung nach Bayern am 29. 12. 1945 interniert; keinen Gebrauch gemacht hatte er von der Einreiseerlaubnis nach Österreich, die ihm am 14. 11. 1945 vom Staatsamt für Volksaufklärung, für Unterricht und Erziehung und für Kultursangelegenheiten in Wien erteilt worden war „im Hinblick darauf, daß von der österreichischen Unterrichtsverwaltung der wissenschaftlichen Tätigkeit des Genannten großes Interesse entgegengebracht wird“.

Zum 1. 4. 1946 – Anfang 1946 waren nahezu alle theologischen Lehrstühle wieder besetzt – trat Bernhard Panzram in den Dienst der Diözese Regensburg, zunächst als Benefiziumsprovisor in Hankofen bei Straubing; im September des gleichen Jahres kam er als Religionslehrer und Hausgeistlicher an das Schulinstitut der Klarissen St. Anna in Riedenburg/Alt-mühl, wo er mit seinem Vater und seinen beiden Schwestern eine neue Heimat fand. Er muß außerordentlich geschätzt und beliebt gewesen sein; denn wie sonst hätten ihm zu den Weihnachtsfeiertagen 1997 sieben Damen des St. Anna-Abschlußjahres 1949 anlässlich eines ihrer Treffen eine Karte schreiben können, auf der sie nach fast einem halben Jahrhundert ihrem „Priester und Lehrer“ „für die Zeit in St. Anna“ dankten. Seinen Wohnsitz und einen Teil seiner Tätigkeit in Riedenburg behielt er auch bei, als er – nach Ablehnung eines Rufs auf die kirchenrechtliche Professur in Dillingen Ende 1946 – auf Grund seiner Umhabilitierung am 30. 7. 1947 zum Privatdozenten an der Theologischen Fakultät der Universität München ernannt worden war. Im Auftrag der Juristischen Fakultät der Universität München hielt er 1947/48 Vorlesungen (Geschichte und System des römischen Rechts, deutsche Rechtsgeschichte, deutsches Privatrecht) für Juristen in Regensburg. Am 19. 1. 1948 wurde er zum Professor für Kirchenrecht an der Philosophisch-theologischen Hochschule Regensburg ernannt. Im September 1954 folgte er dem Ruf auf den Lehrstuhl für Kirchenrecht und Kirchliche Rechtsgeschichte an der Theologischen Fakultät der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg im Breisgau.

Auch nach seiner Emeritierung am 30. 3. 1970 blieb Professor Panzram seiner *Maxime „salus animarum suprema lex“* treu, indem er verstärkt seine Tätigkeit in der Ehejudikatur als Prosynodalrichter am Freiburger Erzbischöflichen Offizialat fortsetzte und bis 1989 als Hausgeistlicher im Heiliggeiststift Freiburg wirkte. Er verstarb am 11. 2. 1998 kurz nach Vollendung seines 96. Lebensjahres; seinem Wunsch entsprechend wurde er im Familiengrab in Riedenburg bei Kelheim (Oberpfalz) beigesetzt. Auf seinem letzten Weg wurde er von so manchen seiner ehemaligen Studenten aus der Diözese Regensburg begleitet; beeindruckend war die große Zahl von Chargierten, neben Vertretern der sechs Studentenverbindungen, deren Bandinhaber er war, vor allem die seiner – seit Mai 1921 – Urverbindung Markomannia (Würzburg), deren Philosophsenior Putz in seinem Abschiedsgruß betonte, Markomannia „werde ihn nie vergessen, so lange sein Lied gesungen wird von Würzburgs Pracht und Glanz und Schönheit“.

Publikationen

Aus seinen Veröffentlichungen sind besonders zu nennen:

- Die Anfänge der schlesische Archidiakone, ihre Inhaber und ihr Recht bis zur ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts (Breslauer theol. Diss. 1936), Teildruck (Eberswalde) 1936 (vgl. ASKG I [1936] 245)
- Die schlesischen Archidiakone und Archipresbyterate bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts, Breslau 1937, 217
- Geschichtliche Grundlagen der ältesten schlesischen Pfarrorganisation, Breslau 1940, 156+3 Kt-Beilage – Die Archidiakonsurkunde vom 30. September 1262, eine Fälschung aus dem Seelsorgsstreit auf der Breslauer Dominsel im Anfang des 14. Jahrhunderts, ASKG I (1936) 1–14
- Die Gerichtsbarkeit der schlesischen Archidiakone im Mittelalter. Ein Beitrag zur Frage der Sendgerichtsbarkeit, ZVGS 72 (1938) 161–184
- Ein Beitrag zur Geschichte der Breslauer Diözesansynoden, ZRGKan 30 (1941) 384–397
- Noch ein Beitrag zur Geschichte der Breslauer Diözesansynoden (Antwort auf die Entgegnung von Emil Brzoka, ZRGKan 33 (1944) 351–363)
- Das Deutschtum in den mittelalterlichen Klöstern Schlesiens, ASKG 10 (1952) 63–83 – Breslau I, Bistum, RG³ I, 1957, 1402–1404
- Franz Xaver Seppelt. Leben und Werk, ASKG 25 (1967) 274–297 (verkürzt in: Schlesische Lebensbilder Bd 5. Hrsg. von H. Neubach und L. Petry, Würzburg 1968, 215–227; vgl. auch HZ 186 [1958] 484–485)
- Der Einfluß der deutschen Besiedlung auf die Entwicklung des schlesischen Pfarrsystems, in: Beiträge zur Schlesischen Kirchengeschichte. Gedenkschrift für Kurt Engelbert. Hrsg. von Bernhard Stasiewski, Köln 1969, 1–35, 3 Karten
- Herzogin Hedwig von Schlesien, die Heilige der Deutschen, Polen und Tschechen, in: Wichmann Jahrbuch für Kirchengeschichte im Bistum Berlin. Hrsg. im Auftrag des Diözesangeschichtsvereins Berlin von Bernhard Stasiewski, 21–23 (1967–1969) 7–16 (erschienen 1971)
- Karl IV. und seine Prager Universität, Würzburg 1982 (Veröffentlichungen des Archivvereins der Markomania, Hrsg. von F. Golücke, Nr. 21) 40
- Kirchliche Rechtsgeschichte und wissenschaftliche Rechtsvergleichung, MIÖG 58 (1950) 185–194
- Studien zur Historischen Theologie. Festgabe für Franz Xaver Seppelt. Hrsg. von Walter Dürig und Bernhard Panzram, München 1953 (auch in: Münchner Theologische Zeitschrift 4, 1953, H. 1/2)
- Der Kirchenbegriff des kanonischen Rechts. Versuch einer methodologischen Begründung, in: Studien zur Historischen Theologie. Festgabe für Franz Xaver Seppelt. Hrsg. von Walter Dürig und Bernhard Panzram, München 1953, 187–211
- Kirchenrechtliche Grundlagen der Sonderseelsorge, in: Im Dienst der Seelsorge. Beilage zum kirchlichen Amtsblatt der Erzdiözese Paderborn, 10. Jg Nr. 3, Oktober 1956, 42–45
- Die Spannungsfelder des Laienapostolats im Gesichtswinkel des Kanonisten, Oberrheinisches Pastoralblatt 58 (1957) 31–38
- Die theologischen Ehrenpromotionen bei der 500-Jahr-Feier der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i. Br., Oberrheinisches Pastoralblatt 58 (1957) 221–225
- Die Teilhabe der Laien am Priesteramt, Lehramt und Hirtenamt im Rahmen des geltenden Kirchenrechts, Oberrheinisches Pastoralblatt 62 (1961) 65–72
- Das Leitbild der Christen im technischen Zeitalter, Oberrheinisches Pastoralblatt 63 (1962) 161–177
- Die Taufe und die Einheit der Christen. Freiburger Universitätsreden NF 37, Freiburg 1964, 28 S.
- Über die Bewältigung des Studiums, Freiburger Universitätsblätter 6/1964, 31–39 (auch in: deutscher hochschulführer 1965/66 1–8)
- Bericht über die Notlage der Universität. Aufgezeigt an der Entwicklung der Albert-Ludwigs-Universität in den Jahren 1960 bis 1965, Freiburg 1965 (Annalen der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg im Breisgau, Heft 9) 22 S.
- Sucht dann werdet ihr finden. Wegweiser für Christusgläubige. 5. erweiterte Auflage, Leipzig 1997 (Großdruck)

Ehrungen

1966 Ernennung zum päpstlichen Hausprälaten; 1972 Verleihung der goldenen Medaille der Stadt Freiburg durch Oberbürgermeister Dr. Keidel; *Ius et salus animarum*. Festschrift für Bernhard Panzram. Hrsg. von Ulrich Mosiek und Hartmut Zapp, Freiburg i. Br. 1972

Literatur

Kleineidam, Erich, Die katholisch-theologische Fakultät der Universität Breslau 1811 – 1945, Köln 1961, 117, 120, 154, 164, 200

Leggewie, Benno, Nekrolog, Der Falke (Mitteilungsblatt der katholischen Deutschen Studentenverbindung im CV Falkenstein Freiburg i. Br.) 79 (1998) 87–90

Röhler, W., Zum Gedenken an Bernhard Panzram (Mm), Academia 1998, 389–390

Hartmut Zapp

Presser Franz

Geb. 14. 10. 1913 in Stuttgart, ord. 27. 3. 1938 in Freiburg. 20. 4. 1938 Vikar in Säckingen, 1. 10. 1938 in Konstanz, St. Stephan, 3. 4. 1941 in Mannheim, St. Ägidius, 7. 7. 1942 in Achern, 27. 9. 1945 in Ettenheim, 14. 10. 1946 in Lahr, St. Peter und Paul, 14. 2. 1947 in Triberg, 7. 10. 1948 in Singen, St. Peter und Paul. 22. 11. 1951 Pfarrer in Bisingen, Investitur 2. 12. 1951. 15. 4. 1984 Ruhestand in Bisingen, 1994 in Oppenau. Gest. 26. 5. 1998 in Oppenau, beerd. 29. 5. 1998 in Bisingen/Hz.

Pfarrer Presser war der Sohn des Sparkassendirektors Heinrich Presser und seiner Ehefrau Barbara, geb. Köhnen. In Ettlingen, wohin die Familie nach mehrmaliger Versetzung des Vaters schließlich gezogen war, besuchte er das Realgymnasium und wechselte auf Empfehlung seines Heimatpfarrers in die Untersekunda des Ludwig-Wilhelm-Gymnasiums in Rastatt, wo er Zögling des Erzb. Gymnasialkonvikts wurde. Theologie studierte er in Freiburg. Am 27. März 1938 wurde er, zusammen mit 68 Mitbrüdern, von Erzbischof Conrad Gröber im Münster Unserer Lieben Frau in Freiburg zum Priester geweiht.

Nach vielen Vikarsposten wurde Presser als Pfarrer auf die Zollerngemeinde Bisingen angewiesen. Diese Pfarrei wurde zu seiner Lebensaufgabe und zweiten Heimat. Es gelang ihm, das gute Alte mit den Neuerungen des 2. Vatikanums zu verbinden. Besonderen Wert legte er auf die würdige Gestaltung des Gottesdienstes und einen guten Religionsunterricht. Bei der Renovation der Pfarrkirche übernahm er die Bauleitung.

Eine schwere Krebserkrankung zwang ihn mit 71 Jahren zum Ruhestand, den er in Bisingen verbrachte und soweit Besserung in der Krankheit eintrat, als Subsidiar in der Seelsorge mitarbeitete. Ende Oktober 1991 mußte er sich in die Obhut des Pflegeheims Farnhöhe in Oppenau begeben. Seine letzte Ruhestätte fand er inmitten seiner Pfarrkinder in Bisingen. Hu.

Rinderle Wilhelm

Geb. 11. 3. 1905 in Hartheim im Breisgau, ord. 10. 3. 1929 in St. Peter im Schwarzwald. 6. 4. 1929 Vikar in Weingarten b. Offenburg, 3. 4. 1930 in Bohlsbach, 1. 8. 1930 in Sasbach b. Achern. 1930/1932 Krankheitsurlaub. 17. 8. 1932 Hausgeistlicher in Achern, Krankenhaus. 19. 4. 1933 Vikar in Malsch b. Wiesloch. 12. 10. 1938 Pfarrkurat in Heiligenzell. 7. 10. 1942 Pfrvw. in Niederbühl. 17. 10. 1946 Pfr. in St. Trudpert, 10. 11. 1946 inv. 12. 7. 1950 Pfr. in Forchheim b. Endingen. 13. 8. 1950 Investitur. 20. 6. 1969 Dekan des Landkapitels Endingen. 17. 12. 1974 Geistl. Rat ad honorem. 1. 10. 1976 Mitverwaltung von Amoltern. 15. 5. 1990 Ruhestand in Hartheim i. Br. Gest. 19. 12. 1998 in Hartheim i. Br., beerd. 23. 12. 1998 ebenda.

Pfarrer Wilhelm Rinderle wurde als Sohn des Landwirts Heinrich Rinderle und seiner Ehefrau Katharina, geb. Ritzenthaler, in Hartheim im Breisgau geboren. Er hatte zwei Brüder, von denen einer 1944 in Rußland gefallen ist. Der andere lebte in den USA. 1962 besuchte ihn Pfarrer Rinderle in Buffalo. Von Pfarrer Hummel von Bremgarten erhielt er Lateinunterricht. Nach der siebten Volksschulklasse trat er in die Quarta des Bertold-Gymnasiums in Freiburg ein und wurde Zögling des Erzbischöflichen Gymnasialkonvikts. Das Theologiestudium absolvierte er in Freiburg und wurde am 10. März 1929 von Erzbischof Carl Fritz in der Seminarkirche zu St.

Peter im Schwarzwald zum Priester geweiht. Als Vikar mußte er einen längeren Krankheitsurlaub nehmen, konnte aber dann doch 61 Jahre im aktiven Seelsorgedienst wirken.

Als Hausgeistlicher in Achern wurde er vom Präsidenten des evangelischen Oberkirchenrats am 31. 1. 1933 beim Minister des Kultus und Unterrichts angeklagt, er habe Patienten zur Rückkehr zur katholischen Kirche bewegen wollen.

Fast vierzig Jahre leitete Rinderle die Pfarrei Forchheim am Kaiserstuhl. Dekan Otto Bauer schrieb im Jahresbericht 1959: „Sein Grundzug ist Güte und Freundlichkeit und doch entschieden.“ Vier Jahre später schreibt der Endinger Dekan Bauer nach einer Visitation: „Als guter Hirte kennt er seine Schafe und Böcke und begegnet ihnen mit einer grenzenlosen Liebe, die immer wieder genährt wird durch eine übernatürliche Einstellung.“ Von 1969 bis zur Zusammenlegung der Landkapitel Breisach und Endingen im Jahre 1976 leitete er das Dekanat Endingen. Es gelang ihm, die Geistlichen des Kapitels zu echter mitbrüderlicher Gemeinsamkeit zusammenzuführen. Der Erzbischof würdigte ihn durch die Verleihung des Titels Geistlicher Rat und die Gemeinde Forchheim durch Verleihung der Ehrenbürgerwürde.

Im hohen Alter von 85 Jahren trat Pfarrer Rinderle in den Ruhestand, den er in seiner Heimatgemeinde Hartheim verbrachte. Auf dem Friedhof seiner Heimatgemeinde Hartheim fand er auch seine letzte Ruhestätte. Hu.

Rupp Alois, Geistl. Rat

Geb. 17. 4. 1915 in Rohrbach b. Eppingen, ord. 2. 4. 1940 in der Konviktskirche in Freiburg von Weihbischof Wilhelm Burger. April 1940 nach schwerer Verwundung am 29. Januar aus der Wehrmacht entlassen. 8. 5. 1941 Vikar in Dossenheim, 19. 12. 1945 in Durmersheim, 17. 6. 1946 in Mannheim-Feudenheim. 10. 12. 1953 Expositur in Hoffenheim/Zuzenhausen. 8. 5. 1958 Pfarrer in Walldorf b. Wiesloch. Investitur 29. 6. 1958. 7. 6. 1984 Geistl. Rat. 1. 9. 1984 Ruhestand in Eppingen-Rohrbach. Gest. 18. 1. 1998 in Eppingen-Rohrbach, beerd. 23. 1. 1998 ebenda.

Pfarrer Alois Rupp war das jüngste von acht Kindern des Landwirts Franz Josef Rupp und seiner Ehefrau Rosina, geb. Rupp. Noch keine vier Jahre war der Jüngste alt, da starb der Vater. Die älteren noch lebenden Geschwister waren Mädchen und weithin schon aus dem Haus. Eine Schwester trat in das Kloster der Schwestern des hl. Franziskus in Erlenbad ein. So gab die Mutter die Landwirtschaft auf. Den Nachkömmling schickte man nach Rastatt auf das Ludwig-Wilhelm-Gymnasium. Aufnahme fand er im Gymnasialkonvikt St. Bernhard. Im Frühjahr 1935 machte er das Abitur und mußte vom 1. April bis 30. September 1935 Reichsarbeitsdienst in Bühl leisten. Es war die Voraussetzung für das nachfolgende Studium der Theologie in Freiburg und Tübingen. Mit Kriegsausbruch am 1. 9. 1939 wurden die unteren Jahrgänge der Theologen schon zur Wehrmacht einberufen. Der vierte Kurs kam nach St. Peter zur Fortsetzung des Studiums. Subdakonats- und Diakonatsweihe wurde in den folgenden Monaten erteilt. Und als am 24. März die ersten 16 Stellungsbefehle für die Diakone kamen, entschloß sich Erzbischof Gröber auch zur Priesterweihe am 2. April 1940 für alle 76 Diakone. So kam auch für Alois Rupp in Rohrbach am 7. April der Tag der Primiz, die groß von der ganzen Gemeinde gefeiert wurde.

Am nächsten Tag ging die Fahrt wieder nach Freiburg und von dort mit einem Sammeltransport über Ulm nach Prag zur militärischen Ausbildung.

Von Prag kam er als Sanitäter zur Infanterie an die Westfront. Gleich am ersten Tag des Kriegseinsatzes wurde er an beiden Füßen verwundet. Nach halbjährigem Lazarettaufenthalt wurde er am 29. Januar 1941 wegen Invalidität aus der Wehrmacht entlassen.

Am 8. Mai 1941 nahm er den Dienst als Vikar in Dossenheim auf. Wegen seiner engagierten Jugendarbeit in Dossenheim wurde er von den Parteistellen argwöhnisch beobachtet und mußte einmal vor der Gestapo erscheinen. Zum 10. Dezember 1953 wurde Pfarrer Rupp als Expositur nach Hoffenheim, Pfarrei Zuzenhausen, angewiesen. Viereinhalb Jahre leistete er Aufbauarbeit in dieser Filialkirchengemeinde, in der 75 Prozent der Katholiken Heimatvertriebene waren.

Ab 8. Mai 1958 war Pfarrer Rupp 26 Jahre lang Seelsorger in Walldorf bei Wiesloch. Auch diese Pfarrei wuchs schnell durch den Zuzug von Heimatvertriebenen, wodurch das zahlenmäßige Verhältnis zwischen den Konfessionen ungefähr ausgeglichen wurde. Die Pfarrei war geprägt durch das Vorstadtmilieu mit starkem Pendlerverkehr. Zum Goldenen Priesterju-

biläum stellte Erzbischof Oskar Saier fest: Es ist erstaunlich, welches Pensum an Arbeit trotz mancher schwerwiegender gesundheitlicher Beeinträchtigungen Sie geleistet haben.

Mit der Erweiterung der Pfarrkirche, der Restaurierung und Erweiterung der historischen Orgel, der Einrichtung einer kath. öffentlichen Bücherei, dem Bau von zwei Kindergärten sowie eines Schwesternhauses und der Einrichtung einer Jugendbegegnungsstätte im Untergeschoß des Kindergartens wurden die äußeren Voraussetzungen für eine lebendige Gemeinde geschaffen. Die Arbeit fand Anerkennung durch die Verleihung des Titels Geistlicher Rat.

Zum 1. September 1874 schied Pfarrer Rupp, im siebzigsten Lebensjahr stehend, aus dem aktiven Seelsorgsdienst aus. Sein Ruhestandwohnsitz wurde seine Heimatgemeinde Rohrbach, hier half er in der Seelsorge aus. Durch sein tapferes Ertragen der durch die Kriegsverwundung verursachten Schmerzen konnte er vielen zu einem Leben aus dem Glauben und zum Annehmen eigener Gebrechen helfen. Hu.

Schellhammer Karl

Geb. 17. 8. 1917 in Fischingen/Hohenzollern, ord. 13. 11. 1946 in Oassofundo in Brasilien. 5. 11. 1961 Pfrvw. in Thanheim/Hohenzollern. 12. 2. 1968 inkardiniert. 14. 3. 1974 auf die Pfarrei Tanheim inv. 1987 Mitverwaltung von Bisingen-Zimmern. 1. 5. 1989 Ruhestand in Bisingen-Tanheim, 1996 in Hechingen. Gest. 21. 2. 1998 in Hechingen, beerd. 26. 2. 1998 ebenda.

Karl Schellhammer war der Sohn des Gustav Schellhammer und seiner Ehefrau Franziska, geb. Linsenmann. Schon früh zeigte sich sein Wunsch, als Priester den Menschen zu dienen, wobei ihm ein Leben im Orden der Missionare von der Hl. Familie besonders zusagte. So erhielt er in den Jahren 1932 bis 1938 die humanistische Ausbildung an den Missionsschulen des Ordens in Werthensein bei Luzern und Nuolen am Zürichsee. Um der Einberufung zum Kriegsdienst zu entgehen, riet man ihm das philosophisch-theologische Studium in Brasilien fortzusetzen. Nach dem Novizatsjahr 1939 studierte er 1940 in Sao Leopoldo und 1942 in Santo Angelo je zwei Semester Philosophie. Ab 1943 studierte er Theologie in Passo Fundo (Bundesstaat Rio Grande do Sul). Am 13. November 1946 wurde er von Bischof Dom Antonio Reis in Passo Fundo zum Priester geweiht.

Schellhammer war zuerst als Vikar in Santo Angelo eingesetzt, eine Pfarrei mit 45 000 Seelen und 20 Filialen. Ab 1951 war er Kaplan in Passo Fundo (Rio Grande do Sul). Eine Pfarrei mit 60 000 Katholiken und 25 Filialkirchen. Ihm oblag die Erteilung des Religionsunterrichts an den verschiedensten Schulen und in Passo Fundo auch die Betreuung eines Schwestern-Kollegs mit 600 Schülerinnen, die seelsorgerliche Betreuung der Krankenhäuser der Stadt sowie der Militärseelsorge. Wie umfangreich die Arbeit war, die die drei Priester der Pfarrei Santo Angelo zu leisten hatten, zeigt allein der Umstand, daß dort jährlich 2 000 bis 2 700 Taufen gespendet und ca. 300 Ehen geschlossen wurden. Ein Unfall im Jahre 1953, bei dem er sich einen komplizierten Knochenbruch zuzog, zwang ihn zu pausieren. Er nutzte diese Zeit für einen Heimaturlaub.

Als Pfarrer Schellhammer 1955 nach Brasilien zurückkehrte, wurde ihm die Pfarrei Sao Pedro in Tupandireta (Rio Grande do Sul) übertragen. Es ist die kleinste Pfarrei der Diözese mit 100 Kilometern Durchmesser, 15 Filialkirchen und 8 000 Katholiken, vorwiegend Landarbeiter. Die klimatischen Verhältnisse dort setzten seiner Gesundheit sehr zu, so daß er 1963 bei einem Genesungsaufenthalt in Deutschland um die Übertragung einer Seelsorgsaufgabe in seiner Heimatdiözese Freiburg bat. Erzbischof Hermann Schäufele war mit Zustimmung der Ordensoberen dazu bereit.

Am 5. November 1964 wurde er nach dem Tode von Pfarrer Schlegel zunächst zur Vertretung in die Pfarrei Thanheim eingewiesen. Gegen Ende der dreijährigen Probezeit setzten sich sowohl die Pfarrangehörigen als auch die politische Gemeinde dafür ein, daß Pfarrer Schellhammer in dieser Gemeinde verbleiben könne. Am 12. Februar 1968 inkardinierte Erzbischof Hermann Schäufele Pfarrer Schellhammer in die Erzdiözese Freiburg, so daß dieser am 14. März 1974 auf die Pfarrei Thanheim investiert werden konnte. 15 Jahre versah er den Dienst in dieser Pfarrei. Durch seine humorvolle, bescheidene menschliche Art überzeugte er die Menschen. Zum 15. Mai 1987 übernahm Pfarrer Schellhammer vorübergehend zusätzlich auch die Pastoration der Pfarrei Zimmern.

Pfarrer Schellhammer ließ das Pfarrhaus und die Kirche renovieren und eine neue Orgel anschaffen, so daß er den Beinamen „Bau- und Renovierungspfarrer“ erhielt.

Ein besonderes Anliegen war ihm, die Gedanken der reichen Mitteleuropäer auf die Armen und Bedürftigen der Dritten Welt zu lenken. Auf seine Initiative hin sammelte die Gemeinde hohe Spenden.

Zum 1. Mai 1989 trat Pfarrer Schellhammer nach über zweiundvierzigjährigem priesterlichem Wirken im Alter von 71 Jahren in den Ruhestand. Er blieb noch sieben Jahre im Pfarrhaus in Thanheim wohnen und wirkte als Subsidiar in der Seelsorge mit. Schließlich erwarb er eine Wohnung in Hechingen, wo er mit seiner Schwester Magdalena, die ihm zeitlebens in kirchlichen Diensten und auch im Haushalt eine unentbehrliche Hilfe war, lebte. Seinen 80. Geburtstag feierte er noch mit „seinen Thanheimern“. Er ruht auf dem Heiligkreuzfriedhof in Hechingen. Hu.

Schmidt Franz Erich, Geistl. Rat

Geb. 17. 2. 1912 in Freiburg im Breisgau, ord. 7. 3. 1937 in Freiburg, Münster Unserer Lieben Frau. 1. 4. 1937 Vikar in Röttenbach, 9. 6. 1937 in Münchweiler, 15. 7. 1938 in Heitersheim, 21. 11. 1938 in Hartheim/Breisgau, 16. 1. 1939 in Hemsbach a. d. B., 8. 2. 1939 in Oberweiler, 17. 4. 1940 in Philippsburg, 4. 12. 1940 bis 1945 Wehrdienst. 17. 8. 1945 Vikar in Wyhl, 4. 1. 1946 in Oberhausen bei Philippsburg, 20. 12. 1946 in Bad Krozingen, 20. 7. 1948 in Bad Rippoldsau. 12. 10. 1948 vicarius substitutus in Schapbach. 21. 5. 1950 Pfarrer in Schapbach. 21. 5. 1950 Investitur. 13. 12. 1983 Geistl. Rat ad honorem. 15. 5. 1992 Ruhestand in Gengenbach. Gest. 4. 9. 1998 in Gengenbach, beerd. 9. 9. 1998 in Schapbach.

Pfarrer Erich Schmidt wurde in Freiburg als Sohn des Buchbindermeisters Nikolaus Schmidt und seiner Ehefrau Theresia, geb. Hagemüller, geboren. Er hatte fünf Geschwister. Bis zur sechsten Klasse besuchte er die Volksschule und wechselte dann auf das Friedrich-Gymnasium. Geprägt durch seine Mitgliedschaft im Bund Neudeutschland der Pfarrei St. Martin nahm er nach dem Abitur im Jahre 1932 in Freiburg das Theologiestudium auf und wurde am 7. März 1937, zusammen mit 63 Mitbrüdern, von Erzbischof Conrad Gröber im Münster Unserer Lieben Frau zu Freiburg zum Priester geweiht.

Seine elf Vikarsstellen wurden unterbrochen durch viereinhalb Jahre Wehrdienst als Sanitätssoldat in Frankreich, Finnland und in der Tschechoslowakei. Er wurde mit den Schrecken des Krieges und der Not der verwundeten und sterbenden Kameraden konfrontiert. Unversehrt, aber mit einer neuen Sicht des Lebens kehrte er mit Kriegsende in die Heimat zurück.

Mußte Vikar Schmidt elf Mal umziehen, so blieb er fast fünfunddreißig Jahre auf seiner einzigen Pfarrei Schapbach. Zum 12. Oktober 1948 wurde Pfarrer Schmidt als vicarius substitutus nach Schapbach angewiesen zur Vertretung des schwerkranken Pfarrers. Nach dessen Verzicht auf die Pfarrei wurde Schmidt zum Pfarrverweser bestellt. Schon nach kurzer Zeit setzten sich Vertreter der Pfarrei wie auch der politischen Gemeinde beim Erzbischöflichen Ordinariat dafür ein, daß „dem jetzigen Verweser die Pfarrei Schapbach übertragen werden könnte“. So wurde Pfarrer Schmidt am 21. Mai 1950 als Pfarrer auf die Pfarrei Schapbach investiert. Sie sollte ihm zur Lebensaufgabe werden.

In den folgenden Jahrzehnten war Schmidt ein väterlicher, einfühlsamer Seelsorger, der mit der Seelsorge auch immer die soziale Komponente seines Dienstes zu verbinden wußte. Die Bereitstellung von Erbpachtgrundstücken für junge Familien gehörte dazu wie die Einrichtung einer Dorfhelferinnenstation, deren Einsatzleitung er selbst Jahre lang wahrnahm. 1982 gründete er mit dem Bürgermeister einen kommunal-pastoralen Gesprächskreis, der sich alle drei Monate traf, um die aktuellen Probleme im kommunalen und kirchlichen Bereich gemeinsam zu beraten. So war es ihm nach dem 2. Vatikanischen Konzil ein Anliegen, den Aufbruch der Kirche den Menschen näherzubringen und sie zum verantwortungsvollen Mittun zu gewinnen. Der zunehmende Kurbetrieb stellte eine weitere Herausforderung für die Arbeit von Pfarrer Schmidt dar. Ein Herzensanliegen war ihm die seelsorgerliche Betreuung der behinderten Kinder und ihrer Eltern auf dem Bonifazhof, einer Familien- und Freizeiteinrichtung vor allem für Familien mit behinderten Kindern. Viele Jahre war er 2. Vorsitzender dieser Einrichtung.

Neben den pastoralen Aufgaben galt sein Einsatz der Erweiterung der Pfarrkirche um zwei Kuppeltürme und der Anschaffung eines neuen Geläutes, der gründlichen Innen- und Außenrenovation der Pfarrkirche, dem Neubau und später Erweiterung des Kindergartens und dem Bau eines neuen Pfarrheims.

Viele Jahre war Pfarrer Schmitt der Frauenseelsorger im Dekanat.

In Anerkennung seiner fast fünfunddreißigjährigen von großem seelsorgerlichem Eifer und selbstlosem Dienst geprägten Wirksamkeit als Pfarrer der Pfarrei St. Cyriak in Bad Rippoldsau-Schapbach ernannte ihn Erzbischof Oskar Saier am 13. Dezember 1983 zum Geistlichen Rat ad honorem. Von öffentlicher Seite wurde sein Wirken gewürdigt durch die Verleihung des Bundesverdienstkreuzes am Bande und die Verleihung der Ehrenbürgerwürde der Gemeinde Bad Rippoldsau-Schapbach.

Im Alter von 80 Jahren bat er um die Zuruesetzung und schied am 15. Mai 1992 aus dem aktiven Seelsorgedienst aus. In Gengenbach half er noch in der Seelsorge mit. Seine letzte Ruhestätte fand er auf dem Friedhof von Schapbach. Hu.

Schmitt Richard

Geb. 15. 9. 1903 in Bühl, ord. 10. 3. 1929 in St. Peter durch Erzbischof Carl Fritz. 1. 5. 1929 Vikar in Forbach, 20. 5. 1930 in Freudenberg, 22. 10. 1930 in St. Märgen, 1. 6. 1933 in Kehl. 15. 3. 1939 Kurat in Ehrenstetten. 11. 4. 1951 Pfr. in Fautenbach. Investitur am 24. 6. 1951. 12. 9. 1973 Geistlicher Rat ad honorem. 1. 9. 1983 Ruhestand in Fautenbach, Achern „Friedrichshöhe“ und Bühl, Altenpflegeheim. Gest. 13. 3. 1998 in Bühl, beerd. 19. 3. 1998 in Fautenbach.

Pfarrer Schmitt wurde als Sohn des Landwirts Anton Schmitt und seiner Ehefrau Theresia, geb. Klöpfer, geboren. Mit sechs Geschwistern wuchs er auf dem elterlichen Hof heran. Nach der fünften Klasse besuchte er zunächst das Gymnasium der Lenderschen Lehranstalt in Sasbach und nach der Obersekunda das Gymnasium in Rastatt als Zögling des Erzb. Gymnasialkonvikts. Einen Teil des Verpflegungsgeldes verdiente er aus Nachhilfestunden. 1924 legte er mit dem besten Zeugnis seiner Klasse die Reifeprüfung ab. Theologie studierte er in Freiburg. Am 10. März 1929 wurde er, zusammen mit 39 Mitbrüdern, in der Klosterkirche zu St. Peter im Schwarzwald zum Priester geweiht.

Seine erste selbständige Stelle wurde 1939 die im Jahre 1934 errichtete Kuratie Ehrenstetten. Neben der Pfarrarbeit war er mehrere Jahre Bezirksjugendseelsorger und Dekanatspräses des Borromaeusvereins.

1951 wurde Pfarrer Schmitt als Pfarrer nach Fautenbach in das von ihm geliebte heimatliche Mittelbaden angewiesen. Zweiunddreißig Jahre wirkte hier der humorvolle, freundliche und gütige Priester, dessen Gewissenhaftigkeit auch bestimmt auftreten konnte. Bereits wenige Monate nach seinem Dienstantritt wurde der Bau des ersten der beiden Kindergärten begonnen. Mitte der fünfziger Jahre galt es, die viel zu kleine Pfarrkirche durch eine neue, den Bedürfnissen der Gemeinde entsprechende Kirche in der Ortsmitte zu ersetzen. Damit griff Pfarrer Schmitt einen alten Wunsch der Fautenbacher Bürger auf. Durch sein starkes persönliches Engagement konnte er die Spendenfreudigkeit der Einwohner so weit aktivieren, daß 1955 mit dem Bau der Kirche begonnen werden konnte. Es folgte der Bau eines neuen Pfarrhauses und später der Bau eines zweiten Kindergartens mit Schwesternhaus und Jugendräumen.

Über viele Jahre war Pfarrer Schmitt der Beichtvater der Schwestern im Städtischen Krankenhaus in Achern und erteilte Religionsunterricht an der Landwirtschaftlichen Berufsschule in Achern. Sein verdienstvolles Wirken wurde 1973 vom Erzbischof mit dem Titel Geistlicher Rat und 1983 mit der Verleihung des Bundesverdienstkreuzes gewürdigt.

Zum 1. September 1983 trat Pfarrer Schmitt, kurz vor Vollendung des achtzigsten Lebensjahres und seit vierundfünfzig Jahren im aktiven Seelsorgedienst stehend, in den Ruhestand. Fautenbach blieb für kurze Zeit sein Ruhestandssitz, bis er 1984 in das Sanatorium Friedrichshöhe in Oberachern und im Oktober 1992 in das Veronikaheim und später ins Erich-Burger-Heim in Bühl zog, wo er auf Pflege durch andere angewiesen war. Geistlicher Rat Richard Schmitt wurde auf dem Friedhof in Fautenbach beigesetzt. Hu.

Schnetz Hanspeter

Geb. 16. 9. 1937 in Freiburg, ord. 9. 6. 1963 in Freiburg, Münster Unserer Lieben Frau. 2. 7. 1963 Vikar in Riegel, 5. 12. 1963 in Mannheim-Rheinau, St. Antonius, 1. 10. 1964 in Baden-Baden, St. Bernhard, 24. 10. 1967 in Überlingen am See. 15. 4. 1969 hauptamtlicher Religionslehrer am Kepler-Gymnasium in Pforzheim, 1. 9. 1979 am Droste-Hülshoff-Gymnasium in Freiburg. 1. 9. 1980 Studentenpfarrer in Heidelberg. 1. 8. 1985 Geistlicher Leiter des Bildungshauses St. Bernhard in Rastatt. Gest. 24. 10. 1998 in Baden-Baden, Krankenhaus, beerd. 30. 10. 1998 in Freiburg, Hauptfriedhof.

Hanspeter Schnetz war der Sohn des Stadtobersekretärs Josef Schnetz und seiner Ehefrau Frieda, geborene Kagerbauer. Er besuchte das naturwissenschaftliche Kepler-Gymnasium und bestand im Jahre 1957 das Abitur. Nach Ablegung der Ergänzungsprüfung in Griechisch und Hebräisch in Sasbach studierte er in Freiburg Theologie. Er erwies sich als hervorragender wissenschaftlicher Arbeiter. Sein besonderes Interesse galt der alttestamentlichen Exegese. Bereits seit 1955 bis 1962 arbeitete er regelmäßig im Erich Wewel Verlag in Freiburg mit und ab 1958 bis 1962 in den Semesterferien am Vetus-Latina-Institut in Beuron. 1959 übersetzte er für den Herder-Verlag französische Beiträge für die Reihe „Quaestiones disputatae“ ins Deutsche. Im Münster Unserer Lieben Frau in Freiburg wurde er am 9. Juni 1963 von Erzbischof Hermann Schäufele zum Priester geweiht.

Durch seine hervorragenden intellektuellen Fähigkeiten konnte er sich auf den verschiedenen Vikarsposten rasch zurechtfinden. Auf Grund seiner Begabung, junge Menschen anzusprechen, wurde er zum 15. April 1969 als hauptamtlicher Religionslehrer an das Kepler-Gymnasium in Pforzheim angewiesen. Auch im Hebel-Gymnasium erteilte er Religionsunterricht. Gleichzeitig wurde er zum Seelsorger an der Justizvollzugsanstalt Pforzheim bestellt. Pfarrer Schnetz war Schulungsreferent beim Kath. Jugendferienwerk der Erzdiözese. 1971 bis 1975 kam die Aufgabe des Dekanatsjugendseelsorgers hinzu. Er war Mitbegründer des interkonfessionellen „Religionspädagogischen Archivs“ in Pforzheim. Regelmäßig arbeitete er in der Kurseelsorge im Staatsbad Wildbad mit.

Zum Schuljahrsbeginn 1979/80 wurde er auf seinen Wunsch an das Droste-Hülshoff-Gymnasium in Freiburg versetzt, um ihm die Möglichkeit zu geben, sich wissenschaftlich in der Religionspädagogik weiterzubilden. Bereits ein Jahr später, zum 1. September 1980, wurde er Studentenseelsorger in Heidelberg. Mit Freude und Eifer nahm er diese Aufgabe wahr, bis ihm eine schwere, unheilbare Krankheit immer deutlicher Grenzen setzte. Zum 1. August 1985 übernahm er eine seinen Kräften besser entsprechende Aufgabe als Hausgeistlicher im Bildungshaus St. Bernhard in Rastatt. Die folgenden Jahre waren immer wieder unterbrochen von Krankenhaus- und Rehaklinikaufenthalten. Immer wieder neu aufkeimende Hoffnung auf Besserung wurde nach kurzer Zeit wieder jäh enttäuscht. „Meine MS umarmt mich leider schon wieder“, berichtete er an das Erzbischöfliche Ordinariat. Durch sein tapferes Annehmen seiner schweren Krankheit gab er Zeugnis von seinem unerschütterlichen Vertrauen in den heilmachenden Gott.

Hu.

Soder Josef, Prof. Dr. phil. Dr. iur.

Geb. 10. 2. 1920 in Passo Fundo/Südbrasilien, ord. 7. 7. 1950 in Rom. 1. 4. 1967 Krankenhausseelsorger in Tauberbischofsheim. 1970 Lehrer für Geschichte und Gemeinschaftskunde sowie Religionslehrer am Wirtschaftsgymnasium in Tauberbischofsheim. 1. 3. 1990 Ruhestand in Tauberbischofsheim, ab 1. 11. 1992 in Gerbrunn. Gest. 17. 10. 1998. Beerd. in Passo Fundo/Brasilien.

Professor Soder stammte von deutschen Einwanderern ab. Sein Vater kam aus Hambrücken bei Bruchsal, seine Mutter aus Darmstadt. Er trat in den Jesuitenorden ein und studierte an der Gregoriana in Rom Theologie. Nach der Priesterweihe studierte er an den Universitäten München und Bonn Philosophie, Psychologie und Rechtswissenschaften mit dem Schwerpunkt Geschichte des Völkerrechts. Am 5. 3. 1954 wurde er in München zum Dr. phil. promoviert auf Grund der Dissertation: „Die philosophischen Grundlagen des Völkerrechts bei Francisco de Vitoria“. Am 11. 3. 1956 promovierte er in München zum Dr. iur. mit dem Thema: „Die Organisation der Vereinten Nationen und die Nichtmitglieder. – Zum Problem der Weltstaatenorganisation“.

Von 1957 bis 1963 war er Lehrstuhlinhaber für Völkerrecht an der juristischen Fakultät der Katholischen Universität Paraná in Brasilien. 1958 und 1960 war er jeweils ein Semester Gastprofessor an der Juristischen Fakultät der Universität Bonn.

1964 trat Professor Soder aus dem Jesuitenorden aus und wurde in die Heimatdiözese Frederico Westphalen in Brasilien inkardiniert. Auf seine Bitte hin eröffnete ihm sein Bischof mit der Beurlaubung die Möglichkeit, sich in der Bundesrepublik einer seelsorgerischen und wissenschaftlichen Tätigkeit zu widmen.

Am 1. April 1967 nahm er seine Arbeit als Krankenhausseelsorger am Kreiskrankenhaus Tauberbischofsheim auf. Mehr als fünfundzwanzig Jahre lang (auch über die Zuruhesetzung hinaus) nahm er diese Aufgabe wahr. Gleichzeitig half er regelmäßig in den umliegenden Pfarreien in der Seelsorge aus, wo seine aussagekräftigen Predigten sehr geschätzt wurden. Auch seine wissenschaftliche Arbeit setzte er fort. So erschien im Jahre 1973 das Werk: „Francisco Suarez und das Völkerrecht – Grundgedanken zu Staat, Recht und internationalen Beziehungen“. Weitere Veröffentlichungen folgten.

Als das neugegründete Wirtschaftsgymnasium in Tauberbischofsheim Ende der 60er Jahre dringend einen Lehrer für Geschichte und Gemeinschaftskunde in den oberen Klassen benötigte, übernahm er dort zunächst als Aushilfslehrer acht Wochenstunden Unterricht. 1970 wurde er für diese Fächer fest eingestellt, wo dann auch der Religionsunterricht an den Berufsschulen hinzukam. Die Seelsorge am Krankenhaus nahm er weiterhin wahr.

Über seinen unermüdlichen Schaffensdrang berichtet er im September 1985 an das Erb. Ordinariat: „Sie wundern sich, daß ich Krankenhausseelsorge und Religionsunterricht zugleich bewältigte, dazu noch Sonntagsgottesdienste in Pfarrkirchen. Das war immer so bei mir, ich habe stets mehreres zu gleicher Zeit getan, der liebe Gott hat mir viele PS . . . gegeben, die man dankbar verwenden muß. In den Priesterjahren in Brasilien war ich unter der Woche Professor für Rechtswissenschaft und Religion, an den Sonntagen Seelsorger mit mindestens drei Gottesdiensten mit Predigt, dazu noch intensive religiöse Betreuung von Gebildeten Gruppen . . .“ Dreierlei seien ihm eine große Hilfe: jegliche Arbeit als Gottesdienst betrachten, Sport treiben und öfters einen guten Frankenwein trinken.

Mit Vollendung des 65. Lebensjahres schied Professor Soder zum 24. Juli 1985 als Religionslehrer aus dem Dienst des Landes Baden-Württemberg aus, so daß er sich verstärkt seiner Seelsorgetätigkeit im Krankenhaus zuwenden konnte. Als im Jahre 1987 sein Heimatbischof mit der Bitte um Übernahme einer Vorlesungstätigkeit an der Theologischen Fakultät auf ihn zukam, nahm er diese Einladung unter Verwendung seines Jahresurlaubs gerne an. Seine Vorlesungstätigkeit stieß in Brasilien auf solch große Resonanz, daß er gebeten wurde, einige regelmäßige Lehrtätigkeit zu übernehmen. Im Blick darauf, daß er auch in Tauberbischofsheim in der Seelsorge dringend gebraucht wurde, kam es dann zu der Übereinkunft, daß er jährlich nur für einige Monate für eine Vorlesungstätigkeit nach Brasilien reiste.

Mit Vollendung des siebzigsten Lebensjahres bat Professor Soder um seine Zuruhesetzung zum 1. März 1990. Die folgenden zweieinhalb Jahre betreute er weiterhin die Menschen im Kreiskrankenhaus, jährlich unterbrochen durch eine sechs- bis achtwöchige Vorlesungstätigkeit in Brasilien. Seinen Lebensabend verbrachte Professor Soder ab November 1992 in Gerbrunn. Seine letzte Ruhestätte fand er auf dem Friedhof in Passo Fundo. Hu.

Traub Josef

Geb. 17. 6. 1908 in Inneringen, ord. 6. 3. 1932 in St. Peter. 6. 4. 1932 Vikar in Zell i. W., 16. 4. 1936 in Konstanz, St. Gebhard. 20. 2. 1940 Seelsorger für die Deutschen in Venedig. 15. 10. 1943 Pfarrkurat in Rheinfelden, 28. 12. 1943 in Herrisried. 8. 1. 1944 Pfr. in Herrisried. 2. 8. 1944 Sanitätssoldat. 1. 5. 1947 Kurat in Schlatt/Hz. 16. 11. 1947 Pfr. in Empfingen, 17. 7. 1958 in Steinhofen, Dek. Hechingen. 1. 8. 1981 Ruhestand in Inneringen, 30. 12. 1996 in Sigmaringen, Josefinenstift. Gest. 15. 5. 1998 in Sigmaringen, beerd. 20. 5. 1998 in Inneringen.

Pfarrer Josef Traub war das zweite von sechs Kindern des Landwirts Clemens Traub und seiner Ehefrau Crescentia, geb. Bantle. Der begabte Schüler erhielt vom Ortspfarrer Lateinunterricht. Nach sieben Jahren Volksschule konnte er im Jahre 1920 in die Quarta des Gymnasiums zu Sigmaringen und wurde Zögling des Fidelishauses. Nach dem Abitur im Jahre

1925 studierte er in Freiburg Theologie. Am 6. März 1932 wurde er, zusammen mit 45 Mitbrüdern, von Weihbischof Wilhelm Burger in der Seminarkirche zu St. Peter i. Schw. zum Priester geweiht.

Als Vikar zeichnete er sich durch seinen Arbeitseifer, durch lebhaften engagierten Predigt und gediegenen Religionsunterricht aus. Zum 20. Februar 1940 wurde Traub, der englisch und italienisch sprach, als Seelsorger für die Deutschen nach Venedig angewiesen. Ab 15. Oktober erfolgte nochmals ein Einsatz als Vikar in Rheinfelden und Herrischried. Am 2. August 1944 wurde Pfarrer Traub als Sanitätssoldat zur Feldeinheit Nr. 45864/San. Komp. nach Italien in Marsch gesetzt. Bei Kriegsende kam er im Raum Treviso in englische Gefangenschaft. Die folgenden Monate war er als Lazarettpfarrer in Udine, in Abano Terme, in einem Gefangenenlager bei Rimini und schließlich als Pfarrer der in Nordwestitalien stationierten Arbeitseinheiten mit Standquartier in Monza bei Mailand eingesetzt. Am 1. April 1947 wurde Pfarrer Traub über das amerikanische Entlassungslager Dachau in die Heimat entlassen.

Am 1. Mai 1947 wurde Traub Kurat der jungen Kuratie Schlatt/Hz. Die Menschen schlossen den geselligen und engagierten Seelsorger schnell in ihr Herz und empfanden es als schmerzhaft, als Traub zum 12. November 1947 als Pfarrer nach Empfingen angewiesen wurde. Beinahe elf Jahre wirkte er hier und nahm sich besonders der Kranken und Ostflüchtlinge an.

Er versah auch das Amt des Dekanatsjugendseelsorgers. Großen Wert legte er auch auf die geistliche Betreuung der Pfarrhaushälterinnen. Viele Jahre übte er das Amt des Präses der Pfarrhaushälterinnen in den Dekanaten Haigerloch und Hechingen aus.

Zum 17. Juli 1958 wurde Traub als Pfarrer nach Bisingen-Steinhofen angewiesen. Dreiundzwanzig Jahre arbeitete er als eifriger und aufgeschlossener Seelsorger in dieser Gemeinde. Er betreute auch die Kranken im Kreiskrankenhaus Hechingen. Als mit dem wirtschaftlichen Aufschwung ab Anfang der sechziger Jahre viele Arbeitskräfte, vor allem auch aus Italien, hier eine neue Heimat fanden, wurde Pfarrer Traub auf Grund seiner guten Italienischkenntnisse mit der Pastoration der dort lebenden italienischen Mitbürger betraut, die er mit viel Liebe und Freude wahrnahm. Pfarrer Traub war auch auf politischem Gebiet als Mitglied des Kreistages in Hechingen tätig.

Nach fast fünfzigjährigem seelsorgerlichem Wirken schied er zum 1. August 1991 aus dem aktiven Seelsorgedienst aus. Seine Heimat Inneringen wählte er als Ruhestandswohnung. Dort wirkte er als Subsidiar in der Seelsorge mit. Ende 1996 zog er in das Josefinenstift in Sigmaringen, wo er gute Betreuung fand. Seine letzte Ruhestätte fand er auf dem Friedhof seiner Heimatgemeinde Inneringen. Hu.

Wolf Lorenz

Geb. 7. 8. 1910 in Obereschach, Kreis Villingen/Schw., ord. 22. 3. 1936; Vikar in Steinach 22. 4. 1936, in Mannheim, St. Peter 16. 11. 1937, Wehrdienst: September 1940 – 28. 7. 1945. Vikar in Engen 17. 9. 1945, in Bruchsal, Hofpfarre 29. 1. 1947. Religionslehrer: Bruchsal, Realgymnasium 1. 9. 1949. Studienrat seit 1954, Oberstudienrat, Gymnasialprofessor 1967. Geistlicher Rat 26. 2. 1976, Ruhestand 1. 8. 1976. Gest. in Bruchsal 21. 10. 1998, beerd. 28. 10. 1998 in Obereschach.

Lorenz Wolf war das neunte von zehn Kindern der Eheleute Xaver und Sofie Wolf. In Obereschach betrieb der Vater eine Landwirtschaft und war noch Ratsschreiber der Gemeinde. Im Alter von vier Jahren verlor er die Mutter. Die Erziehung lag in Händen der älteren Schwester. „Man merkt, daß ihm die verfeinernde mütterliche Erziehung fehlte“, schreibt der Rektor des Erzbischöflichen Gymnasialkonvikts in Freiburg über den Abiturienten. Bis zu seinem 14. Lebensjahr besucht er die Volksschule seines Heimatortes. Aus der tiefreligiösen Familie war schon der älteste Bruder Joseph als Diözesanpriester hervorgegangen (geb. 1895, ord. 1923).

Es war naheliegend, den hellen Kopf Lorenz aufs Gymnasium zu schicken. Ab Sept. 1924 gab ihm der Ortspfarrer Lateinunterricht, und schon mit Beginn des Schuljahres 1925/26 trat er am 27. 4. 1925 in die Untertertia des Berthold-Gymnasiums in Freiburg ein. Das Erzbischöfliche Konvikt war ihm, wie er in seinem Gesuch um Aufnahme in das „Collegium Borromaeum“ schreibt, bis zum Abitur sein Elternhaus. Während das Reifezeugnis in den

sprachlichen Fächern „ziemlich gute“ Leistungen aufweist, werden die Leistungen in Mathematik, Physik und Chemie mit „gut“ bewertet, eine Erscheinung, die allgemein bis auf den heutigen Tag für Schüler aus bildungsarmen Familien gilt. Aus der „Erzbischof Hermann Stiftung“ erhielt er in den Jahren 1925 bis 1931 insgesamt 1330 RM zu dem alleinigen Zweck der Vorbereitung auf den Priesterstand und zum Eintritt in den Kirchendienst der Erzdiözese Freiburg. Dieser Betrag war später zurückzubezahlen.

Lorenz Wolf absolvierte sein Studium an der Universität Freiburg mit gutem Erfolg. Das Semester 1933/34 konnte er in Innsbruck belegen. Am 22. März 1936, dem Sonntag „Laetare“, empfing Lorenz Wolf die Priesterweihe im Freiburger Münster von Erzbischof Dr. Conrad Gröber. 60 Diakone sprachen das „adsumus“. Von ihnen ist keiner seiner Berufung untreu geworden. Heute, 20. 2. 2000, leben noch vier.

„Ich sende Euch als Schafe unter die Wölfe“, rief der Erzbischof den Neupriestern von der Münsterkanzel aus zu. Sie traten alle einen schweren Dienst an inmitten einer der Kirche feindlich gesinnten Staatsführung.

Lorenz Wolf war zunächst Vikar in Steinach/Kinzigtal, dann in Mannheim, Kuratie St. Peter, bis er am 1. Sept. 1940 zum Wehrdienst eingezogen wurde.

Er war zunächst Soldat in einer Sanitäts-Abteilung in Bad Kreuznach, ab März 1941 war er Wehrmachtspfarrer in Griechenland, Kurland (Smolensk u. Stalingrad), Frankreich, Ukraine, Nordbessarabien, Rumänien, Lettland, Estland und Litauen. 1942 wurde er durch einen Granatsplitter verwundet. Am 8. Mai 1945 konnte er auf einem Schnellboot der deutschen Kriegsmarine aus Kurland noch nach Westen gebracht werden. Am 25. 7. 1945 wurde er aus der Wehrmacht entlassen und meldete sich beim Erzbischöflichen Ordinariat zurück, um in der Heimatseelsorge verwendet zu werden.

Mit der Versetzung nach Bruchsal, zunächst als Vikar an die Hofpfarrei am 29. 1. 1947, begann sein beispielhaftes Wirken, das über ein halbes Jahrhundert sein Leben ausgefüllt hat und das in dieser Stadt unvergessen bleiben wird. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man wie der Unterzeichnete, der seit 1960 vor Ort die Aktivitäten von Lorenz Wolf verfolgte, behauptet, er habe dem katholischen Leben in Bruchsal seinen Akzent aufgesetzt. Dabei soll keineswegs das seelsorgerische Engagement des Pfarrklerus geschmälert werden. Vielleicht hatte er es auch leichter als der seiner Pfarrei verpflichtete Pfarrer, da er sich das Feld seiner Aktivitäten aussuchen konnte und nicht an nur eine Pfarrei gebunden war.

Schon in den ersten „Jahresberichten über seine dienstliche Tätigkeit“ wird sein Geschick im Umgang mit Jugendlichen hervorgehoben. Er war Jugendseelsorger für die männliche Jugend der Stadt. Jahrzehntlang wirkte er als Stammes- und Gaukurat der St. Georgspfadfinderschaft, aktiv war er im Bund „Neudeutschland“, im „Mediland“, war Geistlicher Assistent bei der „Altertum-Magnus-Gemeinde“ (KAV) in Bruchsal. Der Jugendpfarrer der Erzdiözese Alfred Beer stellte fest: „Lorenz Wolf ist einer unserer eifrigsten und erfolgreichsten Dekanatsseelsorger.“ An den Dreifaltigkeitssonntagen versammelte er Hunderte von Jugendlichen auf dem Michaelsberg. Er organisierte regelmäßig zusammentretende Gesprächskreise von jungen Akademikern.

Als Religionslehrer an den Bruchsaler Gymnasien, Schönborn, Justus Knecht und Käthe Kollwitz, verstand er sich besonders gut mit den Oberstufenschülerinnen, und dies in den Jahren des Aufruhrs 1968 ff. Er ließ sie reden, hörte ihnen zu, um sie dann mit seinem fundierten Wissen zu einer sachlichen Beurteilung zu bringen. Begehrt war er als Redner bei den kath. Vereinen der Stadt. Seine Predigten in allen Bruchsaler Gottesdiensten zeugten davon, daß er sich mit der aktuellen wissenschaftlichen theologischen Literatur befaßte. Er war ein wissensdurstiger Mensch. Noch in hohem Alter unternahm er eine Reise in die USA, war mehrfach in Frankreich und Italien.

In den Ferien übernahm er Vertretungen in Österreich oder war Campingseelsorger.

Seine Gesundheit war im allgemeinen stabil. Doch im Herbst 1984 zwangen ihn Herzrhythmusstörungen zu einem Krankenhausaufenthalt, dem später noch manch andere folgten. Erstaunlich ist, wie Lorenz Wolf sich immer wieder von den Erkrankungen erholte. Immer war dann sein älterer Bruder Wilhelm aus Köln angereist und hielt Wache am Krankbett. Besonders kritisch stand es um ihn zu Beginn des Jahres 1998. Von Bruchsal wurde er in das Klinikum nach Karlsruhe verlegt, dann wieder zurück nach Bruchsal, schließlich suchte er Erholung im Sanatorium auf dem Dobel, um dann wieder in sein Domizil im Lärchenweg 8 zurückzukehren. Im August feierte er auf dem Michaelsberg seinen 88. Geburtstag im Kreis mehrerer Freunde. Am 10. Oktober nahm er noch am Besinnungstag des Kath.

Akademikerverbandes teil. Gerade aus dem Krankenhaus entlassen, vom nahen Tod gezeichnet, aber geistig hell wach beteiligte er sich an der Diskussion. Als nach dem Mittagessen eine Studiendirektorin für ein Projekt in Uganda/Afrika warb, war er spontan bereit, den fehlenden Betrag von 4650 DM zum Bau einer Jugendwohnung zu spenden. Wenige Stunden vor seinem Tod am 21. 10. 1998 unterzeichnete er im Krankenhaus den Zahlungsauftrag.

Welches Bild werden wir uns von dem Menschen Lorenz Wolf bewahren? In dem Skrutinialbericht (Prüfungsbericht für den Weihenandidaten von 1935) heißt es: „Ein echter Schwarzwälder, etwas zurückhaltend und mißtrauisch, nicht so leicht zugänglich, doch im Grunde gut und zuverlässig.“

Er ist sich treu geblieben, und so können wir ihn im Gedächtnis behalten. r. i. p.

Bruno Schwalbach

Wursthorn Friedrich

Geb. 22. 1. 1915 in Bad Dürkheim, ord. 2. 4. 1940 in der Konviktskirche in Freiburg durch Weihbischof Wilhelm Burger. 12. 6. 1940 bis 25. 11. 1945 Wehrdienst. 3. 9. 1946 Vikar in Kenzingen, 3. 12. 1947 Präfekt im Studienheim St. Georg in Freiburg, 20. 7. 1948 Vikar in Bad Krozingen, 6. 5. 1949 Hausgeistlicher im Krankenhaus Ebersteinburg, 1. 9. 1949 Vikar in Stadelhofen, 28. 4. 1950 in Gaggenau. 3. 10. 1956 Pfrvw. in Weilheim/Hz., 3. 10. 1956 in Unterlauchringen, 9. 4. 1959 in Niedereschach. 10. 10. 1961 Hausgeistlicher im Sanatorium Friedrichshöhe in Oberachern. Ruhestand 15. 4. 1967 in Bühlertal, 1. 11. 1973 in Königsfeld, 1979 in Brigachtal, 1. 5. 1985 in Endingen, 14. 6. 1989 in Ettenheimmünster, 15. 11. 1990 in Hechingen-Schlatt, 1992 in Hechingen-Weilheim, 28. 4. 1997 in Brigachtal. Gest. 13. 3. 1998 in Bräunlingen, beerd. 17. 3. 1998 in Bad Dürkheim.

Pfarrer Friedrich Wursthorn wurde als viertes von sechs Kindern des Salinenarbeiters Johann Nepomuk Wursthorn und seiner Ehefrau Fridolina, geb. Schneider, geboren. Ab der sechsten Volksschulklasse erhielt er vom Kaplan Unterricht in Latein und trat im Frühjahr 1928 als Zögling des Konradhauses in die Quarta des Konstanzer Gymnasiums ein. Nach dem Abitur im Februar 1935 leistete er den Reichsarbeitsdienst in Donaueschingen und studierte dann Theologie in Freiburg und Würzburg.

Noch als Seminarpriester in St. Peter wurde er wie ein großer Teil seines Weihenjahrganges am 12. 6. 1940 zur Wehrmacht eingezogen. Als Sanitätssoldat – zuletzt im Rang eines Feldwebels – stand er in Jugoslawien und Rußland an der Front. 1944 wurde er schwer verwundet, so daß man ihm am 31. 3. 1944 im Lazarett in Donaueschingen das linke Bein in einer Vollamputation abnehmen mußte. Wursthorn war Inhaber des Kriegsverdienstkreuzes II. Klasse, der Winterrostmedaille und des Verwundetenabzeichens in Silber. Am 25. 11. 1945 wurde er aus dem Wehrdienst entlassen. Nach längerer Zeit der Genesung und Vollendung des Seminarjahres konnte er am 3. 9. 1946 seine erste Vikarstelle antreten.

Obwohl er die immer wieder auftretenden starken Schmerzen, seine Schwierigkeiten als Kriegsinvalide mit zäher Energie überwand, mußte man doch beim Einsatz in der Seelsorge darauf Rücksicht nehmen. Ab Dezember 1947 war er ein halbes Jahr Präfekt im Erzbg. Gymnasialkonvikt in Freiburg. Nach der Vikarszeit in Bad Krozingen wurde ihm die Stelle des Hausgeistlichen am Krankenhaus in Ebersteinburg übertragen, wo ihm die Behandlung seiner Kriegsverletzung möglich war.

Zum 10. Dezember 1953 erhielt er seine erste selbständige Stelle in Weilheim/Hz. Die Lage von Pfarrhaus und Friedhof war besonders im Winter ein Problem für den beinamputierten Pfarrer. 1956 wechselte er deshalb nach Unterlauchringen und 1959 nach Niedereschach. Zum 10. Oktober 1961 erfolgte seine Anweisung als Hausgeistlicher an das Sanatorium Friedrichshöhe in Oberachern. Gleichzeitig wurde er als Bezirkspräses des kath. Werkvolkes zur Mitarbeit in der Industrie- und Arbeiterseelsorge im mittelbadischen Gebiet beauftragt.

Seine Rente als Schwerkriegsversehrter gab er für gute Werke aus. Doch seine psychische Belastbarkeit nahm immer mehr ab, so daß er sich zum 15. April 1967 zur Ruhe setzen ließ. Die Jahre des Ruhestandes verbrachte Pfarrer Wursthorn in Bühlertal, Königsfeld, Brigachtal, Endingen, Ettenheimmünster, Hechingen-Schlatt, Hechingen-Weilheim und schließlich noch einmal in Brigachtal. Seine letzte Ruhestätte fand er in seiner Heimat Bad Dürkheim.

Hu.

1999

Abeska Heinz

Geb. 3. 7. 1947 in Malsch bei Ettlingen, ord. 4. 5. 1975 im Münster zu Freiburg durch Erzbischof Schäufele. 30. 5. 1975 Vikar in Rheinstetten-Neuburgweiler, 2. 7. 1975 in Dossenheim, 19. 8. 1975 in Waghäusel-Kirrlach, 10. 4. 1978 in Waibstadt, 24. 1. 1979 in Ettlingen, Herz-Jesu. 12. 9. 1970 Pfrvw. in St. Laurentius in Uhlingen-Brenden. 10. 9. 1983 Pfr. in Ettlingen-Schöllbronn, St. Bonifatius. Mitverwaltung der Pfarrei St. Georg in Malsch-Völkersbach. 1. 11. 1984 Verzicht. 10. 1. 1985 Vikar in Pforzheim, Liebfrauen, 11. 1. 1988 Pfarrvikar in Bad Rappenau-Heinsheim. Gest. 25. 6. 1999 in Pforzheim. Suizid. Beerd. 1. 7. 1999 in Malsch bei Ettlingen.

Heinz Abeska war der Sohn des Posthauptschaffners Viktor Abeska und seiner Ehefrau Flora, geb. Kunz. Er hatte zwei Brüder. 1958 trat er in das Gymnasium der Heimschule Lender in Sasbach ein. Nach dem Abitur im Jahre 1966 studierte er in Freiburg Theologie. Am 4. Mai 1975 wurde er, zusammen mit sieben Mitbrüdern, von Erzbischof Hermann Schäufele im Münster Unserer Lieben Frau zu Freiburg zum Priester geweiht.

Während der Vikarsjahre lernte er das breite Spektrum pfarrlicher Arbeit kennen. 1979 wurde er als Pfarrverweser auf seine erste selbstständige Stelle nach Uhlingen-Brenden mit der Pastoration der Pfarrei Berau angewiesen.

Zum 10. September 1983 wurde er Pfarrer in Ettlingen-Schöllbronn. Hier machte sich bald eine seelische Labilität bemerkbar; er fühlte sich in der Arbeit überfordert und suchte deshalb einen Ausweg, indem er für einige Zeit untertauchte. Zum 1. November 1984 verzichtete er auf die Pfarrei. Nach einem Klinikaufenthalt in Oberwil, Kt. Zug, fühlte er sich wieder so weit hergestellt, daß er eine Vikarstelle in Pforzheim, Liebfrauen übernehmen konnte. Hier fand er guten Kontakt zu den Menschen und widmete sich vor allem der begleitenden Seelsorge.

Anfang 1989 wurde Abeska als Vikar nach Rappenau-Heinsheim versetzt. Hier wurde ihm die Seelsorgearbeit bald zur Last. Ab September 1989 verschwand er mehrfach von seinem Arbeitsplatz und seinem Wohnort und tauchte irgendwo in asozialen Kreisen unter. 1996 konnte er den Tod seiner Mutter nicht verkraften und hielt sich monatelang bei Bekannten versteckt. Durch Zufall gefunden, kam er in eine Klinik in Obersihl (Schweiz). Am 21. 10. 1998 wurde er in die Klinik Ortenau in Zell a. H. aufgenommen. Am 26. 10. 1998 war er wieder verschwunden. Im Januar 1999 war er in Pforzheim. Ab 16. 2. 1999 war sein Aufenthalt unbekannt. Am 25. 6. 1999 suchte er durch den Tod den Ausweg aus dem belastenden Kreislauf.

Hu.

Baader Josef Engelbert

Geb. 26. 2. 1932 in Frickingen, ord. 18. 5. 1958 in Freiburg, Münster Unserer Lieben Frau. 23. 6. 1958 Vikar in Gottmadingen, 12. 7. 1958 in Fützen, 23. 11. 1960 in Mingolsheim, 10. 1. 1963 in Eichersheim, 4. 7. 1963 Pfrvw. in Eichersheim. 1. 10. 1964 Pfrvw. in Emmingen ab Egg. 31. 7. 1966 Investitur. 14. 10. 1973 Pfr. in Lottstetten. 1. 9. 1975 Mitverwaltung Altenburg, St. Jakobus. 9. 9. 1985 Pfr. in Gaienhofen-Horn, Mitverwaltung Hemmenhofen. 14. 12. 1992 Geistl. Rat ad honorem. 1. 8. 1998 Ruhestand in Frickingen. Gest. 12. 10. 1999 in Überlingen, beerd. 15. 10. 1999 in Frickingen.

Josef Baader war das jüngste von drei Kindern des Bäckermeisters Fridolin Baader und seiner Ehefrau Frida, geb. Löhle. Ab 1944 besuchte er als Zögling des Konradishauses das Gymnasium in Konstanz. Nach dem Abitur 1952 studierte er in Freiburg und Tübingen Theologie. Er war ein guter Sänger, aber Stotterer. Er wurde ein Jahr zurückgestellt und arbeitete im Herder-Verlag als Korrektor. Am 18. Mai 1958 wurde er, zusammen mit 35 Mitbrüdern, von Kapitularvikar Weihbischof Hermann Schäufele im Münster Unserer Lieben Frau in Freiburg zum Priester geweiht.

Der junge Vikar fiel als tiefgründiger Seelsorger auf. Seine erste Pfarrstelle erhielt er in Emmingen ab Egg, auf die er nach Präsentation durch den Fürsten zu Fürstenberg in Do-

nauerschingen am 31. Juli 1966 investiert wurde. Gleichzeitig war ihm die Mitpastoration der Pfarrei Biesendorf aufgetragen. Ein Autounfall im Jahre 1964, bei dem Pfarrer Baader erheblich verletzt wurde, setzte dem Eifer des „stillen“, „bescheidenen“, aber zugleich „zielklaren“ Priesters gleich zu Beginn seiner Tätigkeit hier Grenzen. Kontaktfreudig und sehr beliebt, konnte er die Gemeinde, die ihren Traditionen verhaftet war, langsam im Sinne heutiger Gemeindearbeit auflockern.

Auf seine Bewerbung hin wurde er 1973 nach Lottstetten im Klettgau versetzt und am 14. Oktober 1973 investiert. Ab September 1975 übernahm er zusätzlich die Pastoration der Pfarrei Jestetten-Altenburg. Neben der Arbeit in der Pfarrei war er Frauenseelsorger im Dekanat.

Im Jahre 1985 übernahm Pfarrer Baader einen neuen Wirkungskreis als Pfarrer von Gaienhofen-Horn und Pfarradministrator von Gaienhofen-Hemmenhofen. Hier arbeitete er bis zu seiner Zuruhesetzung am 1. August 1998. Dekan Bernhard Maurer schrieb 1994 in seinem Visitationsbericht: Er ist ein Priester, der seine Pfarreien liebt und die Menschen gerne hat und so ihr Leben teilt. Dies öffnet ihm viele Türen und verschafft Achtung bei allen Kreisen.

In Horn ließ er das ehemalige Gasthaus „Zur schönen Aussicht“ zum Pfarrgemeindehaus umbauen und die Pfarrkirche innen umfassend renovieren. Ferner ließ er die Pfarrkirche in Gaienhofen renovieren und das Pfarrhaus in Hemmenhofen instand setzen.

Erzbischof Oskar Saier ernannte ihn in Anerkennung seines seelsorgerlichen Einsatzes in seinen Pfarreien zum Geistlichen Rat ad honorem.

Seinen Ruhestand verbrachte Pfarrer Baader in seiner Heimatgemeinde Frickingen, wo er auch seine letzte Ruhestätte fand. Hu.

Bayer Joseph Augustin

Dr. theol. Geistl. Rat ad honorem

Geb. 23. 8. 1911 in Hofweier, ord. 19. 3. 1939 im Münster ULF in Freiburg durch Erzbischof Gröber. 12. 4. 1939 Vikar in Karlsruhe, Unser Lieben Frau, 12. 7. 1939 in Schwetzingen, 16. 8. 1940 in Freiburg, St. Konrad, 4. 10. 1941 in Ettenheim. 1941 bis 15. 3. 1945 Präfekt des Gymnasialkonvikts Freiburg. 15. 3. 1945 Pfarrvikar in Heiligenzell, 28. 7. 1945 Vikar in Lahr, St. Peter und Paul, 14. 10. 1946 Vikar in Pforzheim, St. Franziskus. 24. 4. 1951 Pfrvw. in Sinsheim/Elsenz, 22. 5. 1952 inv. 25. 5. 1959 Kammerer. 15. 2. 1961 Pfr. in Kappelrodeck. 17. 4. 1961 zugleich Spiritual des Spätberufenenseminars St. Pirmin in Sasbach. 19. 3. 1975 Geistlicher Rat ad honorem. 19. 9. 1976 Pfr. in Gutach. 1. 9. 1981 Ruhestand in Hohberg-Hofweier. Gest. 19. 5. 1999 in Offenburg, beerd. 22. 5. 1999 in Hohberg-Hofweier.

Dr. Bayer war das zehnte Kind des Bahnarbeiters Augustin Bayer und seiner Ehefrau Sofie, geb. Kopf. Nach Abschluß der Volksschule wurde der begabte Schüler vom Heimatpfarrer auf den Besuch des Gymnasiums vorbereitet, so daß er ab 1927 das Gymnasium der Lenderschen Anstalt in Sasbach besuchen konnte. Nach dem Abitur im Jahre 1934 nahm er in Freiburg das Theologiestudium auf. 1936/37 wurde eine Preisarbeit an der Universität als Grundlage einer Dissertation angenommen: „Die Stellung Martin Gerberts von St. Blasien in der Geschichte der Liturgieforschung und der liturgischen Bewegung“. Bayer war ein „alter Mann“ unter den Alumenen, mit 26 Jahren vollständig grau, ein starker Raucher. Am 19. März 1939 wurde er, zusammen mit 34 Mitbrüdern, von Erzbischof Conrad Gröber im Münster Unserer Lieben Frau zu Freiburg zum Priester geweiht.

Im Gegensatz zu vielen seiner Altersstufe hatte Bayer das Glück, daß er nicht zum Militär eingezogen wurde. So konnte er sich in der freien Zeit um die Fortführung seiner Dissertation kümmern. Als Vikar in Pforzheim hielt er Vorlesungen an der Volkshochschule, war Religionslehrer am Realgymnasium und Leiter des Kreiscaritasvorstandes.

Bereits zum 10. Dezember 1941 wurde Bayer wegen seiner guten theologischen Voraussetzungen und nicht zuletzt, um das Promotionsstudium abschließen zu können, als Präfekt an das Erzbischöfliche Gymnasialkonvikt nach Freiburg versetzt. In der Kriegszeit forderten die Verrechnungen mit dem Ernährungsamt viel Engagement. Seine technischen Fähigkeiten ersparten manchen Handwerker. Am 12. Juli 1942 wurde Bayer cum laude zum Dr. theol. promoviert.

Zum 24. April 1951 wurde Dr. Bayer auf seine erste selbständige Stelle als Pfarrverweser der Diasporagemeinde Sinsheim mit der Filiale Dühren im Kraichgau angewiesen. Am 22. Mai 1952 wurde er investiert. In den nahezu zehn Jahren gelang es ihm die in der Pfarrei bestehenden Spaltungen zu überwinden sowie auch die vielen Heimatvertriebenen, die der Kirche oft entfremdet waren, in die Pfarrgemeinde einzubinden. In seine Zeit fiel der Umbau des ehemaligen Kath. Schulhauses zum Pfarrheim sowie die vorbereitenden Planungen für den Bau einer neuen Pfarrkirche.

Am 15. Februar 1961 wurde er auf seine nächste Pfarrei, die 3500 Seelen zählende Pfarrei Kappelrodeck, angewiesen. Die Investitur fand am 16. April 1961 statt. Am 17. April 1961 wurde er gleichzeitig zum Spiritual des Spätberufenenseminars St. Pirmin in Sasbach bestellt. Sein besonderes Bemühen galt den Kranken. Auf seine Initiative hin entstand ein örtliches Altenwerk. Großen Zuspruch fanden seine regelmäßigen Vorträge im Kath. Bildungswerk.

1974 bat er um die Versetzung in eine kleinere, seiner Gesundheit zuträglichere Pfarrei. Seinem Wunsch wurde entsprochen und zum 17. August 1976 wurde er auf die Pfarrei Gutach im Elztal angewiesen. Nach fünf Jahren, nahezu 70 Jahre alt, bat er wegen seines angegriffenen Gesundheitszustandes um die Pensionierung zum 1. September 1981.

Im Ruhestand lebte er in seiner Heimatgemeinde Hohberg-Hofweier. Regelmäßig übernahm er Ferienvertretungen für seine Mitbrüder in der Ortenau. Endlich hatte er auch Zeit, sich mit der Heimatforschung zu beschäftigen. Zahlreich waren seine Vorträge und Publikationen, z. B. in den Jahrbüchern des Historischen Vereins Mittelbaden.

Nachdem er bereits 1975 von Erzbischof Hermann Schäufele zum Geistlichen Rat ad honorem ernannt wurde, verlieh ihm seine Heimatgemeinde 1996 die Ehrenbürgerwürde, die zweite neben seinem Bruder, dem Altbürgermeister Michael Bayer. Dr. Josef Bayer war gerne Priester und hat sich stets voll eingesetzt, wohin ihn der Erzbischof schickte, bis die Altersbeschwerden einsetzten. Auch dann noch hat er manchem geplagten Amtsbruder geholfen. Hu.

Veröffentlichungen:

Die Schule auf dem Lande im 18. Jahrhundert. In: Die Ortenau 65, 1985, S. 309–321.

Philipp Jakob Schmautz, Pfarrer in Hofweier. 1714–1759. In: Die Ortenau 66, 1986, S. 276–300.

Kirchenordnung der Pfarrey Niederalpfen hochfreyhl. Dalberg und Bebedorfsche Herrschaft. In: Die Ortenau 67, 1987, S. 144–150.

Franz Xaver Lender. In: Die Ortenau 69, 1989, S. 223–234.

Die Ungarnauswanderer aus Hofweier und deren Schicksal in der neuen Heimat. In: Die Ortenau 71, 1991, S. 252–256.

Die Entwicklung der Volksschule in Hofweier nach zwei Protokollbüchern des Ortsschulrates von 1870–1916. In: Die Ortenau 72, 1992, S. 241–249.

Die Dietburger Tracht. In: Die Ortenau 77, 1997, S. 388.

Dr. Philipp Joseph Brunner, Ministerialrat in Karlsruhe und Pfarrer in Hofweier. In: FDA 92, S. 201–221.

Lit.: Dieter Kauß, Geistlicher Rat, Pfarrer Josef Bayer (1911–1999). In: Die Ortenau 79, 1999, S. 10–12.

Berthold Karl Robert

Geb. 13. 2. 1930 in Dresden, ord. 27. 5. 1956 in Freiburg. 4. 7. 1956 Vikar in Heidelberg-Rohrbach, 25. 7. 1956 in Grünsfeld, 7. 5. 1958 in Oberhausen, Dek. Philippsburg, 1. 7. 1961 in Karlsruhe-Mühlburg, 1. 8. 1964 Pfr. in Welschingen, 20. 6. 1965 inv. 13. 11. 1972 Dekan des Kapitels Engen bis zur Aufhebung des Dekanats Ende 1976. 27. 11. 1985 Mitverwaltung von Watterdingen. 1. 5. 1990 Ruhestand in Öhningen-Wangen. Gest. 12. 4. 1999 in Reichenau, beerd. 16. 4. 1999 in Öhningen-Wangen.

Robert Berthold wurde als einziges Kind des Diplomkaufmanns Gustav Berthold und seiner Ehefrau Elisabeth, geb. Zipp, in Dresden geboren. Dort besuchte er ab 1940 das Realgymnasium, bis die Eltern, nach einem Luftangriff völlig ausgebombt, in ihre Heimat nach Hirschhorn am Neckar zurückkehrten. Nach dem Krieg arbeitete Berthold zunächst ein Jahr in der Landwirtschaft, bevor er 1946 bis 1950 den Schulabschluß am Realgymnasium Eber-

bach nachholte. Im Wintersemester 1950/51 nahm er als Priesterkandidat der Diözese Mainz in Mainz das Theologiestudium auf. Da die Eltern inzwischen nach Heidelberg umgezogen waren, wechselte er nach der Externitas, die er in Innsbruck verbrachte, als Priesterkandidat nach Freiburg, wo er das Studium abschloß. Am 27. Mai 1956 wurde er, zusammen mit 28 Mitbrüdern, von Erzbischof Eugen Seiterich im Münster Unserer Lieben Frau zu Freiburg zum Priester geweiht.

Sein Prinzipal in Karlsruhe-Mühlburg berichtet über den Vikar an das Erzb. Ordinariat: er ist ein „Priester, der Tag und Nacht arbeitet, betet, seinen Unterricht gediegen vorbereitet, der seine Predigt wörtlich schreibt und früh damit anfängt ...“.

Zum 1. August 1964 wurde er als Pfarrverweser auf seine erste und einzige selbständige Stelle nach Engen-Welschingen angewiesen. Am 20. Juli 1965 wurde er, nach Präsentation durch den Fürsten von Fürstenberg, als Pfarrer investiert. Mehr als 25 Jahre wirkte er hier und in den Filialen Barga und Watterdingen.

Ein besonderer Schwerpunkt seiner Seelsorgsarbeit war die Pflege der Wallfahrt zur Schmerzmutter, die dazu führte, daß die Gemeinde in diesen Jahren zu einem „geistlichen Zentrum“ des Hegaus wurde. Hierzu trug nicht zuletzt auch seine Begabung als volkstümlicher und guter Prediger bei. Als guter Liturgiker verstand er es, die liturgischen Neuerungen des Zweiten Vatikanischen Konzils in den Gemeinden umzusetzen. Wichtig war ihm auch der Dialog zwischen den Konfessionen und Religionen, vor allem mit dem Judentum, und die Erwachsenenbildung. Er hielt viele Vorträge zu Themen der Ökumene, über Sekten und Konfessionskunde sowie über Kirchengeschichte und unterhielt gute Kontakte zur anglikanischen Kirche und zur jüdischen Kultusgemeinde Badens.

Die neue Pfarr- und Wallfahrtskirche mit Gemeinderäumen im Untergeschoß konnte am 11. November 1973 von Weihbischof Karl Gnädinger konsekriert werden. Auch den Bau eines neuen Pfarrhauses veranlaßte er.

Pfarrer Berthold war viele Jahre zweiter Frauenseelsorger im Dekanat. 1972 bis 1977 nahm er das Amt des Dekans wahr. Auf Grund seiner schlechten gesundheitlichen Verfassung schied er zum 1. Mai 1990 aus dem aktiven Seelsorgedienst aus. Er zog ins Pfarrhaus in Öhningen-Wangen und half als Subsidiar in der Seelsorge aus. In Öhningen-Wangen fand er auch seine letzte Ruhestätte.

Hu.

Bienias Stephan

Geb. 10. 12. 1929 in Derschau/Oberschlesien (jetzt Suchego Boru). Ord. 22. 6. 1958 in Oppeln. Vikar in Zabrze, Ackerfeld und Pikowice. Dezember 1966 Übersiedlung in die Bundesrepublik. 15. 1. 1967 Vikar in Kappelrodeck. 1. 8. 1967 Pfrvw. in Gammertingen-Feldhausen, 16. 4. 1975 in Eppingen-Richen. 26. 6. 1980 inkardiniert. 1. 9. 1987 einstweiliger Ruhestand in Eppingen-Richen. 15. 4. 1988 Vikar. 15. 8. 1988 Pfarradministrator in Tengen-Wiechs a. R., 19. 9. 1989 in Hilzingen-Weiterdingen, 1. 5. 1990 in Lichtenau-Ulm. 1. 12. 1990 Subsidiar mit Titel Pfarrer in Mudau und Mudau-Steinbach. 1. 2. 1998 Ruhestand in Eppingen-Richen. Gest. 7. 4. 1999 in Eppingen-Richen, beerd. 12. 4. 1999 ebenda.

Stephan Bienias war der Sohn der deutschen Eltern Peter B. und der Martha, geb. Michalski. Er wuchs mit zehn Geschwistern auf. Eine Schwester wurde Arme Schulschwester. Drei Brüder und zwei Schwestern haben bereits 1945 Oberschlesien verlassen. Stephan besuchte das humanistische Gymnasium in Oppeln. Nach dem Abitur 1951 wurde er 1951 bis 1953 dienstverpflichtet und machte eine Ausbildung als Elektrotechniker. Danach erhielt er die Erlaubnis zum Theologiestudium, das er 1953–58 in Neiße und Oppeln absolvierte.

Auf drei Vikarstellen sammelte er vielfältige Erfahrungen in der Seelsorge im kommunistischen Polen zur Zeit des „Kalten Krieges“. Da fünf seiner Geschwister bereits 1945 nach Deutschland ausgewandert waren, erhielt er im Dezember 1966 die Ausreiselerlaubnis in die Bundesrepublik Deutschland. Da eine seiner Schwestern als Pfarrhaushälterin bei einem Pfarrer in unserer Erzdiözese arbeitete, ergab sich der Bezug der Erzdiözese Freiburg, wo er um Aufnahme in den Diözesandienst nachsuchte.

Pfarrer Bienias nahm zunächst an den Lehrveranstaltungen für die Seminaristen im Priesterseminar in St. Peter teil. Zum 15. Februar 1967 wurde er als Vikar nach Kappelrodeck ange-

wiesen. Die Umstellung auf die hiesigen Verhältnisse fiel Pfarrer Bienias auf Grund der Unterschiede in der pastoralen Arbeit und in der Einstellung der Menschen zur Kirche nicht leicht.

Als selbständiger Seelsorger in den kleinen Zollerngemeinden, die hauptsächlich von Landwirtschaft und landwirtschaftlichen Nebenbetrieben geprägt sind und wo noch reges religiöses Leben herrschte, fühlte sich Pfarrer Bienias schnell wohl. Er besaß guten Kontakt zur Bevölkerung, insbesondere zur Jugend, um die er sich besonders und mit einigem Erfolg bemühte. Die Pfarrkirche zu Feldhausen ließ er renovieren und erweitern. Auch in den Pfarreien Eppingen-Richen und Gammingsen sorgte er eifrig für den inneren Aufbau der Gemeinde, nahm sich besonders der Jugend an und unterstützte über das gewöhnliche Maß hinaus Aussiedlerfamilien und Bedürftige. Eine sich immer stärker bemerkbar machende Krankheit schränkte Pfarrer Bienias in seiner seelsorgerlichen Tätigkeit mehr und mehr ein. Mit der Versetzung in den einstweiligen Ruhestand zum 1. September 1987 wurde ihm die Möglichkeit gegeben, sich einer gründlichen Behandlung zu unterziehen.

1966 hatte ihm der Ordinarius von Oppeln die Ausreise verweigert und er wurde vom Primas von Polen suspendiert. 1980 bewilligte seine Heimatdiözese Oppeln seine Exkardination. Mit Urkunde vom 26. Juni 1980 wurde Pfarrer Bienias in die Erzdiözese Freiburg inkardiniert.

Im Frühjahr 1988 hatte sich sein Gesundheitszustand so weit gebessert, daß er wieder in die Seelsorge zurückkehren konnte. In der traditionell geprägten Pfarrei Wiechs am Randen führte er das Gotteslob ein und gründete eine Frauengemeinschaft. Er übernahm zusätzlich auch vorübergehend die Pastoration von Hilzingen-Weiterdingen und Tengen-Blumenfeld.

Zum 1. Mai 1990 wurde Pfarrer Bienias nach Lichtenau-Ulm angewiesen mit gleichzeitiger Pastoration von Bühl-Moos.

Zu diesen Gemeinden fand Pfarrer Bienias jedoch keinen Zugang, so daß er zum 1. Dezember 1990 als Subsidiar nach Mudau und Mudau-Steinbach kam. Eine schwere Krankheit zwang Pfarrer Bienias seine Zuruhesetzung zum 1. Februar 1998 zu beantragen. Seine letzten Lebensmonate verbrachte er in Eppingen-Richen. Hu.

Bochenek Wieslaw Jan, Pater Johannes OSPPE (Pauliner)

Geb. 9. 1. 1954 in Plaszkowa/Polen, ord. 20. 6. 1981 in Tschentochau. 1961–1969 Grundschule in Plaszkowa/Polen. 1969–1974 Technikum in Nowy Sacz, Abitur. 1974–1975 Noviziat bei den Paulinern. 24. 8. 1975 Ordensprofeß. 1975–1977 Philosophiestudium im Priesterseminar der Pauliner in Krakau. 1977–1981 Theologiestudium ebenda. 20. 6. 1981 Priesterweihe. 1981–1983 Kaplan in Mainburg, Diözese Regensburg. 1983–1989 Prior in Mainburg. 1883–1993 Pfarradministrator in Großgundertshausen und Volkenschwand, Diözese Regensburg. 1993 Prior und Pfarradministrator in Todtmoos, Erzdiözese Freiburg, 1996 Pfarradministrator in Bernau. 5. 3. 1998 deutsche Staatsangehörigkeit. 5. 10. 1998 Beurlaubung. 5. 10. 1998 Pfarradministrator in Angelbachtal und Sinsheim-Hilsbach. Gest. 16. 10. 1999 in Heidelberg, beerd. 20. 10. 1999 in Todtmoos. Hu.

Bürgel Wilhelm

Geb. 10. 3. 1912 in Fützen, ord. 7. 3. 1937 von Erzbischof Conrad Gröber im Münster Unser Lieben Frau in Freiburg. 1. 4. 1937 Vikar in Schuttertal-Schweighausen, 22. 7. 1937 in Biberrach, 23. 9. 1937 in Ottenhöfen, 11. 1. 1939 in Teningen-Heimbach. 14. 7. 1939 Krankheitsurlaub. 16. 11. 1939 Vikar in Heiligenberg-Betenbrunn, 1. 2. 1940 in Heiligenberg-Röhrenbach, 13. 8. 1940 in Limpach. 30. 4. 1941 Pfarrvikar in Oberkirch-Nußbach, 27. 10. 1943 in Ubstadt-Weiher. 11. 9. 1945 Vikar in Löffingen. 10. 1. 1951 Pfrvw. in Furtwangen Rohrbach. 15. 5. 1955 als Pfarrer inv. 1. 7. 1976 Ruhestand in Villingen-Schwenningen-Tannheim, 15. 9. 1990 in Donaueschingen. Gest. 2. 3. 1999 in Donaueschingen, beerd. 8. 3. 1999 in Freiburg auf dem Hauptfriedhof.

Pfarrer Wilhelm Bürgel war der Sohn des Zollsekretärs Wilhelm Bürgel und der Berta, geb. Hepfer. Er hatte einen Bruder und fünf Schwestern. Ab 1922 besuchte er das Realgymnasium in Freiburg, wo er 1931 die Reifeprüfung ablegte. Nach einem Vorkurs und Ergänzungsabitur in alten Sprachen nahm er 1932 in Freiburg das Theologiestudium auf. Am 7. März 1937 wurde

er zusammen mit 63 Mitbrüdern von Erzbischof Conrad Gröber im Münster Unser Lieben Frau in Freiburg zum Priester geweiht.

Wegen seiner geschwächten Lunge und chronischer Bronchitis mußte er wiederholt das Krankenhaus aufsuchen. So konnte er erst nach mehreren Vikarsposten am 10. Januar 1951 die Pfarrei Furtwangen-Rohrbach übernehmen. 25 Jahre wirkte er treu und gewissenhaft in der kleinen, aber weitausgedehnten Schwarzwaldgemeinde. Zusätzlich erteilte er Religionsunterricht an der Gewerbe- und Berufsschule in Furtwangen.

Seinen Ruhestand verbrachte er zunächst in Tannheim, wo er als Subsidiar in der Seelsorge mitarbeitete. Im Herbst 1990 zog er in das Altenheim St. Michael in Donaueschingen. Er feierte mit den Bewohnern Eucharistie und nahm an ihrem Leben teil. Hu.

Bürkle Franz Xaver, Geistl. Rat

Geb. 10. 4. 1924 in Schutterwald, ord. 24. 6. 1951. 25. 7. 1951 Vikar in Forst bei Bruchsal, 5. 9. 1951 in Renchen, 30. 11. 1951 in St. Leon, 21. 10. 1953 in Mannheim-Waldhof, St. Franziskus, 29. 7. 1954 in Untergrombach, 1. 2. 1955 in Rastatt, St. Alexander, 20. 11. 1996 in Karlsruhe, St. Bernhard. 16. 7. 1953 Pfrvw. in Mahlberg b. Lahr. 22. 5. 1960 inv. 17. 12. 1990 Geistlicher Rat ad honorem. 1. 8. 1991 Ruhestand in Schutterwald. Gest. 28. 6. 1999 in Schutterwald, beerd. 2. 7. 1999 in Mahlberg.

Pfarrer Franz Xaver Bürkle war der Sohn des Sattlers und Tapeziermeisters Joseph Bürkle und seiner Ehefrau Viktoria, geb. Seigel. Er hatte vier Brüder. Der Älteste fiel als Abiturient im Osten. Ein Bruder starb 1941 an Rippenfellentzündung. Zwei Brüder des Vaters waren Pfarrer in unserer Diözese. So wunderte es nicht, daß Franz wie auch sein älterer Bruder, der dann an der Ostfront fiel, den Wunsch äußerte, den Priesterberuf zu ergreifen. Von 1935 bis 1942 besuchte er das Grimmelshausen-Gymnasium in Offenburg, wurde dann aber, kurz vor dem Abitur, zu den Waffen gerufen. In Straßburg und dann an der Ostfront eingesetzt, wurde er zweimal verwundet und erlitt Erfrierungen an den Füßen. Gegen Ende des Krieges gelang es Bürkle, nach einer Irrfahrt hinter den feindlichen Linien heimatlichen Boden zu erreichen, wo er am 17. März in amerikanische Kriegsgefangenschaft geriet. Nach harten Entbehrungen in einem Arbeitslager in Frankreich kehrte er Weihnachten 1945 in die Heimat zurück. Obwohl ihm wegen des Kriegseinsatzes bereits im Jahre 1942 das Notabitur zuerkannt worden war, nutzte Bürkle die Zeit der Genesung nach einer Operation, bei der ihm Granatsplitter aus dem Kiefer entfernt wurden, um die ordentliche Reifeprüfung abzulegen. Im Wintersemester 1946/47 nahm er in Freiburg das Theologiestudium auf und wurde am 24. Juni 1951, zusammen mit 39 Mitbrüdern, unter ihnen auch Emil Stehle, Bischof in Ecuador, von Erzbischof Wendelin Rauch im Münster Unserer Lieben Frau zu Freiburg zum Priester geweiht.

Vikar Bürkle fand auf Grund seines offenen und heiteren Wesens Zugang zu den Menschen. Sein Weggang wurde besonders in der Industriepfarrei Mannheim-Waldhof schmerzlich empfunden. Zum 16. Juli 1958 wurde Bürkle als Pfarrverweser in die Ortenaugemeinde Mahlberg mit der Filiale Orschweier angewiesen und am 22. Mai 1960 als Pfarrer investiert. Diese Pfarrei wurde ihm zur Lebensaufgabe. Über dreiunddreißig Jahre lang trug Pfarrer Bürkle als väterlicher Hirte Sorge für den inneren und äußeren Aufbau der Gemeinde.

Pfarrer Bürkle widmete sich auch den anstehenden Bauaufgaben. So wurde die Pfarrkirche einer gründlichen Innenrenovation unterzogen und neu gestaltet. Der alte Kindergarten wurde zunächst erweitert, bis schließlich im Jahre 1983 ein Neubau realisiert werden konnte, in dessen Untergeschoß auch Jugendräume geschaffen wurden. Schließlich konnte auch die Außenfassade der Kirche instandgesetzt werden. In Orschweier wurde die alte kath. Feldkirche St. Andreas auf dem Friedhof einer umfassenden Außen- und Innenrenovation unterzogen. Neben der Arbeit in der eigenen Pfarrei war Pfarrer Bürkle viele Jahre Jugendseelsorger im Dekanat. Erzbischof Oskar Saier würdigte den jahrelangen Dienst mit der Ernennung von Pfarrer Bürkle zum Geistlichen Rat ad honorem.

Pfarrer Bürkle war nicht nur ein eifriger Seelsorger, sondern auch ein großer Vogel-Liebhaber. Seinen Pfarrgarten belebten zwei wunderschöne Kronenkräniche, drei Flamingos, verschiedene Fasanenarten, eine Unzahl in- und ausländischer Enten und noch mehr Hühner, deren Hüter er Beate nannte. Spezialist aber war Pfarrer Bürkle in der Zucht von Tauben, von denen er

ebenfalls verschiedene Arten hegte, besonders aber den sog. „Brünner Kröpfer“, den er jahrelang mit besonderem Geschick und unter großer Anerkennung züchtete. Über letztere Taubenart schrieb er das Büchlein „Der Brünner Kröpfer“, Oertel & Spörer-Verlag Reutlingen, o. J.

Seine Ziertauben wanderten auf internationale Ausstellungen, wurden auch von Übersee käuflich erworben. Einer davon, genannt „Professor“, ein wunderschöner Täuberich, der viele Ausstellungen erfolgreich erlebte, ist in einer amerikanischen Tauben-Enzyklopädie im Foto festgehalten. Pfarrer Bürkle war seit 1964 1. Vorsitzender des Sondervereins der Brünner-Kröpfer-Züchter von 1910. Verschiedene Abzeichen und Auszeichnungen im Besitz von Pfarrer Bürkle sind Beweis für sein Verständnis in diesem Fach und sein internationaler Briefwechsel zeigt ebenfalls, daß er ein Fachmann und eine anerkannte Größe auf diesem Gebiet war.

Zunehmende gesundheitliche Beschwerden – Pfarrer Bürkle hatte zeitlebens an den im Krieg erlittenen Erfrierungen zu leiden und dabei zeitweise so starke Schmerzen, daß er nicht mehr gehen konnte – veranlaßten ihn, zum 31. Juli 1991 auf die Pfarrei Mahlberg zu verzichten und nach vierzig Jahren priesterlichen Wirkens in den Ruhestand zu treten. Er zog in seine Heimatgemeinde Schutterwald, wo er vor allem im Altersheim, aber auch in der Pfarrei und in Neuried-Müllen in der Seelsorge mithalf. Vor allem bei den alten Schutterwäldern war er nicht zuletzt wegen seiner Art, die Gottesdienste zu gestalten, sehr beliebt. Seine letzte Ruhestätte fand er in seiner Pfarrei Mahlberg. Hu.

Eiermann Eduard

Geb. 27. 5. 1910 in Oberschefflenz, ord. 22. 3. 1936 durch Erzbischof Conrad Gröber im Münster Unser Lieben Frau in Freiburg. 25. 4. 1936 Vikar in Lenzkirch, 14. 4. 1937 in Mannheim, Hl. Geist, 18. 6. 1946 Expositus im Fliegerhorst Wertheim. 26. 6. 1950 Pfr. in Rheinhausen, 23. 7. 1950 inst. 4. 5. 1962 Pfr. in Mannheim, St. Josef, 27. 5. 1962 inst. 1. 9. 1983 Ruhestand in Neudenau. Gest. 12. 10. 1999 in Möckmühl, beerd. 16. 10. 1999 in Oberschefflenz.

Als Sohn des Landwirts Oskar Eiermann und der Frieda, geb. Schreck, wuchs er mit fünf Geschwister auf dem elterlichen Hof in bescheidenen Verhältnissen heran. Der Heimatpfarrer Beuschlein bereitete ihn auf den Besuch des Gymnasiums vor. Nach Abschluß der Volksschule trat er 1925 als Zögling des Erzbi. Gymnasialkonvikts in die Untertertia des Gymnasiums in Tauberbischofsheim ein. Dem Beispiel seines älteren Bruders folgend, nahm er nach dem Abitur 1931 in Freiburg das Theologiestudium auf und wurde am 22. März 1936, zusammen mit 59 Mitbrüdern, unter ihnen der Neutestamentler Prof. Anton Vögtle und der spätere Generalvikar Dr. Robert Schlund, von Erzbischof Conrad Gröber im Münster Unserer Lieben Frau zu Freiburg zum Priester geweiht.

Schon an seiner zweiten Vikarstelle in Mannheim, Hl. Geist kam Eiermann in Konflikt mit den Machthabern des Nationalsozialismus. Man verdächtigte ihn, den Michael-Cusanus-Brief an Reichsminister Göbbles mit weiterverbreitet zu haben. Er wurde vom 15. November 1937 bis 8. März 1938 von der Gestapo in Untersuchungshaft genommen. Im Dezember 1938 wurde das Erzbischöfliche Ordinariat in einem Brief gebeten, die Versetzung des Kaplans Eiermann Mannheim, Hl. Geist so schnell wie möglich vorzunehmen, sonst passiert etwas. Vikar Eiermann blieb. Im Bombenkrieg 1944 erwarb er sich als zupackender Helfer den Respekt der leidenden Mannheimer. Ihnen folgte er bei der Evakuierung der Stadt ins Oberelsaß und übernahm dort ihre priesterliche Betreuung.

Zum 18. Juni 1946 wurde Pfarrer Eiermann als Expositus nach Wertheim-Reinhardshof, eine Seelsorgestelle, die nur aus Heimatvertriebenen bestand, angewiesen. Mit Einfühlungsvermögen und ohne Rücksicht auf seine Kräfte nahm er sich der heimatlosen und entwurzelten Menschen an, suchte sie zu einer Pfarrfamilie zusammenzuführen und verstand es, ihnen zu vermitteln, daß allein Gott es ist, der letzten Halt zu geben vermag.

1950 ließ sich Pfarrer Eiermann nach Rheinhausen bei Philippsburg in eine neue Aufgabe rufen. Dort wirkte die Nähe des Industrieballungszentrums Mannheim auf die Verhältnisse in Rheinhausen starken Einfluß aus. Pfarrer Eiermann legte den Hauptnachdruck seiner Tätigkeit auf die traditionellen Mittel, Predigt, Beichtstuhl, Religionsunterricht und Christenlehre.

Zum 4. Mai 1962 kehrte Pfarrer Eiermann in das in seiner Vikarszeit liebgewonnene Mannheim zurück als Pfarrer der Pfarrei St. Josef im Lindenhof. 21 Jahre arbeitete er in dieser großen Pfarrei als gutiger echt priesterlicher Seelsorger.

Am 1. September 1983 trat Pfarrer Eiermann, inzwischen 73 Jahre alt, in den Ruhestand und zog nach Neudenau. Dort und in den umliegenden Gemeinden Stein und Herbolzheim wurde er mit seiner besonderen Begabung, ältere und kranke Menschen zu begleiten und mit der Hoffnung des Evangeliums aufzurichten, zum Segen für viele Menschen. Seine letzte Ruhestätte fand er auf dem Friedhof seiner Heimatgemeinde Oberschefflenz. Hu.

Enderle Paul

Geb. 21. 3. 1905 in Murg, ord. 31. 3. 1935 in Freiburg, Münster Unserer Lieben Frau. 2. 5. 1835 Vikar in St. Trudpert, 22. 4. 1936 in Herten, St. Josefsanstalt, 27. 4. 1938 in Triberg, 4. 9. 1940 in Offenburg, Dreifaltigkeit, 20. 4. 1941 in Mannheim, Untere Pfarrei. 22. 7. 1942 Pfrw. in Waltersweier, 16. 7. 1946 in Urloffen. 25. 7. 1951 Pfr. in Kuppenheim, 12. 8. 1951 Investitur. 27. 11. 1973 Pfr. in Lautenbach i. R. 15. 1. 1980 Mitverwaltung von Oberkirch-Ödsbach. 9. 6. 1980 Ruhestand in Freiburg, Katharinenstift, 1998 im Rieselfeld. 12. 5. 1986 Geistl. Rat ad honorem. Gest. 28. 3. 1999 in Freiburg, beerd. 31. 3. 1999 in Murg.

Pfarrer Enderle war der einzige Sohn des Buchbinders Adolf Enderle und seine Ehefrau Euphrosine, geb. Höfler. Er hatte vier Schwestern. Der begabte Schüler besuchte bis zur Obertertia die Schule. Da er als einziger Sohn das Geschäft des Vaters übernehmen sollte, brach er die Schulbildung ab und absolvierte eine Buchbinderlehre in Säckingen. Nach Beendigung der Lehre und Gesellenjahren in Säckingen und Waldshut hoffte Enderle, daß die Verwirklichung seines von Jugend auf gehegten Wunsches, Priester zu werden, doch noch möglich werden könnte. Auf Wunsch des Vaters ging er als Buchbindergeselle nach Freiburg. Mit eiserner Disziplin holte er den Schulabschluß nach, indem er zunächst als Zögling im Paulusheim der Pallottiner in Bruchsal für ein Jahr Aufnahme fand und sich dann an der Vorbereitungsanstalt in Freiburg zwei Jahre lang auf die Reifeprüfung vorbereitete. Ab 1930 studierte er in Freiburg Theologie und wurde am 31. März 1935 von Erzbischof Conrad Gröber, zusammen mit 40 Mitbrüdern, im Münster Unserer Lieben Frau zu Freiburg zum Priester geweiht.

Seine Ausbildung und Tätigkeit in einem praktischen Beruf mag dazu beigetragen haben, daß Pfarrer Enderle ein unternehmungsfreudiger, gewandter und vielseitig orientierter Priester war. Seine friedliche Art gewann ihm die Herzen der Kinder im Religionsunterricht.

Zweizundzwanzig Jahre wirkte er in dem 4500 Seelen zählenden Murgtalstädtchen Kuppenheim. Es galt, die Neuerungen des II. Vatikanischen Konzils in der Liturgie der Gemeinde zu vermitteln. Die würdige und zeitgemäße Gestaltung mit einem leistungsfähigen Kirchenchor und einem hauptamtlichen Organisten waren ihm ein besonderes Anliegen. Wichtig war Pfarrer Enderle auch die Förderung des guten Buches, die mit der Einrichtung einer Modellbücherei des Borromaeusvereins im neuen Pfarrhaus ermöglicht wurde.

Zu erwähnen sind der Bau eines neuen Pfarrhauses und eines neuen Kindergartens mit Jugendräumen im Untergeschoß sowie die Renovierung der Antoniuskapelle in Kuppenheim. Die Erweiterung der Filialkirche in Oberndorf führte er in Eigenregie mit ehrenamtlichen Helferinnen und Helfern aus der Gemeinde für die Maurerarbeiten durch.

Mit 68 Jahren wechselte Pfarrer Enderle auf die kleinere Pfarrei Lautenbach im Renchtal. In seine Amtszeit fiel die gründliche Renovation der kunstgeschichtlich bedeutsamen Wallfahrtskirche. 1980 übernahm er zusätzlich die Pastoration der Nachbarpfarrei Ödsbach.

Im Alter von 75 Jahren schied Pfarrer Enderle aus dem aktiven Seelsorgedienst aus. Seinen Lebensabend verbrachte er in Freiburg zunächst im Heilig-Geist-Stift und ab Juli 1981 im Katharinenstift. Den Mitbewohnerinnen und Mitbewohnern war er ein treuer Seelsorger und feierte mit ihnen die Heilige Messe. Nicht wenigen Menschen aus seinen ehemaligen Pfarreien blieb er bis ins hohe Alter verbunden und nahm an ihrem Leben Anteil. So setzte er sich bis zum 90. Lebensjahr noch selbst ans Steuer seines Autos, um einen Krankenbesuch zu machen.

Das letzte Lebensjahr verbrachte Pfarrer Enderle nochmals unabhängig in seiner Eigentumswohnung im neuen Stadtteil Rieselfeld umsorgt von seiner Haushälterin.

Pfarrer und Geistlicher Rat Enderle war Seelsorge mit Leib und Seele. Keiner, der sich in einer seelischen oder finanziellen Not befand und um seine Hilfe bat, ging ohne Trost oder Hilfe aus dem Pfarrhaus. Er hat mit jung und alt Gespräche geführt, suchte immer die Volksnähe und fand sie auch. Er scheute auch nicht körperliche Arbeit bei den durchgeführten Bau-

maßnahmen und seine Einsatzfreude ließ Funken auch auf die Jugend überspringen, so daß sie freudige Mitarbeiter bei den Bauten wurden.

Pfarrer i. R. und Geistl. Rat ruht auf dem Friedhof seiner Heimatgemeinde Murg. Hu.

Erdin Franz Xaver, Dr. theol. Geistl. Rat

Geb. 3. 4. 1915 in Freiburg, ord. 17. 12. 1939 in Freiburg. 7. 2. 1940 Vikar in Sandhausen, 10. 4. 1940 in Offenburg, Dreifaltigkeit, 20. 11. 1940 in Mannheim-Neckarau, 10. 2. 1941 in Freiburg-Zähringen. 15. 10. 1946 Repetitor am Collegium Borromaeum und Studentenseelsorger. 15. 11. 1948 Rektor am Gymnasialkonvikt Freiburg und Religionslehrer am Bertold-Gymnasium. 20. 12. 1950 Prosynodalrichter. 4. 5. 1960 Pfrvw. in Lehen. 23. 10. 1960 Investitur. 23. 1. 1968 Definitor. 25. 3. 1973 Geistl. Rat ad honorem. 1. 5. 1987 Ruhestand in Hugstetten. Gest. 9. 5. 1999 in Hugstetten, beerd. 14. 5. 1999 ebenda.

Franz Erdin wurde als Sohn des Hugstetter Landwirts Josef Erdin und seiner Ehefrau Anna, geb. Hügele, in Freiburg geboren. Gerade zwei Jahre alt, verlor er den Vater im 1. Weltkrieg. Da er von Hugstetten mit der Eisenbahn leicht nach Freiburg kommen konnte, besuchte der begabte Knabe ab 1925 das Berthold-Gymnasium in Freiburg. Nach dem Abitur im März 1934 nahm er in Freiburg das Theologiestudium auf, das er nach sechsmonatigem Arbeitsdienst in Münster fortsetzte. Im Collegium Borromaeum war er Orgelspieler und Zereemoniar. Er war auch ein guter Sportler und erwarb das Reichssportabzeichen. Noch vor Abschluß des regulären Studiums nahm er im Jahre 1938 bei Prof. Wickenhauser ein Promotionsstudium über „die bedeutungsgeschichtliche Entwicklung des Wortes Hypostasis in der Literaturgeschichte des christlichen Altertums“ auf, das er im Jahre 1939 mit summa cum laude abschließen konnte. Da wegen der zu erwartenden Kriegshandlungen die politische Lage immer unsicherer wurde, entschloß sich Erzbischof Conrad Gröber, alle, die dazu bereit waren, vor dem regulären Ablauf des Seminarjahres zu Priestern zu weihen. So wurde Dr. Erdin bereits am 17. Dezember 1939, zusammen mit 26 Mitbrüdern, unter ihnen der Alttestamentler Prof. Alfons Deissler, im Münster Unserer Lieben Frau zu Freiburg zum Priester geweiht.

Die Berichte über seine Vikarszeit bezeugen seine fruchtbare Seelsorgsarbeit vor allem bei der Jugend und bei den Kranken. Er „weiß eine Gruppe Jungmänner zu fesseln und gut zu beeinflussen, ist erfolgreich bei den Jungmädchen tätig mit modernen Mitteln wie Liedern, Schallplatten, Lichtbildern“, heißt es noch 1942 im Jahresbericht des Dekanats Freiburg. Das bescheidene Wesen des jungen Doktors wird besonders betont.

Auf Grund seiner pädagogischen Begabung wurde Dr. Erdin zum 15. Oktober 1946 als Repetitor ins Collegium Borromaeum und als Studentenseelsorger für die Freiburger Studentengemeinde berufen. Mit großem Eifer baute er in der Nachkriegszeit mit den Studentinnen und Studenten die Studentengemeinde wieder auf. Durch die Verpflichtung hervorragender Persönlichkeiten für regelmäßige Vorträge gelang es ihm, über die katholische Studentengemeinde hinaus einen großen Kreis geistig interessierter Menschen anzusprechen. Flüchtlinge, Ausgebombte und sonstige notleidende Studierende haben niemals bei ihm vergeblich vorgesprochen.

Zum 15. November 1948 wurde er als Rektor an das Erzb. Gymnasialkonvikt in Freiburg versetzt.

Mit großem Eifer trug Dr. Erdin die folgenden elf Jahre für die ihm anvertrauten Schüler Sorge. Er hielt Kontakt zu deren Eltern, suchte in den Nachkriegsjahren günstig Lebensmittel zu organisieren, die er dann mit seinem eigenen Pkw herbeischaffte. Zusätzlich erteilte er am Berthold- und am Friedrich-Gymnasium Religionsunterricht.

1960 übernahm Dr. Erdin die schnell wachsende Pfarrei Lehen am Stadtrand von Freiburg. Mit dem Ausbau der Pfarrscheune als Gemeindehaus mit Jugendräumen und Pfarrsaal schuf er die Voraussetzungen für ein vielfältiges pfarrliches Leben. Die Pfarrkirche ließ er innen und außen gründlich renovieren.

Seit dem 20. Dezember 1950 hatte Dr. Erdin auch das Amt des Prosynodalrichters am Erzbischöflichen Offizialat inne. Erzbischof Hermann Schäufele ehrte den vielseitig engagierten Seelsorger mit Urkunde vom 25. März 1973 mit dem Titel Geistlicher Rat ad honorem.

Zum 1. Mai 1987 trat Pfarrer Dr. Erdin, 72 Jahre alt, in den Ruhestand. Er kehrte in seine Heimat Hugstetten zurück, wo er als Subdiakon in der Seelsorge mithalf und bis zu seinem Tod als Diözesanrichter dem Erzbischöflichen Offizialat zur Verfügung stand.

Dr. Erdin war ein überzeugter und überzeugender Priester. Er ruht auf dem Friedhof seiner Heimatgemeinde Hugstetten. Hu.

Frei Alfred, Geistl. Rat

Geb. 20. 9. 1923 in Eppelheim, ord. 24. 6. 1951 in Freiburg. 25. 7. 1951 Vikar in Barga, Dek. Waibstadt, 28. 4. 1954 in Bilfingen bei Pforzheim, 21. 9. 1955 in Mannheim, St. Elisabeth. 29. 10. 1957 Pfrw. in Görwihl, 22. 5. 1960 Investitur. 7. 1. 1970 Definitur. 29. 9. 1971 Kammerer des Kapitels Waldshut. 1. 9. 1984 Mitverwaltung von Niederwihl. September 1993 Ehrenbürgerschaft von Görwihl. 16. 12. 1994 Geistl. Rat ad honorem. Gest. 26. 4. 1999 in Freiburg, beerd. 4. 5. 1999 in Eppelheim.

Alfred Frei war der Sohn des Reichsbahninspektors Ludwig Frei und dessen Ehefrau Maria, geb. Hochlehnert. Er hatte drei Schwestern und einen Bruder, der Theologie studierte und in Rußland gefallen ist. Alfred Frei besuchte von Ostern 1935 bis Ostern 1938 die Heimschule Lender in Sasbach. Nachdem es auf Grund eines Erlasses des Reichserziehungsministeriums Beamtenkindern verboten wurde, staatliche anerkannte Privatschulen zu besuchen, besuchte er ab Ostern 1938 die Goethe-Oberschule (damals Adolf-Hitler-Schule) in Mannheim. Zum 18. Juli 1942 erhielt Frei noch vor dem schriftlichen Abitur die Einberufung zur Wehrmacht, weshalb ihm im März 1943 die Reife zuerkannt wurde.

Nach der Rekrutenausbildung in Kaufbeuren und Belfort wurde er am 1. 11. 1942 zum Flug.-Anw.-Btl. I, Monte Rosa nach Lamion bei Brest versetzt. Am 20. 5. 1943 kam er zur Flugzeugdoppelschule A/121 nach Straubing. Am 1. 1. 1944 wurde er zur Flugzeugführerschule B/38 nach Warschau versetzt. Am 1. 5. 1944 machte er den Flugzeugführerschein. Anschließend kam er zur Stammschule nach Schippenheil, später nach Gabbert und Kallios zur Blindflugausbildung. Nach Ende der Ausbildung Versetzung am 25. 11. 1944 zum Fliegerhorst Eudenberg bei Bonn zum fliegerischen Einsatz. Am 28. 3. 1945 wurde er zum Fliegerhorst Langensalza versetzt, wo er bei Panzeralarm zur Platzverteidigung eintraf. Infolge Aufhalten des Feindes wurde er zur Flugzeugführersammelstelle nach Prag-Rucin und von dort am 12. 4. 1945 zur Flugzeugführereingreifreserve nach Berlin weitergeleitet. Er konnte aber seine Einheit nicht mehr erreichen.

Er wurde im Raum Berlin, Brandenburg, Rathenow und Hafelberg eingesetzt. Am 3. 5. 1945 geriet er bei Sandau in amerikanische Gefangenschaft. Infolge neuer Besatzungszonenaufteilung wurde er englischer Kriegsgefangener. Am 13. 8. 1945 wurde er aus der Gefangenschaft entlassen.

Nach einem Vorkurs in der griechischen Sprache nahm er zum Wintersemester 1946/47 in Freiburg das Theologiestudium auf. Am 24. Juni 1951 wurde er, zusammen mit 39 Mitbrüdern, unter ihnen Emil Stehle, derzeit Bischof in Ecuador, von Erzbischof Wendelin Rauch im Münster Unserer Lieben Frau zu Freiburg zum Priester geweiht.

Am 29. Oktober 1957 trat Alfred Frei seine erste selbständige Stelle an, die Pfarrei Görwihl, die er bis zu seinem Tode innehatte. Zu Görwihl gehören die Filialen Hartschwand, Rotzingen und Tiefenstein. Zum 1. September 1989 übernahm Pfarrer Frei als Pfarradministrator zusätzlich die Verantwortung für die Pfarrei Niederwihl mit den Filialen Oberwihl und Rüßwihl, ohne, wie man in Görwihl dankbar bemerkte, die Görwihler zu vernachlässigen. Pfarrer Frei war vital, voll robuster Schaffenskraft und von gewinnendem Wesen. Die Pflege der persönlichen Kontakte zu den Menschen und den örtlichen Vereinen, die Wahrung gesunder Traditionen waren dem aufgeschlossenen Pfarrer hierbei neben der Krankenpastoration, die er mit viel Liebe wahrnahm, ein besonderes Anliegen und trugen mit zum Erfolg seiner Seelsorgsarbeit bei. Pfarrer Frei gründete unter anderem in Görwihl das Bildungswerk, rief den „Jugendring“ ins Leben und initiierte einen Feierabendkreis.

Im Visitationsbericht vom Dezember 1986 vermerkt der Dekan: „auch wenn schon 29 Jahre in der Pfarrei: keine Ermüdungserscheinungen; er identifizierte sich mit der Gemeinde wie ein Hirte“.

Unter Pfarrer Frei wurde die Kirche umfassend renoviert, der Kirchplatz umgestaltet, ein Kindergarten mit Pfarrsaal gebaut und die historische Orgel restauriert. Auch die Dorfkapellen in Hartschwand, Rotzingen und Tiefenstein wurden erneuert. Die Pfarrkirche in Niederwühl wurde innen renoviert und die historische Orgel restauriert. In der Wallfahrtskirche in Oberwühl wurde der Chorraum neu gestaltet.

Pfarrer Frei besaß in hohem Maße die Wertschätzung seiner Mitbrüder im Dekanat. Er war Definitor und Kammerer des Dekanats und mehr als zwei Jahrzehnte Frauen- und Männerseelsorger des Dekanats.

Der Pfälzer Frei hatte schnell einen Draht zu den nicht immer leicht zugänglichen Hotzenwäldern. Er zeigte großes Interesse an deren Heimatgeschichte. Er war Mitbegründer des Fördervereins Heimatmuseum und viele Jahre dessen Vorstand.

Der Arzt Bruno Feige, viele Jahre Vorsitzender des Pfarrgemeinderates, lobte anlässlich des 40jährigen Ortsjubiläums das soziale Engagement des Pfarrers. In seiner Lesung „40 Jahre Heiliger Geist“ in Görwihl erwähnte er auch die früheren Schwächen des ausgebildeten Piloten für das Motorradfahren, das Stumpenrauchen und für seinen Schäferhund Ajax. Auch der Schwester Therese wurde gedacht, die ihrem Bruder all die Jahre den Haushalt führte.

Die letzten Jahre stand Pfarrer Frei zunehmend unter dem Kreuz einer schweren Krankheit, die er im Vertrauen auf den heilmachenden Gott annahm. Er wurde auf dem Friedhof seiner Heimatgemeinde Eppelheim beigesetzt. Hu.

Heiberger Theodor

Geb. 14. 10. 1912 in Haslach, Pfarrei Ulm bei Oberkirch. Ord. 27. 3. 1938 in St. Peter durch Erzbischof Conrad Gröber. 27. 4. 1938 Vikar in Vöhrenbach, 9. 7. 1940 in Neuenburg, 25. 9. 1940 in Rust, 10. 7. 1941 in Neusatz bei Bühl, 16. 10. 1941 in Zell im Wiesental, 27. 4. 1949 in Oberwinden. 8. 11. 1950 Pfrvw. in Munzingen. 27. 4. 1952 inv. 17. 12. 1982 Geistlicher Rat ad honorem. 1. 7. 1987 Ruhestand im Kaplaneihaus Kirchhofen. Gest. 18. 7. 1999 in Ehrenkirchen-Kirchhofen. Beerd. 23. 7. 1999 in Oberkirch-Haslach.

Theodor Heiberger war das 16. von 19 Kindern (6 Geschwister davon aus der ersten Ehe des Vaters) des Landwirts Leo Heiberger und seiner Ehefrau Monika, geb. Stephan. Nach der fünften Volksschulklasse besuchte er zunächst die Realschule in Oberkirch, wechselte ab Untertertia auf das Gymnasium in Sasbach und nach der Untersekunda auf das Friedrich-Gymnasium in Freiburg. 1933 legte er die Reifeprüfung ab. Die Geschwister mußten große Opfer bringen, um ihrem jüngeren Bruder den Besuch der höheren Schulen und schließlich das Theologiestudium an der Universität Freiburg zu ermöglichen. Der Vater war nach einem 1919 erlittenen Schlaganfall gelähmt und starb 1931. Am 27. März 1938 wurde Heiberger, zusammen mit 68 Mitbrüdern, von Erzbischof Conrad Gröber im Münster Unserer Lieben Frau zu Freiburg zum Priester geweiht.

Der junge Vikar wurde in den Jahresberichten der Dekanate „witzig“, „voll guter Laune“, „als „guter Freund, voll Sonne“ beschrieben, der äußerst rührig und „unermüdlich“ in der Jugendarbeit wirkt, dessen Predigten Tiefe haben und der oft unter großen persönlichen Opfern Menschen in schwierigen Situationen hilft oder Jugendlichen die Teilnahme an Exerzitien und Tagungen ermöglicht.

Zum 8. November 1950 wurde Pfarrer Heiberger als Pfarrverweser mit den beiden Diasporafamilien Tiengen und Mengen angewiesen. Die drei Vororte von Freiburg waren Diasporagebiet mit 2 300 Katholiken und 2 600 Protestanten. Es war Neubaugebiet, dessen Einwohnerzahl sich in den 37 Jahren des Wirkens von Pfarrer Heiberger vervierfachte. Aus der bäuerlichen Landpfarrei wurde eine Großstadtrandgemeinde. Pfarrer Heiberger ließ die Kirche und Ehrentrudiskapelle auf dem Tuniberg renovieren sowie ein Gemeindezentrum und einen Kindergarten bauen.

Am 1. Juli 1987, im 75. Lebensjahr, trat Pfarrer Heiberger in den Ruhestand. Er zog in das Kaplaneihaus in Kirchhofen und half in den umliegenden Pfarreien bis kurz vor seinem Tod in der Seelsorge mit. Er wurde auf dem Friedhof seiner Heimatgemeinde Haslach beigesetzt. Hu.

Hess Alfons

Geb. 20. 6. 1908 in Forst, ord. 31. 3. 1935 in Freiburg. 25. 4. 1935 Vikar in Eberbach, 18. 2. 1937 in Königheim, 13. 10. 1937 in Haslach, 8. 5. 1941 Kirchenrektor in Weinheim/Bergstr., 17. 2. 1945 Pfrvw. in Elsenz, 11. 7. 1946 in Schellbronn b. Pforzheim, 6. 6. 1948 Investitur. 8. 5. 1958 Aufzug, 1. 6. 1958 Investitur in Wintersdorf bei Rastatt. 1. 9. 1984 Ruhestand in Höpfingen-Waldstetten, ab 1995 im Seniorenheim Haus Schönblick in Bretten-Neibsheim. Gest. 15. 4. 1999 in Bretten-Neibsheim, beerd. 20. 4. 1999 in Forst.

Pfarrer Hess war der Sohn des Schreiermeisters Josef Hess und seiner Ehefrau Theresia, geb. Blumhofer. Da der Vater nach dem Krieg nicht mehr ganz gesund war, mußte er den Schreinerberuf aufgeben und übernahm die Gestwirtschafft „Zum Schwanen“ in Forst. Von 1921 bis 1930 besuchte er das Gymnasium in Bruchsal. Durch Jugendbund und DJK reifte in ihm der Wunsch nach dem Priesterberuf. In Freiburg studierte er Theologie und wurde am 31. März 1935 zusammen mit vierzig Mitbrüdern im Münster Unserer Lieben Frau von Erzbischof Conrad Gröber zum Priester geweiht.

Nach Vikarsjahren und eininhalb Jahren Pfarrverweser in Elsenz wurde er Pfarrer von Schellbronn mit der Filiale Hohenwart.

Beinahe zwölf Jahre wirkte er in dieser Gemeinde. Eine besondere Aufgabe war in diesen Jahren die Beheimatung der Heimatvertriebenen und der Kriegsheimkehrer. „Pfarrer Hess ist ein schlichter, stiller Geistlicher, der durch Gebet und gutes Beispiel seine Pasturationsarbeit fundiert“, schrieb Dekan Alfred Schwär in seinem Visitationsbericht 1952.

Um 8. Mai 1958 wurde Pfarrer Hess auf die Pfarrei Wintersdorf angewiesen, in der er mehr als sechsundzwanzig Jahre segensreich wirkte. In Wintersdorf gelte Kirche und Priester noch etwas, berichtete 1973 Kammerer J. Rinderspacher an das Ordinariat, „was nicht zuletzt auf die tiefe Religiosität und das bescheidene Wesen von Pfarrer Hess zurückzuführen ist“. Er weckte in der Gemeinde die Solidarität mit den Menschen der sogenannten Dritten Welt. Die Gemeinde zeigte große Spendenbereitschaft.

Mit dem Bau eines Gemeindezentrums sorgte Pfarrer Hess für die Verbesserung der Infrastruktur der Pfarrei. Viele Jahre erteilte Pfarrer Hess an der Gewerbeschule in Rastatt Religionsunterricht, war Präses der Haushälterinnen im Dekanat und Beichtvater bei den Schwestern vom Guten Hirten in Baden-Baden.

Zum 1. September 1984 schied Pfarrer Hess, zweiundsiebzig Jahre alt, aus dem aktiven Seelsorgsdienst aus. Seinen Ruhestand verbrachte er zunächst in Höpfingen-Waldstetten, wo er als Subsidiar in der Seelsorge aushalf. Ab dem 1. September 1995 lebte er im Seniorenheim Schönblick in Bretten-Neibsheim.

Pfarrer Hess war ein Diener und stiller Begleiter aller. Wo sein Wort nicht mehr ankam oder wo er vor verschlossenen Türen stand, ist er im Gebet als Hirte für seine Gemeinde eingestanden. Pfarrer Alfons Hess wurde auf dem neuen Friedhof seines Geburtsorts Forst beigesetzt. Hu.

Hettich Bruno

Geb. 2. 7. 1928 in Furtwangen, ord. 31. 5. 1953 in St. Peter. 24. 7. 1953 Vikar in Konstanz, Münster, 9. 4. 1959 in Mannheim, Herz Jesu. 1. 5. 1961 Pfrvw. in Möhringen bei Geisingen, 27. 5. 1962 inv. 1. 10. 1962 zugleich Pfarrer von Esslingen. 24. 2. 1977 bis 28. 8. 1990 Leiter des Pfarrverbandes Geisingen. 1. 9. 1990 Ruhestand. Gest. 22. 7. 1999 in Tuttlingen, beerd. 28. 7. 1999 in Möhringen.

Der Vater von Pfarrer Hettich, August Hettich, war Ingenieur. Er besaß einen kleinen Betrieb für Feinmechanik und unterrichtete an der Uhrmacherschule in Furtwangen. Seine Mutter war Frieda, geb. Zähringer. Mit drei Geschwistern wuchs er auf. Nach vier Jahren Volksschule besuchte er zwei Jahre die Realschule und wechselte dann auf das Berthold-Gymnasium in Freiburg als Zögling des Erzbischöf. Gymnasialkonvikts. Zum 27. Dezember 1944 erhielt er, wie viele seines Jahrgangs, noch den Stellungsbefehl. In Frankreich eingesetzt, kam er am 29. April 1945 in französisch-amerikanische Gefangenschaft. Am 15. März 1946 konnte er in seine Heimat zurückkehren. Zwei Monate später nahm er in Konstanz den Schulbesuch wieder auf – in Freiburg waren sowohl das Berthold-Gymnasium wie auch das Erzb. Gymnasialkonvikt ausgebombt – und wurde Zögling des Konradihauses. Nach dem Abitur 1948

studierte der technisch/mathematisch hochbegabte Hettich, durch die Erlebnisse in Krieg und Gefangenschaft in seinem Berufswunsch gefestigt, kein technisches oder naturwissenschaftliches Fach, sondern nahm in Freiburg das Theologiestudium auf. Am 31. Mai 1953 wurde er, zusammen mit 37 Mitbrüdern, von Erzbischof Wendelin Rauch in der Seminarkirche St. Peter zum Priester geweiht.

Hettich war ein überdurchschnittlich begabter Verstandesmensch, der gleich zu Anfang auf zwei anspruchsvolle Vikarsposten kam, nämlich an der Münsterpfarrei in Konstanz, wo der spätere Weihbischof Karl Gnädiger Münsterpfarrer war, und anschließend an die Pfarrei Herz Jesu in Mannheim. Der Vikar erwies sich als solider, tatkräftiger Seelsorger – mit Schwarzwälder Temperament –, der auf Grund seiner natürlichen, ursprünglichen und gutmütigen Art leicht Zugang zu den Menschen fand. Der Kenner und Liebhaber des Thomas von Aquin war ein sehr eigenwilliger Denker, der nichts aus Büchern predigte, sondern sehr geistvoll und originell.

Bereits als Vikar von Mannheim frönte er seinem heißgeliebten Bergsteigen. „So an die 20 Viertausender“, rechnete Hettich nach, habe er bezwungen, „und das waren nicht die lotterigsten.“ Noch zu seinem 60. Geburtstag gönnte er sich eine Bergtour auf die Ostwand der Lenzspitze im Wallis. Es kam vor, daß der passionierte Bergsteiger morgens um 3 auf der Scesa Plana über den Leiberweg kraxelte, um pünktlich um 16 Uhr daheim die Beichte abzunehmen. Wöchentlich schwamm er zwei Kilometer. Mit den Ministranten machte er Radtouren.

Am 27. Mai 1962 wurde Pfarrer Hettich auf die Pfarrei Tuttlingen-Möhringen investiert. Am 1. Oktober 1962 war ihm auch die Pastoration der Nachbarpfarrei Tuttlingen-Eßlingen übertragen. Seine erste Pfarrei wurde auch seine letzte. Hettich war jener Priestertyp, der bei aller „Jenseitsvorsorge“ mit ausgeprägtem praktischem Sinn irdischen Problemen zu Leibe rückte. Erwähnt seien die vorbildliche Jugendarbeit, die Bastelabende, die Wander-, Berg- und Radtouren mit Zeltlager.

Die Möhringer Pfarrei zählt 2400 Katholiken, Eßlingen 260. Pfarrer Hettich ließ beide Kirchen renovieren, in Möhringen entstand 1964 ein Jugendheim, 1974 ein Kindergarten und 1988 das Jugendcamp. Die Pfarrhäuser wurden ebenso instand gesetzt. Er gründete die Frauengemeinschaft, den Krankenpflegeverein und die Sozialstation.

Eine schwere Krankheit machte Pfarrer Hettich seit Jahren immer mehr zu schaffen, so daß er sich gezwungen sah, nach mehr als 46 Jahren aktiven Seelsorgedienstes Mitte Juli 1999 schweren Herzens um seine Zuruhesetzung zum 1. September 1999 zu bitten. Der Tod setzte schon vorher seinem Wirken ein Ende. Er wurde auf dem Friedhof der ihm zur zweiten Heimat gewordenen Gemeinde Möhringen beigesetzt. Hu.

Hienerwadel Adalbert Konrad Heinrich

Geb. 20. 11. 1926 in Konstanz, ord. 25. 5. 1952 in Freiburg Münster Unserer Lieben Frau. 23. 6. 1952 Vikar in Konstanz, Münster. 23. 7. 1952 in Todtnau, 3. 8. 1954 in Mimmenshausen, 1. 12. 1954 in Freiburg-Haslach, 12. 11. 1958 in Sigmaringen, 19. 9. 1959 Pfarrvikar, 1. 10. 1959 Pfrvw. in Salmendingen. 8. 1. 1965 Vikar in Freiburg-Haslach. 2. 10. 1970 Krankenhauspfarrer am Städt. Krankenhaus in Karlsruhe. 29. 9. 1974 Pfr. in Burkheim. 1. 9. 1984 Pfarradministrator in Weiterdingen. 19. 9. 1989 Pfrvw. in Lobenfeld. 1. 11. 1994 Ruhestand in Neckargemünd, August 1997 im Caritas-Altenheim St. Maria in Plankstadt. Gest. 30. 12. 1999 in Mannheim, Diakonissenkrankenhaus, beerd. 7. 1. 2000 in Lobbach-Lobenfeld.

Der Vater Johannes Hienerwadel war Oberrechnungsrat bei der Stadtverwaltung Konstanz. Er stammte aus katholischem Bauerngeschlecht in Zimmern bei Immendingen. Seine Mutter Anna, geb. Käfer, stammte von Engen. Er hatte drei Schwestern. Ab 1937 besuchte Adalbert Hienerwadel das Gymnasium in Konstanz. Als Schüler wurde er als Luftwaffenhelfer zur Heimatflak und zum Reichsarbeitsdienst herangezogen, so daß er, als er am 16. August 1944 zur Wehrmacht einberufen wurde, die schulische Ausbildung nur mit dem Notabitur abschließen konnte. Vom 16. 8. 1944 bis 30. 1. 1945 war er Rekrut in der Infanteriegarnison in Konstanz. Am 1. 4. 1945 kam er an die Front im Abschnitt Heilbronn. Am 29. 4. 1945 geriet er bei Sigmaringen in französische Gefangenschaft. Über die Gefangenenlager Kehl und Bienne le Chateau kam er am 3. Juni 1945 nach Vitry le francois und am 15. Januar 1946 in das Seminar für gefangene deutsche Theologen nach Chartres. Dort konnte er einen Gym-

nasialkurs besuchen und die Abiturprüfung ablegen, bevor er in den 1. Hochschulkurs aufgenommen wurde. Am 20. Mai 1947 wurde er aus der Kriegsgefangenschaft entlassen. 1947 bis 1951 absolvierte er in Freiburg und München das Theologiestudium.

Am 25. Mai 1952 wurde er, zusammen mit 51 Mitbrüdern, unter ihnen der verstorbene Bischof von Aachen, Dr. Klaus Hemmerle, und der Generalvikar Dr. Otto Bechtold, von Erzbischof Wendelin Rauch im Münster Unserer Lieben Frau zu Freiburg zum Priester geweiht.

Der Vikar Hienerwadel bewies eine gute Begabung für die Seelsorgsarbeit, wobei er besonders durch ein großes Maß an Herzensbildung auffiel. In Freiburg, St. Michael bewies er ein besonderes Geschick in der Pastoration der Sinti und Roma, denen gegenüber er sehr freigebig war.

Hienerwadel sah die Dinge einfach und unkompliziert. Mit seiner heiteren Gemütsart und seinem freundlichen, gewinnenden Wesen wirkte er auch in der Pfarrei Burladingen-Salmingen, auf die er am 1. September 1959 angewiesen und am 27. Mai 1962 investiert wurde. Bei der Jugend und den Kindern war er sehr beliebt.

Im Jahre 1964 bat Pfarrer Hienerwadel um Versetzung in eine Pfarrei, in der er mit zwei weiteren Priestern eine *vita communis* bilden konnte. Mit der Anweisung auf die Pfarrei St. Michael in Freiburg, die er von seiner Vikarszeit gut kannte, ging dieser Wunsch in Erfüllung. Zunächst Pfarrverweser und als am 1. April 1965 Pfarrer Bernhard Jung mit der verantwortlichen Leitung der Pfarrei betraut wurde als Vikar, dem vor allem die Jugend anvertraut war.

Ende 1968 wurde Pfarrer Hienerwadel, der Mitglied der Fokolarbewegung war, für drei Monate beurlaubt, um ihm die Möglichkeit zu geben, die Priesterschule der Fokolare in Grottaferrata zu besuchen. Voll neuer Impulse und voll Feuer für die „Sache Jesu“ kehrte er nach Freiburg zurück. Zur Freiburger Priesteffokolare unter der Leitung von Spiritual Rudolf Herrmann Klaus Hemmerle, Adalbert Hienerwadel, Josef Kost und Erwin Seifried.

Im Blick auf die gewachsene altersmäßige Distanz zur Jugend bewarb sich Pfarrer Hienerwadel im Jahre 1969 um die Stelle des Krankenhausseelsorgers am Städtischen Krankenhaus in Mannheim. Am 2. Oktober 1970 wurde er auf die Stelle angewiesen. Neben der Betreuung der Patienten oblag ihm die Pastoration der katholischen Schwestern und Schwesternschülerinnen und der Bediensteten des Krankenhauses.

Gesundheitliche Probleme zwangen Pfarrer Hienerwadel, die aufreibende Tätigkeit im Krankenhaus aufzugeben und die Pfarrei Burkheim am Kaiserstuhl zu übernehmen. Am 29. September 1974 wurde er investiert. Ab 1. Mai 1979 wurde ihm auch die Pastoration der Pfarrei Jechtingen aufgetragen. In Burkheim ließ er das Pfarrhaus und die Kirche innen renovieren. Weitere Stationen seines seelsorgerlichen Wirkens waren Hilzingen-Weiterdingen, Lobbach-Lobenfeld mit den Filialen Waldwimmersbach und Mönchzell. Auf seiner letzten Stelle in Lobbach-Lobenfeld war sein lange gehegter Wunsch, in einer *vita communis* mit zwei Mitbrüdern aus der Fokolar-Bewegung zusammenleben zu können, in Erfüllung gegangen, mit denen er im Pfarrhaus in Neckargemünd lebte.

Nach 42 Jahren seelsorgerlichen Einsatz mußte er sich aus gesundheitlichen Gründen aus dem aktiven Seelsorgsdienst zurückziehen. In Neckargemünd und ab August 1996 im Caritas-Altenzentrum St. Maria in Plankstadt verbrachte er seinen Ruhestand. Er wurde auf dem Friedhof in Lobbach-Lobenfeld beigesetzt.

Hu.

Hog Joseph

Geb. 22. 12. 1910 in St. Märgen, ord. 31. 1. 1935 in Freiburg, 25. 4. 1935 Vikar in Weil am Rhein, 7. 7. 1937 in Pforzheim, St. Franziskus, 13. 12. 1939 Pfarrvikar in Karlsruhe, St. Stephan. 21. 10. 1942 Pfarrvikar in Villingen, St. Fidelis. 16. 1. 1945 Pfarrvikar in Altdorf bei Lahr. 20. 5. 1947 Pfrvw. in Schluchsee. 18. 4. 1949 Investitur. 30. 4. 1957 Pfrvw. in Wahlwies. 10. 7. 1957 Verzicht auf die Pfarrei Schluchsee. 3. 4. 1961 als Pfr. in Wahlwies inv.. 29. 4. 1968 Pfr. in Stegen-Eschbach, 28. Juli 1968 Investitur. 1. 9. 1981 Ruhestand in St. Märgen, 23. 12. 1985 in Malsch-Völkersbach. Gest. 27. 8. 1999 in Karlsruhe, beerd. 1. 9. 1999 in Stegen-Eschbach.

Joseph Hog war der Sohn des Landwirts und Straßenwarts Albert Hog und seiner Ehefrau Bibiana, geb. Rombach. Joseph hatte eine Schwester und einen Bruder. Mit elf Jahren trat der begabte Schüler auf Empfehlung seines Heimatpfarrers Koch in die Lendersche Lehranstalt in Sasbach ein. Der Schwarzwälder fühlte sich wohl und wechselte im Herbst 1923 an das Fried-

rich-Gymnasium in Freiburg, wobei er Zögling des Erzb. Gymnasialkonvikts wurde. Der vor allem in den naturwissenschaftlichen Fächern begabte Schüler machte sich die Entscheidung für den Priesterberuf nicht leicht und seinem Entschluß, nach dem Abitur im Jahre 1930, ging – wie er in seinem Lebenslauf schrieb – ein langes Ringen um den richtigen Weg voraus.

Der Rektor des Erzb. Gymnasialkonvikts, Dr. Hugo Herrmann, schreibt in seiner Charakteristik des Abiturienten Hog: „Als Sohn einer ganz in der Wirklichkeit wurzelnden Schwarzwälder Bauernfamilie besitzt H. einen sehr guten, nüchternen Verstand, der im Bunde mit besonnener Überlegung und Schlaueit seine Ziele zu verwirklichen versteht. Er ist kein Verächter von Speise und Trank und liebt die biedere Gemütlichkeit, ohne daß man ihn phlegmatisch nennen könnte. Indes liegt ihm bei seiner Arbeit Streberei und Draufgängerei so fern, daß er noch mehr zu Fleiß und frischer Arbeitsamkeit erzogen werden müßte. Möglicherweise wird er als Theologe die Atmosphäre des Rauchzimmers liebgewinnen, wenn auch zu erwarten steht, daß seine geistigen Interessen ihn nicht zu einem plumpen Philister herabsinken lassen.“

Joseph Hog studierte in Freiburg und Münster Theologie. Der für seine knappen, aber treffenden Beurteilungen bekannte Regens Baumeister in St. Peter beurteilt den Alumnus Hog: „Dieser Schwarzwälder mit der gedungenen Gestalt und dem stillen Lächeln, der wenig bemerklich im Hintergrunde stehend die Szene beobachtet, bescheiden gegen die Vorsteher ist, die er hinterrücks erfolgreich ausmacht, vereinigt den Schalk und gediegenen, durchaus gut gesinnten Alumnus zugleich. Gut begabt ... wird H. daher auch an schwierigen Posten durch Haltung und Tätigkeit sich trefflich bewähren.“

Joseph Hog wurde am 31. März 1935, zusammen mit 40 Mitbrüdern, von Erzbischof Conrad Gröber im Münster Unserer Lieben Frau zu Freiburg zum Priester geweiht. Hog wurde gleich auf arbeitsreiche Vikarsposten gesetzt: Weil am Rhein, Pforzheim, St. Franziskus und Karlsruhe, St. Stephan. Eine Anzeige wegen angeblicher „staatsfeindlicher Einstellung“, die sich auf Bemerkungen im Religionsunterricht bezüglich der Berechtigung des Krieges stützte, und der Vorwurf mangelnder Wehrbereitschaft – als Pfarrvikar war er für die Seelsorge unabkömmlich – bewirkten im Juni 1942 Schulverbot. Dies hatte eine Versetzung nach Villingen, St. Fidelis, zur Folge. Entgegen dem Rat: „Er hätte halt schweigen sollen“ hielt Hog in der NS-Zeit den Mund nicht immer. Erzbischof Conrad Gröber: „D'r Hog, e rechts Mul hätt er, sunscht ist er recht“ zu Hogs Heimatpfarrer Siebold.

Zum 16. Januar 1945 wurde Hog als Pfarrverweser auf seine erste selbständige Stelle nach Ettenheim-Altdorf angewiesen. Es waren die letzten Kriegsmonate und der Beginn des Wiederaufbaus, so daß der junge Seelsorger ganz gefordert war, nicht zuletzt bei der Integration der Kriegsflüchtlinge und der Organisation der Verteilung der Care-Pakete aus Amerika.

Zwei Jahre später wurde Hog als Pfarrer in die weit ausgedehnte Pfarrei Schluchsee angewiesen. Neben den Dienst in der Pfarrei kam die Seelsorge an den Kurgästen, die immer zahlreicher nach Schluchsee kamen. Hog bemühte sich, der Gemeinde die Welt der Bibel durch Abhalten von Bibelstunden zu erschließen. Er war im Vorstand der „Neuen Heimat“ in Neustadt, die in Schluchsee bereits 16 Wohnungen erstellen konnte. Die Bewohner des Weilers Faulenfürst erhielten mit dem Bau einer Kapelle erstmals einen eigenen Gottesdienstraum.

Nach einer schweren Erkrankung im Jahre 1956 bewarb sich Pfarrer Hog um die weniger ausgedehnte Pfarrei Wahlwies im Hegau, auf die er am 30. April 1957 und am 3. April 1960 investiert wurde. In der Pfarrei befindet sich das Pestalozzi-Kinderdorf.

Elf Jahre wirkte Hog in der Pfarrei Wahlwies, beliebt ob seiner ruhigen, heiteren und taktvollen Art. Bei der Feier der Liturgie kam ihm seine gute Sangstimme zugute. Seine Predigten waren volkstümlich, kurz und überzeugend. Pfarrer Hog war nicht nur naturwissenschaftlich begabt, er hatte auch Sinn für Geschichte. Er hielt regelmäßig Diavorträge – er war auch ein guter Fotograf – und Vorträge zur Heimat und Kulturgeschichte im kirchlichen und kommunalen Bildungswerk.

Hog trug Sorge für die Außenrenovation der Kirche, den Umbau der Jugendräume im Pfarrhaus und den Bau eines neuen Kindergartens.

Neben der Arbeit in der Pfarrei nahm Pfarrer Hog auch den Dienst des Frauenseelsorgers im Dekanat wahr, war Beichtvater der Schwestern im Krankenhaus in Stockach und Archivar des Landkapitels Stockach.

Mit 57 Jahren wünschte Hog die Übertragung einer Pfarrei im Breisgau. Dieser Wunsch wurde ihm erfüllt. Am 28. Juli 1968 wurde er auf die Pfarrei Stegen-Eschbach investiert. Hier brachte er die folgenden dreizehn Jahre nochmals sein ganzes Können und seine Erfahrung zur Entfaltung. In der Gemeinde gab es zahlreiche Zuzüge, Rückgang der landwirtschaftlichen Be-

triebe und Zunahme der Berufspendler. Dadurch veränderte sich die Struktur der Pfarrei. Sein Bemühen galt der Jugend- und Familienarbeit und der Integration der neu Hinzugezogenen.

Zum 1. September 1981, im einundsiebzigsten Lebensjahr, trat Pfarrer Hog in den Ruhestand. Er zog zunächst in seine Heimatgemeinde St. Märgen, wo er seine Mitbrüder in der Umgebung unterstützte und die Gebetswache der Männer auf dem Lindenberg begleitete.

Im Dezember zog Pfarrer Hog in das Pfarrhaus in Malsch-Völkersbach, wo er als Subsidiar seinen Mitbrüder unterstützte.

Seine letzte Ruhestätte fand Pfarrer Hog auf dem Friedhof in Eschbach.

Veröffentlichung: Joseph Hog, Die Schwesterngemeinschaft von der ewigen Anbetung auf dem Lindenberg 1854–1869. In: FDA 97, S. 569–583. Hu.

Huber Ludwig Raimund

Geb. 1. 12. 1914 in Mannheim, ord. 1. 9. 1946 in St. Peter. 30. 10. 1946 Vikar in Lauda, 8. 11. 1947 in Jestetten, 1. 3. 1949 in Freudenberg, 1. 12. 1949 Kaplan in Mannheim, Ill. Geist. 1. 3. 1955 Kurat in Bruchhausen bei Ettlingen. 15. 2. 1961 Pfrvw. in Sinsheim/Elsenz. 23. 7. 1961 Investitur. 1. 9. 1986 Ruhestand in Mannheim. Gest. 23. 10. 1999 in Mannheim, beerd. 29. 10. 1999 ebenda.

Ludwig Huber war der Sohn des Steuerwachtmeisters Emil Huber und seiner Ehefrau Karolina, geb. Göpfrich. Zusammen mit drei Geschwistern wuchs er in der Oberen Pfarrei auf. Sein Vater war evangelisch. Von seiner Mutter wurde er „zu einer innigen Liebe zu Gott und der Kirche und zu einer tiefen Ehrfurcht vor dem Priester“ erzogen. Als begabter Schüler besuchte er die Moll-Oberrealschule, 1926 schloß er sich dem Neudeutschen Bund an und 1933 der Sturmshar des kath. Jungmännerverbandes. Sein Engagement dort hatte nicht wenig Einfluß auf seine religiöse Entwicklung. Im Ringen um Klarheit über seine Berufung zum Priester begann er nach dem Abitur am 3. 3. 1934 zunächst eine Banklehre, die er dann abbrach, und machte 1937 die Ergänzungsprüfung in Latein, Griechisch und Hebräisch. Das Theologiestudium in Freiburg und Eichstätt mußte er am 12. Dezember 1939 unterbrechen, da er zum Kriegsdienst herangezogen wurde. Der Wehrdienst, bei dem er eine Kriegsverletzung am Fuß erlitt, dauerte bis Ende April 1945. Im Juni 1945 konnte er seine theologische Ausbildung in St. Peter fortsetzen. Am 1. September 1946 wurde er, zusammen mit neun Mitbrüdern, unter ihnen Professor Dr. Eugen Biser, von Erzbischof Conrad Gröber in der Seminarkirche zu St. Peter i. Schw. zum Priester geweiht.

Der Wunsch nach eigenständiger Tätigkeit ging ihm in Erfüllung, als er zum 1. März 1955 als Vikar nach Ettlingenweiler kam, wo ihm die Betreuung der Filialen Bruchhausen und Oberweiler anvertraut wurde, die im folgenden Jahr zur Kuratie zusammengeschlossen wurden. Sechs Jahre arbeitete er hier „in allen Zweigen der Seelsorge eifrig und würdig“. Die Vollendung des Kirchenneubaus, die Anschaffung eines neuen Geläuts und der Bau eines Pfarrhauses werden mit seinem Namen verbunden bleiben.

Zum 21. Februar 1961 wechselte Pfarrer Huber als Pfarrverweser nach Sinsheim mit der Filiale Dühren. Am 23. Juli desselben Jahres wurde er als Pfarrer auf diese Pfarrei investiert. Für mehr als ein Vierteljahrhundert wurden die beiden Gemeinden zu seiner Aufgabe. Es war die Zeit rascher gesellschaftlicher zu einer Wohlstandsgesellschaft und der Umsetzung der Beschlüsse des II. Vatikanischen Konzils in Liturgie und Gemeindegarbeit. Zu den angestammten Familien kamen nach dem Krieg viele Heimatvertriebene und mit dem Aufblühen der Industrie sind zahlreiche weitere Neubürger zugezogen. Die verschiedenen Gruppen waren zu einer Pfarrfamilie zusammenzuführen. Die Hälfte der Sinsheimer Einwohner war evangelisch und somit wurden viele konfessionsverschiedene Ehen geschlossen. Ein guter Kontakt zur evangelischen Kirchengemeinde war Pfarrer Huber wichtig. Die vielen Schulen und das Kreiskrankenhaus sowie die Kreispflegeanstalt nahmen den Seelsorger voll in Anspruch.

Die äußeren Voraussetzungen für das vielfältige Leben der stark gewachsenen Gemeinde waren zu verbessern. So erhielt Sinsheim im Jahre 1967 eine neue Kirche und später zwei neue Kindergärten.

In der Filiale Dühren wurde mit dem Bau einer neuen Filialkirche ein moderner Gottesdienstraum geschaffen, der der Größe der Gemeinde gerecht wurde.

Zum 1. September 1986, dem Tag seines vierzigjährigen Priesterjubiläums, trat Pfarrer Huber in den Ruhestand. Er kehrte in seine geliebte Heimatstadt Mannheim zurück. In der Pfarrei St.

Bonifatius und anderen umliegenden Pfarreien unterstützte er als Subsidiar noch viele Jahre seine Mitbrüder in der Seelsorge.

Pfarrer Huber war ein guter Tenor. Er war ein gütiger, lebensfroher Priester und eifriger Seelsorger.

Pfarrer Ludwig Raimund Huber fand seine letzte Ruhestätte auf dem Mannheimer Hauptfriedhof. Hu.

Jardot Adolf, Geistl. Rat

Geb. 7. 7. 1924 in Mannheim, ord. 25. 5. 1952 in Freiburg, Münster Unserer Lieben Frau. 23. 6. 1952 Vikar in Rot bei Wiesloch, 23. 7. 1952 in Bühlertal, St. Michael, 3. 9. 1952 in Plankstadt, 13. 9. 1957 Pfarrvikar in Reilingen, 19. 1. 1959 in Karlsdorf. 20. 8. 1959 Pfrvw. in Volkertshausen. 18. 5. 1960 Pfr. in Ladenburg. 17. 12. 1990 Geistl. Rat ad honorem. 30. 6. 1991 Ruhestand in Rauenberg. Gest. 26. 9. 1999 in Heidelberg, beerd. 30. 9. 1999 in Rauenberg.

Adolf Jardot war das erste von vier Kindern des Bankkaufmanns Franz Theodor Jardot und seiner Ehefrau Elsa Katharina, geb. Kupferschmid. 1935 bis 1942 besuchte er das Lessing-Realgymnasium in Mannheim. Wegen seiner Einberufung zum RAD und Heeresdienst endete seine schulische Ausbildung 1942 vorzeitig mit dem Reifevermerk Notabitur. Bei der Infanterie in Italien, zuletzt als Unteroffizier eingesetzt, kam er am 1. Mai 1945 in amerikanische Gefangenschaft und wurde in einem englischen Gefangenenlager in Rimini interniert. Ende September 1945 wurde er in die Heimat entlassen.

Nach seiner Heimkehr aus der Gefangenschaft vervollständigte er seine schulische Ausbildung, indem er den Vorkurs in Sasbach besuchte, so daß er im Jahre 1947 in Freiburg das Theologiestudium aufnehmen konnte. Am 25. Mai 1952 wurde er, zusammen mit 51 Mitbrüdern, unter ihnen der verstorbene Bischof von Aachen, Dr. Klaus Hemmerle, und Generalvikar Dr. Otto Bechtold, von Erzbischof Wendelin Rauch im Münster Unserer Lieben Frau zu Freiburg zum Priester geweiht.

Jardot war ein besonnener, ausgeglichener Mensch mit gepflegter Umgangsform und war ein guter Sänger. Er besaß gute Begabung für die praktische Seelsorge und arbeitete eigenständig. Die Jahresberichte halten über den Vikar fest: bald zu verwenden in ordentlicher Seelsorge als selbstständiger Seelsorger, da er gutes Urteil hat und sehr selbständig ist.

1959 kam Jardot als Pfarrverweser nach Volkertshausen im Hegau. Ein Jahr später wurde er auf seine Bewerbung hin in die Pfarrei Ladenburg angewiesen. Die Streitereien in der Pfarrei konnte Pfarrer Jardot durch seine besonnene, ruhige Art beilegen und Frieden stiften. Mehr als dreißig Jahre leitete er diese Pfarrei in einer Zeit rasanter Entwicklung der Gesellschaft zu einer Wohlstandsgesellschaft. Mit ganzer Hingabe widmete sich Pfarrer Jardot dem inneren und äußeren Aufbau der Gemeinde im Sinne des II. Vatikanischen Konzils. Die würdige Feier der Liturgie, die Begleitung der einzelnen Stände und die Einbindung der Laien in die gemeinsame Verantwortung lagen ihm besonders am Herzen. Als ausgezeichnete Pädagoge hatte er einen guten Draht zu den Schülerinnen und Schülern. Da Ladenburg etwa gleichviel katholische wie evangelische Christen zählt, war er auch um die Förderung der Ökumene bemüht und suchte den guten Kontakt zur evangelischen Kirchengemeinde.

Den zahlreichen Bauaufgaben kam seine sparsame Führung des Pfarramts vonstatten. Zwei neue Kindergärten wurden gebaut und der Josefskindergarten erweitert. Nach langen Verhandlungen mit dem baupflichtigen Land konnte ein neues Pfarrhaus gebaut werden. Die Pfarrkirche und die Sebastianskirche wurden renoviert.

Neben der Arbeit in der Pfarrei war Pfarrer Jardot über 27 Jahre lang Männerseelsorger im Dekanat, ein Dienst, den er sehr gerne ausübte. Über 22 Jahre war er Kammerer des Kapitels Wiesloch. Sein Lebenswerk wurde von Erzbischof Oskar Saier gewürdigt durch Ernennung zum Geistlichen Rat ad honorem.

Seinen Lebensabend verbrachte Pfarrer Jardot in der Heimat seines Vaters, in Rauenberg im Dekanat Wiesloch, in dem er gerne aushalf und in den Pfarrgemeinden Eucharistie feierte. Kurz nach seinem 75. Geburtstag ereilte ihn eine schwere Krankheit, von der er sich schon langsam erholte, als ein plötzlicher Herzinfarkt seinem erfüllten irdischen Leben ein Ende setzte. Unter großer Anteilnahme, auch seiner Mitbrüder, wurde auf dem Friedhof zu Rauenberg zu Grabe getragen. Hu.

Kopp Oskar, Monsignore Geistl. Rat

Geb. 17. 1. 1915 in Furtwangen, ord. 17. 12. 1939 in Freiburg. 15. 1. 1940 Vikar in Lenzkirch, 15. 4. 1942 in Karlsruhe, St. Bonifatius, 28. 5. 1942 in Konstanz, St. Stephan, 28. 7. 1948 in Bühl. 3. 12. 1952 Pfrw. in Schopfheim i. W. 15. 4. 1956 Investitur. 15. 7. 1969 Dekan des Kapitels Wiesental. 9. 4. 1976 Geistl. Rat. 1. 10. 1982 Pfr. in Zell-Atzenbach. 8. 10. 1982 Monsignore. 1. 1. 1993 Ruhestand in Zell-Atzenbach. Gest. 17. 12. 1999 in Zell i. W., beerd. 22. 12. 1999 in Zell-Atzenbach.

Oskar Kopp war der Sohn des Magaziners Wilhelm Kopp und seiner Ehefrau Emilie, geb. Nitz. Nach vier Jahren Volksschule besuchte er die Bürgerschule in Furtwangen. Ab 1928 besuchte er als Zögling des Erzb. Gymnasialkonvikts das Friedrichgymnasium in Freiburg, an dem er 1934 das Abitur machte. Er studierte in Freiburg, Theologie. Als die politische Lage wegen der zu erwartenden Kriegshandlungen immer unsicherer wurde, entschloß sich Erzbischof Conrad Gröber, alle, die dazu bereit waren, vor dem regulären Ablauf des Seminarjahres zu Priestern zu weihen. So wurde Oskar Kopp bereits am 17. Dezember 1939, zusammen mit 26 Mitbrüdern, unter ihnen der Alttestamentler Prof. Alfons Deissler, im Münster Unserer Lieben Frau zu Freiburg zum Priester geweiht.

Nach vier Vikarsstellen wurde Kopp als Nachfolger von Pfarrer Karl Gnädinger, dem späteren Weihbischof, als Pfarrverweser auf seine erste selbständige Stelle in Schopfheim angewiesen und am 15. April 1956 als Pfarrer investiert. Zuvor mußte er zweimal wegen einer endogenen Depression in der Psychiatrischen Klinik in Freiburg Heilung suchen. Der Erfolg war so dauerhaft, daß er nahezu 28 Jahre lang in der großen Diasporapfarrei Schopfheim mit den Filialen Fahrna, Wiechs, Langnau und Eichen ein ausgezeichnete Seelsorger sein konnte. Er war ein guter Religionslehrer und Prediger und er versuchte, die Laien in die Verantwortung für die Pfarrgemeinde hineinzunehmen.

Sechzehn Jahre lang war Pfarrer Kopp Dekan des Kapitels Wiesental. Viele Jahre war er Frauenseelsorger im Dekanat und hielt, zusammen mit anderen Mitbrüdern, Ehevorbereitungskurse. In seine Zeit fällt die Renovation der Pfarrkirche, der Neubau eines Gemeindehauses mit Kinderhort und die Anschaffung einer neuen Orgel für die Pfarrkirche in Schopfheim.

Im Jahre 1980 bat Pfarrer Kopp, inzwischen 65 Jahre alt und „erwas müde geworden in den schwierigen Verhältnissen dieser großen Diasporagemeinde“, um Übertragung einer kleineren Pfarrei. Zwölf Jahre leitete Pfarrer Kopp die Pfarrei Zell i. W.-Atzenbach, die aus den vier Dörfern Riedichen, Pfaffenberg, Mambach und Atzenbach besteht.

Zum 1. Januar 1993, wenige Tage vor Vollendung seines 78. Lebensjahres, trat Pfarrer Kopp in den Ruhestand, den er in seinem bisherigen Wohnsitz im Pfarrhaus von Atzenbach verbrachte, und unterstützte seinen Mitbruder als Subsidiar in der Seelsorge.

Bereits am 9. April 1976 hatte Erzbischof Hermann Schäufele Pfarrer Kopp „in Anerkennung seiner langjährigen zielbewußten und von seelsorgerlichem Eifer erfüllten Wirksamkeit als Pfarrer in der Pfarrei Schopfheim und in besonderer Würdigung seiner von Treue zum Bischof und von mitbrüderlicher Hilfsbereitschaft erfüllten Amtsführung als Dekan des Landkapitels Wiesental“ zum Geistlichen Rat ad honorem ernannt. Papst Johannes Paul II, würdigte sechs Jahre später seine Verdienste als Wohltäter der Kirche in Chile, indem er ihn zum Päpstlichen Kaplan (Monsignore) ernannte.

Pfarrer Oskar Kopp wurde auf dem Friedhof in Zell-Atzenbach beigesetzt.

Hu.

Leitz Theodard Wolfgang, OFM Bischof

Geb. 8. 5. 1915 in Karlsruhe-Rüppur. 19. 4. 1934 Noviziat in Salmünster. 22. 4. 1935 einfache, 19. 11. 1938 feierliche Profeß. 30. 4. 1939 Diakonatsweihe in Fulda. 30. 6. 1940 Priesterweihe in Petropolis/Rio de Janeiro. 1952 Pfr. in Dourados. 1970 Bischof von Dourados. 13. 2. 1971 Bischofsweihe durch Erzbischof Hermann Schäufele im Münster zu Freiburg. 1990 Rückkehr nach Deutschland. Gest. 27. 2. 1999 in Sigmaringen-Gorheim, beerd. 4. 3. 1999 in Freiburg, Hauptfriedhof.

Bischof Leitz war der Sohn des Oberpostassistenten Gustav Leitz und seiner Ehefrau Lydia Anna, geb. Schnarrenberger. Nach dem Abitur am 3. März 1934 in Hadamar trat er am 19. April 1934 in das Noviziat der Thüringischen Franziskanerprovinz in Salmünster ein. Nach der feierlichen Profeß am 19. November 1938 und der Diakonatsweihe am 30. April 1939 in Fulda fuhr er noch in demselben Jahr nach Brasilien, wo die Provinz im Jahr davor im zentralbrasilianischen

Staat Mato Grosso ein Missionsgebiet übernommen hatte. In der Ordenshochschule in Petropolis/Rio de Janeiro beendete er seine Studien und wurde am 30. Juni 1940 zum Priester geweiht.

Mit gerade 25 Jahren finden wir ihn im Urwald Mato Grossos. Die Pastoral war in jener Zeit noch enorm schwer. Es gab keine Straßen, geschweige denn motorisierte Verkehrsmittel. Mato Grosso war im wahren Sinn des Wortes Hinterland.

Die Bralisaner bezeichnen die Bewohner Mato Grossos als aboclos – Hinterwäldler. Ein großer Teil der Menschen war zwar getauft, aber sie wußten wenig vom Christentum und hatten selten Gelegenheit zu Gottesdienst und Sakramentenempfang. Mit dem Pferd war er in den vierziger und fünfziger Jahren unterwegs, Wochen und Monate lang, allein oder mit einem wegerfahrenen Begleiter, um die Siedlungen im Urwald zu besuchen. Das Leben war extrem strapazios und gefährlich, abseits von jeder Zivilisation.

Es ging Theodard Leitz nicht um Abenteuer, es ging ihm um die Menschen. Es ging ihm darum, bis in die letzten Winkel des brasilianischen Buschs das Reich Gottes zu verkünden. „Evangelizare pauperibus“ – das war später sein Wahlspruch als Bischof: „Den Armen die Frohschaft bringen.“

Bischof Teodard hat diesen Wahlspruch nicht nur in einem geistigen oder gar jenseitigen Sinn gemeint. Er hat auch die Armen hier und jetzt gemeint. Zum Heil Gottes gehört, Menschen ein menschenwürdiges Leben zu ermöglichen. Das hat er nicht nur gepredigt. Als Priester und als Bischof engagierte er sich für die Landlosen in Mato Grosso. Menschen, denen das Gewohnheitsrecht, ein Stück Land zu besitzen und zu bebauen, von den Behörden abgesprochen wurde, Menschen, die von reichen Großgrundbesitzern vertrieben wurden. Für sie hat sich Bischof Theodard Letz besonders eingesetzt. Er hat sich dabei nicht nur den Haß der Gegner zugezogen, er wurde mehrfach bedroht und überfallen.

Bis in die Jahre seines Ruhestandes hinein hat Theodard Leitz die Projekte für die Straßenkinder in Brasilien unterstützt. Die Leidtragenden einer ungerechten Gesellschaft sind vor allem die Kinder. Für sie hat er sich unermüdlich eingesetzt. Auf seinen Firmreisen durchs badische Land hat er oft von den Kindern in Brasilien gesprochen. Für die Straßenkinder haben seine Freunde Tausende von Mark gespendet.

Theodard Leitz war ein überzeugter und typischer Alemanne. In Karlsruhe geboren, in Freiburg aufgewachsen – seine badische Heimat hat ihn zeitlebens geprägt. Wie sehr er seiner Heimat verbunden war, zeigte sich unter anderem bei seiner Bischofsweihe im Jahr 1971. Er bestand darauf, hier in Freiburg von seinem Heimatbischof und in „seinem“ Münster geweiht zu werden. In sein Bischofswappen ließ er in der einen Hälfte die Symbole seiner Heimatstadt Freiburg – das rote Kreuz auf gelbem Grund – und in der anderen Hälfte den goldenen Fisch auf grünem Grund, Zeichen des Agrarlandes Mato Grosso, zeichnen.

1952 hatte Leitz die Leitung der damals einzigen Pfarrei Dourados übernommen, wo er mit zwei weiteren Patres lebte und arbeitete. Er erbaute dort eine neue Pfarrschule, ein katechetisches Zentrum und schließlich eine neue Pfarrkirche, die mit der Errichtung der Diözese Dourados 1957 zur Kathedrale wurde. 1970 ernannte ihn Papst Paul VI. zum neuen Bischof der Diözese Dourados. Am 13. Februar 1971 empfing Theodard Leitz durch Erzbischof Hermann Schaufele im Münster zu Freiburg die Bischofsweihe.

1990, nach Vollendung seines 75. Lebensjahres, kehrte Bischof Leitz nach Deutschland zurück. Hier wirkte er noch aktiv in der Seelsorge mit. In vielen Gemeinden spendete er in diesen letzten Jahren das Sakrament der Firmung.

Theodard Leitz war weder ein Kind von Traurigkeit noch eine ängstliche Seele. Sein Charakter war von Souveränität und Heiterkeit gezeichnet. Wo er auftauchte, verbreitete er Frohsinn. Er liebte die Geselligkeit. Er liebte seine Zigarre oder Pfeife. Er konnte bestens unterhalten und Geschichten erzählen. Er lebte eine Religiosität, die nüchtern und wenig spektakulär ist. Der konkret gelebte Alltag war dabei wichtiger als fromme Reden.

Sein Naturell gab ihm auch die Fähigkeit zu leiten. Er war kein Mensch, der seine Autorität zur Schau stellen mußte, er hatte sie einfach. Schon als Schüler in Watersleyde war er ein großer Organisator und übernahm Führung. Seine Klassenkameraden nannten ihn liebevoll Indianerhäuptling. Er war ein Mensch der klaren Aussagen und der eindeutigen Entscheidungen. Er praktizierte große Toleranz und war weit in seinem Denken. Dennoch hatte er fest umrissene Vorstellungen vom Leben und vom Glauben.

Lit.: Helmut Schlegel OFM, Bischof Theodard Leitz. In: Thuringia Franciscana 54, 1999.

Hu.

Maier Otto, Geistl. Rat

Geb. 19. 7. 1910 in Nußloch, ord. 27. 3. 1938 in Freiburg. 4. 5. 1938 Vikar in St. Ulrich, 1. 9. 1938 in Yach, 1. 3. 1939 in Achern. 1. 11. 1942 bis 5. 1. 1947 Wehrdienst und Kriegsgefangenschaft. 22. 2. 1947 Vikar in Ettlingen, Herz Jesu, 8. 9. 1949 in Karlsruhe-Durlach. 30. 1. 1951 Pfrvw. in Krautheim, 9. 5. 1954 Investitur. 17. 4. 1959 Kammerer. 2. 11. 1960 Dekan des Kapitels Krautheim. 1. 6. 1961 Kurat in Bermersbach, 21. 3. 1965 Investitur. 15. 12. 1987 Geistl. Rat ad honorem. 1. 3. 1992 Ruhestand. Gest. 6. 4. 1999 in Forbach, beerd. 9. 4. 1999 in Bermersbach.

Otto Maier war der Sohn des Werkführers Heinrich Maier und seiner Ehefrau Berta, geb. Fehringer. In Massenbachhausen bei Heilbronn, wohin die Familie gezogen war, verbrachte er die Kindheit. Der Vater fiel 1918 im Krieg in Frankreich. Nach Abschluß der Volksschule besuchte Otto ein halbes Jahr die Handelsschule in Heilbronn und wechselte, als die Mutter im Jahre 1926 in ihre Heimat nach Nußloch zurückkehrte, auf die Lendersche Heimschule, wo er 1933 die Reifeprüfung ablegte. Nach dem Theologiestudium in Freiburg wurde er am 27. März 1938, zusammen mit 68 Mitbrüdern, von Erzbischof Conrad Gröber im Münster Unserer Lieben Frau zu Freiburg zum Priester geweiht.

Als Vikar wurden er und sein Mitkaplan Egidius Holzapfel durch ungeschickten Verrat ihres Chefs, Stadtpfarrer Dr. Edmund Jahre am 21. November 1939 wegen des Abhörens des „Feindsenders“ verhaftet und am 10. Mai 1940 vom Sondergericht Mannheim wegen Verbrechens gemäß § 1 der Verordnung über außerordentliche Rundfunkmaßnahmen zu einer Zuchthausstrafe von einem Jahr unter Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte für die Dauer von zwei Jahren verurteilt. Wie Pfarrer Holzapfel später berichtete, wurden sie im Zuchthaus Bruchsal von ihrem priesterlichen Mitbruder, dem Gefängnispfarrer, recht unbrüderlich behandelt. Der Gefängnispfarrer war später Lagerpfarrer im Lager Emsland, wo er eine „braune“ Schwester heiratete.

Obwohl seine Akten den Vermerk enthielten: „nach der Strafverbüßung Sicherheitsverwahrung bis zum Kriegsende“, führten glückliche Umstände dazu, daß er nach der Entlassung aus dem Bruchsaler Zuchthaus am 21. Dezember 1940 lediglich mit dem Verbot jeglicher seelsorgerlicher Tätigkeit belegt wurde. Er erhielt eine Aufgabe beim Erzbischöflichen Oberstiftungsrat und mußte sich anfangs täglich und später zweimal wöchentlich bei der Gestapo in Freiburg melden.

Als sich auf den Kriegsschauplätzen Europas das Blatt gewendet und die deutsche Wehrmacht immer mehr in die Defensive kam, wurde für Maier und Holzapfel die Wehrunwürdigkeit aufgehoben, damit sie am 1. 11. 1942 in den Krieg gehetzt werden konnten. Nach der Grundausbildung auf dem Heuberg wurde er als Sanitätssoldat beim Bewährungsbataillon 999 eingesetzt und geriet bei der Kapitulation am 8. Mai 1945 auf Rhodos in englische Gefangenschaft. „Die Engländer kamen gerade noch rechtzeitig, um das Gros der Besatzung und der Bevölkerung vor dem Hungertod zu bewahren“, schrieb Maier in einem Brief vom April 1946 aus der Kriegsgefangenschaft. In einem Gefangenenlager in El Alamein in Ägypten konnte sich Maier die folgenden Monate zunächst zusammen mit seinen beiden Freiburger Mitbrüdern Egidius Holzapfel und Eugen Wessner, die dort ebenfalls in Gefangenschaft waren und später zum Arbeitsdienst herangezogen wurden, ganz der Seelsorge widmen. Am 5. Januar 1947 kehrte Maier aus der Kriegsgefangenschaft zurück.

Nach einer kurzen Zeit der Erholung wurde Maier zum 20. März 1947 als Vikar nach Ettlingen, Herz Jesu angewiesen. Auf Grund einer nicht ausgeheilten Lungenentzündung war ein längerer Krankenhausaufenthalt und Genesungsurlaub nötig. Am 8. September 1949 wechselte er auf seine letzte Vikarstelle nach Karlsruhe-Durlach, St. Peter und Paul.

Die erste selbständige Stelle von Pfarrer Maier war das Jagststädtchen Krautheim mit den Filialen Oberndorf, Neunstetten und Horrenbach, auf die er zum 30. Januar 1951 als Pfarrverweser angewiesen und nach Ablegung des Pfarrexamens am 9. Mai 1954 als Pfarrer investiert wurde. Vierzehn Jahre wirkte er hier, wo eine besondere Aufgabe die Eingliederung der Heimatvertriebenen und später die vielen mit der Industrieansiedlung Hinzugezogenen, religiös meist gleichgültigen Menschen, in das kirchliche Leben zu integrieren. Besonders erschwerend war, daß dem Pfarrer außer der Kirche kein Quadratmeter Raum zur Verfügung stand, in denen er Seelsorge betreiben konnte. Dies bedingte seine starke Abhängigkeit von der politischen Gemeinde. Bürgermeister Mayer nützte diese Abhängigkeit rücksichtslos aus. Er erwartete bedingungslose Gefolgschaft. Dies änderte sich mit dem Bau eines neuen Kin-

dergareits mit Pfarrsaal und Schwesternhaus. Auch die Vorarbeiten für die Erweiterung der Pfarrkirche leitete er noch in die Wege.

Pfarrer Maier besaß in hohem Maße das Vertrauen und die Wertschätzung seiner Mitbrüder, die ihn im Jahre 1959 zum Kammerer und 1960 zum Dekan des Kapitels Krauthcim wählten. Sein Interesse an der jeweils neuesten wissenschaftlichen und theologischen Literatur kam dem Krauthheimer Kapitel zugute. Mit besonderem Eifer nahm er die Männerseelsorge im Dekanat wahr.

Zum 29. September 1964 wechselte Maier auf die Kuratie Bermersbach, die bald darauf zur Pfarrei erhoben und Pfarrer Maier als deren erster Pfarrer investiert wurde. Bis ins hohe Alter von 81 Jahren setzte er seine ganze Kraft für den inneren und äußeren Aufbau dieser Gemeinde ein. Seine Seelsorgearbeit war geprägt von „seinem tiefen religiösen und sittlichen Charakter“. Die gute Gestaltung der Gottesdienste, die Betreuung der Kranken und der Frauengemeinschaft sowie die Männerseelsorge waren Schwerpunkte seiner seelsorgerlichen Arbeit. Sein Geschick für Organisation und Verwaltung kam der Pfarrgemeinde mit ihrem großen Waldbesitz zugute.

In Anerkennung seines fast fünfzigjährigen Dienstes als Priester ernannte ihn Erzbischof Oskar Saier mit Urkunde vom 15. Dezember 1987 zum Geistlichen Rat ad honorem. Zum 1. März 1992 schied Pfarrer Maier, im 82. Lebensjahr stehend, aus dem aktiven Seelsorgedienst aus. Er behielt seine Wohnung im Pfarrhaus in Bermersbach bei und half bis zum Erlöschen seiner Kraft in der Seelsorge mit. Seine letzte Ruhestätte fand er auf dem Friedhof von Bermersbach.

Müller Erich

Geb. 12. 6. 1918 in Freiburg, ord. 27. 6. 1948 in St. Peter. 20. 7. 1948 Vikar in Meßkirch, 21. 6. 1950 in Karlsruhe, Unserer Lieben Frau. 15. 11. 1955 Kurat in Weinheim, St. Marien. 6. 3. 1960 Pfr. in Frickingen/Linzgau. 9. 2. 1971 Kammerer. 1. 9. 1983 Ruhestand in Freiburg. Gest. 24. 4. 1999 in Freiburg, beerd. 28. 4. 1999 ebenda, Hauptfriedhof.

Erich Müller war das zweite von drei Kindern des Kaufmanns Karl Müller und seiner Ehefrau Anna, geb. Hoch. Die Eltern hatten in der Gerberau ein Schreibwarengeschäft. Erich gehörte der Jugendbewegung Neudeutschland in der Gruppe Beer in der Münsterpfarre an. Als Schüler des Berthold-Gymnasiums hat er trotz Nationalsozialismus nie ein Hehl daraus gemacht, daß er Priester werden wolle. Nach dem Abitur im Frühjahr 1937 und Ableistung des Reichsarbeitsdienstes nahm er im Wintersemester desselben Jahres in Freiburg das Theologiestudium auf. Vom Außensesemester in Fulda wurde er am 1. 12. 1939 zur Wehrmacht einberufen. Die folgenden Jahre wurde er, zuletzt im Rang eines Unteroffiziers, bei der Infanterie auf den Kriegsschauplätzen in Frankreich, Dänemark und Rußland eingesetzt. Im Jahre 1942 erlitt er einen Oberschenkel- und Schulterdurchschuß und konnte dadurch ein Semester lang das Studium fortführen, bis er wieder fronttauglich war. Am 21. April 1945 kam er in französische Kriegsgefangenschaft. Nach der Entlassung im Dezember 1945 setzte Müller im Sommer 1946 das Studium fort. Er wurde am 27. Juni 1948, zusammen mit 23 Mitbrüdern, von Kapitularvikar Weihbischof Wilhelm Burger in der Seminarkirche in St. Peter zum Priester geweiht.

Aus den Erfahrungen seiner langjährigen Mitgliedschaft und Arbeit in der Jugendbewegung Bund Neudeutschland war der Vikar besonders befähigt für die Jugendarbeit. Nach vier Jahren Arbeit als Pfarrkurat in Weinheim, St. Marien wurde Pfarrer Müller zum 17. Dezember 1959 nach Frickingen mit der Filiale Rickenbach im Linzgau angewiesen. Ab 1. August 1960 wurde ihm auch die Verantwortung für die Nachbarpfarrei Altheim übertragen. Mehr als vierundzwanzig Jahre wirkte er in diesen Gemeinden, in denen die bäuerliche Grundstruktur immer mehr in den Hintergrund trat und von einer Wohlstandskultur abgelöst wurde. Die Erneuerung und Verlebendigung des religiösen Lebens aus dem Geist der Liturgie und der aktive Mitvollzug der Liturgie durch die Pfarrgemeinde war Pfarrer Müller ein besonderes Anliegen. Durch die Kriegsverletzung selbst mit Leid und Schmerz vertraut, hatte Pfarrer Müller ein besonderes Einfühlungsvermögen für Menschen, die auf Grund von Krankheit oder einer anderen Not unter dem Kreuze standen.

Zur Verbesserung der Infrastrukturen der beiden Pfarreien wurde in Frickingen in der ehemaligen Pfarrscheune ein Jugendheim eingerichtet, die historische Pfarrkirche, die Weingartenkapelle und die Filialkapelle in Rickenbach gründlich renoviert. In Rickenbach wurde ein neues Pfarrhaus erstellt und der Kindergarten saniert und erweitert. In Altheim wurde die Pfarrkirche einer umfassenden Außen- und Innenrenovation unterzogen.

Zu seinen Mitbrüdern hatte Pfarrer Müller ein gutes Verhältnis und bereicherte den Dienst mit seinen Vorträgen.

Zum 1. September 1983 trat Pfarrer Müller wegen seines angegriffenen Gesundheitszustandes, der vor allem durch vier Kriegsverwundungen bedingt war, in den Ruhestand. Er zog in seine Heimatstadt Freiburg, wo er zunächst bei seiner Schwester und nach deren Tod im Mutterhaus der Elisabethschwestern und zuletzt im Pflegeheim St. Laurentius wohnte. Die letzten Jahre waren ganz von einer schweren Krankheit bestimmt. Sein Leib ruht auf dem Hauptfriedhof in Freiburg. Hu.

Nägele Josef

Geb. 25. 1. 1927 in Wolfach, ord. 25. 5. 1952 in Freiburg. 18. 6. 1952 Vikar in Mannheim-Waldhof, St. Franziskus, 17. 3. 1955 in Prinzbach b. Lahr, 20. 4. 1955 in Oberkirch, 6. 11. 1956 in St. Blasien, zugleich vicarius cooperator für die Kuratie Schlageten, 3. 9. 1958 in Karlsruhe, St. Elisabeth. 1. 7. 1959 Pfr. in Ottenheim, Investitur 26. 7. 1959. 6. 12. 1968 Pfr. in Kandern, Investitur 9. 2. 1969. 1. 10. 1987 Ruhestand in Forchheim am Kaiserstuhl, Münchweiler, Pflegeheim Sancta Maria in Lahr und Seniorenheim Gengenbach. Gest. 9. 6. 1999 in Gengenbach, beerd. 11. 6. 1999 ebenda.

Pfarrer Nägele war der Sohn des Gendarmeriewachtmeisters Josef Nägele in Hornberg und seiner Ehefrau Maria Theresia, geb. Ams. Seine Schwester Irmentraud war Oberin des Kreiskrankenhauses Maria Trost in Schruns. Durch die Versetzungen seines Vaters kam es zum mehrmaligen Schulwechsel. Er besuchte die Volksschule in Seelbach und Breisach sowie die Realschule in Breisach und Waldkirch bis zur vierten Klasse. 1941 wurde er Schüler des Friedrich-Gymnasiums in Freiburg und gleichzeitig Zögling des Erzb. Gymnasialkonvikts. Ab 8. April 1943 wurde Nägele als Luftwaffenhelfer in Friedrichshafen eingesetzt und am 24. Februar 1945 zur Wehrmacht einberufen. Zwei Monate später geriet er in Kriegsgefangenschaft. In Chartres hatte er die Möglichkeit, an einem propädeutischen Kurs für Theologiestudenten teilzunehmen und die Ergänzungsprüfungen in den humanistischen Fächern abzulegen, nachdem ihm bereits 1944 das Notabitur zuerkannt worden war. Nach seiner Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft am 21. Mai 1947 nahm er in Freiburg das Theologiestudium auf und wurde am 25. Mai 1952, zusammen mit 51 Mitbrüdern, unter ihnen der verstorbene Bischof von Aachen, Dr. Klaus Hemmerle, und Generalvikar Dr. Otto Bechtold, von Erzbischof Wendelin Rauch im Münster Unserer Lieben Frau zu Freiburg zum Priester geweiht.

Seine erste selbständige Stelle erhielt Pfarrer Nägele in Ottenheim mit den Filialen Meissenheim, Nonnenweiler und Allmansweiler. Mehr als zehn Jahre war er Seelsorger dieser Diasporagemeinde. Sein Einsatz galt dem Bau einer neuen Pfarrkirche, die im Dezember 1967 benediziert werden konnte und die im Jahre 1947 erstellte Notkirche ersetzt.

Auf seine Bewerbung hin wurde Pfarrer Nägele zum 6. Dezember 1968 nach Kandern versetzt. Die weitausgedehnte Pfarrei mit ihren vielen Weilern, flächenmäßig eine der größten Pfarreien der Erzdiözese, die durch ihre Diasporasituation besonders geprägt ist, brachte manche Spannungen und erforderte seine ganzen Kräfte.

Schwere Diabetes zwang ihn nach 35 Jahren im aktiven Seelsorgedienst, zum 1. Oktober 1987 in den Ruhestand zu treten. Forchheim i. Br. und ab April 1989 Ettenheim-Münchweiler wurden ihm zum Ruhestandswohnsitz, wo er zurückgezogen lebte. Ab September 1997 wurde er ein schwieriger Patient des Caritas-Alten- und Pflegeheims Sancta Maria in Lahr, der religiöse Betreuung und Krankenkommunion ablehnte und die Nachtschwestern schikanierte. Seine Haushälterin hat jahrelang jeden Kontakt zu seiner Schwester verhindert. Dem über 150 Kilo schweren Patienten brachte seine Haushälterin heimlich Essen und Bier zum Trinken. Im Spätjahr 1998 mußte er in das Seniorenheim Gengenbach verlegt werden, wo er ganz auf die Hilfe anderer angewiesen war. Hu.

Schiffhauer Paul Gerhard Vinzenz

Geb. 22. 1. 1913 in Karlsruhe-Mühlburg, ord. 22. 3. 1936 in Freiburg. 16. 4. 1936 Vikar in St. Leon, 24. 2. 1937 in Wertheim, 17. 4. 1937 in Renchen, 18. 8. 1937 in Leutkirch, 2. 5. 1938 in Zell i. W., 4. 9. 1940 in Waldshut, 15. 10. 1940 in Bräunöomgem. 13. 2. 1941 in Rickenbach, 12. 7. 1941 in Karlsruhe, St. Bonifaz. 8. 10. 1941 bis 20. 6. 1948 Wehrdienst und Kriegsgefangenschaft. 15. 7. 1948 Vikar in Urloffen. 17. 11. 1948 Pfarrvikar in Lippertsreute. 3. 8. 1948 Pfrvw. in Langenrain, 19. 4. 1950 in Leibertingen. 26. 3. 1951 Investitur. 3. 5. 1956 Pfrvw. in Unterlupfen. 20. 4. 1958 Investitur. 31. 8. 1983 Ruhestand in Bleichheim, ab 15. 7. 1996 in Freiburg, Marienhaus. Gest. 7. 2. 1999 in Freiburg, beerd. ebenda, Hauptfriedhof.

Paul Schiffhauer war war das älteste von neun Kindern, drei Söhne und sechs Töchter, des aus Freiburg stammenden Revisors beim Kathl. Oberstiftungsrat in Karlsruhe Alfred Schiffhauer und der aus Karlsruhe-Mühlburg stammenden Franziska Sofie Anna, geb. Lamp. Ein Onkel mütterlicherseits war Pfarrer in der Erzdiözese Freiburg.

Paul besuchte die Volksschule in Mühlburg und ab Ostern 1922 das Gymnasium in Karlsruhe. 1925 trat der Vater in den Dienst der Reichssteuerverwaltung in Donaueschingen über. Im März 1925 wechselte Paul auf das Gymnasium in Donaueschingen, an dem er im März 1931 das Abitur machte. Bald darauf starb der Vater. Ein Kind wurde noch nach seinem Tod geboren. Die Witwe zog nach Freiburg-Haslach, in die Heimat ihres verstorbenen Mannes. Paul studierte in Freiburg Theologie und wurde am 22. März 1936, zusammen mit 59 Mitbrüdern, unter ihnen der Neutestamentler Prof. Anton Vögtle und der Generalvikar Dr. Robert Schlund, von Erzbischof Conrad Gröber im Münster unserer Lieben Frau zu Freiburg zum Priester geweiht.

Regens Baumeister von St. Peter charakterisiert in seiner originellen Art den Alumnus Schiffhauer: „Der Bubi des Kurses. Denn dieser ist nicht Strobel Ekkehard, der zwar so aussieht, aber nicht ist, sondern Schiffhauer Paulchen, der so aussieht und ist. Recht vieles in der Tat an diesem Herrn trägt den Stempel des Jugendlichen und Jungen, die knabenhafte Kopf- und Gesichtsform, die Unreife seiner Fragen und Ansichten, eine gewissen Eigenwilligkeit in Ordnung und Benehmen, Laune und Verlorenheit im Kolleg. Ganz hierher paßten auch seine Katechese und Predigt, die unfertig und naiv, schließlich das Kopfschütteln ihres eigenen Verfassers erregten. Aber Schiffhauer ist auch ein gerader Charakter. Er weiß das Vorausbemerkte alles und gesteht es ein; hier fehlt es nicht am guten Willen, sondern an Reife und Leben. Da er grundkatholisch denkt und eine sehr vernünftige Mutter auf ihn Einfluß hat, ist bei guter Leistung von dieser Willigkeit und Gutmütigkeit doch ein eifriger Seelsorger an ihm zu erhoffen.“

Zahlreiche Prinzipale hatten Gelegenheit zu „guter Leitung“ des „überheblichen, kritiksüchtigen, eigensinnigen allwissenden Widerspruchsgeist“, der leicht und gerne predigt, aber selten gut vorbereitet war, Krieg und Gefangenschaft ließen ihn reifer werden.

Als Sanitätssoldat war er u. a. in der Lazarettverwaltung Warschau und zuletzt in Nordafrika eingesetzt. Am 13. Mai 1943 geriet er in englische Kriegsgefangenschaft. In einem Lagerhospital in Italien konnte er als Sanitäter und Priester wertvolle Dienste leisten. Am 20. Juni 1948 wurde er aus der Kriegsgefangenschaft entlassen. Die zurückliegenden Jahre hatten in Pfarrer Schiffhauer tiefe Eindrücke hinterlassen, die für sein weiteres Wirken prägend waren.

Nach einer Erholungspause wurde Pfarrer Schiffhauer nochmals als Vikar eingesetzt, bevor er am 3. August 1949 als Pfarrverweser in Langenrain die erste selbstständige Seelsorgestelle übernehmen konnte. Am 19. April 1950 wurde Schiffhauer als Pfarrverweser nach Leibertingen versetzt und am 26. März 1951 auf diese Pfarrei als Pfarrer investiert. Zum 3. Mai 1956 wurde er nach Unterlupfen angewiesen und am 20. April 1958 auf diese Pfarrei investiert. Fünfundzwanzig Jahre trug Pfarrer Schiffhauer die Sorge für diese Pfarrei, wobei er ab 8. April 1978 auch die Pastoration der Pfarrei Hl. Kreuz Birndorf mit den Filialen Birkingen und Buch übernahm. Schiffhauer war ein „arbeitsfreudiger, rühriger und gewissenhafter“ Seelsorger.

Gesundheitliche Probleme veranlaßten Pfarrer Schiffhauer zum 31. August 1983 zum Verzicht auf die Pfarrei Unterlupfen. Bereits siebzig Jahre alt, wollte er sich jedoch nicht ganz aus der Seelsorgsarbeit zurückziehen und übernahm als Pfarrverweser die Verantwortung für die Pfarrei Herbolzheim-Bleichheim. Zum 10. Oktober 1989 trat Pfarrer Schiffhauer, 76 Jahre alt, in den Ruhestand Er behielt zunächst seine Wohnung im Pfarrhaus Bleichheim und unterstützte seinen Mitbruder, bis er Mitte Juli 1996 ins Marienhaus nach Freiburg zog. Auch dort und im Wohnheim St. Johann nahm er weiter priesterliche Dienste wahr.

„Pfarrer Schiffhauer war ein eifriger und gewissenhafter Seelsorger. Rastlos im Dienst für das Evangelium und für die Kirche Jesu Christi. Dabei war er alles andere als ein reiner Prak-

tiker. Er dachte sehr viel nach über die Glaubenswahrheiten und über die Normen des Handelns aus dem Glauben. Zeitlebens versuchte er tiefer in sie einzudringen. Noch in hohem Alter las er theologische Bücher, versuchte er sich weiterzubilden, kritisch, aber aufgeschlossen, dank seiner guten philosophischen und theologischen Grundkenntnisse ...“, heißt es im Nachruf des Konradsblattes vom 28. März 1999. Hu.

Schilli Bernhard

Geb. 16. 5. 1905 in Gengenbach-Fußbach, ord. 6. 6. 1938 in Bamberg. Hausgeistlicher am Josefinenstift in Dresden. 1. 10. 1939 bis 12. 7. 1945 Kaplan in Georgental/Sudetenland. 15. 9. 1945 bis 31. 3. 1946 Kaplan in Altenburg/Thüringen. Bis September 1947 Kaplan in Eichenzell bei Fulda. 15. 12. 1947 Vikar in Villingen, St. Fidelis, 1. 5. 1948 in Weil a. Rh., 22. 9. 1948 in Schonach. 25. 11. 1953 Pfrvw. in Steinsfurt. 14. 12. 1959 Inkardination in die Erzdiözese Freiburg. 16. 5. 1962 Pfrvw. in Gündlingen. 7. 10. 1962 Investitur. 1. 9. 1989 Ruhestand im Altersheim Stahlbad in Freiburg-Littenweiler. Gest. 13. 12. 1999 in Freiburg, beerd. 17. 12. 1999 in Gündlingen.

Nach dem Abitur 1925 nahm er in Freiburg das Theologiestudium auf. Im Ringen um die Berufung wechselte er im 5. Semester an die Universität München, wo er drei Semester Volkswirtschaft studierte. Zum Sommersemester 1931 wandte er sich wieder dem Theologiestudium zu, verbunden mit einem Altphilologiestudiengang an den Universitäten Münster i. W., Freiburg und München. Im Frühjahr 1934 wurde er in die „Auslandspriesteranstalt“ von Bischof Xaver Geyer in Godesberg aufgenommen, eine Anstalt, die damals in eine Kongregation (Gemeinschaft von den Heiligen Engeln mit Sitz in Banz) umgewandelt wurde. 1934/35 absolvierte Schilli dort das Noviziatjahr und setzte gleichzeitig in Bamberg das Theologiestudium fort. Drei Jahre nach dem Noviziat wurde Schilli am 6. Juni 1938 von Erzbischof Jakobus Ritter von Hauck in Bamberg zum Priester geweiht.

Schilli wurde zunächst als Hausgeistlicher am Josefinenstift in Dresden eingesetzt und arbeitete auch im Bereich der Hofkirche mit. Im September 1939 wurde er von seinen Oberen der Diözese Letmeritz im Sudetenland zugewiesen, wo er bis 1945 in verschiedenen Pfarreien als Kaplan arbeitete. Mit der Vertreibung der Deutschen aus dem Sudetenland kam Schilli im August 1945 zunächst in die Diözese Meißen und von dort nach Bamberg und Fulda, wo er bis Dezember 1947 in der Flüchtlingsseelsorge arbeitete.

Im Dezember 1947 kehrte er in seine badische Heimat zurück. Nach drei Vikarsstellen wurde ihm als Pfarrverweser die Pfarrei Steinsfurt übertragen. Nachdem sich Pfarrer Schilli in der Erzdiözese gut eingelebt hatte und die rechtlichen Voraussetzungen geschaffen waren, konnte er am 1. Dezember 1959 in die Erzdiözese Freiburg inkardiniert werden.

Seine Lebensaufgabe fand Pfarrer Schilli in der Pfarrei Gündlingen im Dekanat Breisach. Siebenundzwanzig Jahre arbeitete er zum Segen der Gemeinde. Er liebte die Gündlinger und diese schenkten ihm ihr Vertrauen und hohe Wertschätzung. Er hinterließ Pfarrkirche und Pfarrhaus in renoviertem Zustand.

Über 84 Jahre alt, schied Pfarrer Schilli zum 1. Oktober 1989 aus dem aktiven Seelsorgedienst aus. Seinen Lebensabend verbrachte er und seine Haushälterin im Altenheim Stahlbad in Freiburg-Littenweiler. Nach einem langen, bewegten Leben fand er seine letzte Ruhestätte auf dem Friedhof von Gündlingen. Hu.

Sch lindwein Alfred

Geb. 22. 11. 1928 in Karlsdorf bei Bruchsal, ord. 2. 6. 1957 in St. Peter i. Schw. 1. 7. 1957 Vikar in Waldbronn-Etzenrot, 30. 7. 1957 in Malsch b. W., 17. 12. 1957 Krankheitsurlaub. 1. 4. 1958 Vikar in Kuppenheim, 9. 10. 1963 in Baden-Baden, St. Joseph. 3. 8. 1964 Pfrvw. in Rosenberg. 30. 5. 1966 Investitur. 1. 9. 1980 Pfrvw. in Rickenbach. 22. 3. 1982 Investitur. Gest. 21. 5. 1999 in Bad Krozingen, beerd. 27. 5. 1999 in Karlsdorf.

Alfred Schlindwein war das älteste von vier Kindern des Schreiners Johann Adolf Schlindwein und seiner Ehefrau Elisabeth, geb. Klein. Auf Grund des frühen Todes des Vaters wuchs er in bescheidenen Verhältnissen auf. Er besuchte ein Jahr lang das Gymnasium in Bruchsal.

Da er Priester werden wollte, wechselte er 1942 auf das Suso-Gymnasium in Konstanz und wurde Zögling des Konradihauses. Noch als Schüler wurde er zum Schanzen verpflichtet und mußte ab Dezember 1944 eine Ausbildung als Volksturmman machen. Wegen des nahen Kriegsendes wurde er nicht mehr zur Wehrmacht eingezogen. Im Juli 1950 machte er das Abitur und begann im Herbst 1950 das Theologiestudium als Alumnus des Collegium Borromaeum in Freiburg. Er mußte das Studium ein Jahr unterbrechen wegen einer schweren Lungenkrankheit, die er in der Heilstätte Ottersweier ausheilte. Im Sommersemester 1953 führte er das Studium fort. Das Auswärtssemester studierte er in Münster i. W. Im Sommersemester 1955 wurde der angelegte Pneumothorax aufgelassen. 1956 konnte er das Theologiestudium abschließen. Am 2. Juni 1957 wurde Alfred Schlindwein, zusammen mit 40 Mitbrüdern, unter ihnen Erzbischof Oskar Saier, von Erzbischof Eugen Seiterich in der Seminarkirche zu St. Peter zum Priester geweiht.

Seine Gesundheit war so gefestigt, daß er nach sieben Vikarsjahren die Sorge für die Pfarrei Rosenberg mit den Filialen Bronnacker und Hirschlanden übernehmen konnte. Sechzehn Jahre wirkte er als freundlicher, eifriger Pfarrer in dieser Diasporagemeinde. Neben der Arbeit in der Pfarrei erteilte er an den Schulen Osterburkens 24 Wochenstunden Religionsunterricht. Hierbei fand er besonders zu den unteren Klassen einen guten Zugang. An Baumaßnahmen sind zu nennen die Renovation des Pfarrhauses, die umfassende Außen- und Innenrenovation der Pfarrkirche und die Anschaffung einer neuen Orgel.

Zum 1. September 1980 wurde er auf die Pfarrei St. Gordian und Epimach in Rickenbach versetzt. Hier wirkte er bis zu seinem überraschenden Tod.

Die Innenrenovation der Pfarrkirche mit der Neugestaltung der Chorwand und der Seitenschiffe wurde nach Entwürfen von Emil Wachter durchgeführt. Dann folgte die Außenrenovation. Die Renovation der Kapellen in Glashütten und Jungholz und die Erweiterung des Jugendheimes waren weitere Baumaßnahmen.

Auch wenn Pfarrer Schlindwein keine kräftige und stabile Gesundheit vorweisen konnte, sagte er immer, daß er sich wohl fühle und es ihm gut gehe. Nie klagte er über seine körperliche Verfassung. Stets nahm er seine eigene Person zurück. Die Liebe zu den ihm anvertrauten Menschen war tief und echt. Sie trug Züge des Mutmachens, hoher Wertschätzung des Dankes und der Freude am Du in sich und zeigte sich vor allem im Wort der Anerkennung, mit dem er nicht geizte. Pfarrer Schlindwein gab sich nicht selbst, sondern IHN, in dessen Dienst er sich wußte. Das spürten die Menschen. Das war die Größe des Priesters Alfred Schlindwein, daß er selbst nichts war, jedoch Christus alles für ihn, und IHN suchte er zu schenken. Groß war die Trauer in der katholischen Gemeinde Rickenbach, als Pfarrer Alfred Schlindwein in der Herzklinik in Bad Krozingen plötzlich in der Nacht starb. Er ruht auf dem Friedhof seiner Heimat Karlsdorf. Hu.

Schmid Friedrich

Geb. 3. 10. 1909 in Römerstadt/Sudetenland, ord. 5. 7. 1934 in Olmütz durch Erzbischof Leopold Precan. Vikar in Grumberg und Hotzenplotz. 1. 4. 1940 Pfrvw., 15. 8. 1940 Pfr. in Pittarn. 27. 5. 1946 Vertreibung. 5. 7. 1946 Vikar in Hettingen. 1. 11. 1946 Expositus in Oberndorf, Pfarrei Krauthelm. 17. 6. 1948 Pfrvw. in Strümpfelbrunn. 21. 5. 1951 bis September 1955 Pfr. in Jönköping und Örebro in Schweden. 5. 10. 1955 Kurat in Oberscheidental. 1. 4. 1959 Titel Pfarrer. 1. 9. 1975 Ruhestand in Mudau-Scheidental. Gest. 22. 9. 1999 in Buchen-Waldhausen, beerd. 25. 9. 1999 in Mudau-Scheidental.

Pfarrer Friedrich Schmid studierte an der Theologischen Universität Cyrill und Method in Olmütz Theologie. Am 5. Juli 1934 wurde er im Dom zu Olmütz von Erzbischof Leopold Precan zum Priester geweiht. Seine ersten Erfahrungen in der Seelsorge machte er als Vikar in Grumberg und Hotzenplotz. 1940 wurde er mit der Leitung der Pfarrei Pittarn betraut. Es waren die schweren Jahre der Nazi Herrschaft, im Sudetenland besonders schwer, weil hier das Reichskonkordat nicht galt. Bei Verhören von Priestern durch die Gestapo machte man sie sogleich auf diesen Tatbestand aufmerksam. Bei der Vertreibung der Sudetendeutschen mußte auch Pfarrer Schmid am 27. Mai 1946 seine Heimat verlassen.

Er kam zunächst nach Bayern und dann in die Erzdiözese Freiburg, wo er ab 25. Juni 1946 als Vikar in Emmendingen eingesetzt wurde. Am 5. Juli 1946 wurde er dem begnadeten Ju-

gendseelsorger und Pfarrer von Buchen-Hettingen, Pfarrer Heinrich Magnani, der sich sehr um heimatvertriebene Priester sorgte, zugewiesen. Zum 1. November 1946 wurde Vikar Schmid als Expositus nach Krautheim versetzt. Hier „hat er vor allem die Herzen der hiesigen Jugend im Sturm erobert. Ihm, der selbst Neubürger ist, haben wir in erster Linie zu verdanken, daß in der hiesigen Gemeinde zwischen Alt- und Neubürgern ein gutes Einvernehmen herrscht, wie es wohl in den seltenen Fällen erreicht wurde. Weit und breit ist er als der „Flüchtlingspfarrer“ bekannt und beliebt, denn er weiß für jeden, der zu ihm kommt, Rat und Hilfe“, heißt es in einem Brief aus der Kath. Kirchengemeinde Krautheim-Oberndorf im Jahre 1948. Seine Versetzung als Pfarrverweser nach Strümpfelbrunn zum 16. Juni 1946 wurde in Krautheim sehr bedauert.

Als in Schweden ein Seelsorger für die dort in der Vertreibung lebenden ca. 6000 Sudeten-deutschen gesucht wurde, meldete sich Pfarrer Schmid nach Rücksprache mit Erzbischof Wendelin Rauch für diese Aufgabe. Für zunächst zwei Jahre beurlaubt, trat er am 21. Mai 1951 seinen Dienst als Pfarrer in Jönköping in Schweden an. Zum 1. Juli 1952 wurde er als Pfarrer nach Örebro angewiesen, einer schwierigen, weitausgedehnten Pfarrei (31000 Quadratkilometer) mit 12 Außenstationen und Katholiken verschiedener Nationalitäten. „Er arbeitet in unseren schweren Verhältnissen sehr gut zu unserer großen Zufriedenheit und zur Zufriedenheit der Katholiken“, schrieb der Apostolische Vikar, Bischof Dr. Johannes Erik Müller, im März 1953 an das Erzb. Ordinariat und bat darum, Pfarrer Schmid weiterhin für den Dienst in dieser Gemeinde freizustellen. Seiner Bitte wurde entsprochen. Seine Tätigkeit in Schweden kam vielen notleidenden Menschen in Deutschland und vor allem in Strümpfelbrunn zugute für die er große Kleidersammlungen organisierte. Auf die Dauer überstieg die Arbeit in Schweden seine Kräfte und er bat um eine neue Aufgabe in der Erzdiözese Freiburg.

Am 5. Oktober 1955 übernahm er die Kuratie Mudau-Scheidental mit der Filiale Reisenbach. Zum 1. April 1959 wurde ihm, der noch immer in der Erzdiözese Olmütz inkardiniert war, der Titel „Pfarrer“ verliehen.

Pfarrer Schmid war ein aufgeschlossener, lebhafter Arbeiter mit klarem Ziel, zugleich hilfsbereit und gutmütig. Mit dem Bau einer neuen Kirche schuf er einen würdigen Ort zur Feier der Gottesdienste. Pfarrer Schmid war Landjugendseelsorger des Dekanats und Diözesanseelsorger für die Heimatvertriebenen. Im Alter machte sich auch bei ihm der Heimatverlust schmerzlich bemerkbar. Auf Grund seiner angeschlagenen Gesundheit schied er zum 1. September 1975 aus dem aktiven Seelsorgsdienst aus. Den Ruhestand verbrachte er in Mudau-Scheidental und half dort und in Schlossau in der Seelsorge aus. Pfarrer Friedrich Schmid wurde auf dem Friedhof von Mudau-Scheidental beigesetzt. Hu.

Schmitt Norbert

Geb. 6. 1911 in Sinsheim a. d. E., ord. 22. 3. 1936 in Freiburg. 19. 5. 1936 Vikar in Endingen, 2. 9. 1936 in Oberkirch, 30. 11. 1938 in Hemsbach/Bergstr., 10. 9. 1940 Pfarrvikar in Kandern, 17. 9. 1941 in Villingen, Münster, 27. 3. 1946 Vikar in Wiesloch. 28. 10. 1948 Pfr. in Eppingen, 14. 11. 1948 Investitur. 26. 10. 1961 Pfr. in Büchig. 21. 1. 1962 Investitur. 1. 6. 1994 Ruhestand in Büchig, 1. 5. 1998 in Bretten, Altenpflegeheim St. Laurentius. Gest. 24. 1. 1999 in Bretten, beerd. 30. 1. 1999 in Büchig.

Pfarrer Norbert Schmitt war der Sohn des Realschuldirektors Johann Ludwig Schmitt und seiner Ehefrau Viktoria, geb. Bock. Die Mutter starb bald nach der Geburt. Aus zweiter Ehe des Vaters stammten eine Tochter und ein Sohn. Bedingt durch die wechselnden Einsatzorte des Vaters besuchte Norbert die Volksschule in Waldshut und Ettlingen. In Ettlingen besuchte er ab April 1921 das Realgymnasium bis zur Untertertia. Da er einmal als Ordenspriester in die Mission gehen wollte, wechselte er 1925 auf das Missionsseminar St. Josef in Ellwangen und besuchte dort das humanistische Gymnasium. Vor Beginn des Noviziats in Brixen verließ er das Missionsseminar und wurde Zögling des Internates Borromaeum in Ellwangen. Nach dem Abitur im April 1931 studierte er in Freiburg und Münster Theologie. Trotz einer Knieverletzung konnte er noch mit seinem Kurs von 59 Mitbrüdern, unter ihnen der Neutestamentler Prof. Anton Vögle und der Generalvikar Dr. Robert Schlung, am 22. März 1936 von Erzbischof Conrad Gröber im Münster Unserer Lieben Frau zu Freiburg zum Priester geweiht werden. Schmitts Beurteilung durch Regens Baumeistar: „... Leistun-

gen wenn er wollte waren nicht übel. Katechese z. B. ausgezeichnet, aber bisweilen fehlte eben das Wollen. Schmitt ist indessen ein gutmütiger und gutgesinnter junger Mann, ein Schalk, den man gern haben wird und der in väterlicher Gesinnung, die ihm jetzt schon liegt, pastorianer wird.“

Der gewinnende, liebenswürdige Priester predigte gut vorbereitet rhetorisch gewandt sehr ansprechend, warmherzig und populär. Auch im Religionsunterricht konnte er mit den Kindern gut umgehen. In Kandern war der Vikar zugleich Krankenhausseelsorger, in Villingen oblag ihm als Standortpfarrer zusätzlich die Betreuung der Soldaten, der Verwundeten und Kranken im Lazarett und zum Schluß der Kriegsgefangenen. In Wiesloch war er als Jugendseelsorger sehr geschätzt.

Als selbständiger Seelsorger wirkte er zuerst dreizehn Jahre in der Pfarrei Eppingen mit der Filiale Mühlbach. Ein besonderes Anliegen war es ihm, Laien zur Mitarbeit in der Gemeinde heranzuführen, und bald stand ihm eine große Zahl von ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern zur Seite.

Gesundheitliche Probleme bewogen Pfarrer Schmitt, sich 1961 um die kleinere Pfarrei Büchig zu bewerben. Mehr als zweiunddreißig Jahre diente er den Menschen dieser Gemeinde als Seelsorger. Eine Zeitspanne, in der sich die Welt rasch veränderte und auch die Kirche nach dem II. Vatikanischen Konzil. Manche Entwicklungen konnte der liebenswürdige Priester nicht mehr mitgehen.

In Bretten-Büchig wurde der lange ersehnte Kirchenneubau realisiert und der Kindergarten erweitert, in der Filiale Mühlbach die Kirche erweitert. Über viele Jahre hinweg nahm Pfarrer Schmitt ab 1949 die Aufgabe des Dekanatsmännerseelsorgers wahr. Ab 1976 widmete er sich der Altenpastoral im Dekanat. Den Dies bereicherte er als geistreicher, liebenswürdiger Mitbruder mit seinen Beiträgen. 1974 bis 1983 unterstützte er Kammerer und Dekan. In den umliegenden Pfarreien war Pfarrer Schmitt als Beichtvater sehr geschätzt. Viele Jahre arbeitete er auch in der Seelsorge am Kreiskrankenhaus in Bretten mit.

Im hohen Alter von fast 83 Jahren und nach 58 Jahren im aktiven Seelsorgsdienst trat Pfarrer Schmitt zum 1. Juni 1994 in den Ruhestand, zunächst im Büchiger Pfarrhaus und nach einem Sturz im April 1996 im Altenpflegeheim St. Laurentius in Bretten. Er wurde auf dem Friedhof von Bretten-Büchig beigesetzt. Hu.

Schnell Fridolin

Geb. 5. 2. 1905 in Billafingen, ord. 16. 3. 1930 in St. Peter. 24. 4. 1930 Vikar in Murg, 26. 4. 1932 in Nordrach, 25. 8. 1932 in Singen, Herz Jesu, 24. 4. 1936 in Mannheim, St. Peter. 26. 10. 1939 Pfrvw. in Brombach bei Lörrach, 9. 3. 1941 inv. 30. 1. 1957 Pfr. in Rielasingen, St. Bartholomäus, 10. 3. 1957 inv. 20. 11. 1961 Kammerer des Kapitels Hegau. 1. 9. 1973 Ruhestand in Rielasingen und Altersheim St. Anna in Singen. 2. 2. 1975 Geistl. Rat ad honorem. 26. 3. 1999 in Singen, beerd. 31. 3. 1999 in Owingen-Billafingen.

Fridolin Schnell war eines der vier Kinder des Landwirts Adolf Schnell und seiner Ehefrau Sophie, geb. Hofmann. Ab 1918 besuchte er als Zögling des Konradhauses das Gymnasium in Konstanz und absolvierte anschließend das Theologiestudium in Freiburg. Am 16. März 1930 wurde er, zusammen mit 33 Mitbrüdern, unter ihnen der verstorbene Weihbischof Karl Gnädinger, von Erzbischof Carl Fritz in der Pfarr- und Seminarkirche St. Peter zum Priester geweiht.

Seine Frohnatur machte den Vikar allen angenehm, besonders aber der Jugend sehr beliebt. Als Katechet besaß er in hohem Maße die Liebe der Kinder. Jugendseelsorge und Vereinsarbeit waren seine Stärke. Seine erste selbständige Stelle war die Pfarrei Lörrach-Bombach. Für diese Industrie- und Diasporagemeinde war er besonders in den schweren Jahren des Dritten Reiches durch sein ruhiges und kluges Wesen sehr geeignet. Auch bei den Andersgläubigen besaß er Achtung und Ansehen. Er ist ein „seevus bonus et fidelis“ schrieb der Dekan und spätere Weihbischof Karl Gnädinger über seinen Kurskameraden in seinem Visitationsbericht vom 5. November 1952. Neben der Arbeit in der eigenen Pfarrei nahm er eine zeitlang das Amt des Kinderseelsorgers im Dekanat wahr und war Beichtvater der Schwestern im Krankenhaus St. Elisabeth in Lörrach.

Zum 30. Januar 1957 wurde Pfarrer Schnell als Pfarrer nach Rielasingen in die ihm vertraute Umgebung des Hegau versetzt. Sechzehn Jahre wirkte er hier als „volksnaher“, „besonnener“, „leutseliger“, „freundlicher“ und „gütiger“ Seelsorger. Der Einbindung der vielen neu hinzuziehenden Gemeindeglieder in die große Pfarrfamilie nahm er sich besonders an. Der Religionsunterricht hatte ein Deputat von dreizehn und mehr Wochenstunden. Zusätzlich nahm er die Seelsorge im Krankenhaus in Arlen wahr.

Neben der umfangreichen Seelsorgearbeit kam gleich zu Beginn seiner Tätigkeit der Bau der neuen Pfarrkirche auf ihn zu, die am 22. Juli 1961 konsekriert werden konnte. Zu seinen Mitbrüdern pflegte er bewußt engen Kontakt. Er war ein treuer Teilnehmer am Dies. Seine Mitbrüder wählten ihn 1961 und 1969 zum Kammerer. Dieses Amt hatte er bis zu seiner Pensionierung inne.

Infolge eines schweren Magenleidens schied Pfarrer Schnell zum 1. September 1973 nach über 43jähriger priesterlicher Tätigkeit aus dem aktiven Seelsorgedienst aus. Seinen Ruhestandswohnsitz behielt er zunächst in Rielasingen. Dort und in Arlen half er durch Werktags- und Sonntagsgottesdienste aus und widmete sich vor allem der Alten und Kranken.

Als die Altersbeschwerden seiner Schwester, die ihm 53 Jahre treu den Haushalt besorgte, zunahmen, zogen beide im Mai 1992 in das Altenheim St. Anna in Singen.

In Anerkennung seiner von hingebendem Eifer und treuer kirchlicher Gesinnung erfüllten Seelsorge in den beiden Pfarreien Brombach und Rielasingen und in besonderer Würdigung seines großen persönlichen Einsatzes beim Bau der Kirche in Rielasingen ernannte ihn Erzbischof Hermann Schäufele mit Urkunde vom 2. Februar 1975 zum Geistlichen Rat ad honorem. Die politische Gemeinde Rielasingen würdigte ihn 1990 anlässlich der Feier des 60. Priesterjubiläums durch die Verleihung der Ehrenbürgerwürde. Seine letzte Ruhestätte befindet sich in seiner Geburtsgemeinde Billafingen. Hu.

Schuh Karl Anton

Geb. 7. 3. 1909 in in Pforzheim (heimatberechtigt in Oos). Ord. 31. 3. 1935 im Münster zu Freiburg von Erzbischof Conrad Gröber. 9. 5. 1935 Vikar in Wertheim, 1. 3. 1937 in Höpfingen. 26. 6. 1940 bis 29. 11. 1949 Wehrmacht und russische Gefangenschaft. 21. 4. 1950 Kurat in Grötzingen mit Berghausen und Söllingen. 20. 1. 1957 Investitur. 19. 3. 1975 Geistlicher Rat ad honorem. 1. 2. 1979 Ruhestand in Östringen-Tiefenbach. Gest. 21. 8. 1999 in Östringen-Tiefenbach, beerd. 28. 8. 1999 in Karlsruhe-Grötzingen.

Anton Schuh war der Sohn des Kaufmanns Anton Schuh und seiner Ehefrau Theresia, geb. Weber. Zusammen mit seinem Bruder wuchs er in bescheidenen Verhältnissen heran, so daß der Hunger, wie bei nicht wenigen Menschen damals, ein häufiger Begleiter war. Die Volksschule besuchte er in Karlsruhe, Forst und Bruchsal. 1919 wechselte er auf das Gymnasium in Bruchsal und legte dort im Jahre 1930 die Reifeprüfung ab. Das Theologiestudium absolvierte er in Freiburg. Am 31. März 1935 wurde er mit 40 Mitbrüdern von Erzbischof Conrad Gröber im Münster Unserer Lieben Frau zu Freiburg zum Priester geweiht.

In seinen Vikarsjahren bewies er eine besondere Befähigung für den Schuldienst und die Jugendpastoration. Am 26. 6. 1940 wurde er als Sanitäts-Soldat zur Wehrmacht eingezogen zur Sanitäts-Ersatz-Abteilung 13 nach Bad Kissingen. Im November wurde er versetzt zum Divisionsstab der Infanterie-Division 143 in Grafenwöhr und von dort verlegt nach Litzmannstadt (Lodz/Polen). Im Sommer 1941 versetzt zu einem Infanterie-Regiment als Sanitäts-Unteroffizier im Rußlandfeldzug. Ab 1. Februar nahm er an einem Kriegspfarrerlehrgang in Berlin teil. Am 18. 2. 1942 wurde er vom Erzb. Ordinariat zum Kriegspfarrer ernannt. Er kam zu einer Kriegslazarett-Abteilung nach Borisow.

Bei Kriegsende war er Divisionspfarrer bei der 205. Infanterie-Division in Kurland. An Auszeichnung erhielt er das EK II, das Kriegsverdienstkreuz II. Kl. und die Ostmedaille. Am 8. Mai 1945 kam er an der Kurlandfront in russische Gefangenschaft. Schuh kam in das Zentrallager N. 58450 km südöstlich von Moskau. Das Lager von 2300 Mann lag inmitten ausgedehnter Wälder, weshalb die Kriegsgefangenen mit Holzverarbeitung beschäftigt waren. Täglich bis zu 2500 Paar Holzsohlen für Schuhe stellten sie her. Dadurch bekamen sie eine Zulage an Brot und Suppe. Am 29. Oktober 1949 konnte er aus der Kriegsgefangenschaft zurückkehren.

Mehr als neun Jahre Krieg und Gefangenschaft haben ihre Spuren hinterlassen. Nach einer Zeit der Genesung und Erholung kehrte er am 21. April 1950 in die Seelsorge zurück in die Diasporagemeinde Karlsruhe-Grötzingen mit den Gemeinden Berghausen und Söllingen. Diese Kuratie wurde ihm zur Lebensaufgabe in den folgenden 29 Jahren. Im Dezember 1956 wurde die Kuratie Grötzingen zur Pfarrei erhoben und Schuh erster Pfarrer. Durch die vielen Zuzüge nach dem Krieg hatte sich das Bild der drei zur Pfarrei Heilig Kreuz gehörenden Orte stark verändert, so daß es galt, in den Gemeinden Berghausen und Söllingen kirchliche Infrastrukturen zu schaffen, die gemeindliches Arbeiten ermöglichten. In den 50er Jahren wurde in Söllingen eine Kirche errichtet und die 1951 errichtete Expositur 1954 zur Kuratie erhoben. In Berghausen setzte sich Pfarrer Schuh in den 60er Jahren für den Bau einer Kirche ein. In Grötzingen selbst ließ er Schwesternstation, Kindergarten und ein neues Pfarrhaus bauen. Die Pfarrkirche wurde innen und außen renoviert und eine neue Orgel angeschafft.

Seit dem 15. Januar 1969 war Pfarrer Schuh Erzb. Kommissar der Franziskusschwestern für Haus- und Krankenpflege. Viele Jahre war er Seelsorger im Altenpflegeheim St. Bernhard in Karlsruhe-Grünwinkel. Nachdem Pfarrer Schuh bereits im Jahre 1977 einen Schlaganfall hatte, trat er siebzigjährig zum 1. Februar 1979 in den Ruhestand, den er im Pfarrhaus in Östringen-Tiefenbach verbrachte und als Subsidiar in der Seelsorge mithalf. Pfarrer Schuh wurde auf dem Friedhof in Karlsruhe-Grötzingen beigesetzt. Hu.

Walter Eugen Josef, Dr. theol. hc. Prälat

Geb. 19. 3. 1906 in Karlsruhe, ord. 10. 3. 1929 in St. Peter. 27. 5. 1929 Vikar in Gengenbach, 11. 1. 1930 in Achern, 3. 8. 1932 in Mannheim, St. Josef (Lindenhof). 16. 5. 1934 Cooperator in Freiburg, St. Martin. 1. 9. 1938 Vikar in Zell i. W. 17. 6. 1941 Pfrvw. in Lippertsreute. 23. 3. 1946 Investitur. 15. 11. 1948 Studentenpfarrer in Freiburg, 1. 4. 1949 Pfr. in Lippertsreute. 6. 7. 1951 mit Absenz Pfarrkurat in Freiburg, St. Carolus (Hl. Dreifaltigkeit). 27. 9. 1951 Verzicht auf die Pfarrei Lippertsreute. 23. 12. 1955 Gründung eines ökumenisch-theologischen Arbeitskreises. 15. 10. 1961 Investitur auf Hl. Dreifaltigkeit. 14. 6. 1964 Geistlicher Rat ad honorem. 18. 3. 1969 Monsignore. 1. 5. 1969 Fachleiter der theol. Erwachsenenbildung in der Erzdiözese Freiburg. 9. 5. 1969 Rector Ecclesiae der Kapelle des Seminars für Seelsorgehilfe und Katechese. 15. 12. 1969 Dr. theol. h. c. 25. 2. 1979 Päpstl. Ehrenprälat. 1. 10. 1981 Ruhestand in Steinenstadt. 24. 7. 1989 in Freiburg, Carolushaus. Gest. 14. 10. 1999 in Freiburg, beerd. 19. 10. 1999 in Freiburg (Littenweiler).

Eugen Walter war der Sohn des Vizefeldwebels und Oberpostsekretärs Alois Walter und seiner Ehefrau Maria, geb. Koch. Der hochbegabte Schüler besuchte zunächst die Goetheschule, bis er in die Untertertia des dortigen humanistischen Gymnasium wechselte. Geprägt wurde er in den Schülerjahren von der Jugendbewegung Quickborn. Nach dem Abitur 1934 studierte er in Freiburg und Münster in Westfalen Theologie. Am 10. März 1929 wurde er von Erzbischof Carl Fritz in der Seminarkirche in St. Peter i. Schw. zum Priester geweiht.

Nach der Priesterweihe hätte er gern ein theologisches Lehramt angestrebt, aber die Zeitverhältnisse – Drittes Reich und dann der Zweite Weltkrieg – wie auch das Mißtrauen der Kirchenoberen allen jugendbewegten Reformern gegenüber ließen dies nicht zu. Eugen Weiler erzählte gern eine Geschichte, wie er im Priesterseminar bei einer Feier seines Wehkurses die übliche Festrede zu halten hatte. Erzbischof Conrad Gröber habe danach beim Hinausgehen ihm zugemurrt: „Jeder Satz – eine Häresie!“ Noch Jahrzehnte später konnte man Eugen Walter anmerken, wie ihn die Herabsetzung seines innersten – sehr kirchentreu – Wollens geschmerzt hat. Auch die Promotion hat man ihm verwehrt.

1969 hat ihm die Theologische Fakultät der Universität Freiburg die Ehrendoktorwürde verliehen. Die meiste Zeit seines Lebens war er Pfarrseelsorger. Jede freie Zeit nutzte er zum privaten Studium und zum Schreiben. Die Liturgie war Mittel- und Ausgangspunkt: Wie kann das „Menschenwerk“ Liturgie als göttlicher Lebensvollzug der Kirche, als geheimnisvolles Wirken aus einer anderen Welt, der „Vertikalen“ bewußt, einsichtig, durchsichtig gemacht werden? Die Sakramente sind nicht irgendwelche kirchlichen Handlungen einer Institution an ihren Mitgliedern, sondern stellen das neue Leben der Erlösten dar – durch Christus in der Kirche.

Unvergessen sind die ersten Bücher Eugen Walters aus den dreißiger und vierziger Jahren, die unter dem Titel „Quellen lebendigen Wassers“ diese neue Sicht einer breiten Schicht von Gläubigen eröffneten. Das Werk wurde oft aufgelegt und in viele andere Sprachen übersetzt. Eugen Walter war auch ein hervorragender Kenner der Schriften des heiligen Paulus. Über die beiden Korintherbriefe schrieb er Kommentare. In späteren Jahre beschäftigte er sich ausgedehnt mit eschatologischen Fragen und dem Heiligen Geist.

Auf seine erste selbständige Stelle wurde Eugen Walter als Pfarrverweser nach Überlingen-Lippertsreute angewiesen und fünf Jahre später, am 23. März 1946, zum Pfarrer dieser Pfarrei bestellt. In den schweren Kriegsjahren mußte er sich wegen seines unerschrockenen Zeugnisses längere Zeit vor der SS verstecken und bewahrte im Jahre 1945 die Gemeinde Lippertsreute vor der drohenden Zerstörung.

Zum 15. November 1948 kehrte Pfarrer Walter als Studentenpfarrer wieder nach Freiburg zurück. Voller Pläne und Begeisterung trat er diesen Dienst an, der ihm Herzensanliegen war und in der er seine spirituell-wissenschaftliche Begabung glaubte zur Entfaltung bringen zu können. Eine erneut ausgebrochene Knochentuberkulose setzte seinen Plänen jedoch ein jähes Ende. So mußte er diese Tätigkeit aufgeben und wurde zum 1. April 1949 erneut als Pfarrer nach Lippertsreute angewiesen, wo ein seiner Gesundheit zuträglicheres Klima herrschte.

Zum 27. September 1951 wurde Pfarrer Walter als Kurat auf die erste im Jahr davor errichtete Kuratie St. Carolus (später in Hl. Dreifaltigkeit umbenannt) in Freiburg angewiesen. Der Visitationsbericht vom Jahre 1959 beschreibt den angesehenen Seelsorger: „Als Freund der Liturgie gestaltet er die gesamte Seelsorge vom Altare her und sucht die Gläubigen zum Altar zu führen. Die würdige Feier des Gemeindegottesdienstes ist ihm ein besonderes Anliegen. Ausgestattet mit reichem Wissen, musikalisch begabt, und beseelt mit großer Hingabe an seinen Beruf hat er sich durch sein Wirken Achtung und Hochschätzung seiner Gemeinde erworben.“

Seinem Herzensanliegen, dem „Dienst an einer geistigen Erneuerung aus den Quellen ... jenseits der organisierten Betriebsamkeit mancher Praktiker und jenseits der sterilen Selbstgenügsamkeit einer gewissen akademischen Theologie“ konnte Eugen Walter noch mehr nachgehen, nachdem er zum 1. Mai 1969 zum Fachleiter der Theologischen Erwachsenenbildung in der Erzdiözese Freiburg bestellt worden war. Als Rector Ecclesiae der Kapelle des Seminars für Seelsorgehilfe und Katechese und der Haus- und Familienpflegeschule oblag ihm auch die religiös-spirituelle Formung der künftigen Gemeindereferentinnen und -referenten. Weitere Aufgaben kamen hinzu im Referat „Priesterweiterbildung“ des Instituts für Theologisch-Pastorale Aus- und Weiterbildung. Die folgenden Jahre verstand es Eugen Walter, aus seiner reichen Erfahrung und seinem fundierten Wissen weit über die Grenzen unseres Bistums hinaus Priestern und Laien Hilfen und Anregungen für ein vertieftes Leben zu geben. „Die Originalität seines Denkens, aber auch der große Überblick über die geistigen Fragen, haben die Priester bei seinen Vorträgen immer wieder neu beeindruckt. ... Wir als die jüngeren durften erfahren, mit welcher bereitwilliger Anteilnahme, mit welcher menschlicher Güte und Geduld er als der Ältere sich einbrachte, ohne sich als den Besserwissenden aufzuspielen. Man möchte sich einfach wünschen, sofern einem ein ähnliches Alter zuteil würde, es in gleich großartiger Weise mit den Jüngeren fertigzubringen“ (Domkapitular Dr. Joseph Sauer).

Zum 1. Oktober 1981 trat Prälat Walter, inzwischen 75 Jahre alt, nachdem er mehr als 52 Jahre im aktiven Seelsorgsdienst gestanden hatte, in den Ruhestand. Er wählte die nicht mehr besetzte Pfarrei Steinenstadt als Ruhestandswohnsitz aus, um weiterhin in der Seelsorge eine Aufgabe übernehmen zu können. Im Juli 1989 zog er ins Carolushaus nach Freiburg.

Die Zeitschrift „Christ in der Gegenwart“, für die Eugen Walter im Laufe seines Lebens unzählige geistliche Beiträge verfaßte, schrieb in einem Nachruf: „Wir trauern um einen Mann, der fast ein Jahrhundert lang im ganzen deutschen Sprachgebiet daran mitgearbeitet hat, dem christlichen Glauben ein glaubwürdiges Antlitz zu geben, ihn neu gegenwärtig zu machen. Eine Tradition, die trocken und steril geworden war, aus den echten Quellen der Offenbarung zu erneuern, war Eugen Walter Lebensaufgabe und -hingabe, als Theologe, Seelsorger, Schriftsteller. Liturgie und Bibel bildeten die Schwerpunkte seines Forschens und Verkündens.“

Prälat Eugen Walter wurde auf dem alten Friedhof in Freiburg-Littenweiler beigesetzt.

Veröffentlichungen:

- Das neue Kana.
 Das Kommen des Herrn.
 Die Botschaft von den kommenden Dingen.
 Zu den Herrlichkeiten der Taufe. 1937.
 Die Herrlichkeit des christlichen Sterbens. 1937.
 Das Siegel des lebendigen Gottes. 1938.
 Das Siegel der Versöhnung. 1938.
 Die Eucharistie. Das Sakrament der Gemeinschaft. 1939.
 Sakrament und christliches Leben. 1939.
 Die Herrlichkeit der christlichen Ehe. 1940.
 Glaube, Hoffnung und Liebe im Neuen Testament. 1940.
 Das Gebet des Herrn. 1948.
 Christus und der Kosmos. 1948.
 Maria, Mutter der Glaubenden. 1949.
 Zu den Herrlichkeiten der Taufe. 1949.
 Maria. 1949.
 Die Herrlichkeit des christlichen Sterbens. 1950.
 Sakrament und christliches Leben. 1951.
 Quellen lebendigen Wassers. 1953.
 Wesen und Macht der Liebe: Beiträge zu einer Theologie der Liebe. 1955.
 Der göttliche Anruf: ein Zyklus von Marienpredigten über das Prinzip der Mitwirkung in der Kirche. 1955.
 Der Gottesbund gestern und heute. 1958.
 Deine Sünden sind dir vergeben. 1961.
 Der pfarrliche Brautunterricht. 1963.
 Die Mysterien des Wortes und der Liebe. 1964.
 Der zweite Brief an die Korinther. 1964.
 Das Pascha-Mysterium: der österliche Ursprung der Eucharistie. 1965.
 Sehen Sie es so?: das menschlich Einfache und das göttlich Tiefe des Bußsakramentes. 1965.
 Pascha. 1966.
 Der erste Brief an die Korinther. 1969.
 Eucharistie. 1974.
 Erfahrungen mit der Messe. 1975.
 Eucharistie. 1976.
 Selig die Augen, die sehen: Was Lukas sehen lehrt. 1979.
 Groß und wunderbar ist dein Gericht. 1980.
 „Und du erneuerst das Antlitz der Erde“. 1981.

Hu.

Westermann Alois Ferdinand

Geb. 15. 1. 1914 in Gernsbach, ord. 27. 3. 1938 in Freiburg, 20. 4. 1938 Vikar in Nußloch, 10. 8. 1938 in Baden-Baden, Liebfrauen, 6. 12. 1938 in Mühlhausen bei Wiesloch, 2. 5. 1941 in Schwetzingen, St. Pankratius, 7. 12. 1043 Vikar und Präfekt in Tauberbischofsheim, St. Michael, 17. 9. 1945 Präfekt in Tauberbischofsheim. 6. 6. 1947 Präfekt in Rastatt, St. Bernhard, 1. 9. 1947 Rektor ebenda. 28. 9. 1954 Pfrvw. in Bruchsal, St. Damian und Hugo, 30. 10. 1954 Investitur. 17. 12. 1964 Dekan des Dekanats Bruchsal. 12. 7. 1968 Pfr. in Ubstadt-Weiher, 22. 9. 1968 Investitur. 11. 5. 1971 Geistl. Rat ad honorem. 1. 9. 1979 Ruhestand in Bruchsal. Gest. 21. 9. 1999 in Bruchsal, beerd. 24. 9. 1999 in Ubstadt-Weiher.

Alois Westermann wuchs mit vier Geschwistern in der Familie des Fabrikarbeiters Alois Westermann und seiner Ehefrau Rosine, geb. Kraft, in bescheidenen Verhältnissen auf. Der Pfarrer erteilte dem begabten Schüler Lateinunterricht. 1924 trat er in die Realschule Gernsbach ein. 1926 wechselte er in das humanistische Ludwigs-Wilhelm-Gymnasium in Rastatt und wohnte im Konvikt. Im März 1933 machte er als „begabtester und bescheidenster von allen“ das Abitur. Theologie studierte er in Freiburg und Tübingen. Am 27. März 1938 wurde er, zusam-

men mit 68 Mitbrüdern, von Erzbischof Conrad Gröber im Münster Unserer Lieben Frau zu Freiburg zum Priester geweiht.

Dank seines guten Gedächtnisses war Vikar ein guter Prediger und zudem war er ein ausgezeichneter Sänger. Da er in der Jugendpastoral sehr gute Erfolge hatte, wurde er als Präfekt nach Tauberbischofsheim versetzt. Zum 17. September 1945 wurde er von seiner Aufgabe als Vikar entbunden und konnte sich ganz seiner Aufgabe im Studienheim widmen.

Zum 6. Juni 1947 wurde Westermann als Präfekt an das Erzb. Studienheim St. Bernhard in Rastatt angewiesen und zum 1. September desselben Jahres zum Rektor dieser Einrichtung bestellt, in der er selbst einen Teil seiner Schulzeit verbracht hatte. Sieben Jahre war der ausgezeichnete Pädagoge umsichtiger Leiter und treusorgender Vater dieses Hauses und auch für die Wiederherstellung der durch den Krieg in Mitleidenschaft gezogenen Gebäude.

Nach siebenjähriger Tätigkeit in der Sonderaufgabe des Studienheims zog es Pfarrer Westermann wieder in die Pfarrseelsorge zurück. Am 31. Oktober 1954 wurde er als Pfarrer der Hofpfarrei St. Damian und Hugo in Bruchsal investiert. Die Hofkirche war als einzige Kirche in der Erzdiözese noch nicht wieder aufgebaut. Die Gottesdienste fanden in einer Notkirche, die in der Ruine des ehemaligen Gymnasiums eingerichtet war, statt.

Pfarrer Westermann legte großen Wert auf regelmäßige Hausbesuche. Verstärkt nahm er die Laien durch Aufbau eines Laienapostolats in die Pflicht. Seinen ganzen Einsatz forderten der Religionsunterricht in Volksschule und altsprachlichem Gymnasium sowie die Sorge um die Patienten im Fürst-Styrum-Krankenhaus (mit 340 Betten) und die Bewohner eines Altenheimes (nicht selten kamen in der Woche zehn bis zwölf Versehänge bei Tag und Nacht zusammen).

Unter Pfarrer Westermann wurde die Hofkirche, zu der das staatliche Domänenämter baupflichtig ist, wieder aufgebaut. Mit dem Bau eines neuen Kindergartens mit Gemeindesaal wurden die wichtigsten Infrastrukturen der Pfarrgemeinde neu geschaffen.

Neben der Arbeit in der Pfarrei war Westermann Dekanatspräsident der Kath. Aktion, des Männerwerks, des Päpstlichen Missionswerks der Kinder, des Bonifatiusvereins und der CMS. Von 1964 bis 1971 war Westermann Kapitelsdekan.

1968 wechselte Dekan Westermann auf die Pfarrei Ubstadt-Weiher, St. Nikolaus. Elf Jahre kamen auch dieser Pfarrei seine vielfältigen Begabungen und reiche Erfahrung zugute. Auch hier baute er einen neuen Kindergarten mit Pfarrsaal und Jugendräumen.

Erzbischof Hermann Schäufele würdigte das Lebenswerk von Pfarrer Alois Westermann durch Ernennung zum Geistlichen Rat ad honorem. Die politische Gemeinde Ubstadt-Weiher ehrte den verdienten Seelsorger mit der Verleihung der Ehrenbürgerwürde.

Auf ärztlichen Rat hin trat Pfarrer Westermann zum 1. September 1979 in den Ruhestand. Er zog in die Hofpfarrei nach Bruchsal und half in den umliegenden Pfarreien aus. Sein ganzes Denken und Handeln war stets vom sentire cum Ecclesia bestimmt. Sein Amt hat er immer als Dienst verstanden und durch seine bescheidene Lebensführung wollte er als Priester glaubwürdig erscheinen. Geistl. Rat Alois Westermann wurde auf dem Friedhof in Weiher beigesetzt.

Hu.

Winkler Ewald Friedrich, Geistl. Rat

Geb. 18. 4. 1934 in Herten, ord. 12. 6. 1916 in Freiburg. 4. 7. 1960 Vikar in Görwihl, 1. 8. 1960 in Meßkirch, 15. 10. 1963 in Oberkirch. 14. 10. 1966 Pfrvw. in Laiz. 30. 4. 1967 Investitur. 24. 3. 1967 Pfrvw. in Engen. 24. 3. 1974 Investitur. 3. 10. 1986 Dekan Westl. Hegau. 18. 12. 1989 Geistlicher Rat ad honorem. 21. 6. 1991 Pfarrer in Haslach i. K. 29. 9. 1991 Investitur. 30. 6. 1992 Dekan Kinzigtal. Zusätzlich Pfarradministrator: 1. 9. 1992 in Fischerbach, 5. 1. 1996 in Hofstetten, 4. 12. 1997 in Nordrach bis 1. 7. 1999, 1. 4. 1998 in Mühlenbach. 28. 9. 1998. Wiederwahl zum Dekan des Kapitels Kinzigtal. Gest. 30. 10. 1999 in Lahr, beerd. 5. 11. 1999 in Herten.

Friedrich Winkler war der Sohn des Landwirts und Heizers Bruno Winkler und seiner Ehefrau Elisabeth, geb. Herr. In Herten bei Rheinfelden wuchs er mit fünf Brüdern in bescheidenen Verhältnissen auf. Da der Vater im St. Josefs-Haus in Herten beschäftigt war, lernte er damals schon die Not behinderter Menschen kennen. Im Herbst 1946 trat er als Zögling des Konradhauses in das Heinrich-Suso-Gymnasium ein. Nach dem Abitur im Jahre 1955 studierte er in Freiburg am Münster Theologie. Friedrich Winkler war sehr musikalisch begabt. Im Collegium

Borromaeum leitete er einige Zeit die Choralschola, die unter seiner Leitung aufblühte. Am 12. Juni 1960 wurde er, zusammen mit 31 Mitbrüdern, von Erzbischof Hermann Schäufele im Münster Unserer Lieben Frau zu Freiburg zum Priester geweiht.

Dank seiner offenen, frohen, hilfsbereiten Art und seiner reichen musischen Begabung fand er als Vikar schnell Zugang zu den Menschen, besonders auch zur Jugend. Deswegen übernahm er den Dienst als Präses für die Landjugend des Dekanats Renchtal.

Am 14. Oktober 1966 übernahm er als erste selbständige Stelle die Pfarrei Laiz mit der Filiale Inzigkofen. Hier entfaltete er in sechs Jahren im Geiste des 2. Vatikanischen Konzils eine vielfältige pastorale Tätigkeit. Seine Predigten und seine Vorträge bei den örtlichen Bildungswerken fanden breiten Zuspruch auch bei kritischen Menschen. Dekan Johannes Mayer schreibt im Visitationsbericht vom Jahre 1971: „Pfarrer Winkler ist ein Mann des stürmischen Fortschrittes. Er ist außerordentlich rührig und sehr aktionsfreudig. Die Jugend in der Pfarrei steht zu ihm. Es gibt Jugendlagerzeiten für fast alle ... Ökumenischen Bestrebungen ist er offen. Beim Klerus erregen seine waghalsigen Touren bisweilen Bedenken und Kopfschütteln.“ Als Vorsitzender der Priesterarbeitsgemeinschaft Sigmaringen gab Winkler viele neue Impulse für ein zukunftsweisendes Seelsorgskonzept. In diesen Jahren war er auch als Dekanatsseelsorger für die männliche Jugend tätig.

Auf seine Bewerbung hin wurde Pfarrer Winkler 1973 die Hegaupfarrei Engen mit den Filialen Anseltingen, Barga, Bittelbrunn, Neuhausen und Zimmerholz übertragen. Ab 18. Dezember 1973 kam die Pfarrei Engen-Stetten und ab 1. März 1978 die Pfarrei Engen-Biesendorf zu seinem Seelsorgsauftrag. Vom 1. September 1987 bis 10. Oktober 1990 verwaltete er zusätzlich die Pfarrei Aach und vom 15. April 1988 bis 2. August 1989 Tengen-Wiechs. Eine enorme Arbeitsleistung, die ihm dadurch gelang, daß er zahlreiche Laien für die Mitarbeit in den Pfarrgemeinden gewann. „Leitung und Leitungsfunktion auszuüben verstand er nicht zunächst dahingehend, Macht und Einfluß zu haben, sondern die Möglichkeit zu haben, Menschen zu ermuntern, zu motivieren und zu begleiten. Seine Sorge war nie, daß Ehrenamtliche etwa zu viel Einfluß bekämen, sondern daß sie überlastet und überfordert würden“, beschrieb Domkapitular Dr. Zollitsch in seiner Trauerrede die Handlungsmaxime des Verstorbenen.

Aus seinem Dienstzeugnis vom Jahre 1991: „Er predigt lebensnah, greift die konkreten Fragen der Menschen, der Gesellschaft und der Kirche auf. Trotz Dekanatamtes gab er in der Schule Religionsunterricht. Er singt sehr gut. Wöchentlich besucht er im Krankenhaus die Patienten. Er begleitet viele Gruppen und war ein guter Initiator. Große Interessen an Arbeitnehmerpastoral. Er liest regelmäßig Fachbücher. Besondere Befähigung für: Gemeinde zu aktivieren, Initiativen zu ergreifen. In der Dekane-AG und in der Regionalkonferenz arbeitet er sehr aktiv mit.“

Auch viele Baumaßnahmen hatte Pfarrer Winkler in Engen zu bewältigen: Der Wiederaufbau des zuvor abgebrannten Gemeindehauses, die Sanierung der Pfarrkirche mit Kirchturm und Glockenstuhl, die Anschaffung einer neuen Orgel in Engen; die Renovation der Filialkirchen in Anseltingen, Bittelbrunn und Neuhausen, die Sanierung des Pfarrhausdaches und die Innenrenovation der Pfarrkirche in Biesendorf sowie der Ausbau des Pfarrhauses in Stetten zu einem Jugend- und Freizeitheim.

Nach fünf Jahren Dekan des Dekanats Westlicher Hegau wurde an Dekan Winkler die Bitte herangetragen, die Pastoration der Pfarrei Haslach im Kinzigtal zu übernehmen. Er sagte bereitwillig zu und trat diesen Dienst am 21. Juni 1991 an. Nach dem Ausscheiden des jeweiligen Pfarrers aus dem aktiven Seelsorgsdienst übernahm er auch die Verantwortung für die Pfarreien Fischerbach, Hofstetten, Nordrach und Mühlenbach.

In einem Brief Winklers an den Erzbischof Oskar Saier im Februar 1990 schreibt er: „Es geht mit um zwei Dinge im pastoralen Geschehen, sowohl in der Pfarrei als auch im Dekanat, erstens: Wichtig ist die Identität unseres Tuns mit dem originären Werk Jesu. Es kann und darf sich das Wirken in Gemeinde und Dekanat nicht verselbständigen. Nervöser Kampf, angesichts der sogenannten rückläufigen Zahlen, ist schädlich. Wir dürfen nicht die Kirche retten wollen, sondern müssen die geschichtliche Außenseite der Anwesenheit Gottes sein. ... Zweiter Schwerpunkt ist für mich, den Glauben qualifiziert gegenüber nivellierenden Lebensweisen als Alternative darzustellen. Viele dieser Lebensweisen machen den Menschen verstärkt zu leeren oder gar kaputten Existenzen. Die öffentliche Diskussion bedarf der Darstellung der Dinge aus dem Glauben ...“

Bauliche Renovierungsarbeiten fehlten auch in Haslach nicht. Und ein Jahr nach seinem Dienstantritt wurde er zum Dekan des Dekanats Kinzigtal gewählt. In den folgenden Jahren

bemühte sich Dekan Winkler um die Schaffung gut funktionierender Seelsorgeeinheiten und gab viele Impulse für eine zeitgemäße Pastoral. Erzbischof Oskar Saier würdigte sein Wirken durch die Ernennung zum Geistlichen Rat ad honorem.

Die Begeisterung für Gott und die Liebe zu den Menschen gab ihm eine nahezu unbegrenzte Kraft. „Mein Gott, was hat der Mann auch alles geschafft.“ Selbst für notwendige Arztbesuche nahm er sich keine Zeit. Durch ein Herzversagen wurde er mitten aus dem Schaffen gerissen. Seine letzte Ruhestätte fand er auf dem Friedhof seiner Heimatgemeinde Herten. Hu.

Zeil Martin

Geb. 9. 4. 1912 in Dundenheim, ord. 7. 3. 1937 in Freiburg. 1. 4. 1937 Vikar in Oensbach, 1. 10. 1937 in Oberachern, 20. 4. 1938 in Mannheim-Neckarau. 15. 3. 1940 Einberufung als Kriegspfarrer. März 1942 Divisionspfarrer bei der 23. Panzerdivision. 17. 8. 1945 Vikar in Heidelberg, Jesuitenkirche. 1. 9. 1951 Labor Service (Chapl) in Ettlingen. 4. 4. 1956 Militär-Pfarrer in Böblingen-Stuttgart. 30. 8. 1957 Militärdekan in Stuttgart-Bad Cannstatt. 22. 12. 1964 Päpstl. Geheimkammerer. 4. 7. 1973 Päpstl. Ehrenprälat. 1. 10. 1974 Ruhestand in Steinstadt, 1. 6. 1978 in Bad Krozingen-Schlatt, 20. 11. 1987 in Friesenheim-Schuttern. Gest. 30. 6. 1999 in Offenburg, beerd. 5. 7. 1999 in Dundenheim.

Prälat und Militärdekan Martin Zeil, mehr Haudegen als Pfarrer, wurde als Sohn des Oberpostschaffners Ludwig Zeil und seiner Ehefrau Amma, geb. Kopf, in Dundenheim, südlich von Kehl und nahe am Rhein, geboren. Die Eltern erzählten von ihren früheren Bekannten in den Dörfern auf der anderen Seite des Rheins, aber sie bestanden nicht mehr. Prälat Zeil durfte die Versöhnung der beiden Länder erleben und pflegte vielfache Freundschaft mit Franzosen. Bis zum 13. Lebensjahr besuchte er die Volksschule. Dann erhielt der begabte Schüler von Heimatpfarrer Ruf Privatunterricht in Latein und konnte im Jahre 1925 auf das Gymnasium der Heimschule Lender wechseln. Neben den klassischen Sprachen Latein und Griechisch war Französisch die 1. Fremdsprache.

Nach der Reifeprüfung 1932 studierte er in Freiburg Theologie. Vom 2. Semester an schrieb er sich für den Besuch historischer Vorlesungen und Seminarübungen in der philosophischen Fakultät ein. Dasselbe geschah im 5. und 6. Semester in Münster i. W. So wurde er sehr früh auf die elsässischen Kirchenhistoriker aufmerksam. Zu ihnen gehörte Josef Schmidlin, Inhaber des ersten und einzigen Lehrstuhls für Missionsgeschichte in Münster, Begründer der Zeitschrift „Missionswissenschaft“, Mitarbeiter von Ludwig Pastor.

Ein anderer Historiker war Lucian Pfleger, einer der fruchtbarsten Erforscher der elsässischen Kirchengeschichte. Nikolaus Paulus war Historiker der Reformation und ihrer Vorgeschichte. Schließlich sei noch genannt Dr. Joseph Maria Benedikt Clauss, 1868 in Straßburg geboren. Als Stadtarchivar in Konstanz 1933 zwangsweise pensioniert, wurde er 1935 von Erzbischof Gröber als Erzb. Archivar angestellt. Zudem Verfasser des Historisch-topographischen Wörterbuchs des Elsaß. Mit ihm stand Zeil als Bibliothekar der Konvikts-Bibliothek in besonderer Verbindung.

Die Seminaroberen beurteilten Zeil: etwas nüchtern und von trockener Art, praktisch. Männliche, entschiedene, klare Persönlichkeit. Er besitzt vielseitige und ernsthaft gepflegte geistige Interessen. Er ist sachlich, bestimmt und höflich. Zeil war ein guter Orgelspieler und Sportsmann. Zusammen mit 63 Mitbrüdern wurde Prälat Zeil am 7. März 1937 von Erzbischof Conrad Gröber im Münster Unserer Lieben Frau zu Freiburg zum Priester geweiht.

Während seiner Lehrjahre als Vikar zeigte er besonderes Geschick für die Kinder- und Jugendseelsorge. Zum 15. März 1940 wurde Prälat Zeil als Sanitätssoldat eingezogen und im Mai 1940 als Kriegspfarrer auf Kriegsdauer ernannt. Nach vorübergehendem Einsatz in verschiedenen Lazaretten kam er im März 1942 als Divisionspfarrer zur 23. Panzerdivision an die Ostfront. Mit dieser Division durchlebte und durchlitt er die ganzen Jahre des schrecklichen Krieges, der in ihm tiefe Spuren hinterließ. Ein Vorgesetzter berichtet: „Er war dauernd bei meinen Männern vorne im Einsatz, hat viel gearbeitet und war bei den Männern und Offizieren bekannt und beliebt. Er war mehr Haudegen als Pfarrer. Das Abhalten von Einkehr- und Exerzizientagen war sehr zu loben, doch halte ich Hölderlin nicht gerade für die geeignete Lektüre für derartige Veranstaltungen.“

Bereits am 17. August 1945 konnte Zeil wieder die Arbeit in der Erzdiözese als Vikar an der Jesuitenkirche in Heidelberg aufnehmen. Hier verstand er es die männliche Jugend und die Männer für die „Sache Jesu“ zu gewinnen. In diesen Jahren nahm er auch die Aufgabe des Dekanatsjugendseelsorgers wahr.

Als im Jahre 1951 vom Hauptquartier der amerikanischen Streitkräfte in Heidelberg nach einem geeigneten Priester für die Seelsorge bei den deutschen Einheiten des Labor Service nachgefragt wurde, fiel in der Diözesanleitung der Blick sofort auf Prälat Zeil, der sich dann, nicht gerade leichten Herzens, bereit erklärte, in die Seelsorge für die kasernierten deutschen Einheiten des Labor Service einzusteigen. So wurde er zum 1. September 1951 zunächst für die Dauer von zwei Jahren für diesen Dienst freigestellt, wobei die Rheinlandkaserne in Ettlingen sein Dienstsitz wurde. Von hier aus betreute er die Soldaten verschiedener Kompanien von Echterdingen und Kaiserslautern bis Garmisch. „Die Umstellung auf das Leben in einer Kaserne war nicht leicht. Aber ich habe es geschafft und tue die Arbeit gerne ... Die Hauptaufgabe besteht darin, den Leuten Gelegenheit zum Gottesdienst zu geben, in jeder Kompanie wöchentlich einen Vortrag zu halten über Charakterbildung mit dem Ziel, in den Leuten sittliches Verantwortungsbewußtsein zu fördern, die Kranken zu besuchen“, schrieb er im November 1951 an das Erzb. Ordinariat. Im Jahre 1953 wurde Prälat Zeil für weitere Jahre für diese Aufgabe freigestellt, bis er nach der Einführung der Bundeswehr ab 1956 in der deutschen Militärseelsorge eingesetzt wurde. Am 4. April 1956 kam Zeil als Militärdekan an den Fliegerhorst nach Stuttgart-Böblingen und im Mai des folgenden Jahres an die Funkerkaserne in Stuttgart-Bad Cannstatt. Die Aufgaben, die mit der Übernahme dieses neuen Amtes auf ihn zukamen, nahmen von Jahr zu Jahr zu. Er betreute nicht nur die Soldaten hier im Land, sondern er begleitete sie auch zu ihren Manövern im In- und Ausland, so daß er bald auf den französischen Übungsplätzen in Mourmelon, Sissonne, La Corutine, Le Larzac, Caylus und später auch am Atlantik bei La Rochelle, Ile D'Lesons, Quibéron daheim war. Seit 1958 organisierte und begleitete er jedes Jahr die militärische Pilgerfahrt nach Lourdes.

Ein wichtiges Anliegen war Zeil, die jungen französischen Soldaten hier aus der Isolation ihrer Kasernen herauszuführen und mit den Deutschen zusammenzubringen. Als Militärdekan im Wehrbereich V führte er deshalb über mehrere Jahre hinweg in Ludwigsburg und in Stuttgart an einem Sonntag im Monat einen deutsch-französischen Tag ein, zu dem Soldaten aus Tübingen, Reutlingen, Horb und vor allem aus Pforzheim kamen. Seine Stärke war die nachgehende Seelsorge. Er suchte überall das Gespräch, stimmte deshalb nach Möglichkeit jeder Einladung zu und machte sich die Verständigung mit den französischen Nachbarn zur Lebensaufgabe, so daß General-Leutnant a. D. Jean-Louis Brette anlässlich der Verleihung des Joseph-Rey-Preises der Johann-Wolfgang-Goethe-Stiftung Basel am 21. Juni 1997 sagen konnte: „... Dabei übergaben Sie Ihre Botschaft der Freundschaft und traten mit jedem, von oben nach unten, in Verbindung. Es ist unmöglich, Ihre Bemühungen um die Freundschaft und Solidarität zwischen unseren beiden Völkern aufzuzählen. ... Stets setzten Sie Deutsche und Franzosen in Verbindung.“

Nach Vollendung des 62. Lebensjahres schied Prälat Zeil zum 1. Oktober 1974 aus der Militärseelsorge aus und trat in den Ruhestand. In Steinmetzstadt, Schlatt und Schuttern nahm er in den folgenden Jahren Ruhesitz und half in den Pfarreien in der Seelsorge mit. In diesen Pfarreien veranstaltete er deutsch-französische Tage, wobei die französischen Soldaten nicht nur von der Pfarrgemeinde, sondern auch von den Familien eingeladen und betreut wurden.

Das fruchtbare Wirken dieses engagierten Priesters fand neben der Verleihung des vorstehend genannten Preises weitere Würdigungen. Bereits am 22. Dezember 1964 war er zum Päpstlichen Geheimkämmerer ernannt worden. Zum 22. Dezember 1973 erfolgte seine Ernennung zum Päpstlichen Ehrenprälaten. Am 19. November 1991 wurde Prälat Zeil vom französischen Staat zum Offizier des Ordre National de Mérite im Range eines Kommandeurs ernannt, nachdem er zuvor bereits zum „Captain“ ernannt worden war, und seine Heimatgemeinde ernannte ihren verdienten Sohn zum Ehrenbürger.

Viel Zeit investierte Prälat Zeil auch in die Abfassung von Nekrologen verstorbener Mitbrüder für das Freiburger Diözesan-Archiv.

Prälat Martin Zeil wurde auf dem Friedhof seiner Heimatgemeinde Dundenheim beigesetzt.

Veröffentlichung: Beiträge in: Mensch, was wollt ihr denen sagen?: katholische Feldseelsorge im Zweiten Weltkrieg/hrsg. vom Katholischen Militärbischofsamt. Augsburg: Patloch-Verl., 1991. – 207 S., zahlr. Ill. Hu.

2000

Ansel Wilhelm

Geb. 19. 6. 1913 in Oberhausen, ord. 27. 3. 1938 in Freiburg, Münster Unserer Lieben Frau. 20. 4. 1938 Vikar in Ortenberg, 14. 12. 1938 in Oedsbach bei Oberkirch, 10. 4. 1940 in Brühl. 5. 5. 1941 bis Juni 1945 Wehrdienst und Gefangenschaft. 11. 10. 1945 Vikar in Ostrach, 9. 9. 1946 in Unterbühlertal, 25. 10. 1946 in Freiburg, St. Urban. 18. 10. 1950 Pfrvw. in Liptingen, 23. 4. 1952 in Pfaffenweiler, Dekanat Breisach, 15. 4. 1953 in Wyhlen. 29. 4. 1956 Investitur. 13. 7. 1979 Pfr. in Achkarren. 1. 9. 1988 Ruhestand im Pfarrhaus in Achkarren, 22. 4. 1996 im Kreisaltersheim St. Maximilian Kolbe in Kenzingen. Gest. 28. 9. 2000 in Kenzingen, beerd. 2. 10. 2000 in Rheinhausen-Oberhausen.

Pfarrer Ansel war der Sohn des Schmiedemeisters Wilhelm Ansel und seiner Ehefrau Anna, geb. Maurer. Er besuchte sieben Jahre die Volksschule, bis dem Erzb. Schulinspektor anlässlich einer Religionsprüfung die Begabung des Schülers auffiel und er dessen Heimatpfarrer empfahl, diesen auf den Besuch des Gymnasiums vorzubereiten. So kam er 1927 als Zögling des Erzb. Gymnasialkonvikts an das Bertold-Gymnasium in Freiburg. Nach dem Abitur im März 1933 studierte er in Freiburg und Münster Theologie. Am 27. März 1938 wurde er, zusammen mit 68 Mitbrüdern, von Erzbischof Conrad Gröber im Münster Unserer Lieben Frau in Freiburg zum Priester geweiht.

Nach drei Vikarsposten wurde er zur Wehrmacht eingezogen und war, zuletzt als Sanitätsobergefreiter in verschiedenen Lazaretten eingesetzt. Am 27. März 1945 kam er in amerikanische Gefangenschaft, aus der er im August 1945 entlassen wurde. Am 11. Oktober 1945 kehrte er wieder als Vikar in die Pfarrseelsorge zurück.

Am 15. April 1953 kam er zunächst als Pfarrverweser nach Wyhlen. Am 29. April 1956 wurde er auf diese Pfarrei investiert. Sechzehn Jahre arbeitete er in dieser großen und nicht leichten Pfarrgemeinde, die als wohlhabende Industriegemeinde ständig wuchs. Als musischer Mensch gründete er als Vikar in Ostrach ein Orchester, und als witziger anregender Unterhalter hatte er guten Erfolg in der Männerseelsorge.

Die Pfarrscheune ließ er zu einem Gemeindehaus umbauen, die Pfarrkirche außen renovieren und ein neues Geläute anschaffen. Auch die Wallfahrtskirche Himmelspforte ließ er renovieren und ein neues Geläute anschaffen.

Wegen nachlassender Kräfte bewarb er sich im Alter von 56 Jahren 1969 um die kleinere Winzer- und Pendlergemeinde Achkarren im Kaiserstuhl. 19 Jahre wirkte er hier in der Seelsorge. Wegen zunehmender gesundheitlicher Beschwerden schied er zum 1. September 1988 aus dem aktiven Seelsorgedienst aus. Er behielt seinen Wohnsitz im Pfarrhaus zu Achkarren und nahm seinem Mitbruder viele Dienste ab. Im April 1996 zog er in das Altersheim Maximilian Kolbe in Kenzingen. Seine letzte Ruhestätte fand er in seiner Heimat Oberhausen.

Hu.

Appel Friedrich Wilhelm

Geb. 23. 2. 1928 in Östringen, ord. 31. 5. 1953 in St. Peter. 16. 6. 1953 Vikar in Malsch bei Ettlingen, 20. 3. 1958 in Haslach im Kinzigtal, 8. 4. 1959 in Oberwingen. 11. 3. 1960 Pfrvw. in Hüngheim, 17. 8. 1960 Kurat in Rauental, Dekanat Rastatt, 6. 2. 1968 in St. Ilgen, Dekanat Heidelberg. 1. 4. 1970 Pfarrer. 9. 5. 1972 vorerst beurlaubt. Pfrvw. in Güttingen bei Radolfzell. 1. 11. 1974 mit Tischtitel beurlaubt. 25. 11. 1974 „Priestergemeinschaft im Werk der heiligen Engel“ in Silz/Tirol. Gest. 6. 6. 2000 in Singen, beerd. 9. 6. 2000 in Tengen-Wiechs a. R.

Pfarrer Appel war der Sohn des Arbeiters Josef A. und der Anna, geb. Ritter. Ab Ostern 1938 besuchte er die Oberschule in Bensheim a. d. Bergstraße. Am 10. 1. 1944 wurde er als Luftwaffenhelfer eingezogen und am 15. 3. 1945 entlassen. Nach Wiedereröffnung der Schulen schloß Appel die schulische Ausbildung am Realgymnasium in Wiesloch ab, wo er im Juli 1947 die Reifeprüfung bestand. Nach Ablegung der Ergänzungsprüfungen in Latein und Griechisch in der Heimschule Lender konnte Appel im Wintersemester 1948/49 in Freiburg das Theologiestudium aufnehmen. Er wurde am Dreifaltigkeitssonntag, dem 31. Mai 1953,

zusammen mit 37 Mitbrüdern, von Erzbischof Wendelin Rauch in der Pfarr- und Seminar-
kirche zu St. Peter i. Schw. zum Priester geweiht.

Appel war der erste Pfarrer der neu errichteten Pfarrei St. Ilgen bei Heidelberg. Es ist verständlich, daß die Gläubigen die liturgischen Änderungen auch in ihrer Pfarrei eingeführt wünschten. Aber die seelische Enge Pfarrer Appels war gegen das Konzil gerichtet. Er lehnte den neuen Ordo Missae und die Handkommunion ab als „Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte“. Die Herzoperation der Liturgie sei der Kirche nicht bekommen. Das Ansinnen des Ordinariats, sich einer psychotherapeutischen Behandlung zu unterziehen, gab Anlaß zum Entschluß zur Beurlaubung. Er schloß sich dem Schutzengelwerk in Silz in Tirol an. In dieser traditionalistischen Priestergemeinschaft fand er eine geistige Heimat.

Er sah sich nicht mehr in der Lage, in den aktiven Seelsorgedienst der Erzdiözese Freiburg zurückzukehren. Er lebte bis zuletzt bewußt in Distanz zur Römischen Kirche und verbrachte die Jahre in Anbetung vor dem Allerheiligsten und in der betrachtenden Lesung.

Hu.

Becker Gundekar, OFMCap

Geb. 25. 4. 1936 in Löhrbach, ord. 30. 3. 1963 in Münster/Westfalen durch Bischof Joseph Höffner. Pater Gundekar trat am 23. 4. 1957 in den Orden der Kapuziner ein. Er studierte an den Ordenshochschulen in Krefeld und Münster. Am 23. 11. 1996 kam er in das Kloster der Kapuziner in Offenburg. Er arbeitete mit dem Seelsorgeteam der Kapuziner in der Seelsorgeeinheit Offenburg-Nord mit den Pfarreien St. Fidelis in Offenburg, Bühl, Griesheim, Waltersweier und Weier. Besonders engagierte er sich im sozialen Bereich. Bis in die letzten Tage seines Lebens war er im Vorstand der Sozialstation St. Ursula und kümmerte sich um die Durchwanderer und Bewohner des Ursulaheimes. Er wurde durch einen plötzlichen Tod von seinem Schöpfer abgerufen. Er starb am 29. 11. 2000 in Offenburg und wurde am 4. 12. 2000 in Zell am Harmersbach beerdigt.

Hu.

Benz Karl Franz

Geb. 26. 2. 1922 in Weingarten/Baden, ord. 25. 3. 1949 in St. Peter. 27. 4. 1949 Vikar in Forbach, Dek. Rastatt, 12. 1. 1951 in Grünsfeld, 9. 1. 1953 in Waibstadt. 1. 8. 9156 Pfrvw. in Mauer, 22. 6. 1958 inst. 10. 12. 1975 Pfr. in Bad Schönborn-Mingolsheim, 29. 10. 1977 Investitur. 17. 12. 1990 Geistl. Rat ad honorem. 1. 6. 1995 Ruhestand in Bad Schönborn-Langenbrücken, 12. 9. 1995 in Kronau, 1. 6. 2000 in Philippsburg, St. Franziskus. Gest. 4. 7. 2000 in Wiesbaden, beerd. in Bad Schönborn-Langenbrücken.

Karl Benz wurde als erstes von vier Kindern des Bahnarbeiters Wendelin Benz und seiner Ehefrau Anna, geb. Lichter, geboren. Ab dem 4. Schuljahr erhielt der begabte Schüler von seinem Heimatpfarrer Privatunterricht in Latein. Im April 1934 trat er als Zögling des Erzb. Gymnasialkonvikts in das Gymnasium Rastatt ein. Wegen des Kriegsausbruchs und der damit verbundenen Räumung des Konvikts wechselte er 1939 auf das Gymnasium in Bruchsal und legte dort im Frühjahr 1940 die Reifeprüfung ab. Nach Ableistung des viermonatigen Arbeitsdienstes nahm er in Freiburg das Theologiestudium auf. Am 7. 10. 1941 wurde er zum Wehrdienst einberufen. An der Ostfront erfuhr er die ganzen Schrecken des Krieges, die nicht ohne Spuren an ihm vorübergingen. Nach der Entlassung aus englischer Gefangenschaft im September 1945 war er gesundheitlich so angeschlagen, daß er zuerst eine Zeit der Erholung brauchte. Im Januar 1946 konnte er das Theologiestudium fortsetzen. Am 25. März 1949 wurde er zusammen mit 18 Mitbrüdern von Erzbischof Wendelin Rauch in der Pfarr- und Seminar-
kirche St. Peter i. Schw. zum Priester geweiht.

Ab 1956 leitete er 19 Jahre lang die Pfarrei Mauer mit der Filiale Meckesheim. Die Jugend lag ihm besonders am Herzen, da sie mancherlei Einflüssen aus der nahen Großstadt Heidelberg ausgesetzt war. Es war die Zeit umfassender gesellschaftlicher Veränderungen sowie des hoffnungsvollen Neuaufbruchs in unserer Kirche nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil.

In der Diasporagemeinde Meckesheim wurde der Bau einer neuen Kirche notwendig, weil sich durch die vielen Heimatvertriebenen die Katholikenzahl verdoppelt hatte. Die alte Fili-

alkirche wurde zu einem Gemeindehaus umgebaut. Die Pfarrkirche in Mauer wurde unter Pfarrer Benz umfassend renoviert und ein Kindergarten gebaut.

Pfarrer Benz war das gute Miteinander der Priester im Dekanat ein großes Anliegen. Er fehlte auf keinem Dies und nahm ab 1961 als Definitor und ab 1970 als Kämmerer sowie als Mesnerseelsorger lange Jahre zusätzliche Dienste im Dekanat wahr.

In seiner neuen Pfarrei Bad Schönborn-Langenbrücken, die Pfarrer Benz 1975 übernahm, galt es die Pfarrgemeinde nach einer Zeit schwerer Spannungen wieder behutsam zusammenzuführen. Er veranlaßte die Innenrenovation der Pfarrkirche, den Orgelneubau und den Bau eines Pfadfinderheimes.

„In Anerkennung seines über vierzigjährigen treuen und stets zuverlässigen Dienstes als Priester“ ernannte Erzbischof Oskar Saier Pfarrer Benz mit Urkunde vom 17. Dezember 1990 zum Geistlichen Rat ad honorem.

Zum 1. Juni 1995 trat Pfarrer Benz, 73 Jahre alt, in den Ruhestand, so daß er seine ungeteilte Zuwendung seiner schwer erkrankten Schwester Rosa schenken konnte, die ihm jahrzehntelang den Haushalt geführt hatte. Bis zu seiner Übersiedlung in das Franziskushaus Philippsburg war er den Mitbrüdern um Kronau eine zuverlässige Stütze. Hu.

Benz Theodor

Geb. 3. 8. 1917 in Einbach, Pfarrei Hausach, ord. 27. 5. 1944 in der Seminarkirche des Collegium Borromaeum in Freiburg durch Erzbischof Gröber. Vikar in St. Peter. 17. 8. 1944 Vikar in Säckingen. 26. 10. 1949 in Rastatt, St. Alexander. 28. 4. 1954 Kaplanverweser in Waldkirch. 30. 7. 1957 Pfrvw. in Leipferdingen und Auldingen. 26. 5. 1969 Pfr. in Schuttern. 7. 6. 1984 Geistl. Rat ad honorem 16. 10. 1985 Administrator der Pfarrei Ichenheim. 1. 9. 1987 Ruhestand in Hornberg-Niederwasser. Gest. 22. 4. 2000 in Hornberg-Niederwasser, beerd. 27. 4. 2000 in Hausach.

Pfarrer Theodor Benz war das 13. Kind des Hofbauern Severin Benz und der Sophie, geb. Schmid. Er hatte sechs Schwestern und sechs Brüder. Der älteste und der drittälteste Bruder wurden Priester und ihnen wollte es Theodor gleichtun. Von seinen beiden Brüdern erhielt er Privatunterricht in Latein. Ab Ostern 1931 besuchte er als Zögling des Erzb. Gymnasialkonvikts Freiburg das Berthold-Gymnasium und legte dort 1937 das Abitur ab. Nach Ableistung des Arbeitsdienstes nahm er in Freiburg das Theologiestudium auf. Zum 1. Dezember 1939, kurz nach Beginn des ersten externen Semesters in Fulda, wurde er zum Kriegsdienst eingezogen. Im Frühjahr 1940 kam er zum Einsatz nach Frankreich. Zwischen Sedan und Verdun war er im Stellungskampf Melder im Kompanietrupp. Im Sommer 1940 wurde die Einheit nach Oberschlesien verlegt. Im folgenden Herbst, Winter und Frühjahr Marsch durch Polen. Am 20. Juni 1941 Angriffsmarsch durch Rußland in Richtung Kiew. Am 8. 8. 1941 erhielt er in Bjelaja Zerkow (Weißkirchen) vor Kiew einen Durchschuß durch das Becken mit Lähmung des rechten Beins. Nach langem Lazarettaufenthalt wurde er, dekoriert mit dem EK II. Klasse und dem Verwundetenabzeichen, als Unteroffizier am 2. 2. 1943 aus der Wehrmacht entlassen.

1943–1944 studierte er im Priesterseminar Theologie. Am 27. 5. 1944 erhielt er mit den beiden ebenfalls verwundeten Mitbrüdern Alfons Utz und Erwin Vogel in der Seminarkirche des Collegium Borromaeum von Erzbischof Gröber die Priesterweihe.

Den jungen Seelsorger bezeichnete der Visitator als offen, froh, urwüchsig, natürlich und energisch, der sich durch besonderen Eifer im Beichtthören und in der Krankenpastoration auszeichnet. Die erste selbstständige Stelle, die weitverzweigte Geisingen-Leipferdingen mit der Pastoration von Auldingen, wurde wegen seiner Kriegsverletzung zu anstrengend. Er bewarb sich um die Pfarrei Schuttern, auf die er am 26. Mai 1969 investiert wurde. Es gelang ihm, die Gemeinde zu dem Opfer zu gewinnen, über Jahre den Gottesdienst in der Turnhalle und später im neuen Pfarrheim zu besuchen, damit die archäologischen Grabungen in der Klosterkirche der Reichsabtei Schuttern durchgeführt werden konnten. Im Boden der Kirche kam ein Mosaik mit der ältesten Christusbildung nördlich der Alpen zum Vorschein.

In Anerkennung seines vierzigjährigen pastoralen Eifers und des erfolgreichen Einsatzes für die Renovation der historisch bedeutsamen Klosterkirche ernannte ihn Erzbischof Oskar Saier mit Urkunde vom 7. Juni 1984 zum Geistlichen Rat ad honorem.

Mit 70 Jahren trat Pfarrer Benz am 1. September 1987 in den Ruhestand und zog sich in das Pfarrhaus in Hornberg-Niederwasser zurück. Dort übernahm er als Subsidiar noch lange Jahre regelmäßig Gottesdienste und war seinen Mitbrüdern ein willkommener Mitarbeiter.

Hu.

Bertrud Max, Superior, Prälat

Geb. 4. 8. 1905 in Markdorf, ord. 15. 3. 1931 in St. Peter i. Schw. 15. 4. 1931 Vikar in Freiburg-Haslach, 4. 5. 1934 Kooperator in Freiburg, Dompfarrei. 1. 9. 1938 Caritasdirektor in Freiburg. 16. 12. 1944 Pfrvw. in Meßkirch, 26. 6. 1946 Investitur. 27. 3. 1953 Dekan. 14. 9. 1954 Superior im Mutterhaus der Vinzentinerinnen in Freiburg. 17. 12. 1956 Geistl. Rat ad honorem 17. 9. 1975 Päpstlicher Ehrenprälat. 1. 8. 1978 Ruhestand im Carolushaus in Freiburg. Gest. 10. 12. 2000 in Freiburg, beerd. 15. 12. 2000 ebenda.

Max Bertrud war der Sohn des Briefträgers Max Bertrud und seiner Ehefrau Maria, geb. Wiggenger. Das religiöse Leben in der Familie und das Beispiel des Heimatpfarrers ließ früh in ihm den Wunsch aufkommen, „einmal Priester zu werden“. Als Zögling des Konradhauses besuchte er das Gymnasium in Konstanz, wo er 1925 das Abitur ablegte. Im Sommersemester 1925 begann er das Theologiestudium in Freiburg. Wegen Unsicherheit in seinem Beruf trat er nach dem 6. Semester aus dem Collegium Borromaeum aus. Er studierte zwei Semester Jura in Wien. Dann kehrte er nach Freiburg zurück und schloß das Theologiestudium ab. Am 15. März 1931 wurde er zusammen mit 46 Mitbrüdern von Erzbischof Carl Fritz in der Seminarkirche zu St. Peter zum Priester geweiht.

Sein erster Dienst als Vikar in Freiburg-Haslach stellte auf Grund der sozialen Struktur der Pfarrei hohe Anforderungen an seine seelsorgerlichen Fähigkeiten. Wie sehr das Wirken des jungen Priesters geschätzt wurde, zeigt seine Versetzung als Kooperator an die Dompfarrei.

Zum 1. September 1938 wurde Max Bertrud zum Rektor des Caritasverbandes Freiburg-Stadt ernannt und ihm gleichzeitig die Leitung der Kolpingsfamilie von Freiburg-Altstadt und das kath. Gesellen- und Vereinshaus in Freiburg übertragen, wobei er auch weiterhin priesterliche Dienste am Münster wahrzunehmen hatte.

Vom Dezember 1944 bis September 1954 verwaltete Bertrud die nicht unbedeutende Pfarrei Meßkirch. In der Endphase des Krieges und der Zeit des Wiederaufbaues, in der es auch galt den vielen Heimatvertriebenen aus dem Osten eine neue Heimat zu geben, kamen ihm die Erfahrungen als Rektor des Caritasverbandes Freiburg sehr zugute.

Mitte September 1954 kehrte Bertrud wieder nach Freiburg zurück, um die Aufgabe des Superiors der Barmherzigen Schwestern des hl. Vinzenz von Paul zu übernehmen. Der Dienst an den Schwestern und den Ordenseinrichtungen dieser Kongregation wurde ihm zur Lebensaufgabe. So galt es in den folgenden Jahren, neben der geistlichen Begleitung der Ordensschwestern für den Wiederaufbau der im Krieg zerstörten Einrichtungen, für den Ausbau von Einrichtungen dieses im sozialen Bereich engagierten Ordens (Kindergärten, Kinderheime, Internate, Lehrwerkstätte und Haushaltungsschule, Krankenpflegestationen, Nähschulen, Gymnasialkonvikte, Krankenhäuser, Altersheime) Sorge zu tragen. Genannt seien nur der Wiederaufbau des Mutterhauses mit seiner Kirche, des Altersheimes St. Carolus, des Internats des Kindergärtnerinnenseminars und der Haushaltsschule, die Erneuerung und Erweiterung der ordenseigenen Krankenhäuser in Mannheim, Freiburg, Lörrach und Heidelberg und der Neubau des Sanatoriums in Bad Peterstal.

Gewürdigt wurde seine Arbeit durch Ernennung zum Erzbischöflichen Geistlichen Rat, zum Monsignore und zum päpstlichen Ehrenprälaten. Bei seiner Zuruhesetzung würdigte ihn Erzbischof Oskar Saier: Das größte Verdienst aber haben Sie sich durch die geistliche Führung der Ordensgemeinschaft erworben. Das II. Vatikanische Konzil hatte ja seine Auswirkungen auch auf unsere Klöster, die nach einer neuen Lebensform suchen und ihr klösterliches Leben erneuern sollten.

„Sie führten Ihre Schwesterngemeinschaft behutsam durch diese unruhige Zeit, dem Neuen aufgeschlossen, wo es für eine gesunde Weiterentwicklung notwendig war, in Treue am Alten festhaltend, das zum Wesen einer Ordensgemeinschaft gehört. ... Immer wußten Sie den Schwestern die Liebe zur Kirche und die Treue zum katholischen Glauben neu zu

vermitteln und haben die Gemeinschaft in Gottesdienst, Predigt und Vorträgen religiös immer wieder neu zu vertiefen verstanden.“ Sein Blick ging auch über die Klostersgemeinschaft hinaus. Er vermittelte vielen jungen indischen Frauen bei den Vinzentinerinnen eine Berufsausbildung, die sie nach ihrer Rückkehr in die Heimat für ihre Gemeinden fruchtbar einsetzen konnten.

Zum 1. August 1978 trat Prälat Bertrud aus gesundheitlichen Gründen in den Ruhestand. Er behielt seinen Wohnsitz im Carolushaus und blieb der Kongregation der Vinzentinerinnen verbunden. Als Subsidiar übernahm er regelmäßig Gottesdienste in der Mutterhauskirche. Max Bertrud war mit Leib und Seele Priester und Seelsorger und hat sich in der Sorge um die Kongregation der Vinzentinerinnen große Verdienste erworben. Sein Leib ruht auf dem Hauptfriedhof in Freiburg. Hu.

Brandstetter Rudolf

Geb. 8. 1. 1931 in Kuppenheim, ord. 12. 6. 1960 in Freiburg, Münster ULF. 15. 10. 1956 als Diakon Religionslehrer in Oppenau, ab 20. 5. 1957 an der Gewerbeschule II in Mannheim, Pfarrei ULF. 6. 7. 1960 Vikar in Oppenau, 22. 11. 1960 in Emmendingen. 9. 3. 1966 Pfr. in Riegel, 11. 4. 1966 Investitur. 1. 8. 1992 Pfr. in Gutach mit Bleibach und Siegelau. 1. 9. 1995 Ruhestand in Kuppenheim. Gest. /tot aufgefunden in Baden-Baden 16. 4. 2000, beerd. 2. 5. 2000 in Kuppenheim.

Rudolf Brandstetter war das einzige Kind des Feinmechanikers Franz Brandstetter und seiner Ehefrau Hildegard, geb. Hadwik. Ab 1941 besuchte er das Gymnasium Rastatt und nahm nach dem Abitur (1950) und dem Theologischen Vorkurs in Sasbach im Jahre 1951 in Freiburg das Theologiestudium auf. Seine Mutter wünschte nicht, daß er Priester werde. Als Diakon stellte man ihn vor Priesterweihe zurück, weil er sich in einer seelischen Krise befand. Er war kontaktarm. Die Kirchenleitung empfahl ihm, die *reductio ad statum laicalem* zu beantragen. Brandstetter wollte aber Priester werden. Als Diakon bewährte er sich als guter Katechet und hatte sich auch seelisch gefestigt. Nach Wiederholung eines Teiles des Seminarjahres in St. Peter wurde er am 12. Juni 1960 zusammen mit 31 Mitbrüdern von Erzbischof Hermann Schäufele im Münster Unser Lieben Frau in Freiburg zum Priester geweiht.

Vierundzwanzig Jahre war Brandstetter Pfarrer von Riegel am Kaiserstuhl mit der Diasporafiliale Bahlingen. Er war ein guter Katechet und seine tiefgründigen Predigten verdienen erwähnt zu werden. Er war ein guter Musiker und besaß wertvolle Geigen, die ihm aus dem Pfarrhaus gestohlen wurden, weshalb er niemand mehr ins Pfarrhaus lassen wollte. In seine Zeit fiel die Außenrenovierung der Pfarrkirche, der Bau eines neuen Glockenstuhles und die Anschaffung einer neuen Orgel.

Lange Jahre pflegte Pfarrer Brandstetter mit großer Hingabe seine kranke Mutter und erwarb sich so den Respekt in der Pfarrgemeinde.

Sein Mangel an Kooperationsbereitschaft führte auch zu Spannungen in der Pfarrei, vor allem mit dem Katholischen Arbeitskreis in Bahlingen. Ein Wechsel der Pfarrei wäre längst fällig gewesen. Erst nach dem Tod seiner schwerkranken Mutter 1991 ging er auf die Pfarrei Gutach. Doch schon nach dreieinhalb Jahren mußte es aus gesundheitlichen Gründen um seine Zuruesetzung eingeben. Dann fühlte er sich doch wieder zu jung für den Ruhestand und wollte wieder eine Pfarrei übernehmen. Das Ordinariat wollte ihn zur Mitarbeit bei einem Pfarrer anweisen, eine Pfarrei in Alleinverantwortung konnte man ihm nicht übertragen. Eine unheilvolle Krankheit bahnte sich an. Im Ruhestand in seiner Heimat Kuppenheim litt er bald an Verfolgungswahn: Man habe sein Wasser vergiftet, die Gasleitung angebohrt, Ratten ins Haus gesetzt usw. Ein Konfrater brachte ihn in die Klinik nach Rottenmünster, wo durch die Behandlung eines erfahrenen Arztes leichte Besserung eintrat. Ende Juli 1999 wurde er in das Alten- und Pflegeheim Schafberg, Baden-Baden verlegt. Schon am 19. 8. 1999 verschwand er. Von der Polizei eingeleitete Suchmaßnahmen führten zu keinem Erfolg. Am 16. April 2000 sah ein Mädchen vom Bus aus einen Menschen die Schlucht hinauffahren. Sie verständigte ihren Vater und sie fanden Pfarrer Brandstetter. Zu welchem Zeitpunkt etwa und unter welchen Umständen der Tod eintrat, ließ sich nicht feststellen. Hu.

Burth Wilhelm, Geistl. Rat

Geb. 1. 1. 1909 in Pfullendorf, ord. 30. 4. 1933 in St. Peter i. Schw. 1. 6. 1933 Vikar in Müllheim, 3. 7. 1935 in Überlingen/Bodensee, 25. 9. 1940 in Konstanz, St. Stephan. 27. 5. 1942 Pfrvw. in Oberrotweil a. K. 8. 11. 1945 Kaplaneiverweser in Markdorf, 18. 7. 1946 in Kuppenheim. 15. 11. 1947 Pfarrkurat in Rauental. 1. 10. 1960 Registrator im Erzb. Ordinariat. 16. 9. 1963 Erzb. Notar. 31. 1. 1974 Geistl. Rat ad honorem. 1. 8. 1974 Ruhestand in Freiburg. Gest. 22. 10. 2000 in Freiburg, beerd. 26. 10. 2000 in Freiburg, Priesterrondell.

Der Geistliche Rat Wilhelm Burth war das dritte Kind zwischen zwei Schwesternpaaren des Bahnbeamten Andres Burth und seiner Ehefrau Josephine, geb. Heppeler. Seine Kindheit verbrachte er in Krauchenwies, wo die Familie ab 1912 lebte, besuchte dort die Volksschule und dann bis zur Quarta die Realschule in Meßkirch. Dem Beispiel seines Onkels folgend, der damals Kaplanciverweser in Markdorf war, erstrebte der begabte Schüler ebenfalls den Priesterberuf, so daß er zu seinem Onkel zog, der ihm Privatunterricht erteilte und ihn auf den Besuch des Gymnasiums vorbereitete. Ab 1922 besuchte Burth als Zögling des Konradiahuses das Gymnasium in Konstanz. 1928 legte er die Reifeprüfung ab. Er erhielt den Preis des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. Er besaß künstlerische Anlagen für Musik und Malerei. Seinem ursprünglichen Vorhaben gemäß studierte er Theologie und wurde am 30. April 1933, zusammen mit 36 Mitbrüdern, von Erzbischof Conrad Gröber in St. Peter zum Priester geweiht.

Seine priesterliche Laufbahn verlief „wie die beiden Brennpunkte einer geometrischen Ellipse“, stellte er im Alter fest.

Der erste Brennpunkt dieser Ellipse war die pastorale Arbeit als Vikar in Müllheim, Überlingen a. S. und Konstanz, St. Stephan. Es folgten selbständige Stellen zuerst als Pfarrverweser in Oberrotweil. In seiner Neigung zur Melancholie konnte er am Kaiserstuhl nicht richtig Fuß fassen. Seine Gesundheit war sehr labil. Nach einigen Wochen Dienst als Kaplaneiverweser in Markdorf wurde er im Dezember 1945 entpflichtet, damit sich seine Gesundheit stabilisieren konnte. Nach halbjährigem Urlaub wurde er am 18. Juli 1946 Kaplaneiverweser in Kuppenheim. Am 15. November wurde er Pfarrverweser in Rastatt-Rauental. Zwölf Jahre setzte Pfarrer Burth seine ganzen Kräfte für den Aufbau dieser jungen Kuratie ein. Auch auf dieser Stelle mußte er mehrfach krankheitsbedingt aussetzen.

In Rauental bahnte sich der zweite Brennpunkt der Ellipse seines Lebens an. Schon als stud. theol. hatte er in den langen akademischen Ferien begonnen, Familiengeschichte zu treiben. Von Rauental aus konnte er das Badische Generallandesarchiv in Karlsruhe leicht erreichen. In diesem Archiv war er regelmäßiger Benutzer, um in Hunderten von Protokollbänden seine heimat- und familiengeschichtlichen Materialsammlungen auf die gesamte bäuerliche Bevölkerung der alten Herrschaften Meßkirch und Gutenstein auszuweiten (einschließlich der Gröber, Heidegger, Mägerle usw.). Von seiner Pfarrei Rauental legte er in gestochener schöner Schrift ein Familienbuch an. Bei diesen Aktivitäten ist Pfarrer Burth dem System der Dezimalklassifikation begegnet, das er bald in großem Umfang in die Tat umsetzen sollte.

Ab 17. August 1960 mußte Pfarrer Burth wieder einmal krankheitsbedingten Urlaub nehmen. Als er hörte, daß die Stelle eines Sekretärs in der Registratur des Erzb. Ordinariats frei wurde, bewarb er sich darum. Zum 1. Oktober 1960 wurde er eingestellt.

Registratur und Archiv waren noch nicht getrennt. Pfarrer Johann Adam Kraus verwaltete beides. Er war aller Neuerung Abhold. Als zum Oktober 1967 der Deutsche Archiv- und Historikertag nach Freiburg eingeladen wurde, sollte auch im Erzb. Ordinariat etwas zum Vorzeigen geschehen. Pfarrer Kraus nahm wegen seiner schlechten Augen Abschied und Pfarrer Burth wurde 1966 Leiter der Registratur. Das Archiv wurde von der Registratur getrennt und 1967 in seiner bald 150jährigen Geschichte mit einem ausgebildeten hauptamtlichen Archivar besetzt.

In der Registratur ließ Pfarrer Burth die Holzschränke für die Flachablage durch Hänge-registraturschränke ersetzen und stellte die Registratur auf das Dezimalsystem um. Auch für die Pfarregistraturen erarbeitete er einen Aktenplan, der aber immer noch im Schoß des längst verstorbenen Generalvikars Dr. Robert Schlund auf das Nihil obstat wartet.

Im Vorcomputerzeitalter war der Betrieb in der Registratur noch beschaulich. Registrator Burth konnte die Schwäbische Zeitung oder den Rheinischen Merkur lesen. Wenn es kloppte, senkte er die Zeitung. Wenn es nicht der Erzbischof war, las er den Abschnitt zu Ende und bediente dann den Mitarbeiter mit großer Freundlichkeit. War ein Vorgang nicht leicht zu fin-

den, dann zündete er dem heiligen Antonius die Kerze an, der dann immer half. Der zweite Registrator, Pfarrer Schuh, betete sein Brevier, damit er abends fernsehen konnte. Pfarrer Burth befremdete bei seinem Amtsantritt die große Kluft zwischen „oben“ und „unten“ im Ordinariat und bemühte sich, eine „Notbrücke der Menschenfreundlichkeit“ zu bauen.

Es ist bedauerlich, daß dieser hochtalentierteste Priester wegen seiner organisch bedingten Platzangst nicht größere Ämter verwalten konnte. Eine große Genugtuung war es für ihn, als der ewige Sekretär seiner Verwandtschaft als Geistlicher Rat gegenüberzutreten konnte, zu dem ihn der Erzbischof auf Grund seiner Leistung in der Registratur ernannte.

Pfarrer Burth war der vielseitigste begabte Diözesanpriester. Er war belesen in der Theologie und schöngeistigen Literatur. Er spielte Klavier und Orgel. Er komponierte so den „Miau-Marsch“ für die Meßkircher Fastnacht. Er konnte physikalische Schaltkreise zeichnen für seine große Miniatureisenbahn mit drei Schaltplätzen und seine elektronische Orgel. Lötkolben und Zeichenstift konnte er gleich gut handhaben. Seine Fotografien entwickelte er sich selbst.

Aus gesundheitlichen Gründen trat er zum 1. August 1974 in den Ruhestand. Er blieb in der Herrenstraße wohnen und konnte bei Engpässen oder für Spezialaufgaben in der Registratur zur Verfügung stehen. Seine letzte Lebenszeit wohnte er im Katharinenstift in Freiburg. Seine letzte Ruhestätte fand er im Priesterrondell auf dem Freiburger Hauptfriedhof.

Hu.

Frank Isidor, Dr. theol.

Geb. 8. 9. 1934 in Leipferdingen, ord. 18. 5. 1958 in Freiburg, Münster Unserer Lieben Frau. 23. 6. 1958 Vikar in St. Georgen, Dek. Villingen, 12. 7. 1958 in Markdorf, 10. 4. 1959 in Sinzheim, 15. 1. 1960 in Pforzheim, Herz Jesu, 1. 8. 1962 in Mannheim, Liebfrauen, 12. 2. 1963 in Villingen, St. Konrad. 1. 8. 1964 Pfrvw. in Hochdorf. 9. 7. 1970 Promotion zum Dr. theol. an der Universität Freiburg. 29. 5. 1977 inv. als Pfarrer in Endingen, St. Peter. 1. 8. 1981 Religionslehrer am Theodor-Heuss-Gymnasium in Pforzheim sowie am Hebel-Gymnasium und am Boxberg-Gymnasium. 1985 Religionslehrer am Goethe-Gymnasium in Gaggenau, am Tulla-Gymnasium in Rastatt und Richard-Wagner-Gymnasium in Baden-Baden. 31. 8. 1999 Ruhestand in Gernsbach. 1. 9. 1999 Pfarrkooperator in Gernsbach. Gest. 4. 2. 2000 in Baden-Baden, beerd. 9. 2. 2000 in Baden-Baden (Lichtental).

Isidor Frank war der erste von drei Söhnen des Landwirts und Zimmermeisters Alois Frank und seiner Ehefrau Josephine, geb. Keller. Der begabte Schüler nahm Privatunterricht in Latein, Deutsch und Mathematik. Am 21. 10. 1945 trat er in das Konradiahaus in Konstanz ein und besuchte das Heinrich-Suso-Gymnasium, an dem er am 17. 3. 1953 das Abitur machte. Sein Onkel Abt Keller von Engen war Abt in einem Zisterzienserkloster in der Schweiz. Isidor Frank wollte Weltpriester werden und studierte in Freiburg Theologie. Mit einer Altersdispens von drei Monaten und 12 Tagen wurde er am 18. Mai 1958, zusammen mit 35 Mitbrüdern, von Kapitularvikar Weihbischof Dr. Hermann Schaufele im Münster Unserer Lieben Frau zu Freiburg zum Priester geweiht.

Auf seinen Vikarsstellen genoß er allgemein Ansehen durch höfliches Benehmen und Aufgeschlossenheit. Seine überdurchschnittliche Führerqualität machte ihn zum hervorragenden Katecheten und Jugendseelsorger.

Im Jahre 1964 bewarb sich Pfarrer Frank um eine Pfarrei in der Nähe von Freiburg, um neben der Pfarrseelsorge an der Freiburger Universität weiterstudieren und nach Möglichkeit promovieren zu können. Zum 1. August 1964 wurde er als Pfarrverweser nach Hochdorf angewiesen.

Am 9. Juli 1970 promovierte er mit dem Thema: „Der Sinn der Kanonbildung. Eine dogmengeschichtliche Untersuchung für die Zeit vom 1. Clemensbrief bis Irenäus von Lyon“ summa cum laude. Auf Empfehlung von Prof. Dr. August Franzen erhielt Dr. Frank die Genehmigung zu weiteren wissenschaftlichen Studien mit dem Ziel der Habilitation im Fach „Kirchengeschichte des Altertums“. Den Plan der Habilitation konnte er jedoch nach dem plötzlichen Tod von Prof. Franzen und einigen Schwierigkeiten, einen anderen „Habilitationssvater“ zu finden, nicht mehr verwirklichen. Ohne Ressentiment oder gar Verbitterung nahm er Abschied von der Wissenschaft und widmete sich ganz der Seelsorge, für die er im-

mer ein Herz bewahrt hatte.

Zum 10. Januar 1977 wurde Dr. Frank als Pfarrer nach Eendingen angewiesen und am 29. Mai 1977 investiert. Nach vier Jahren bewogen ihn Spannungen mit einem Teil der Pfarrgemeinde, seinen Dienst dort aufzugeben.

Zu Beginn des Schuljahrs 1981/82 wurde Dr. Frank als Religionslehrer an das Theodor-Heuss-Gymnasium in Pforzheim angewiesen. Seine besondere Begabung als Katechet und seine hervorragende wissenschaftliche Qualifizierung kam ihm zugute. Ab September 1982 übernahm er zusätzlich zu seinem vollen Deputat noch einige Wochenstunden Religionsunterricht am privaten Boxberg-Gymnasium in Pforzheim-Büchenbronn. 1985 trug er während der Erkrankung von Pfarrer Manfred Häfner als Pfarradministrator die Verantwortung für die Pfarrei St. Antonius in Pforzheim.

Zu Beginn des Schuljahrs 1985/86 wechselte Dr. Frank als Religionslehrer an das Goethe-Gymnasium in Gaggenau mit Teilauftrag am Tullna-Gymnasium in Rastatt und am Richard-Wagner-Gymnasium in Baden-Baden.

Dr. Frank war ein allseits geachteter und geschätzter und bei den Schülern beliebter Religionslehrer. „Versieht seinen Unterricht mit Engagement und herzlicher Nächstenliebe ... Eltern und Schüler schätzen sein Wirken“, beschrieb der Direktor des Theodor-Heuss-Gymnasiums in Pforzheim seinen Dienst dort.

Mit Vollendung des 65. Lebensjahres schied Dr. Frank zum Schuljahrsende 1999 als Religionslehrer aus dem Schuldienst aus und übernahm ab 1. September 1999 als Pfarrkooperator von Gernsbach, Gernsbach-Obertsrot und Gernsbach-Reichental noch mal eine Aufgabe in der Seelsorge. Nur noch kurze Zeit war dem vornehmen und unermüdlich tätigen Priester gegönnt. Er ruht auf dem Friedhof in Baden-Baden-Lichtental. Hu.

Herb Paul, Geistl. Rat

Geb. 4. 10. 1908 in Nußloch, ord. 6. 3. 1932 in St. Peter. 6. 4. 1932 Vikar in Löffingen, 13. 6. 1933 in Schutterwald, 20. 6. 1936 in Höllstein. 14. 10. 1937 Kooperator in Konstanz, St. Stephan. 16. 5. 1940 Einberufung zum Wehrdienst als Sanitäter. 21. 4. 1942 Divisionspfarrer bei der 11. Panzerdivision im Osten. 30. 5. 1945 Entlassung aus der Wehrmachtsseelsorge. 1. 10. 1945 Pfrvw. in Hilsbach. 28. 12. 1952 Investitur. 27. 11. 1970 Pfr. in Altschweier, 7. 2. 1971 Investitur. 15. 11. 1972 Kammerer des Kapitels Bühl. 18. 12. 1981 Geistl. Rat ad honorem. 1. 9. 1982 Ruhestand in Nußloch, 1. 8. 1941 im Caritas-Altenheim in Plankstadt. Gest. 4. 2. 2000 in Sandhausen, beerd. 11. 2. 2000 in Nußloch.

Paul Herb war das zweitälteste von vier Kindern des Maurermeisters Stephan Herb und der Maria, geb. Maier. Er hatte einen Bruder und zwei Schwestern. Ein Bruder der Mutter war Priester der Erzdiözese Freiburg. Vom Heimatpfarrer Sessler erhielt er Lateinunterricht, so daß er im Herbst 1920 als Zögling des Erzb. Gymnasialkonvikts in die Quarta des Gymnasiums Tauberbischofsheim aufgenommen werden konnte. Nach dem Theologiestudium in Freiburg wurde er zusammen mit 45 Mitbrüdern in der Seminarkirche zu St. Peter von Weihbischof Wilhelm Burger zum Priester geweiht.

Paul Herb war ein tüchtiger Redner und guter Sänger. Schon als Vikar besaß er eine reichhaltige Bibliothek. Dekan Lipp von Offenburg schrieb im Jahre 1935 in seinem Bericht: „H. geht mit großer Liebe zum Religionsunterricht in die Schule. Außerdem besitzt er große Begabung für Musik spielt Klavier, Orgel und kann zur Not dirigieren. Die Jungscharführung ist seine andere starke Seite.“ In Löffingen wurde der mutige Prediger immer wieder vom Naziheftblatt „Der Alemanne“ angegriffen.

Am 16. 5. 1940 wurde Herb zur 5. Sanitäts-Ers.-Abt. nach Prag einberufen. Am 14. 8. 1940 wurde er versetzt zum Feldtruppenteil 1. San.-Komp. 260 in Chalon s. Saone. Nach einem Kriegspfarrerlehrgang wurde er am 2. 1. 1941 zum Kriegspfarrer ernannt. Er war im Einsatz bei der Kriegslazarettabteilung 551 in Krakau, Tarnopol, Shtimor, Smolensk und Roslawl. Im Herbst 1941 Kommandierung zur 23. Inf.-Div. vor Moskau. Ab Weihnachten 1941 bei der Kriegslazarett-Abt. Smolensk. 14. 5. 1942 Versetzung zur Panzer-Division. Kämpfe am Obere Don bei Woronesch. 1942/43 Abwehrschlacht in der Heeresgruppe Mitte. Jan. und Febr. 1943 Abwehrschlacht bei Manytsch und bei Rostow. Juni 1943 Schlacht bei Kursk. August 1943 Abwehrschlacht bei Charkow und am Dnjepr. Okt./Nov. 1943 Abwehrschlacht bei Kri-

woi Rog. Februar 1944 Rückzugsgefechte bei Tscherkassy, auf den Bug und nach Bessarabien. Verlegung nach Frankreich in den Raum Bordeaux. Beginn der Invasion. Rückzugskämpfe durch das Rhonetal, durch das Elsaß und die Pfalz und Eifel. Über Köln kam er im Herbst und Winter 1944/45 ins Sudetenland. Ende der Kämpfe im Raum Bischofsheim und Kötzing. 8. 5. 1945 amerikanische Gefangenschaft im Raum Schwandorf. Anfang Juni Entlassung aus der Gefangenschaft.

Nach einer Zeit der Erholung konnte Herb am 1. Oktober 1945 in die Gemeindegeseelsorge zurückkehren als Pfarrverweser und später als Pfarrer in Hilsbach. 25 Jahre wirkte er hier in der Zeit des Aufbruchs durch das 2. Vatikanische Konzil. Neben der Seelsorgearbeit baute er eine neue Pfarrkirche, wodurch das über 250jährige Simultaneum beendet wurde. Er ließ eine neue Orgel bauen und ein neues Geläute anschaffen sowie das Pfarrhaus renovieren.

Mit 62 Jahren bewarb er sich um die Pfarrei Altschweier. Gleich zu Beginn seiner Tätigkeit begann er mit dem Bau eines Pfarr- und Jugendheimes. Seine Mitbrüder wählten ihn zum Kammerer des Kapitels Bühl. Erzbischof Oskar Saier würdigte sein Schaffen durch Verleihung des Titels Geistlicher Rat ad honorem.

Nach seinem Goldenen Priesterjubiläum trat er in den Ruhestand. Er zog zu seiner Schwester in seine Heimatgemeinde Nußloch. Eifrig stand er seinen Mitbrüdern in der Umgebung zur Verfügung, wenn Not am Mann war. Seine letzten Lebensjahre verbrachte er im Caritas-Altenheim in Plankstadt. Hu.

Heuchemer Anton, Geistl. Rat

Geb. 30. 5. 1918 in Schwenningen/Baden, ord. 25. 3. 1949 in St. Peter. 11. 1. 1940 bis 21. 5. 1947 Wehrdienst und Kriegsgefangenschaft. 27. 4. 1949 Vikar in Oberachern, 17. 8. 1949 in Kirchzarten, 14. 11. 1950 in Pforzheim, Herz Jesu, 28. 4. 1954 in Wertheim a. M. 19. 10. 1955 Pfrvw. in Vimbuch. 24. 3. 1957 Investitur. 9. 12. 1965 Pfr. in Bruchsal, ULF. 9. 3. 1971 Dekan des Kapitels Bruchsal. 20. 12. 1976 Geistl. Rat ad honorem. 1. 5. 1982 vicarius oeconomicus für St. Peter in Bruchsal. 1. 9. 1985 Ruhestand in Bruchsal. Subsidiar der Pfarrei St. Josef. Gest. 15. 2. 2000 in Bruchsal, beerd. 21. 2. 2000 ebenda.

Pfarrer Heuchemer war der Sohn des Steueraufsehers und der Emma, geb. Kaiser. In Seelbach, Lahr und schließlich in Bruchsal, wohin die Familie nach Versetzung des Vaters jeweils gezogen war, wuchs er mit fünf Geschwistern auf. Er besuchte ab 1930 das Gymnasium Bruchsal und war engagiertes Mitglied der kath. Jugendbewegung Bund Neudeutschland. Nach dem Abitur 1938 leistete er den halbjährigen Arbeitsdienst und begann das Studium in Freiburg. Am 11. Januar 1940 erhielt er zusammen mit seinen Kurskameraden den Stellungsbefehl. Zunächst wurde er in Frankreich und 1941 bis 1944 an der Ostfront eingesetzt. Nach seiner Verlegung an die Westfront geriet er am 18. November 1944 in französische Gefangenschaft.

Ab April 1945 hatte er die Möglichkeit, im Kriegsgefangenenlager in Orleans/Chartres in dem von Abbé Franz Stock geleiteten Seminar für kriegsgefangene Theologen, dem sog. „Stacheldrahtseminar“, vier Semester lang die theologischen Vorlesungen zu besuchen, wobei er als Kurspräfekt des II. Kurses und ökonomisch-technischer Beauftragter des Seminars Verantwortung für die Seminargemeinschaft übernahm und schließlich von Bischof Harscuët und dem damaligen Apostolischen Nuntius von Paris, Erzbischof Roncalli, dem späteren Papst Johannes XXIII., die Niederen Weihen erhielt.

Nach seiner Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft am 18. Juni 1947 setzte Heuchemer sein Theologiestudium in Freiburg fort und wurde am 25. März 1949, zusammen mit 18 Mitbrüdern, von Erzbischof Wendelin Rauch in der Seminarkirche St. Peter i. Schw. zum Priester geweiht.

Nach vier Vikarposten wurde Heuchemer auf seiner erste selbständige Stelle nach Vimbuch mit den Filialen Balzhofen, Oberbruch und Oberweier angewiesen, wo er am 24. März 1957 als Pfarrer investiert wurde. In Vimbuch baute er Kindergarten und Schwesternhaus. Neben dem Pfarrdienst versah er den Dienst des Erzb. Schulinspektors und des Jugendseelsorgers für die Landjugend im Dekanat Bühl wahr. Am 9. Dezember 1965 übernahm er die Liebfrauenpfarre in seiner Heimatstadt Bruchsal. Am 30. Januar 1966 wurde er als Pfarrer investiert. Ab 1. Mai 1982 kam die Mitpastoration der Pfarrei St. Peter in Bruchsal hinzu.

Trotz der vielen Arbeit in der eigenen Pfarrei nahm Pfarrer Heuchemer den Dienst des Dekanatsmännerseelsorgers und ab 1. März 1971 zehn Jahre lang den Dienst des Dekans wahr. Erzbischof Hermann Schäufele würdigte den tatkräftigen Seelsorger durch Ernennung zum Geistlichen Rat ad honorem mit Urkunde vom 20. Dezember 1976.

Zum 1. September 1985 trat Pfarrer Heuchemer auf dringende ärztliche Empfehlung in den Ruhestand. Er blieb auch im Ruhestand seiner Heimatstadt treu und unterstützte als Subsidar seinen Mitbruder in der Pfarrei St. Joseph. Am 21. Februar 2000 wurde Pfarrer i. R. Geistl. Rat Anton Heuchemer auf dem Friedhof in Bruchsal beigesetzt. Hu.

Hils Hermann

Geb. 1. 4. 1915 in Tennenbronn, ord. 2. 4. 1940 in Freiburg, Münster ULF. 15. 11. 1940 bis 17. 8. 1945 Kriegsdienst und Gefangenschaft. 17. 8. 1945 Vikar in Oberried, 19. 2. 1946 in Lauf, 24. 3. 1947 in Bad Rippoldsau, 2. 12. 1947 in Eppingen-Richen (Schloß Schomberg), 3. 8. 1951 in Donaueschingen, St. Marien. 24. 7. 1953 Pfrvw. in Villingen-Pfaffenweiler. 20. 4. 1955 Pfr. in Todtnauberg, 22. 5. 1955 Investitur. 9. 9. 1969 Pfr. in Oberkirch-Tiergarten. 1. 9. 1980 Ruhestand in St. Märgen, ? 6. 1984 in Gundelfingen. Gest. 21. 12. 2000 in Gundelfingen, beerd. 29. 12. 2000 ebenda.

Pfarrer Hermann Hils war der Sohn des Schuhmachermeisters Ignaz Hils und seiner Ehefrau Franziska, geb. Bächle. Nach der zehnten Klasse besuchte er zunächst die Realschule und dann das Gymnasium in Sasbach. Nach dem Abitur 1934 leistete er den Reichsarbeitsdienst. Ab Wintersemester 1935/36 studierte er in Freiburg und im dritten Studienjahr in Münster Theologie. Am 2. April 1940 wurde er zusammen mit 75 Mitbrüdern von Erzbischof Conrad Gröber im Münster Unserer Lieben Frau in Freiburg zum Priester geweiht, nachdem die Bedenken der Kirchenbehörde wegen einer leichten Behinderung des rechten Arms aufgegeben wurden. Hils lernte mit der linken Hand schreiben.

Nur wenige Tage nach der Priesterweihe wurde er zum Kriegsdienst einberufen. Im August 1945 konnte er heimkehren und, durch die Erfahrungen des Krieges gereift, als Seelsorger mit besonders tiefer Spiritualität wirken. Die Vikarsjahre in Eppingen-Richen waren geprägt von seinem großen Engagement für die vielen dort lebenden Heimatvertriebenen.

In der ausgedehnten Bergpfarre Todtnauberg brachte Pfarrer Hils durch seinen Predigtdienst vielen Ferien- und Kurgästen die Frohe Botschaft nahe. Er ließ die neue Pfarrkirche und Gemeinderäume sowie ein neues Pfarrhaus bauen.

Aus gesundheitlichen Gründen wechselte er 1969 auf die kleinere, klimatisch günstiger gelegene Pfarrei Oberkirch-Tiergarten. Zum 1. September 1980 trat er in den Ruhestand. Er nahm Ruhesitz in St. Märgen und unterstützte seinen Mitbruder. Zusätzlich übernahm er den Dienst als Altenseelsorger im Dekanat Neustadt. Auch an seinem letzten Wohnsitz war er lange Jahre Pfarrer Fensterer ein wertvoller Mitarbeiter. Hu.

Hoch Edgar Timotheus Kunibert

Geb. 7. 6. 1919 in Mannheim, ord. 31. 5. 1953 in St. Peter i. Schw. 24. 4. 1940 Einberufung zum Kriegsdienst. 8. 5. 1945 bis 25. 12. 1948 russische und polnische Gefangenschaft. 25. 7. 1953 Vikar in Bonndorf, 1. 4. 1954 in Triberg, 17. 12. 1954 in Haslach i. K., 20. 2. 1958 in Karlsruhe, St. Bonifaz. 27. 5. 1960 Kurat in Oberschach bei Villingen. 1. 7. 1962 Investitur. 8. 12. 1974 Pfr. in Laufenburg, 1980 Mitverwaltung von Luttingen. 3. 8. 1987 Pfr. in Schenkzell, Mitverwaltung von Wittichen und Schiltach. 1. 11. 1992 Ruhestand in Lenzkirch-Kappel, Administrator in Lenzkirch. Gest. 2. 5. 2000 in Freiburg, beerd. 9. 2. 2000 in Freiburg, Hauptfriedhof.

Edgar Hoch war das vierte von sechs Kindern des Bankdirektors Theodor Hoch und seiner Ehefrau Anna, geb. Kastner. Er besuchte zunächst das Karl-Friedrich-Gymnasium in Mannheim und nach der Pensionierung des Vaters und Umzug nach Freiburg das Friedrich-Gymnasium. 1940 machte er das Abitur. Zum 24. April 1940 erhielt er Stellungsbefehl. Als Melder bei der Infanterie, zuletzt im Rang eines Unteroffiziers eingesetzt, kam er bei der Ka-

pitulation am 8. Mai 1945 in russische und dann in polnische Kriegsgefangenschaft. Erst im Dezember 1948 konnte er heimkehren.

Nach acht Jahren und acht Monaten Kriegsdienst und Gefangenschaft konnte er im April 1949 in Freiburg das Theologiestudium beginnen. Am 31. Mai 1953 wurde er, zusammen mit 37 Mitbrüdern, von Erzbischof Wendelin Rauch in der Seminarkirche zu St. Peter zum Priester geweiht.

Seine erste selbständige Stelle als Kurat der noch jungen Pfarrkuratie Villingen-Oberschach mit der Filiale Mönchweiler trat er am 27. Mai 1960 an. Mit der Erhebung der Kuratie zur Pfarrei wurde er am 1. Juli 1962 als deren erster Pfarrer investiert. Er nahm sich besonders der Jugend und der Frauengemeinschaft an. Die Diasporagemeinde Mönchweiler, deren Katholikenzahl durch die Ausweisung von Neubaugebieten von 385 im Jahre 1964 auf über 1000 im Jahre 1972 gestiegen war, brachte eine seelsorgerliche Herausforderung. In Mönchweiler war eine neue Kirche und ein Gemeindezentrum zu bauen. In Oberschach war der Neubau des Pfarrhauses und der Sakristei erforderlich.

Neben der Arbeit in der eigenen Pfarrei erteilte Pfarrer Hoch Religionsunterricht an der Gewerbeschule in Villingen und nahm den Dienst des Dekanatsfrauenseelsorgers wahr.

Von 1974 an wirkte Pfarrer Hoch zwölf Jahre lang in der Nachfolge des späteren Weihbischofs Wolfgang Kirchgässner. Seine besondere Stärke war die nachgehende Seelsorge, die er durch unzählige Hausbesuche pflegte, ein Dienst, den vor allem die Alten und Kranken hoch anrechneten. Ab 11. Februar 1980 pastorierte er nach dem Tod von Pfarrer Karl Schäfer auch Laufenburg-Luttingen mit. In Laufenburg nahm er nach der Renovation der Pfarrkirche und der Anschaffung einer neuen Orgel den Bau eines neuen Pfarrheimes in Angriff. Zusätzlich zu den vielfältigen Aufgaben in der Pfarrei übernahm der musisch begabte Seelsorger in diesen Jahren den Dienst des Dekanatspräses der Kirchenchöre.

Im Jahre 1987 übernahm Pfarrer Hoch noch einmal eine neue Aufgabe als Pfarrer von Schenkenzell mit der Pastoration der Nachbarpfarrei Wittichen.

Mit 73 Jahren schied er zum 1. November 1992 aus dem aktiven Seelsorgedienst aus. Er zog in der Pfarrhaus Lenzkirch-Kappel und unterstützte seinen Mitbruder als Subsidiar. Als Präses nahm er sich der Pfarrhaushälterinnen im Dekanat an und war den Schwestern im Altenheim St. Raphael ein segensreicher Beichtvater. Seine letzte Ruhestätte fand er auf dem Hauptfriedhof in Freiburg. Hu.

Keller Josef, Geistl. Rat

Geb. 29. 3. 1910 in Singen, ord. 31. 3. 1935 in Freiburg, Münster. 9. 5. 1935 Vikar in Sigmaringen, St. Johann, 3. 9. 1935 in Bad Dürkheim, 8. 4. 1937 in Heidelberg, St. Raphael, 6. 2. 1940 in Tiengen, 1. 3. 1940 in Waldshut, 1. 7. 1942 Pfarrvikar in Überlingen a. S. 4. 9. 1946 Pfrvw. in Immendingen-Ippingen. 20. 6. 1948 Investitur. 12. 12. 1986 Geistl. Rat ad honorem. 1. 4. 1995 Ruhestand in Ippingen, 18. 2. 1997 in Geisingen, Altenpflegeheim Haus Wartenberg. Gest. 6. 2. 2000 in Geisingen, beerd. 9. 2. 2000 in Ippingen.

Josef Keller war der Sohn des Fabrikarbeiters Josef Keller und seiner Ehefrau Stefanie, geb. Meßmer. Er hatte eine Schwester. Von seinem Religionslehrer, Vikar Salzmann, erhielt er Privatunterricht, so daß er ab 1923 als Zögling des Konradhauses das Gymnasium in Konstanz besuchen konnte. Nach dem Abitur 1930 studierte Keller in Freiburg Theologie und wurde am 31. März 1935, zusammen mit 40 Mitbrüdern, von Erzbischof Conrad Gröber im Münster Unserer Lieben Frau zu Freiburg zum Priester geweiht.

Als Vikar Keller in Sigmaringen den priesterlichen Dienst aufnahm, zeichnete sich bereits ab, daß die Verkündigung des Evangeliums von Gott, dem Vater aller Völker und Rassen, von den staatlichen Organen zunehmend als Bedrohung ihres Weltbildes empfunden würde. Der junge Priester ließ sich jedoch nicht einschüchtern. Welch gerütteltes Maß an Arbeit der junge Vikar zu bewältigen hatte, wird in einer Aufstellung des Dekanats Heidelberg deutlich, die ausführt, daß zur Standesseelsorge und zur Seelsorge der kirchlichen Vereine die Betreuung des Männerapostolats, des Müttervereins, der Jungfrauenkongregation, der Hausangestellten, der Ministranten, der Taubstummen des Bezirks, der Patientinnen und Patienten und der Krankenschwestern der Chirurgischen Klinik, der Elisabeth (Mädchen-)gruppe gehörte.

Zum 4. September 1946 wurde Keller als Pfarrverweser nach Ippingen, einer 319 Seelen zählenden Pfarrei auf der Baar, angewiesen. Am 20. Juni 1948 wurde er nach der Präsentation durch Prinz Max Egon zu Fürstenberg als 51. und wohl vorerst letzter Pfarrer investiert. Die kleine Pfarrei sollte seine Lebensaufgabe werden. In mehr als 49 Jahren seiner Tätigkeit dort prägte er als volksnaher, kluger Seelsorger und als „stille Priesterpersönlichkeit mit reichem Wissen“ das religiöse Leben von Generationen. Lange Jahre hielt er wöchentlich Vorträge für die Mannes- und Frauenjugend, in denen er lebenskundliche Fragen behandelte. In den ersten Jahren nach dem Krieg sorgte er sich um die Ostvertriebenen und die Kriegsgeschädigten in Ippingen. Bei Kriegsende waren 17 Häuser abgebrannt.

Pfarrer Keller pflegte die Gemeinschaft mit seinen Mitbrüdern. All die Jahre war er der treueste Teilnehmer am Dies in Immendingen. Ohne Führerschein, kam er über Jahrzehnte die eineinhalb Stunden zu Fuß oder mit dem Fahrrad, wobei er stets die Soutanelle trug. Viele Jahre hielt er als Konsultor die monatlichen Ansprachen zur CMS. Auch den Dienst des Erzb. Schulinspektors im Dekanat nahm er einige Jahre wahr. Auf Grund seiner Sprachkenntnisse war er verantwortlicher Seelsorger für die Italiener im Landkreis Donaueschingen, bis diese einen eigenen Seelsorger erhielten.

Keller war nicht nur ein pastor bonus, sondern einer der selten gewordenen Universalgelehrten und ein Sprachengenie. Schon als Schüler verfügte er neben Schulkenntnissen über eine beachtenswerte Summe von privat angeeigneten Sprachkenntnissen namentlich in den semitischen Sprachen. Doch ahnte man im Gymnasium schon, daß sein Talent in der Praxis nicht zur Geltung kommen wird. Er sprach 13 Sprachen, am liebsten Chinesisch und Hebräisch. In 24 Sprachen konnte er die Beichte abnehmen.

Als Altsprachler, der mehrere orientalische Sprachen beherrschte, war er Mitarbeiter des Vetus-Latina-Instituts der Benediktinerabtei Beuron. Mit großem Eifer erforschte er die Geschichte des untergegangenen Klosters Amtenhausen und der Lebensgeschichte der seligen Schwester Beatrix.

Von dem Weihnachtslied „Stille Nacht, heilige Nacht“ sammelte er 217 Übersetzungen. Dazu nahm er selbst Botschaften und Handelsvertretungen in Dienst. Seine Schüler hatten die größte Freude, wenn der begabte Sänger das Weihnachtslied in Chinesisch oder Eskimoisch vorsang.

Seit seinem Aufzug auf der Baar entwickelte er sich zu einem in Fachkreisen anerkannten Geologen, Paläontologen und Botaniker. Im Laufe seines Lebens trug er eine, auch mit Hilfe seiner Schüler, umfangreiche geologische und paläontologische Sammlung zusammen. Die geologische Entwicklung und die Entwicklung des Lebens auf der Baar kannte er wie kaum ein anderer. Zwischen 1973 und 1994 zählte Pfarrer Keller mehr als 8000 Einzel- und Gruppenbesuche seiner Sammlung im Pfarrhaus. Als der Raum zu klein wurde, erhielt er einen Ausstellungsraum im Heimatmuseum in Immendingen.

Pfarrer Keller unternahm Exkursionen in die Wiesen und Wälder der Baar und erschloß den Menschen den Zugang zur Pflanzenwelt, insbesondere zur Orchideenwelt. Man nannte ihn deshalb den „Orchideenpapa“. Bei seinen Führungen wies er immer auch auf die Größe und Schöpfermacht Gottes hin.

Die Verdienste des Universalgelehrten Pfarrer Keller wurden gewürdigt durch Verleihung des Bundesverdienstkreuzes im März 1984 und 1990 durch die Verleihung der Ehrenbürgerwürde der Gemeinde Immendingen. Aus diesem Anlaß gab die Gemeinde das Buch mit dem Titel „Der steinreiche Pfarrer Josef Keller und seine Gemeinde“ heraus und stellte ihm im Heimatmuseum in Immendingen Räume für seine umfangreiche geologische und paläontologische Sammlung zur Verfügung. 1996 erhielt Pfarrer Keller die Verdienstmedaille des Landes Baden-Württemberg verliehen.

Zum 1. April 1995, am Tag nach seinem Diamantenen Priesterjubiläum, bei der Feier zählte der Ministerpräsident Erwin Teufel zu den persönlichen Gratulanten, trat Pfarrer Keller in den Ruhestand, zunächst im Pfarrhaus Ippingen, ab Februar 1997 im Pflegeheim in Geisingen.

Durch sein authentisches Leben wurde er für viele Menschen Glaubenszeuge und Wegbegleiter. Unter großer Beteiligung seiner Pfarrkinder wurde er auf dem Friedhof in Ippingen beigesetzt.

Lit.: „Der ‚steinreiche‘ Pfarrer Josef Keller und seine Gemeinde“.

Festgabe anlässlich des 80. Geburtstages und Ernennung zum Ehrenbürger der Gemeinde Immendingen.

Bearb. von Fritz Vögele und Franz Dreyer.

Hg. Gemeinde Immendingen. Jan Thorbecke Verlag, Sigmaringen, 1990, 160 Seiten. Hu.

Kleiser Alois, SJ

Geb. 22. 7. 1928 in Freiburg, ord. 31. 7. 1959 in München, St. Michael durch Kardinal Wendel. Ein Jahr Jugendseelsorger in Nürnberg, drei Jahre Schülerseelsorger und Lehrer in St. Blasien, ein Jahr in Begleitung von Lehrern in Tübingen. 1965 bis 1968 Spiritual am Collegium Borromaeum in Freiburg. 6. 5. 1969 Pfarradministrator in Blumberg-Riedböhringen. Gest. 4. 5. 2000 in St. Blasien, beerd. 9. 5. 2000 in St. Blasien.

Der Vater Johann Kleiser war Hofbauer in Urach, Gemeinde Vöhrenbach. Die Mutter war eine geborene Kirner. Alois hatte fünf Schwestern und drei Brüder.

Aus der Familie sind über mehrere Generationen hinweg Priester und Ordensleute hervorgegangen. Als bedeutende Priester der Erzdiözese Freiburg wirkten zwei seiner Großonkel: Der Apostolische Protonotar Johann Ev. Kleiser (1845–1919), der kulturkampfbedingt im Schweizer Exil ein wichtiger Initiator katholischer Medienarbeit war und neben dem bis heute bestehenden Kanisiusverlag in Fribourg auch eine eigene Schwesternkongregation für das Presscapostolat gegründet hat, und Engelbert (1842–1931), der als der bekannte „blinde Pfarrer von Kickenheim“ die von den Jesuiten der „Alten Gesellschaft“ begründete Marienwallfahrt am Stadtrand von Karlsruhe neu belebt hat. Alois' älterer Bruder Alfons Kleiser (1914–1969) wurde ebenfalls Priester in der Freiburger Erzdiözese und hat lange als Pfarrer in Rickenbach gewirkt.

Auch zwei Jesuiten aus seiner Verwandtschaft mögen die Berufswahl des jungen Alois beeinflusst haben: P. Alfons Kleiser (1876–1939), der Archivar des Ordens in Valkenburg und an der Generalkurie in Rom war, und sein entfernter Cousin P. Burkhart Schneider (1917–1976), der als Professor für Kirchengeschichte an der Päpstlichen Universität Gregoriana wirkte.

Zum Besuch des humanistischen Berthold-Gymnasiums bezog Alois 1941 das Erzbischöfliche Konvikt St. Georg in Freiburg. In der Schlußphase des Zweiten Weltkrieges wurde der Sechzehnjährige 1944–1945 als Flakhelfer eingezogen. Wegen der Zerstörung von Konvikt und Gymnasium setzte er seine Schullaufbahn an der Heimschule Lender in Sasbach fort. 1948 legte er – entsprechend den Bestimmungen der französischen Besatzungsbehörden – vor einer fremden Schule in Bühl/Baden das Abitur ab.

Kleiser trat 1948 zunächst als Priesteramtskandidat seiner Heimatdiözese in das Collegium Borromaeum ein und studierte vier Semester an der Freiburger Universität Philosophie und Theologie. Am 14. September 1950 trat er in die Gesellschaft Jesu ein. Sein erstes Noviziatsjahr verbrachte er in Pullach unter P. Pies. Im zweiten Jahr wurde P. Karl Frank sein Magister und Alois gehörte zur ersten Novizengeneration in Neuhausen, wo er seine Ersten Gelübde ablegte. Es folgten drei Jahre philosophischer Studien und das Baccalaureat im Berchmannskolleg in Pullach. 1955 begann er im Blick auf eine Arbeit in den Missionen das Studium der Theologie am Heythrop-College bei Oxford. Für die Arbeit eines Missionars in Indien erwies sich seine Gesundheit als zu wenig stabil. Nachdem er krank geworden war, verbrachte er ein Jahr als Lehrer in der gesunden Schwarzwaldluft des Kollegs St. Blasien. 1958–1960 setzte er sein Theologiestudium in Frankfurt-St. Georgen fort. Am Ignatiusfest, dem 31. Juli 1959, empfing er in der Münchener Michaelskirche durch Joseph Kardinal Wendel die Priesterweihe. Den abschließenden geistlichen Ausbildungsabschnitt des Tertiats durchlief er im kärntnerischen St. Andrä im Lavanttal (1960–1961). Am 2. Februar 1962 legte er seine Letzten Gelübde in der Gesellschaft Jesu ab.

Nach zwölf Jahren der spirituellen und akademischen Ausbildung kam Alois Kleiser für ein Jahr in das Caritas-Pirckheimer-Haus nach Nürnberg; danach als Schülerseelsorger und Religionslehrer an das Kolleg in St. Blasien (1962–1965). Von 1965 bis 1968 war er Spiritual der Theologen am Collegium Borromaeum in Freiburg. Darauf folgte ein Jahr in der geistlichen und fachlichen Begleitung von Lehrern in Tübingen.

Durch Vermittlung seines ehemaligen Vorgesetzten im Theologenkonvikt und befreundeten Mitbruders, Domkapitular Dr. Franz Huber, kam er als Pfarradministrator auf die Pfarrei Riedböhringen auf der Baar. Dort war wenige Monate zuvor P. Augustin Bea (1881–1968) beigesetzt worden, der sich als Kurienkardinal seinen Heimatort als Grabstätte ausgewählt hatte. Für den umfangreichen Nachlaß des Bibelwissenschaftlers und Theologen des 2. Vatikanischen Konzils brauchte man in Riedböhringen eine zuverlässige und sachkundige Kontaktperson. So wurde P. Kleiser im Mai 1969 zum Pfarradministrator der Gemeinde St. Genesius in Riedböhringen ernannt. Zehn Jahre lang hatte er auch die Pfarrei St. Gallus in Epfenhofen pastoral mitzuversorgen. 1979 ernannte ihn das Erzbischöfliche Ordinariat zum Administrator der Pfarrei St. Nikolaus in Blumberg-Achdorf, zu der vier kleinere Talgemeinden gehören. Als „Pfarrer“ fand P. Kleiser zur eigentlichen Berufung seines Lebens. Jetzt hatte er seinen Platz gefunden. Er liebte die Menschen der rauen Baar und des Schwarzwalds, mit denen er lebte und solidarisch war.

Als im Zuge der Gebietsreform zwölf überaus unterschiedliche Gemeinde- und Ortsteile mit der Stadt Blumberg vereint wurden, war es an erster Stelle P. Kleiser, der sich zusammen mit dem sozialdemokratischen Bürgermeister Gerber für die sozialen Anliegen eingesetzt hat. Es entstand die Sozialstation, der Kindergarten in Riedböhringen und das Altenwerk in den Pfarreien.

Maßgeblich arbeitete er an der Konzeption und Realisierung des Kardinal-Bea-Museums mit, das das Andenken an den „Kardinal der Ökumene“ und das Vermächtnis des 2. Vatikanischen Konzils lebendig halten soll.

Das Pfarrhaus von Riedböhringen war ein gastliches Haus, wo nicht wenige Mitbrüder ihre Ferien verbrachten. Ein bezeichnendes Bild für die Offenheit seines Hauses war die stets geöffnete Tür auf der Seite zur Kirche hin. Ungezählte Menschen verschiedenster Herkunft und Standes sind nach einem Besuch der Grabstätte Kardinal Beas mit Alois ins Gespräch gekommen.

P. Kleiser war ein gebildeter, engagierter und auch frommer „Landpfarrer“ – wie er sich gerne nannte. Auf seinem Tisch lag immer ein aufgeschlagenes griechisches Neues Testament, die Voraussetzung für seine geschätzten Predigten. Neben seinem Interesse für die gegenwärtigen Strömungen der Theologie, besonders der Exegese, prägte ihn ein waches Interesse für Literatur, Geschichte und Kunst. Sein kunsthistorisches Interesse kam in der einfühlsamen Restaurierung der Kirchenbauten seiner Gemeinden zum Tragen.

P. Kleiser hat das Erbe von Kardinal Bea, der wie Alois Kleiser ein Sohn dieser Region, Schüler in Sasbach und Jesuit war, nicht nur gehütet, sondern auch mit seiner Person und in seinem pastoralen Wirken fortgeschrieben. So konnte er, in einem weltweiten Orden Sohn des Ignatius geworden, als Seelsorger auch Kind seiner Heimat bleiben – beides in überzeugender Treue. Er wurde in der Grabstätte der Ordensgemeinschaft der Jesuiten am Kolleg auf dem Friedhof in St. Blasien beigesetzt.

Hu.

Kraus Karl Heinrich

Geb. 4. 10. 1912 in Schwenningen am Neckar, ord. 27. 3. 1938 in Freiburg, Münster Unserer Lieben Frau. 20. 4. 1938 Vikar in Schwörstadt, 13. 2. 1940 in Kirchdorf, 10. 12. 1943 in Elchesheim, 27. 6. 1947 in Gernsbach. 19. 4. 1950 Pfrvw. in Waldau. 23. 4. 1952 Pfr. in Denkingen, 29. 6. 1952 Investitur. 7. 4. 1982 Geistl. Rat ad honorem. 1. 8. 1989 Ruhestand im Krankenhaus in Pfullendorf. Gest. 10. 2. 2000 in Pfullendorf, beerd. 16. 2. 2000 in Pfullendorf-Denkingen.

Pfarrer Kraus war der Sohn des Ingenieurs Otto Kraus und seiner Ehefrau Mathilde, geb. Volz. 1913 übersiedelte die Familie nach Lauffen am Neckar und 1919 nach Stockach, wo der Vater ein Geschäft gründete. In Stockach besuchte er die Bürgerschule. Bei Vikar Osswald nahm er Lateinstunden und besuchte ab Ostern 1927 als Zögling des Konradihauses das Gymnasium in Konstanz. Theologie studierte er in Freiburg. Am 27. März 1938 wurde er, zusammen mit 68 Mitbrüdern, von Erzbischof Conrad Gröber im Münster Unserer Lieben Frau in Freiburg zum Priester geweiht.

Nach Vikarsposten und zwei Jahren Pfarrverweser in Waldau wurde Kraus Pfarrer der weitverstreuten Pfarrei Denkingen mit den Gemeinden bzw. Weilern Straß, Hilpensburg,

Kleinstadelhofen, Mettenbuch, Sylvenstal, Ochsenbach, Zoznegg, Neubronn, Langgassen, Gampenböfe, Freudenber und Andelsbach. Zeitweise pastorierte er zusätzlich die Pfarreien Burgweiler und Ilmensee.

Er ließ die Pfarrkirche in Denkingen erweitern, im Obergeschoß der Pfarrscheune einen Pfarrsaal einbauen, eine neue Orgel anschaffen und das Pfarrhaus renovieren.

Mehrere Jahre bekleidete er das Amt des Erzb. Schulinspektors und von 1966 bis 1988 das Amt des Kammerers im Dekanat. Ab 1973 nahm er auch die Seelsorge im Krankenhaus in Pfullendorf wahr. Immer magenleidend, trat er mit 76 Jahren in den Ruhestand und zog in das Krankenhaus Pfullendorf, wo er weiterhin die Seelsorge wahr nahm, bis er schließlich ganz auf die Hilfe anderer angewiesen war. Auf dem Friedhof seiner Pfarrei Denkingen wurde er beigesetzt. Hu.

Link Alfred

Geb. 5. 7. 1913 in Waldauerbach, ord. 19. 3. 1939 in Freiburg, Münster Unserer Lieben Frau. 18. 4. 1939 Vikar in Elchesheim, 25. 9. 1941 in Albbruck, 5. 1. 1942 in Baden-Baden, St. Bernhard, 3. 3. 1942 in Mühlhausen, Dek. Wiesloch, 29. 7. 1942 in Schliengen, 27. 2. 1945 in Malsch b. Ettlingen, 17. 11. 1949 in Freudenberg am Main, 10. 1. 1951 in Elzach. 24. 4. 1951 Pfrvw. in Bachheim, 7. 5. 1951 Pfrvw. in Schuttern. 19. 4. 1953 Investitur. 30. 4. 1969 Pfr. in Langenbrand. 1. 9. 1986 Ruhestand und Krankenhausesseelsorger in Hardheim. Januar 2000 im Caritas-Altenheim in Waldhausen. Gest. 1. 10. 2000 in Buchen-Waldhausen, beerd. 5. 10. 2000 in Mudau-Schlossau.

Pfarrer Link war das vierte Kind des Landwirts Eduard Link und seiner Ehefrau Maria, geb. Schäfer. Nach dem 5. Schuljahr wurde er vom Heimatpfarrer Lahner auf das Gymnasium vorbereitet. 1927 konnte er in das Gymnasium in Tauberbischofsheim in die Quarta aufgenommen werden. Er war Zögling des Erzb. Gymnasialkonvikts. Nach dem Abitur im Jahre 1934 studierte er in Freiburg und Würzburg Theologie und wurde am 19. März 1939, zusammen mit 34 Mitbrüdern, von Erzbischof Conrad Gröber im Münster Unserer Lieben Frau zu Freiburg zum Priester geweiht.

Wenngleich etwas weltfremd, wirkte Pfarrer Link durch sein bescheidenes, liebenswertes und hilfsbereites Wesen sowie seine echte Frömmigkeit erfolgreich in der Seelsorge. Besonders zu erwähnen ist sein mutiger Einsatz als Vikar in Schliengen. Bei der Beschießung von Schliengen im Frühjahr 1945 suchte er ungeachtet der Gefahr für sein eigenes Leben die Verwundeten und Sterbenden auf und sorgte für die Verbringung der Verwundeten ins Krankenhaus. Nachdem das Pfarrhaus von einer Brandgranate getroffen worden war und lichterloh brannte, löschte er zusammen mit einem Soldaten den Brand.

Nach siebzehn Jahren Arbeit in der Gemeinde Schuttern übernahm er 1969 die Pfarrei Forbach-Langenbrand im Murgtal. Weitere siebzehn Jahre wirkte er in dieser Landgemeinde. Die Pfarrgemeinde war geprägt durch die lebendige Beziehung zwischen dem Pfarrer und den Gläubigen. In seiner Zeit wurde die Pfarrkirche umfassend renoviert und der Altarraum umgestaltet.

Inzwischen 73 Jahre alt, trat Pfarrer Link 1986 in den Ruhestand, den er in der Nähe seiner Heimat im Krankenhaus in Hardheim verbrachte, als eifriger Krankenhausesseelsorger. Ab Januar 2000 lebte er im Caritas-Altenheim in Waldhausen, in dem er bald starb. Er ruht auf dem Friedhof seiner Heimatgemeinde Mudau-Schlossau. Hu.

Möst Heinrich

Geb. 23. 7. 1915 in Triberg, ord. 25. 3. 1949 in St. Peter. 27. 4. 1949 Vikar in Weingarten b. Offenburg, 19. 4. 1950 in Mannheim, Heilig Geist, 10. 4. 1951 in Baden-Oos. 7. 12. 1955 Pfrvw. in Straßberg. 3. 5. 1960 Pfr. in Liggersdorf. 19. 6. 1960 Investitur. 1. 10. 1975 Pfr. in Bingen. 18. 10. 1975 Investitur. 1. 8. 1984 Ruhestand in Steinach-Welschensteinach, 1. 9. 1998 in Zell a. H. Gest. 6. 4. 2000 in Gengenbach, Stadtklinik. Beerd. 13. 4. 2000 in Steinach-Welschensteinach.

Pfarrer Möst war das einzige Kind des Stadtbaumeisters Heinrich Möst und seiner Ehefrau Laura, geb. Vogt. Er besuchte bis zur Obertertia die Realschule in Triberg und nach deren Aufhebung das Realgymnasium in Villingen, wo er 1935 das Abitur ablegte. Im Theologischen Vorkurs in Sasbach lernte er die notwendigen alten Sprachen. Im Wintersemester 1936/37 nahm er in Freiburg das Theologiestudium auf, das er in Fulda fortsetzte. Während des ersten externen Semesters wurde Möst zum 1. Dezember 1939 zum Kriegsdienst einberufen, in dem er zweimal Splitterverwundungen erlitt. Gesundheitlich schwer angeschlagen (kriegsversehrt mit einem Behinderungsgrad von 50 Prozent) kehrte Möst Mitte September 1946 aus der russischen Gefangenschaft zurück. Nach einem längeren Krankenhausaufenthalt konnte er nach Ostern 1947 das Studium fortsetzen. Am 25. März 1949 wurde er, zusammen mit 18 Mitbrüdern, von Erzbischof Wendelin Rauch in der Seminarkirche St. Peter zum Priester geweiht.

Auf seinen Vikarsposten erwies sich Möst als guter Jugendseelsorger. 1951 mußte er wegen eines schweren Lungenleidens längere Zeit aussetzen. Seine erste selbstständige Stelle war Straßberg mit der Filiale Kaiseringen in Hohenzollern. Da die klimatischen Verhältnisse in Straßberg seiner Gesundheit nicht zuträglich waren, wechselte er 1960 auf die Pfarrei Hohenfels-Liggersdorf mit den Filialen Kalkofen und Selgetsweiler. In dieser stark traditionell und ländlich geprägten Gemeinde wirkte er als ruhiger, reifer und väterlicher Seelsorger. 1961 wurde ihm die Mitpastoration von Wald-Sentenhart übertragen. Trotz angeschlagener Gesundheit verwaltete er diese Pfarrei mit der gleichen Sorgfalt wie seine Hauptpfarre.

1975 übernahm Pfarrer Möst als Pfarrer von Bingen nochmals eine neue Aufgabe. Mit den Filialen Hitzkofen und Hornstein zählte die Pfarrei über 2000 Katholiken. Waren in Liggersdorf die kirchlichen Gebäude, die sich in schlechtem Zustand befanden, zu restaurieren, so waren in Bingen die zahlreichen Neubürger in den Neubaugebieten in das Pfarrleben zu integrieren.

Zum 1. August 1984 schied Pfarrer Möst aus dem aktiven Seelsorgsdienst aus. Das Pfarrhaus in Welschensteinach wählte er zu seinem Ruhesitz und entlastete als Subsidiar seinen Mitbruder. Im September 1998 zog er in das Pflegeheim St. Gallus in Zell. Trotz seiner schwachen Gesundheit erreichte er das hohe Alter von 84 Jahren. Seine letzte Ruhestätte fand er in Steinach-Welschensteinach.

Hu.

Müller Florian Johannes, Dr. theol.

Geb. 3. 11. 1910 in Ferdinand/Rumänien, ord. 24. 6. 1934 in Bukarest, Kathedrale St. Josef. 1934 bis 1937 Vikar an der Kathedrale St. Josef in Bukarest und Studienpräfekt im Priesterseminar. 1937 bis 1939 Studium an der Universität in Münster/Westf. Nov. 1939 Dr. theol. 1939 bis 1940 Pädagogikstudium an der Universität in Wien. 1940 bis 1942 Dozent für Liturgik an der Kath. Akademie in Bukarest. 1942 bis 1945 Pfrvw. an St. Theresia in Bukarest. 1945 bis 1948 Religionsprofessor am Lyzeum der Englischen Fräulein und Rektor der deutschen Kirche St. Maria in Bukarest. 7. 1. 1949 Ausweisung aus Rumänien. 1949 bis 1953 Flüchtlingsseelsorger in Salzburg. 1953 bis 1955 Flüchtlingsseelsorger der Rumänen in Deutschland. 1955 Auslandsseelsorger in Athen und Brüssel. 1. 8. 1958 Vikar in Villingen, St. Fidelis. 3. 9. 1958 Pfrvw. in Hausen im Killertal. 21. 3. 1960 in die Erzdiözese Freiburg inkardiniert. 26. 6. 1960 Investitur auf die Pfarrei Hausen im Killertal. 19. 4. 1961 Pfrvw. in Durbach. 2. 12. 1962 Investitur. 1. 10. 1975 Ruhestand in Kraftsried im Allgäu. Gest. 7. 3. 2000 in Donzdorf, beerd. 11. 3. 2000 auf dem Friedhof in Donzdorf.

Dr. Florian Müller stammte aus der kinderreichen Bauernfamilie des Mathias Müller und seine Ehefrau Monika, geb. Söhn. Ferdinand-Hohenzollern war ein deutsches Dorf in Rumänien. Schon als kleiner Bub erlebte Florian die Schrecken des Ersten Weltkrieges. Nach dem Besuch des Gymnasiums und Theologiestudium an der Kath. Akademie der Erzdiözese Bukarest wurde er am 24. Juni 1934 von Erzbischof Alexander Cisar in der Kathedrale St. Josef in Bukarest zum Priester geweiht. Müller war Vikar an der genannten Kathedrale und Studienpräfekt im Priesterseminar. 1937 erhielt er ein Stipendium, das ihm ein Aufbaustudium in Münster i. W. ermöglichte. Er belegte Liturgik, Dogmatik und Exegese. Im November 1939 schloß er das Studium mit der Promotion zum Dr. theol. mit der Dissertation „Der Lebensbegriff des hl. Paulus“ ab. Nach einem weiteren Jahr Pädagogikstudium an der Universität

Wien wurde Dr. Müller im Jahre 1940 als Dozent für Liturgik an die Kath. Akademie der Erzdiözese Bukarest berufen. Als die Vorlesungen 1942 eingestellt werden mußten, weil sämtliche Studenten zum Kriegsdienst eingezogen wurden, wirkte er als Pfarrverweser der Pfarrkuratie St. Theresia in Bukarest und als Missionar in der Ukraine im Raum Odessa. Über dreitausend Menschen hat er damals in kurzer Zeit, nicht selten unter Lebensgefahr, getauft. Im Februar 1945 wurde er von den Kommunisten verhaftet. Nach dreimonatiger Haft entlassen, arbeitete Dr. Müller als Religionslehrer am Gymnasium der Englischen Fräulein und als Rektor der Deutschen Kirche in Bukarest. Im August 1948 wurden alle katholischen Schulen von der Regierung beschlagnahmt. Am 7. Januar 1949 wurde Dr. Müller zusammen mit 400 Englischen Fräulein ausgewiesen.

In den folgenden Jahren wurde er vom Vatikan mit der Wahrnehmung von Aufgaben in der Flüchtlingsseelsorge in Österreich und Deutschland betraut. 1953 wurde ihm die Leitung der Seelsorge an den Rumänen in Deutschland übertragen. In dieser Aufgabe setzte er sich sehr für die bedrängte Kirche in Rumänien ein. Es gelang ihm der Freikauf von volksdeutschen Priestern aus den Gefängnissen Rumäniens. In Deutschland sorgte er für die religiöse Bildung unter den Landsmannschaften der Volksdeutschen aus Rumänien. Im Jahre 1955 übernahm Dr. Müller die Seelsorge der deutschen Katholiken in Athen und danach in Brüssel. Hierbei kamen ihm seine hervorragenden Sprachkenntnisse – er sprach deutsch, rumänisch, französisch, italienisch, griechisch und spanisch – sehr zugute.

Da unter den politischen Verhältnissen eine Verwendung in der Seelsorge seiner Heimatdiözese nicht mehr zu erwarten war, so bat er im Jahre 1958 um Übertragung einer Seelsorgesaufgabe in der Erzdiözese Freiburg, der Heimat seiner Urgroßeltern. Zum 1. August 1958 wurde er als Vikar nach Villingen, St. Fidelis angewiesen. Nach seiner Inkardination am 21. 3. 1960 konnte er zum 26. Juni auf die Pfarrei Hausen im Killertal investiert werden, die er bereits seit 3. September 1958 verwaltete.

Das Klima auf der rauen Alb war seiner angeschlagenen Gesundheit nicht zuträglich. Er bat daher um Übertragung einer Pfarrei in milderem Klima. So kam er am 19. April 1961 nach Durbach und wurde am 2. Dezember 1962 als Pfarrer investiert. Vierzehn Jahre konnte er hier durch sein reiches theologisches Wissen und seine Lebenserfahrung segensreich wirken. Neben der Pfarrarbeit kümmerte er sich weiterhin um seine Landsleute und die verfolgte Kirche in Rumänien. Seit 1952 war er in der Landsmannschaft der Dobrudschadeutschen tätig, lange Jahre in deren Vorstand. „Seine Hilfsmaßnahmen für die Kirche in Rumänien sind beachtlich“, berichtete Weihbischof Walther Kampe von Limburg, der selber lange Jahre in der deutschsprachigen Seelsorge in Rumänien tätig war, an den Erzbischof.

Am 1. Oktober 1975 schied Pfarrer Dr. Müller wegen zunehmender gesundheitlicher Beschwerden aus dem aktiven Seelsorgedienst aus. In Isnry, Kraftsried und Donzdorf verbrachte er den Ruhestand. Den Dienst des Bundesseelsorgers für die rumänischen Katholiken des lateinischen Ritus konnte er noch bis 1993 ausüben. Durch sein Werk „Ostdeutsches Schicksal am Schwarzen Meer“, mit dem er die Kultur und die Traditionen der Volksdeutschen für die Nachwelt festhielt, erwarb sich Dr. Müller bleibende Verdienste. Mit der Verleihung des Bundesverdienstkreuzes am 15. November 1982 fand der Einsatz von Pfarrer Dr. Müller staatliche Anerkennung. Er starb im Alter von 89 Jahren nach einem außergewöhnlich bewegten und erfüllten Leben. Auf dem Friedhof in Donzdorf fand er seine letzte Ruhestätte. Hu.

Ohlhäuser Friedrich, Monsignore

Geb. 22. 12. 1906 in Karlsruhe, ord. 15. 3. 1931 in St. Peter. 16. 4. 1931 Vikar in Hausach, 26. 10. 1933 in Hockenheim. 25. 4. 1935 Präfekt in Sasbach. 22. 4. 1936 Vikar in Freiburg, Herz Jesu. 18. 10. 1939 Pfrvw. in Busenbach bei Ettlingen, 11. 5. 1947 Investitur. 3. 12. 1952 Pfr. in Karlsruhe, St. Bernhard. 28. 12. 1952 Investitur. 15. 12. 1959 Geistl. Rat ad honorem. 3. 8. 1973 Capellanus Sanctitatis Suae (Monsignore). 31. 7. 1982 Ruhestand in Karlsruhe, Vinzentiuskrankenhaus. Gest. 21. 7. 2000 in Karlsruhe, beerd. 28. 7. 2000 ebenda.

Friedrich Ohlhäuser wurde als erstes von fünf Kindern des Kellners Josef Ohlhäuser und seiner Frau Maria, geb. Merkel, geboren. Nach dem Wohnsitzwechsel der Familie besuchte der begabte Schüler das Karl-Friedrich-Gymnasium in Mannheim, an dem er 1926 die Reifeprüfung ablegte. Er gehörte der Jugendorganisation Bund Neudeutschland an und gegen

Ende der Gymnasialzeit zum Leitungskreis des ND für ganz Mannheim an. Seinen Wunsch, als Priester Gott und den Menschen zu dienen, weckten Priesterpersönlichkeiten wie sein Religionslehrer Professor Waldvogel, Jesuitenpater Esch aus Köln und Professor Mausbach, einer der Väter der Weimarer Verfassung und ein führender Kopf der damaligen Theologie. Er studierte in Freiburg Theologie und wurde am 15. März 1931, zusammen mit 46 Mitbrüdern, von Erzbischof Carl Fritz in der Seminarkirche zu St. Peter zum Priester geweiht.

Der Vikar Ohlhäuser war ein begeisterungsfähiger Seelsorger, ein guter Sänger, Prediger und Katechet mit einem guten Draht zur Jugend. Es gehörte Mut dazu, von Gott, dem liebenden Vater aller Völker und Rassen, im nationalsozialistischen Deutschland zu predigen. Die Enzyklika „Mit brennender Sorge“ versteckte er im Tabernakel vor dem Zugriff der Behörden.

Seine erste Pfarrstelle trat er kurz nach Ausbruch des Zweiten Weltkrieges in Waldbronn-Busenbach an. Hier galt es immer mehr, den Hinterbliebenen, die einen Angehörigen im Krieg verloren hatten, beizustehen. Nach dem Krieg sah er es als eine vordringliche Notwendigkeit an, den Kriegsheimkehrern und Ostvertriebenen mit ihren oft traumatischen Erlebnissen zu helfen, hier wieder oder neuen Fuß zu fassen. 1946 wurde er mit der Leitung des neu gegründeten Caritasverbands Karlsruhe-Land/Ettingen betraut.

Pfarrer Heinrich Magnani, der in Buchen-Hettingen bereits Anfang 1946 vorbildhaft daran gegangen war, Wohnraum für Flüchtlingsfamilien zu schaffen, gab ihm den Anstoß, noch im selben Jahr die Siedlungsgenossenschaft „Neue Heimat“ als unabhängige christliche Baugenossenschaft zu gründen, um dem schweren Schicksal der wohnungslosen Heimatvertriebenen und der ausgebombten Familien abzuhelpen. Als langjähriger Vorsitzender des Aufsichtsrats hat Pfarrer Ohlhäuser wesentlichen Anteil an der Erfolgsgeschichte dieser Wohnbaugenossenschaft, die 1973 in „Familienheim Karlsruhe e. G.“ umbenannt wurde und vierzig Jahre nach ihrer Gründung rund 3700 Mitglieder zählte und einen eigenen Wohnungsbestand von ca. 2000 Wohneinheiten hatte. Auch der Aufbau der DJK Ost und seiner Einrichtungen sind ihm zu verdanken.

Am 28. Dezember 1952 wurde er auf die Pfarrei St. Bernhard, der damals größten der Karlsruher Pfarreien, mit über 12000 Katholiken investiert. Fast dreißig Jahre gehörte sein Einsatz dieser anspruchsvollen Pfarrei. Neben der Seelsorgearbeit standen auch hier umfangreiche bauliche Aufgaben an. Die Kirche hatte im Krieg einige Volltreffer erhalten und und das Pfarrhaus war völlig zerstört. Trotz der damals knappen Mittel gelang es ihm, im Laufe der Jahre die Kirche instand zu setzen, das Pfarrhaus wieder aufzubauen und Kindergartenplätze zu schaffen. Nach den entbehrungsreichen Kriegs- und Nachkriegsjahren mit ihren besonderen Belastungen stellten die folgenden Jahre des Wirtschaftswunders und den damit zusammenhängenden wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Veränderungen die Seelsorge vor neue Anforderungen.

Mit den Jahren wuchsen Pfarrer Ohlhäuser eine Vielzahl überpfarrlicher Aufgaben zu. Er war lange Jahre 2. Vorsitzender des Siedlungswerkes „Neue Heimat“ für die Erzdiözese Freiburg und bis zuletzt Aufsichtsratsvorsitzender der „Neuen Heimat“ für Karlsruhe Stadt und Land. Er war Vorsitzender des Kath. Mädchenschutzvereins Karlsruhe und des Wohnheims St. Hildegart, Kammerer im Dekanat, Diözesanpräses der Schönstattfamilie und 1969 bis 1990 Vorsitzender des St. Vincentius-Vereins Karlsruhe. In dieser Funktion hat er die Entwicklung der St. Vincentius-Krankenhäuser wesentlich mitgestaltet und dafür Sorge getragen, daß diese in der Bundesrepublik Deutschland größte kirchliche Krankenanstalt zu einem hochmodernen Klinikum der Maximalversorgung wurde.

Eine gute Gesundheit und ein großes Maß an geistiger Souveränität gehörten dazu, daß Pfarrer Ohlhäuser diese vielen Aufgaben zusätzlich zur Arbeit in seiner großen Pfarrei in so guter Weise bis ins 76. Lebensjahr ausfüllen konnte.

Mit dem 31. Juli 1982 verzichtete er auf die Pfarrei St. Bernhard, trat in den Ruhestand und kümmerte sich um so mehr als Vorsitzender des St. Vincentius-Vereins und als Aufsichtsratsvorsitzender der Familienheim Karlsruhe e. G. um deren Belange. Bis zuletzt war Monsignore Ohlhäuser in den Vincentius-Krankenanstalten ein hochgeschätzter väterlicher Krankenhausseelsorger.

Das Wirken dieses außergewöhnlich engagierten Priesters wurde durch Ernennung zum Geistlichen Rat ad honorem und zum Cappellanus Sanctitatis Suae kirchlicherseits gewürdigt. Das Land Baden-Württemberg verlieh diesem „Monsignore, der Häuser baute“ die Verdienstmedaille. Monsignore Friedrich Ohlhäuser wurde auf dem Hauptfriedhof von Karlsruhe beigesetzt.

Hu.

Polania-Garrido, Pater Régulo Miguel CR

Geb. 22. 1. 1941 in Ibagne, wohnhaft in Bobota/Kolumbien, ord. 6. 10. 1984 in Waldshut-Tiengen-Waldkirch durch Weihbischof Wolfgang Kirchgässner. 8. 12. 1983 Ordensprofess. Ordo Canonorum Regularium Sancti Augustini in Weilheim – Maria Bronnen. 15. 10. 1984 Vikar in Weilheim, 30. 11. 1986 in Waldshut-Tiengen-Waldkirch. 15. 9. 1991 entpflichtet. 1. 12. 1991 Pfarradministrator in Freiburg, St. Martin. 12. 4. 1999 Krankheitsurlaub. 31. 10. 1999 entpflichtet. Gest. 6. 12. 2000 in Freiburg, beerd. 12. 12. 2000 in Weilheim-Bierbronnen.

Pater Polania war der uneheliche Sohn der Maria de Jenis Garrido und des Carlos Polania. Die Eltern haben auch nach der Geburt des Sohnes nicht geheiratet, so daß er nach dem Abitur 1960 in Bogota bei den Jesuiten nicht in den Orden aufgenommen werden konnte.

1961 bis 1965 studierte er in Bogota Jura und arbeitete dann in einem Wirtschaftsbetrieb in Kolumbien. 1979 erhielt er vom Deutschen Auslands-Dienst ein Stipendium für ein Studium in Deutschland. 1971 bis 1975 studierte er in Berlin Politikologie. Durch einen befreundeten Arzt in Berlin wurde er auf die „Brüder vom Gemeinsamen Leben“ (Augustiner Chorherren) in Bierbronnen aufmerksam gemacht. Polania war auch näher bekannt mit dem Berliner Seminarregens Otto Riedel und Prälat Emil Stehle in Essen. Polania nahm regelmäßig an Kursen an der Gustav-Siewerth-Akademie in Bierbronnen teil.

Regens Riedel und Prälat Stehle rieten ihm zum Theologiestudium in Freiburg und sich dann zu entscheiden, ob er den priesterlichen Dienst in der Erzdiözese Freiburg oder in seiner Heimat in Kolumbien ausüben wolle. Eine gewisse Reserve gegenüber der Kirche seiner Heimat hatte er, weil er von seiten der Jesuiten in Bogota, bei denen er die Schule besuchte, in Fragen einer evtl. Aufnahme in ihrem Orden wegen der Unehelichkeit seiner Geburt distanziert bis abweisend behandelt wurde.

Im Sommersemester 1977 nahm Polania in Freiburg das Theologiestudium als Alumnus des Collegium Borromaeum auf. In der Externitas studierte er in Fribourg. 1984 schloß er das Theologiestudium mit dem Diplomexamen ab. 1983 hatte er sich für die Gemeinschaft der Augustiner Chorherren in Maria Bronnen entschieden. Am 8. 12. 1983 legte er die Ordensprofess ab.

Pater Régulo wurde für die Pfarrseelsorge in der Erzdiözese freigestellt. Als Pfarradministrator in Freiburg, St. Martin verstand er es die traditionellen Frömmigkeitsformen mit neuem Leben zu füllen. Seine Tätigkeit war geprägt von einer besonderen spirituellen Tiefe und einer innigen Gottesbeziehung. Er verstand es, viele junge Menschen anzusprechen und ihnen neue Wege im Umgang mit der transzendenten Dimension unseres Lebens zu erschließen. Vielen Menschen war er Wegbegleiter und Wegweiser auf Christus hin geworden.

1999 erkrankte Pater Régulo Polania an einer chronischen Hepatitis C-Virusinfektion und mußte die pastorale Arbeit aufgeben. Mit großer Geduld ertrug er seine Krankheit, die nach einem Jahr zum Tode führte.

Hu.

Schäfer Friedrich, Geistl. Rat

Geb. 14. 10. 1910 in Karlsruhe-Durlach, ord. 22. 3. 1936 im Münster Unserer Lieben Frau zu Freiburg. 1. 5. 1936 Vikar in Kirchdorf, 1. 10. 1936 in Kollnau, 2. 9. 1938 in Waldshut. 11. 2. 1940 Einberufung zur Wehrmacht. 21. 9. 1945 Vikar in Burladingen, 2. 9. 1947 in Rheinfelden. 16. 6. 1948 Pfrw. in Eichsel. 12. 9. 1948 Investitur. 4. 7. 1956 Pfrw. in Heitersheim. 21. 10. 1956 Investitur. 31. 5. 1981 Bundesverdienstkreuz am Bande. 12. 12. 1985 Geistl. Rat ad honorem. 1. 7. 1986 Ruhestand in Heitersheim. Gest. 18. 9. 2000 in Heitersheim, beerd. 22. 9. 2000 ebenda.

Pfarrer Schäfer war der Sohn des Gutsverwalters Leo Schäfer und seiner Ehefrau Maria, geb. Renner. Der Vater verwaltete das Gut Moosburg bei Güttingen im Kanton Thurgau. Wegen des Ersten Weltkrieges mußte er nach Konstanz umziehen und wurde Zollbeamter. In Konstanz besuchte Schäfer die Volksschule und das Gymnasium. Nach dem Abitur 1931 entschloß er sich, Theologie zu studieren. In seiner Anmeldung im Collegium Borromaeum schrieb er „... ich bin der Ansicht, daß ich später nur als Priester wirklich im Seelenheile der Menschen im Dienste Gottes arbeiten kann und für mich selbst die beste Gewähr habe, das ewige Ziel zu erreichen“. Nach Abschluß des Studiums in Freiburg wurde Schäfer am 22. März 1936, zusammen mit 59 Mitbrüdern, unter ihnen der Neutestamentler Prof. Anton

Vögtle und der ehemalige Generalvikar Dr. Robert Schlund, von Erzbischof Conrad Gröber im Münster Unserer Lieben Frau zu Freiburg zum Priester geweiht.

Von seiner dritten Vikarstelle wurde er am 11. Februar 1940 als Sanitätssoldat zum Kriegsdienst eingezogen. Von der San.-Ersatzabteilung 5 in Prag wurde er zum Standortlazarett in Brünn, dann zu einem Infanterie-Batl. in Weißenburg, später in Straßburg versetzt. Im Frühjahr 1941 wurde er nach Teilnahme an einem Kriegspfarrrerlehrgang in Berlin zum Kriegspfarrrer ernannt und zum Kriegslazarett 605 in Kronstadt versetzt. Auf dem Vormarsch im Bereich der Heeresgruppe Süd erkrankte er schwer und hielt sich ein Vierteljahr in Lazaretten auf. Dann wurde er zum stellvertr. Wehrkreiskommando XX nach Danzig und im Herbst 1942 zu einem Kriegslazarett im Bereich der 4. Panzerarmee versetzt. Im Frühjahr 1943 kam er zur 304. Infanterie-Division im Süden der Ostfront im Bereich der 6. Armee. Im Herbst 1944 Verlegung der Division von Ungarn in den Baranowbrückenkopf in Polen. Vom Januar 1945 befand er sich in Oberschlesien und in der Tschechoslowakei. Am 10. 5. 1945 kam er in russische Gefangenschaft. Nach seiner Flucht geriet er in amerikanische Gefangenschaft, aus der er im September 1945 entlassen wurde.

Am 21. September 1945 nahm er als Vikar in Burladingen den Seelsorgedienst in der Erzdiözese wieder auf. Er gründete und leitete die Kolpingfamilie, engagierte sich für die Flüchtlinge und Heimatvertriebenen sowie für die Kriegsheimkehrer.

Am 16. Juni 1948 kam Schäfer als Pfarrer nach Eichsel mit der Filiale Adelhausen – dem Geburtsort von Erzbischof Carl Fritz. Die Hochrheinpfarrei war durch den nahen Industrieort Rheinfelden liberal geprägt. Zusätzlich übernahm er den Vorsitz des Dekanatsausschusses der Kath. Aktion und die Aufgabe des Männerseelsorgers. Seine Vorträge bei den einzelnen Männerwerken und Kolpingsfamilien in den Gemeinden fanden breiten Zuspruch. In Wyhlen hielt er Exerzitienkurse für die Dekanatsjugend.

Auf Wunsch von Erzbischof Eugen Seiterich übernahm Pfarrer Schäfer am 4. Juli 1956 die größere Pfarrei Heitersheim mit der Filiale Buggingen. Diese Stelle sollte ihm zur Lebensaufgabe werden in über 30 Jahren. Es waren dies die Jahre des Wirtschaftswunders und der Entwicklung zu einer Wohlstandsgesellschaft mit all ihren Vorteilen und Schwierigkeiten und die Zeit des hoffnungsvollen Neuaufbruchs in der Kirche nach dem 2. Vatikanischen Konzil. Pfarrer Schäfer verstand es, durch eine lebendige, zeitnahe Seelsorge jung und alt gleichermaßen anzusprechen. Besonders die pfarrliche Jugendarbeit erhielt durch ihn viele Impulse. Es wurde ein Jugendheim eingerichtet und die jährlichen Gruppenreisen der Jugend in die österreichische Partnerstadt Vandans fand großen Anklang. Die Gründung eines Altenwerkes, die Errichtung einer Dorfhelferinnenstation, die Errichtung einer Behindertenwerkstätte, der Bau eines neuen Kindergartens und der Aufbau einer Pfarrbücherei, die später in der Gemeindebücherei Heitersheim aufging, gehen auf seine Initiative zurück. Kirche und Pfarrhaus, zu denen das Land baupflichtig ist, wurden gründlich renoviert. In das vorhandene historische Orgelgehäuse des Silbermannschülers C. Sauer wurde eine neue Orgel eingebaut und ein neues Bronzegeläute angeschafft. Auch für die Ausstattung der neuen Filialkirche in Buggingen trug Pfarrer Schäfer Sorge. Durch den Anbau von Gemeinschaftsräumen entstand ein Gemeindezentrum, das vielen kirchlichen Gruppen sehr zugute kommt.

Ein wichtiges Anliegen war Pfarrer Schäfer der persönliche Kontakt zu den Menschen, die Pflege der Beziehungen zu den Vereinen, ein gutes Miteinander mit der evangelischen Kirchengemeinde und eine gedeihliche Beziehung zur politischen Gemeinde.

Vom 1. September 1977 bis 14. September 1985 war Pfarrer Schäfer auch mit der Pastoration der Pfarrei Griesheim beauftragt. Über lange Jahre war Pfarrer Schäfer Dekanatsmännerseelsorger und Bezirkspräsident der Kolpingfamilien, kam in dieser Funktion in viele Pfarrgemeinden und konnte den Menschen den Zugang zur Frohen Botschaft erschließen.

Auch der Erhalt der geschichtlichen Zeugnisse der Malteserstadt Heitersheim wurde ihm zum Anliegen. Er war Verbindungsmann zwischen dem Malteserorden in Rom und Heitersheim. Der Souveräne Malteserorden würdigte seinen Einsatz durch Ernennung zum Magistral Kaplan am 18. November 1961. Weitere Ehrungen blieben nicht aus. 1976 verlieh ihm die Stadt Heitersheim die Ehrenbürgerwürde. Am 31. Mai 1981 überreichte ihm Justizminister Dr. Eyrich das Bundesverdienstkreuz am Bande. Erzbischof Oskar Saier ernannte ihn mit Urkunde vom 12. Dezember 1985 zum Geistlichen Rat ad honorem.

Im 76. Lebensjahr stehend, schied Pfarrer Schäfer aus dem aktiven Seelsorgedienst aus. Seinen Ruhestand verbrachte er in Heitersheim, wo er noch viele Jahre als Subsidiar die seel-

sonderliche Betreuung des Altenheimes und Wohnheims für Behinderte wahrnahm. Eine zeitlang arbeitete er beim Altenwerk der Erzdiözese mit.

Wie sehr Pfarrer Schäfer mit den Menschen seiner Pfarrei verbunden war, zeigt der Umstand, daß in den Tagen seiner letzten Krankheit nicht wenige bereit waren, an seinem Krankenbett zu wachen, unter ihnen auch der Heitersheimer Bürgermeister Alfons Ehret. Pfarrer Schäfer wurde auf dem Friedhof in Heitersheim beigesetzt. Hu.

Völker Bernhard

Geb. 12. 4. 1931 in Mannheim, ord. 18. 5. 1958 in Freiburg, Münster Unserer Lieben Frau. 23. 6. bis 11. 7. 1958 Vikar in Mannheim, St. Franziskus, 11. 7. 1958 in Ostrach, 8. 4. 1959 in Wolfach, 14. 3. 1961 in Philippsburg-Rheinsheim, 7. 11. 1961 in Dossenheim. 30. 10. 1964 Pfarrkurat in Bad Rappenau-Heinsheim. 15. 12. 1987 Ruhestand in Baden-Baden, Kloster vom Guten Hirten, 7. 5. 1990 in Heidelberg, Pflegeheim St. Hedwig. Gest. 24. 10. 2000 in Heidelberg, beerd. 31. 10. 2000 in Mannheim.

Bernhard Völker war der erste von drei Söhnen des Buchhalters Karl Völker und seiner Ehefrau Adelheid, geb. Rüschen. 1943 wurde die Familie völlig ausgebombt und zog nach Altharen/Ems, wo Bernhard die Volksschule mit der achten Klasse abschloß. Im April 1946 kehrte die Familie nach Mannheim zurück. Am 1. 5. 1946 begann Bernhard Völker eine kaufmännische Lehre. Im Frühjahr 1949 machte er die Kaufmannsgehilfenprüfung und arbeitete dann als Handlungsgehilfe. Neben der Arbeit nahm er Privatunterricht, so daß er im Herbst 1950 in die Obersekunda des Karl-Friedrich-Gymnasiums in Mannheim eintreten konnte. Am 10. 3. 1953 legte er die Reifeprüfung ab und begann das Theologiestudium in Freiburg. Am Pfingstsonntag, dem 18. Mai 1958, wurde er zusammen mit 35 Mitbrüdern, von Kapitularvikar Weihbischof Dr. Hermann Schäufele im Münster Unserer Lieben Frau in Freiburg zum Priester geweiht.

Nach sechs Vikarsjahren wurde Völker als Pfarrkurat nach Bad Rappenau-Heinsheim angewiesen. Zwei Drittel der Bewohner waren Heimatvertriebene, die der zielbewußte und freundliche Priester zu einer Pfarrfamilie formte. Großen Wert legte er auf die Gestaltung der Gottesdienste als Mittelpunkt des Gemeindelebens. Mit dem Bau eines Gemeindehauses im Jahre 1980 lebten Altenwerk, Frauengemeinschaft und Jugendgruppen auf. Bereits 1973 war die Kuratiekirche renoviert und der Chorraum neu gestaltet worden.

Mitte der 80er Jahre machte sich bei Pfarrkurat Völker immer mehr die heimtückische Alzheimerkrankheit bemerkbar. Am 15. Dezember 1987 mußte er aus dem aktiven Seelsorgedienst ausscheiden. Bei den Schwestern vom Guten Hirten in Baden-Baden konnte er noch zweieinhalb Jahre in gewissem Umfang seelsorgerliche Dienste wahrnehmen. Die letzten zehn Jahre seines Lebens mußte Kurat Völker im Altenpflegeheim St. Hedwig in Heidelberg betreut werden. Er wurde in Mannheim in einem Priestergrab beigesetzt. Hu.

Zanger Karl

Geb. 14. 12. 1915 in Freiburg, ord. 17. 12. 1939 in Freiburg, Münster ULF. 13. 2. 1940 Vikar in Schwörstadt. 22. 10. 1940 bis 14. 6. 1945 Wehrdienst und Kriegsgefangenschaft. 25. 7. 1945 Vikar in Weil a. Rh., 27. 12. 1945 in Todtmoos, 18. 1. 1946 in Mannheim-Rheinau, 23. 8. 1946 in Ketsch, 16. 4. 1947 in Hardheim, 27. 4. 1949 in in Oppenau, 12. 5. 1950 in Villingen, St. Fidelis. 1. 9. 1951 Kplvw. in Waldkirch. 28. 4. 1954 Pfrvw. in Ewattingen. 7. 5. 1958 Pfrvw. in Görwihl-Niederwihl. 22. 5. 1961 Investitur. 1. 9. 1989 Ruhestand in Steinestadt, 1. 5. 1998 Seniorenzentrum Neuenburg. Gest. 9. 11. 2000 in Neuenburg, beerd. 16. 11. 2000 in Gottenheim.

Pfarrer Karl Zanger war der Sohn des Bäckermeisters Karl Zanger und seiner Ehefrau Rosa, geb. Hunn. 1934 legte er am Berthold-Gymnasium die Reifeprüfung ab und absolvierte anschließend – unterbrochen durch den halbjährigen Reichsarbeitsdienst 1938 – in Freiburg und Münster das Studium der Theologie. Wegen der unsicheren politischen Lage und der zu erwartenden Kriegshandlungen weiht Erzbischof Gröber die Alumnus vor Ablauf des Seminarjahres in St. Peter zu Priestern. So wurde Zanger bereits am 17. Dezember 1939, zusam-

men mit 26 Mitbrüdern, im Münster Unserer Lieben Frau in Freiburg zum Priester geweiht.

Bereits nach wenigen Wochen Tätigkeit an seiner ersten Vikarstelle in Schwörstadt wurde er wegen seiner engagierten Jugendarbeit auf Betreiben der Bannführung der Hitlerjugend Säckingen zum Heeresdienst eingezogen, zunächst als Sanitätssoldat in Lazaretten in Deutschland, der Tschechoslowakei und in Frankreich eingesetzt. Wegen systemkritischer Äußerungen wurde er an die Ostfront versetzt und zur Überwachung an die Gestapo gemeldet. Bei der Kapitulation kam Zanger in amerikanische Gefangenschaft, aus der er bereits am 14. Juni 1945 entlassen wurde. Zum 25. Juli 1945 konnte er den priesterlichen Dienst als Vikar in Weil am Rhein wieder aufnehmen. Nach sechs weiteren Vikarsposten und drei Jahren Kaplaneiverweser in Waldkirch übernahm er seine erste selbständige Stelle als Pfarrverweser in Ewattingen. Seine Lebensaufgabe wurde ihm die Pfarrei Görwihl-Niederwihl mit den Filialen Oberwihl und Rüßwihl. Mehr als 31 Jahre arbeitete er hier als eifriger Seelsorger am inneren Aufbau der Gemeinde und besonders an der Gewinnung der Jugend. In Görwihl und Waldshut erteilte er Religionsunterricht und betreute die Menschen und der JVA Waldshut.

Die äußeren Voraussetzungen für eine lebendige Gemeinde schuf er durch verschiedene Bauvorhaben: Bau eines neuen Glockenturms, Außenrenovation der Pfarrkirche und Anschaffung eines neuen Gestühls für die Pfarrkirche, Umbau der Pfarrscheuer in ein Jugendheim sowie Erweiterungsbau des Kindergartens und Schwesternwohnung. Die Filialkirche in Oberwihl ließ er umfassend renovieren.

Nach dem Ausscheiden aus dem aktiven Dienst am 1. September 1989 zog er in das Pfarrhaus Neuenburg-Steinstadt. Dort und in den weiteren Gemeinden der Seelsorgeeinheit Schliengen arbeitete er in den folgenden Jahren in der Seelsorge als Subsidiar mit. Im Mai 1998 sah er sich gezwungen, sich in die Obhut des Seniorenzentrums in Neuenburg zu begeben. Seine letzte Ruhestätte fand er auf dem Friedhof in Gottenheim.

Hu.

Namensregister zum Nekrolog

- | | |
|-------------------------------------|------------------------------------|
| Abeska, Heinz 201 | Eiermann Eduard 207 |
| Amann, Konrad Richard 131 | Enderle Paul 208 |
| Andree, Anton 97 | Erdin Franz Xaver 209 |
| Ansel, Wilhelm 236 | |
| Appel, Friedrich Wilhelm 236 | Frank Isidor 242 |
| Auer, Paul Anton 163 | Frei Alfred 210 |
| | Fröhlich Georg 103 |
| Baader, Josef Engelbert 201 | Füssinger Dr. Albert 104 |
| Baltheiser, Eugen 166 | Fütterer Karl Otto 173 |
| Baumann, Oskar 132 | |
| Bäumer, Remigius | Gail Herbert 174 |
| Heinrich Bernhard 164 | Gauchel P. Albert 107 |
| Bayer, Joseph Augustin 202 | Geßler Ernst 107 |
| Becker, Gundekar 237 | Groner Leo 109 |
| Becker, Helmut Kurt 166 | Gröner Paul 108 |
| Behl, Erhard 98 | |
| Beil, Alfons 133 | Haas Franz Karl 110 |
| Benz, Karl Franz 237 | Habich Kurt 139 |
| Benz, Theodor 238 | Häfner Manfred 111 |
| Bernauer, Albert 99 | Hahn Otto Hermann 112 |
| Berthold, Karl Robert 203 | Haitz Franz 175 |
| Bertrud, Max 239 | Hansert Joseph 140 |
| Bienias, Stephan 204 | Hauer Bernhard 113 |
| Binder, Dietrich Thomas Bonifaz 135 | Hauser Hermann 176 |
| Birnbreier, Gustav 167 | Heggelbacher Othmar 141 |
| Bissinger, Albert Franz Xaver 168 | Heiberger Theodor 211 |
| Blümle, Herbert 136 | Herb Paul 243 |
| Bochenek, Wieslaw Jan 205 | Herrmann Adolf 177 |
| Böhe, Anton 169 | Hess Alfons 212 |
| Brandstetter, Rudolf 240 | Hettich Bruno 212 |
| Bürgel, Wilhelm 205 | Heuchemer Anton 244 |
| Bürkle, Franz Xaver 206 | Hienerwadel Adalbert |
| Buhl, Alfons 99 | Konrad Heinrich 213 |
| Burth, Wilhelm 241 | Hils, Hermann 245 |
| Butz, Erwin 170 | Hoch, Edgar Timotheus Kunibert 245 |
| | Hog, Joseph 214 |
| Dallinger, Johann Adam 100 | Holtermann, Ludwig 143 |
| Dietrich, Berthold 171 | Huber, Ludwig Benedikt 143 |
| Diez, Gebhard Josef 101 | Huber, Ludwig Raimund 216 |
| Doll, Anton 172 | |
| Drysch, Engelbert 137 | Jardot, Adolf 217 |
| Duda, Johannes 103 | |
| Dutzi, Fridolin Leopold 138 | Karowski, Martin 114 |
| | Keller, Josef 246 |

- Kimmig, Andreas 115
 Kleiser, Alois SJ 248
 Knaupp, Hubert 177
 Kohler, Adam 144
 Kolping, Adolf 145
 König, Heinrich 179
 Kopp, Oskar 218
 Kraus, Karl Heinrich 249
 Krautheimer, Leopold 149
 Krisztinicz, Julius 150

 Lang, Josef 179
 Langlotz, Günther 181
 Leitz, Theodard Wolfgang 218
 Link, Alfred 250
 Link, Anton 116
 Löbs, August 117

 Maier, Otto 220
 Metzger, Heinrich 150
 Mink, Karl Heinz 181
 Mors, Johannes 151
 Möst, Heinrich 250
 Müller, Erich 221
 Müller, Florian Johannes 251
 Müller, Josef 182

 Nägele, Josef 222
 Nipp, Gerhard 183

 Oberle, Georg 184
 Ohlhäuser, Friedrich 252
 Ohlmeyer, Dr. Albert 185

 Panzram, Bernhard 186
 Polania-Garrido 254
 Presser, Franz 191

 Ratz, Georg 118
 Riesterer, Albert Wilhelm 119
 Rinderle, Wilhelm 191
 Rinderspacher, Johann 121
 Rupp, Alois 192

 Sack, Burkhard 122
 Schäfer, Friedrich 254

 Schäuble, Julius 152
 Schellhammer, Karl 193
 Schiffhauer, Paul Gerhard Vinzenz 223
 Schilli, Bernhard 224
 Schlindwein, Alfred 224
 Schmid, Friedrich 225
 Schmidt, Franz Erich 194
 Schmitt, Georg Adam 154
 Schmitt, Norbert 226
 Schmitt, Richard 195
 Schneider, Engelbert 154
 Schnell, Fridolin 227
 Schnetz, Hanspeter 196
 Schuh, Karl Anton 228
 Seidl, Alois Artur Walter 155
 Seubert, Franz 155
 Soder, Josef 196
 Spengler, Artur 156
 Stadelmann, Karl 123
 Steffi, Ernst 124

 Terrero-Torrecilla José-Manuel 125
 Thome, Karl 125
 Traub, Josef 197

 Ullrich, Theodor Alois 157

 Vetter, Timotheus 126
 Vogel, Andreas 159
 Vögtle, Prälat Prof. Dr. Anton 127
 Völker, Bernhard 256

 Walter, Eugen Josef 229
 Wasmer, Rudolf 160
 Weinmann, Anton 161
 Weinmann, Franz Ignaz 130
 Werlen, Josef 162
 Westermann, Alois Ferdinand 231
 Winkler, Ewald Friedrich 232
 Wolf, Lorenz 198
 Wursthorn, Friedrich 200

 Zanger, Karl 256
 Zeil, Martin 234
 Zimmer, Werner 162

UNA SANCTA – eine zurückgehaltene Aufzeichnung des Diözesanpriesters Dr. Max Josef Metzger – Br. Paulus – 1887–1944

Von Annemarie Weiß

„... für den Frieden der Welt und die Einheit der Kirche“

Das sind Ziele, für die zu leben und zu sterben Br. Paulus bereit war. Die testamentarischen Worte stehen auch auf seinem Grabdenkmal im Ortsfriedhof von Meitingen. Sein Lebensweg in der Erzdiözese Freiburg, in Graz, Meitingen (Diözese Augsburg), in Berlin mit seinen Auseinandersetzungen, Kämpfen, Leiden, bis zur letzten Gefangenschaft mit der Hinrichtung am 17. April 1944 in Brandenburg-Görden sind u.a. in den Bänden des FDA dokumentiert.¹

Advent 1939 – Advent 1999

Anlaß der Neu-Erinnerung ist einmal die gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre in Augsburg im Oktober 1999, die an Pioniere und Vorausplanner auf dem Wege zur Einheit der Christen denken ließ. Dabei wurde M. J. Metzger verschiedentlich genannt.

Zum andern kam wiederum der im Gefängnis Augsburg im Advent 1939 geschriebene Brief an Papst Pius XII. zur Geltung, in dem Metzger die Einberufung eines allgemeinen ökumenischen Konzils vorstellte.² Darin heißt es:

„Ich leide darunter, daß ... die Völker an den Fronten widereinanderstehen und gegenseitig auf ihr Verderben sinnen. Völker, die durchwegs die Botschaft Jesu Christi gepredigt erhielten und sich fast alle zu Seinem Namen bekennen ...“

¹ FDA 90/1970; FDA 106/1986; FDA 117/1997.

² Hier ist verwiesen auf Artikel von H. Lipp im KONRADSLATTI, CHRIST IN DER GEGENWART, DIE TAGESPOST, RHEINISCHER MERKUR, Hörfunksendung im RADIO HORB. Diesen liegt die Neuausgabe der Briefe aus dem Gefängnis zugrunde. Vgl. Klaus Kienzler (Hrsg.), Max Josef Metzger – Christuszeuge in einer zerrissenen Welt. Freiburg 1991. Das Buch ist weiterhin erhältlich über die Kyrios-Versandbuchhandlung, 85315 Freising.

In diesem Brief schreibt Metzger von einer losen „Bruderschaft“ UNA SANCTA, die er 1938 gegründet hat,

„in der Nichtkatholiken in erheblicher Zahl mit Gliedern unserer heiligen Kirche um die volle Verwirklichung der Einheit der Kirche gleichzeitig beten“.³

Gemeinsames Beten

Wenn Schritte zur Einheit noch so klug durchdacht sind, Metzger ist sich der tatsächlichen Differenzen und Grenzen menschlichen Mühens bewußt. Das gemeinsame Beten ruft den Geist Gottes. 1940 bittet er um Zustimmung eines Aufrufs zu den allkirchlichen Gebetszeiten, der bereits unterzeichnet ist von Persönlichkeiten „aus evangelischen und anderen christlichen Kreisen“ und „von römisch-katholischer Seite“.

Aufruf

„Kein echter Christ kann den heutigen Zustand der Christenheit dem letzten Willen und Gebetsanliegen des Herrn (Joh. XVII) entsprechend finden. Jeder muß vielmehr erstreben, daß wieder „die Menge der Gläubigen ein Herz und eine Seele“ (Apg. IV 32) werde, ein überwältigendes Zeugnis für den sieghaften Gottesgeist, der an Pfingsten alle Schranken niederriß, um den „Leib“ Christi (1. Kor. XII 27) sichtbar zu machen. Jeder Fortschritt in der Einheit des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe, ist ein Schritt hin zum Hochziel: „ein Leib und ein Geist; ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, ein Gott und Vater aller...“ (Eph. IV 4). So aussichtslos alle menschliche Bemühung zur Überwindung der Kirchenspaltung erscheinen möchte, dem bergeversetzenden Glauben und dem unablässigen Beten ist die Verheißung gegeben: was menschenunmöglich ist, ist bei Gott möglich (Mt. XIX 26). Nichts soll uns hindern, trotz aller äußeren Trennung einmütig zu beten, daß die Einheit des Leibes Christi wieder der Welt offenbar werde, so wie es Ihm gefällt. Möchten die beiden bereits eingeführten Gebetszeiten um die Wiederherstellung der christlichen und kirchlichen Einheit – 18.–25. Januar im Geist von Petrus, Paulus und Johannes, sowie Christi Himmelfahrt bis Pfingsten – die ganze Christenheit im Beten vereint finden!“

³ Ökumenische Gebets- und Arbeitskreise innerhalb der seit den 30er Jahren bestehenden „Una-Sancta-Bewegung“.

Leiden an der UNA SANCTA

Die Einheit der Kirche sieht M. J. Metzger nicht verwirklicht und so nicht das Testament des Herrn in Joh. 17. Beschwörend klingen seine Worte in einem Gedicht, dem er die Überschrift „Una Sancta“ gibt. Der zum Tode verurteilte Gefangene im Zuchthaus Brandenburg-Görden hat es zur „Weltgebetsoktav“ am 18. Januar 1944 aufgezeichnet und sich sehr bemüht, die einzelnen Buchstaben deutlich zu schreiben. Dabei hat er seitlich den sogenannten „Zettel“ mit den SCHRIFTSTELLEN versehen, die ihm zugrunde liegen. Diese Abkürzungen haben die Gefangenenpost-Kontrollstellen veranlaßt, das Gedicht zurückzuhalten. Der entsprechende Vermerk lautet:

„Der anliegende Zettel, der aus einem Briefe des Verurteilten Metzger an Gertrudis Reimann in Meitingen entnommen worden ist, enthält unverständliche Ausführungen. Er ist deshalb zum Vollstr.Bd. (= Vollstreckungsband) zu nehmen.

Bln, d. 28. 2. 44

NN.“⁴

Da anlässlich der von H. Lipp geschriebenen Artikel das Gedicht abgedruckt wurde, hat es Nachfragen gebracht, die in den Leserbriefen nicht beantwortet werden konnten. Es folgt deshalb hier in einem Faksimile ⁵. Die gute Gewohnheit des Br. Paulus, Gedichte, Lieder, Gebete mehrmals beizulegen, hat dieses Gedicht dennoch überliefert. Es ist in ähnlicher Weise wie das Zurückgehaltene im DIN-A5-Format auf dünnem Durchschlagpapier geschrieben. Striche und Spurflecken, vergilbte Stellen sind deutlich zu erkennen am rechten und unteren Rand. In der 3. Zeile ist das Wort „Eigen-Sin“ zu lesen, der dünne Strich über dem N ist schwach zu sehen. Das erste und einzige Mal unterschreibt der „Gefesselte“ mit ‚Paulus in vinculis‘. Daß er dabei an Paulus, den gefangenen Völkerapostel, denken mag, dessen Namen er angenommen hat, ist naheliegend. Unter diesem Namen kennen ihn die „ihm verbundenen Brüder, denen er in der Weltgebetsoktav besonders gedachte“.

⁴ Eingesehen im Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde unter 135 12 Bd. 5.

⁵ Zum Beispiel als Anlage zum Brief vom 27. 1. 44, wiederholt am 14. 2. 44 im Archiv des Christkönigs-Instituts Meitingen. Zur besseren Lesbarkeit ist es auch in Druckschrift angefügt.

Una Sancta

Ihr Christen! Habt ihr auf das Wort vergessen,
 das zu euch sprach der HERR zum letzten End'?
 Verachtet ihr im Eigensinn vermessen,
 das Er euch ließ: Sein heil'ges Testament?
 „Daß alle eins!“⁶ „Ein Hirt und eine Herde!“⁷
 das war Sein hohepriesterliches Flehn;
 daß glaubhaft⁸ Seine Gottessendung werde
 durch heil'ge *Einheit*, Frucht aus Geisteswehn ...!⁹
 Nicht weisen staunend mehr auf euch die Heiden,¹⁰
 weil ihr euch liebt, wie nie sie es gekannt –
 mit Fingern sie verachtend auf euch deuten,
 die ihr zerrissen habt der Einheit Band!¹¹
 Ihr lest: „Ein Herr! Ein Glaube! Eine Taufe!“¹²
 in euren Kirchen predigt ihr die Schrift,
 doch eurer Gottesmänner Wortgeraue
 als Ärgernis das Ohr der Heiden trifft.¹³
 „Ein Herr!“ Vor ihm sollt ihr die Knie beugen,¹³
 einmütig preisend Ihn aus Herzensgrund!¹⁴
 Für Kreuz und Auferstehung sollt ihr zeugen¹⁵
 vor aller Welt mit *einer* Kirche Mund!¹⁴
 Ich staun': ihr findet noch zum Zanken Muße
 am Tag des Gotteszorns und des Gerichts!
 „Metanoia!“ Der Meister ruft: „Tut Buße!“¹⁶
 Seht ihr die blut'gen Himmelszeichen nicht?¹⁷
 „Ein Leib! Ein Geist!“¹⁸ „Mit *einem* heil'gen Brote
 genährt“,¹⁹ der Liebeseinheit Gnadenpfand!²⁰
 Die *Una Sancta* ruht auf dem Gebote,
 das in des Herren *Blut*²¹ sein Siegel fand.

Paulus in vinculis 18. 1. 44

Zitate zum Gedicht Una Sancta

⁶ Joh. XVII. 11. 21. 22. 23.

⁷ Joh. X. 16.

⁸ Joh. XVII. 21. 23.

⁹ 1 Kor. XII.: 4.–13. Röm. VIII. 14.–15.

¹⁰ Brief an Diognet.

¹¹ vergl. Martin Schlunk: „Das Wunder der Kirche“ (Tambaram).

¹² Eph. IV. 5. 1 Kor. VIII. 6.

¹³ Phil. II. 10.

¹⁴ Röm. XV. 5.

¹⁵ 1 Kor. 1. 17 ff. II. 2 u.a. XV. 3. 4. 14. App. I. 8. 22. II. 15. X. 42.

¹⁶ Mt. IV. 17. Mk. I. 15.

¹⁷ Mt. XVI. 4. Lk. XII. 56.

¹⁸ Röm. XII. 5. 1. Kor. XII. 12. 27. Eph. I. 22. Eph. IV. 4 ff. Kol. III. 15.

¹⁹ 1 Kor. X. 17.

²⁰ Röm. XII. 10. Eph. IV. 15.

²¹ 1 Kor. X. 16. Eph. II. 13. Kol. 1. 20. Hebr. XIII. 20. 1 Joh. I. 17. 1 Petr. I. 19.

Una sancta.

Ihr Christen, habt ihr auf das Wort vergessen,
das zu euch sprach der HERR bis zum letzten End? ¹⁾
Verachtet ihr im Eigensinn vermissen,
das Er euch ließ, sein heiliges Testament:
„Dass alle eins!“ ²⁾ „Ein Hirt und eine Herde!“ ³⁾
das war sein hochpriesterliches Flehn;
daß glaubhafte seine Gottesendung werde ⁴⁾
durch heilige Einheit, Frucht aus Geisteserleuchtung! ⁵⁾
Nicht weisen staunend mehr auf auch die Heiden, ⁶⁾
weil ihr euch liebt, wie nie sie es gekant —
mit Fingern sie verachtend auf euch deuten,
die ihr zerrissen habt der Einheit Band! ⁷⁾
Ihr lest: „Ein Herr! Ein Glaube! Eine Taufe!“ ⁸⁾
in euren Kirchen predigt ihr die Schrift,
doch eurer Gottesmänner Wortgerauche
als Ärgernis das Oge der Heiden trifft. ⁹⁾
„Ein Herr!“ Vor Ihm sollt ihr die Knie beugen ¹⁰⁾
etwändig preisend Ihn aus Herzensgrund! ¹¹⁾
Für Kreuz und Auferstehung sollt ihr zeugen ¹²⁾
vor aller Welt mit einer Kirche Mund!
Ich staun', ihr findet noch zum Lachen Nase
an Tag des Gotteszorns und des Gerichts!
Melenoia! Der Meister ruft: „Tut Buße!“ ¹³⁾
Soht ihr die blut'gen Himmelszeichen nicht?
„Ein Leib! Ein Geist!“ ¹⁴⁾ „Mit einem heil'gen Brode“
genährt, der Liebes Einheit Bundespfand! ¹⁵⁾
Die Una sancta ruht auf dem Gebote,
das in des Herren Blut sein Siegel fand.

1) Joh. XVIII 11. 22/23. 2) Joh. XVIII 21. 23. 3) Joh. XVIII 21. 23. 4) 1. Kor. XII 13. 5) Brief an Hieron. 6) Schemm, des. Ch. d. d. d.
Kirchen (Theol. a. m.) 7) Joh. XII 10. 8) Joh. XII 10. 9) Röm. XII 5. 10) Röm. XII 5. 11) Joh. XII 10. 12) 1. Kor. XII 13. 13) 1. Kor. XII 13. 14) 1. Kor. XII 13. 15) 1. Kor. XII 13.

Unter den etwa 20 Namen, denen Br. Paulus im Zeichen des Betens um die Einheit besonders gedenkt, finden sich aus der Heimatdiözese: „Beil“ (Pfr. Dekan Dr. Alfons Beil, 1886–1997), „Eckert“ (Caritaspräsident Alois Eckert, 1887–1976). Beide gehörten zu den oben genannten Persönlichkeiten, die den AUFRUF zu den Gebetszeiten um die Einheit der Christen unterschrieben hatten. „Beil“, öfter genannt in den Gefangenschaftsbriefen²².

Von „Eckert“ ist ein Spruchbild des Br. Paulus im Neuen Testament, das er als Gefangener benützt hat, mit dem Text: „Gott ist mein Zeuge, daß ich ohne Unterlaß euer eingedenk bin in meinen Gebeten.“ Röm 1, 9–10.

Aus der badischen Heimat nennt der Gefangene „Schildge“ (W. Schildge, evangelischer Pfarrer, Dekan, Alpirsbach). Ohne nähere Daten. Briefe von Schildge sagen, daß er mit Metzger zusammen als Gast in Beuron war.

Die Quelle der Kraft

Der Todeskandidat teilt mit, daß er nur nach langer Briefpause Post bekommt, selten Besuch. Er darf keine hl. Messe feiern, selbst nicht an Weihnachten. Kälte, Hunger und Fesseln sind zusätzliche Beschwerden. Bei jeder Verlegung werden ihm die Bücher abgenommen. Er „kämpft“ aufs Neue darum. So schreibt er während seiner 2. Gefangenschaft im Advent 1939:

„Das Buch der Bücher ist das einzige, was ich in meine Zelle mitnehmen durfte. Welch ein Schatz ist es mir in diesen Stunden! ...“

In dem Gedicht UNA SANCTA, in dem fast Zeile um Zeile auf einer Bibelstelle beruht, ist zu sehen, wie dieser Schatz ihm zu einer Quelle der Kraft geworden ist, von der er anderen mitteilen kann.

²² Christuszeuge 156, 161 f. u.a.

Buchbesprechungen

Moll, Helmut (Hg.), Zeugen für Christus: Das deutsche Martyrologium des 20. Jahrhunderts, Band 1 und 2, im Auftrag der Deutschen Bischofskonferenz, mit Geleit- und Vorworten der Kardinäle Lehmann und Meisner, Paderborn u.a., Verlag Ferdinand Schöningh, 3., durchges. Aufl. 2001, 1.396 S., 438 Abb., Leinen mit Schutzumschlag, EUR 68,00.

Bereits 1994 rief Papst Johannes Paul II. dazu auf, eine weltweite Märtyrergeschichte des 20. Jahrhunderts wider das Vergessen zu erarbeiten, die er als Beitrag für das Heilige Jahr 2000 ansah. Im Deutsche Martyrologium faßten über 130 Wissenschaftler die Viten von mehr als 700 katholischen Frauen und Männern zusammen, die nach katholischem Verständnis das Martyrium für Christus in unserer jüngeren Vergangenheit erlitten. Dabei enthalten die beiden großformatigen Bände die Lebensbeschreibungen von Blutzeugen in der Zeit des Nationalsozialismus, des Kommunismus, in den Missionsgebieten und das „martyrium puritatis“ von Mädchen, Frauen, Ordensschwestern und ihren Beschützern in einer Art Katalogform. Zumeist findet sich ein Portraitfoto; weiterführende Literatur ist der Lebensbeschreibung angefügt. Das aufrüttelnde Werk spricht vom enormen Fleiß seiner Mitarbeiter und zugleich von der persönlichen Ergriffenheit seines Nestors, des Kölner Prälaten Dr. Helmut Moll, des offiziellen Beauftragten für das Martyrologium.

Aus dem Erzbistum Freiburg sind 13 Diözesanpriester, 3 Laien und eine Anzahl von Ordensleuten (etwa Pater Eugen Hiestand aus Beuron, der 1940 in der „Tötungsanstalt“ Grafeneck starb) aufgeführt. Einige Blutzeugen ragen durch ihre Vita besonders hervor, so Pfarrer Adolf Bernhard aus Hondingen, der bei einer Begräbnisfeier für einen katholischen Meßdiener dem NS-Redner widersprochen hatte, der Junge sei nun bei seinen Vätern in Walhall. Dies reichte aus für seine Inhaftierung aus, später verstarb er als Objekt von Phlegmone-Versuchungen im KZ Dachau. Auslöser für die Verhaftung des Bollschweiler Pfarrers Franz Anton Fränznick und seinen Tod in Dachau war eine Predigt, in der er die Hinrichtung eines polnischen Zwangsarbeiters, der ein Verhältnis mit einer Bollschweilerin gehabt hatte, öffentlich verurteilte. 1943 wurde der Priester Dr. Max Joseph Metzger aus Schopfheim (Kr. Lörrach) vom Volksgerichtshof unter Roland Freisler verurteilt und 1944 in Brandenburg durch das Fallbeil hingerichtet. 1997 wurde Metzger vom Bundesgerichtshof rehabilitiert. Der Singener Stadtpfarrer Msgr. August Ruf wollte einer Jüdin zur Flucht in die Schweiz verhelfen, wurde lange inhaftiert und starb im Freiburger Vinzentiushaus an den Folgen seiner Gefangenschaft. Das Martyrologium führt auch zu Recht etwa den aufgrund von angeblichen „Sittlichkeitsvergehen“ an Jungen verurteilten Pfarrvikar Anton Spies aus Ketsch bei Heidelberg auf, der aufgrund von unbewiesenen Verdächtigungen 1945 in Dachau an Fleckentypus starb. Allein die angebliche Äußerung 1945, daß der Krieg verloren sei, reichte aus, um Dekan Willibald Strohmeyer von St. Trudpert noch im April 1945 in der Nähe des Haldenhofes auf dem Schauinsland regelrecht hinzurichten. Doch das Martyrologium ist keineswegs auf katholische Geistliche beschränkt; es führt auch eine Vielzahl von Laien auf.

Das bereits in dritter Auflage erschienene Werk führt aber auch deutlich vor Augen, daß ein Vielzahl von deutschen Märtyrern in China, Afrika und Nordkorea zu finden sind und daß im spanischen Bürgerkrieg Ende der dreißiger Jahre allein 7000 Ordensleute starben. Dieses Martyrologium unserer Tage wird und kann niemals vollständig sein, so wie etwa auch das im 17. Jahrhundert begonnene gewaltige Werk der Acta Sanctorum der Bollandisten bis auf den heutigen Tag nicht vollständig ist. Es fordert geradezu auf, die vorhandenen Viten kritisch zu ergänzen oder auch zu berichtigen und neue, noch unbekannte hinzuzufügen.

Johannes Paul II. selbst entdeckte als junger Mann unweit von Auschwitz vor den Toren des Konzentrationslagers ein geflohenes jüdisches Mädchen und trug es kilometerweit auf seinen Schultern bis in ein Kloster. Erst bei seinem historischen Besuch in Yad Vashem in Israel kam diese Tat zufällig an das Licht der Öffentlichkeit. In der Eucharistiefeier vom 7. Juni 1999 führte er aus: „... der Moment ist nun gekommen, um aller dieser Opfer zu gedenken und ihnen die gebührende Ehre zu erweisen“. Diesem Aufruf ist der Herausgeber gebührend nachgekommen, weil dem zutiefst ergriffenen Leser nach der Lektüre nur weniger Passagen des Martyrologiums Christus selbst begegnet, wie einst dem jungen Karol Wojtyła in den schlimmsten Zeiten des Terrors vor Auschwitz. Das aktuelle Martyrologium macht dem Leser erneut mit Entsetzen deutlich, wozu Menschen zu allen Zeiten fähig sind, im 20. Jahrhundert und auch zu dieser Stunde.

Volker de Vry

Michaela Puzicha, Kommentar zur Benediktusregel. Mit einer Einführung von Christian Schütz. Im Auftrag der Salzburger Äbtekonferenz. St. Ottilien 2002, 669 Seiten.

Die Salzburger Äbtekonferenz (= Vereinigung der höheren Oberen selbständiger OSB-Männerklöster des deutschen Sprachgebietes) hat sich schon seit längerer Zeit der normativen Texte benediktinischen Lebens angenommen. Im Jahr 1992 konnte sie eine neue lateinisch-deutsche Regelausgabe veröffentlichen; 1995 folgte die lateinisch-deutsche Ausgabe des 2. Buches der Dialoge Gregors des Großen („Benediktusleben“) und jetzt der umfangreiche Regelkommentar. Hinter dem Kommentarwerk steht die intensive Arbeit einer mehrköpfigen Kommission unter der Federführung von Sr. Michaela Puzicha OSB (Varensell), Leiterin des Instituts für benediktinische Studien (Salzburg).

Der Kommentar schließt eine empfindliche Lücke im deutschen Sprachraum. Unsere französischen Nachbarn verfügen seit 30 Jahren über das große Kommentarwerk des unermüdlichen, international führenden Regelforschers Adalbert de Vogüé (Pierre-qui-vire): *La Règle de S. Benoît. Commentaire historique et critique: Sources chrétiennes*, Bde. 181–186 (Paris 1971–72), dazu ein 7. Band: *Commentaire doctrinal et spirituel* (Paris 1977), der auch ins Deutsche übersetzt wurde: *Regula Benedicti. Theologisch-spirituellem Kommentar* (Hildesheim 1983).

Aus dem englischen Sprachraum kommt Terrence G. Kardong (Assumption-Abbey, Richardton, USA), *Benedict's Rule. A Translation and Commentary* (Collegeville 1996). Beachtung verdient immer noch vor allem wegen der philologischen Anmerkungen der italienische Kommentar von Anselmo Lentini (Monte Cassino), der 1947 erstmals und 1980 in zweiter Auflage erschienen ist.

In Deutschland ist an den vor 50 Jahren erschienenen Kommentar von Basilius Steidle (Beuron) zu erinnern (Beuron 1952). Eine materialreiche Erklärung findet sich auch in der deutschen Regelübersetzung des früheren Abtes von Einsiedeln Georg Holzherr:

Die Benediktusregel. Eine Anleitung zum christlichen Leben (Einsiedeln 1970, 52000).

An einem großen Kommentarwerk arbeitet Sr. Aquinata Böckmann (Tutzing-Rom), das in einer Reihe von Einzelbeiträgen, hauptsächlich in „Erbe und Auftrag“ bislang veröffentlicht wurde.

Der neue Kommentar setzt die genannte Regelübersetzung der Salzburger Äbtekonferenz voraus. Von ihr übernimmt er den Regeltext und die deutsche Übersetzung. Ihre knappen Anmerkungen zur Textgeschichte und -überlieferung werden nicht wiederholt. Dem ausführlichen Kommentar ist eine Einleitung von Abt Christian Schütz (Schweikelsberg) vorangestellt, der die Grundsätze der Kommentierung darlegt und das geistliche Profil Benedikts skizziert. Für die kommentierende Arbeit ist das „geistliche Lebensinteresse“ der Regel bestimmend (S. 16). Der „Aktualitätsbezug“ des Kommentars darf nicht falsch verstanden werden. Er betrifft zuerst die Aktualität der Regel in ihrer Zeit. Um sie

zu erfassen, muß der Kommentar „den enormen Nachholbedarf, was Kenntnis, Forschung und Geschichte der Regel betrifft“, aufholen (S. 25). Er zeigt die Regel als zeitbedingte Antwort auf die Fragen des gemeinsamen Klosterlebens im 6. Jh. und ist gerade darin aktuell. Aktualisierung als vorgefertigte Antwort auf die Fragen der Gegenwart an den alten Text ist nicht Sache des Kommentars.

Der Kommentar zu der langen Regel – Prolog und 73 Kapitel – hält sich an die Kapitelfolge und ist zu jedem Kapitel nach dem gleichen Schema aufgebaut. Er beginnt meist mit einem dreiteiligen Vorspann: Stellung in der RB – Biblische Hinweise – Quellen und Tradition. Der Einzelerklärung ist der lateinische und deutsche Text vorangestellt, wobei die Kapitelverse jeweils in Blöcken zusammengefaßt sind, die auch für die Kommentierung gelten.

Mit der „Stellung in der RB“ werden die Einzelkapitel in ihrem Eigenprofil erfaßt, in größere Einheiten eingebunden und durch Verbindungslinien mit dem Gesamttext verbunden. Ohne Gewalttätigkeit kann so ein zusammenhängendes Ganzes ausgemacht werden. Die „biblischen Hinweise“ zeigen den biblischen Hintergrund des Regeltextes auf, der zu einem Leben „unter Führung des Evangeliums“ (Prolog 21) drängt. Evangelium ist in der RB die ganze Hl. Schrift, das verschriftlichte Wort Gottes wie das menschgewordene. In diesen Abschnitten wird jeweils die Christozentrik der Regel mit Nachdruck unterstrichen und mit gutem Grund als *Cantus firmus* des ganzen Regeltextes aufgedeckt. „Quellen und Tradition“ werden im jeweiligen Vorspann mit gleicher Intensität vor Augen gestellt. Der Kommentar beeindruckt durch die enorme Kenntnis der monastischen und patristischen Tradition. Die Magisterregel behält dabei ihren inzwischen allgemein anerkannten Wert. In der verarbeiteten Rezeption erhält Johannes Cassian die bevorzugte Stellung; neben ihm steht das ägyptische Mönchtum (*Apophthegmata Patrum*; *Historia Monachorum*). Basilius von Caesarea ist gegenwärtig und wohl mehr als bisher Augustinus. Unter den lateinischen Kirchenvätern ist Cyprian von Karthago besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Selbstverständlich sind alle aufgespürten Quellen im fortlaufenden Kommentar genau registriert.

Die Einzelerklärung hat in erster Linie das „geistliche Lebensinteresse“ im Auge. Die Christozentrik wird lebhaft unterstrichen und die biblische Orientierung unermüdlich aufgedeckt. Das geschieht nicht nur durch den genauen Aufweis der reichen biblischen Orchestrierung. Auch wenn kein ausdrückliches Schriftzitat oder wenigstens ein deutlicher Anklang an ein Schriftwort in den Regeltext hinein verwoben ist, wird allenthalben ein biblischer Hintergrund erkannt. Z. B. RB 22 „wie die Mönche schlafen sollen,“ d. h. wie sie den Schlaf im Sinne der Hl. Schrift verstehen sollen. Der Kommentar bietet dann ein reichhaltiges biblisches Tableau über Schlafen, Wachsamkeit und ständige Bereitschaft. Ähnlich RB 37 „Alte und Kinder“. Auch hier verzichtet der Regeltext auf jedes Schriftwort und rekurriert einfach auf die natürliche Rücksichtnahme den beiden Lebensstufen gegenüber. Der Kommentar liefert dazu ein knappes Resümee biblischer Altersdeutung. Zu RB 40 („das Maß des Getränkes“) steuert der Kommentar Auskunft über die ambivalente Wertung des Weines in der Hl. Schrift bei. Die durchgängig aufgezeigte Rückbindung des Regeltextes an die Hl. Schrift erweist das Leben unter der Regel als „Leben nach dem Evangelium“. Diese praktische Exegese ist von dem lange vor der RB konzipierten asketisch-monastischen Evangelismus bestimmt.

Mit der Insistenz auf der geistlichen Dimension der Regel gewinnt der Kommentar für den Regeltext ein großes Maß an Zeitlosigkeit und Allgemeingültigkeit. Das geht manchmal auf Kosten der Realienklärung. Zu RB 22,4: Die Nachtlampe im gemeinsamen Schlafrum wird mir gar zu schnell geistlich gedeutet. In RB 27,2 werden die „Senekten“ in Bezug zu den „Seniores“ gebracht, was richtig sein wird, aber eine Erklärungshilfe für den schwer verständlichen Begriff /Kardong: „one of the most controverted words“) wird nicht gegeben. RB 39,11 bezieht die Fleischabstinenz auf „vierfüßige Tiere“ (*carnium qua-*

dripedum). Auf diese Relativierung der Abstinenz geht der Kommentar nicht ein. Zu den femoralia (Hosen) in RB 55,13 sagt der Kommentar, daß „diese Angabe in der monastischen Tradition singular ist“ (S. 467). Das stimmt für die vorbenediktinische Tradition. Doch schon Fructuosus von Braga, *Regula monach.* 11 (geschrieben um 646) zählt die femoralia zur Mönchskleidung, besonders für den Altardienst, will sie aber keinem aufzwingen, da bislang nicht üblich. Nach RB 48,15 erhält der zu Beginn der Fastenzeit „einen Band der Bibel“ (codex der bibliotheca). Schon die Übersetzung legt sich eindeutig auf bibliotheca = Bibel fest und der Kommentar bleibt dabei und schließt bibliotheca = „Aufbewahrungsort für Bücher“ aus (S. 415). Dazu ist aufmerksam registriert, daß „codex“ in der RB für einen Bibelteil stehen kann; aber in RB 33,3 und 38,1 wird „codex“ mit Buch übersetzt. In RB 73 wird ein weites Leseprogramm aufgestellt. Da ist die Hl. Schrift pagina oder verbum; die Schriften der Kirchen- und Mönchsväter sind „Bücher“ (libri) bzw. mit Einzeltitel genannt. Aber dieser Lesestoff wird nachdrücklich empfohlen („verlässliche Wegweisung“, „Anleitungen zur Tugend“). Man kann sie sich doch als Lesestoff für die Fastenzeit vorstellen. Die für bibliotheca = Bibel angeführten drei Hieronymusstellen scheinen mir nicht beweiskräftig.

Dem Kommentarwerk ist ein Quellenverzeichnis angefügt (S. 621–628), das in seiner Auflistung die dichte Einbindung des Regeltextes in das patristische Schrift- und Gedankengut ahnen läßt. Im Literaturverzeichnis (S. 630–648) sind die wichtigsten Regelausgaben und Regelkommentare, allgemeine Literatur zur RB und spezielle zu den einzelnen Regelkapiteln zusammengestellt. Auf Kontroversen in der Regelinterpretation geht der Kommentar selbst nicht ein. Ein Stichwortverzeichnis (deutsch und lateinisch) erschließt den inhaltsreichen Kommentar. Er ist nach seiner eigenen Zielsetzung zu bewerten und danach verdient er alle Achtung und Anerkennung.

K. Suso Frank

Marc R. Forster, Catholic Revival in the age of the baroque. Religious Identity in Southwest Germany, 1550–1750 (= New Studies in European History) (Cambridge 2001).

Katholisch – Barock – Südwestdeutschland – das scheint zusammenzugehören. Wie aber sind diese Assoziationen historisch zu fassen und als Relationen zu beschreiben? Gibt das vorliegende Buch dazu eine Antwort?

Marc R. Forster, Associate Professor of History at Connecticut College, zieht die Linie seiner früheren Forschungen weiter, die er im Bereich des Bistums Speyer unternommen hatte¹: nicht ein obrigkeitlicher Konfessionalisierungsprozeß habe der katholischen Bevölkerung ihre Identität gegeben; erst mit einer barocken Frömmigkeitspraxis habe sich ein katholisches Bewußtsein gebildet und dies innerhalb eines dörflichen Gemeinschaftslebens. Nun wendet Forster Untersuchungen wie These auf den Südwesten Deutschlands aus.

Bereits der Buchtitel weist auf die Verknüpfung von zwei nicht kongruenten Zeiträumen: das Zeitalter des „Barock“ und dann die weit früher ausholende Datierung „1550 (–1750)“. Diese wird in heutiger wissenschaftlicher Historiographie mit Parametern des „Konfessionalismus“ angegangen, Forster überschreibt es lieber noch mit alter Begrifflichkeit als „Gegenreformation“. Was diese thematischen Formatierungsbegriffe von Zeit inhaltlich bedeuten, reflektiert er nicht. Ihm genügt es, sich vom Konfessionalismusparadigma abzusetzen („the present study is in part a critique of the confessionalization the-

¹ Marc R. Forster, *The Counter-Reformation in the Villages. Religion and Reform in the Bishopric of Speyer, 1560–1720* (Ithaca – London 1992)

sis“, 2; vgl. auch 15). Vollmundig preist er anfangs seinen Ansatz an, um im Laufe seiner Arbeit bescheidener und differenzierter zu werden: bloß regionale Eigenarten aufzuzeigen, um das andere von Geschichte zu entdecken (”discovering alternative ’stories“, 244), oder „more modest“ die Suche nach den Ursprüngen katholischer Identität². Den Barock-katholizismus entschlüsselt zu haben, bleibt diese Arbeit ebenso schuldig wie dem Phänomen katholischer Konfessionsbildung näher gekommen zu sein.

Das Ziel dieser Arbeit, zugegeben eine spannende Angelegenheit, sollte die Rezeption des für ihn elitären, weil obrigkeitlich gesteuerten Konfessionalisierungsprozesses sein³. Forster konsultierte eine Reihe von regionalen Detailquellen, Relikte oft spröder Auseinandersetzungen zwischen lokalen Eigenheiten und „globalen“ Organisationen, wobei die Diskursebene noch keineswegs die Entschlüsselung tatsächlicher Problemhorizonte erkennen läßt.

In der Bewertung dessen zieht darum Forster andere Arbeiten heran. Diese meist regional wie auch zeitlich fremden dienen oft bestätigend wie (seltener) kontrastierend zum Verständnis. Ausnahmen bilden frühere Arbeiten von Zimmermann und Enderle.

Für Forster ist Südwestdeutschland katholisch. ”Catholic confessional identity made it the heartland of Baroque Catholicism“ (1), von den protestantischen Gebieten des Herzogtums Württemberg und der Markgrafschaft Baden-Durlach sieht er ab. Charakterisiert das die Situation zwischen 1550 und 1750? Wie schon in seiner früheren Untersuchung will Forster den Erfolg des katholischen Konfessionalisierungsprozesses an einer dörflich-barocken Frömmigkeitskultur festmachen. Erst in dieser Zeit habe sich der „Katholizismus“ zu einem vitalen Part einer dörflichen Gruppenidentität entwickelt. Dazu gehört einerseits eine treue Verbundenheit mit einer gewissen religiösen Praxis, andererseits auch Ausschluß und Abneigung gegen Nichtkatholiken (1992: 234). Doch kann man tatsächlich für diese Zeit den Begriff des „Katholizismus“ verwenden? Assoziiert er nicht den Sachverhalt des 19. Jahrhunderts, organisierte Katholiken in Frontstellung gegenüber einem (bisweilen etatistisch) liberalen Staat?⁴

Konfessionalisierung erweist sich für Forster als obrigkeitliche Steuerung im Sinn einer Gegenreformation ”under Austrian Leadership“. Wenn Forster – im Anschluß an die Forschung – eine direkte Linie von tridentinischer Reformpolitik hin zur frömmigkeitlichen Rezeption bezweifelt, so ist dem durchaus zuzustimmen. Dennoch bleibt die Frage: Haben diese Normationen wirklich erst 1650–1720 gegriffen? Gibt es nicht doch eine gewisse Wechselwirkung? Das gibt er sogar zu, ohne diese Interdependenz in seinem Ansatz zu thematisieren. Dann könnte es durchaus sein, daß seine oben genannte Generalthese in diesem Konnex als unbegründet erscheint, ist doch Trient selbst innerhalb eines geänderten kulturellen und religiösen Wahrnehmungskontextes geschehen (vgl. z. B. Trienter Ehedekrete 1563). Reizvoll wäre doch die Frage, inwieweit dieser sowohl über die „gesteuerte“ Propagierung „normativer“ Vorgaben als auch über eine gewiß selektive Rezeption noch wahrzunehmen wäre oder nicht.

²”Ultimately, though, my aim is more modest. A better understanding of the origins of Catholic identity and the realities and nuances of Baroque Catholicism means that we understand the lives and motivations, hopes and fears, beliefs and values of the people of the villages and towns of Southwest Germany on their own terms. Such an understanding should always be the historians primary objective“ (244, Schluß des Buches).

³Differenzierend formuliert er: ”Religious change came both from above and from below, and new perspectives are needed to understand this process“ (9).

⁴Zeigt nicht gerade Forsters Beitrag, daß dieser „Katholizismus“ beachtliche Eigenheiten bzw. Einschränkungen besitzt, die dem spezifisch Konfessionellen dann eine eigene Wertigkeit zusprechen, wenn dieses noch mit anderen Parametern des dörflichen und individuellen Lebens kompatibel erscheint.

Von seinen Quellen vermag Forster einen früheren Rezeptionsprozeß nicht zu erkennen. Freilich die Quellen sind lückenhaft, behandeln mehr die disparaten Themen als die Akzeptanz und sind nicht daran interessiert, unseren Fragestellungen Antworten zu bieten.

Aufhorchen läßt Forster, wenn er das durch zahlreiche Untersuchungen inzwischen hoch differenzierte Konfessionalisierungsparadigma als Engführung betrachtet und dagegen auftritt. Endlich will er aufzeigen, daß das Volk selbst eine weit größere Rolle beim Werden der katholischen Konfession mitspielte (3). Schon die bekannten Visitationsberichte mit ihren Einseitigkeiten liefern genügend Auskünfte über Widerstände des Volkes gegenüber obrigkeitlichen Anordnungen. Diese (und andere) liefern Auskünfte über mißlungene Rezeptionsprozesse, die noch längst nicht kulturell oder anthropologisch decodiert worden sind.

Geht man davon aus, daß normative Vorgaben als auch selektive Rezeption (infolge Widerständigkeit oder auch Akzeptanz) zwei Seiten derselben Medaille sind, dann ist dieser Assimilationsprozeß das religiös-inhaltliche Fundament, auf dem Barockkatholizismus sich formieren konnte. Ohne ein gewisses „Verständnis“ für die konfessionellen Reformen hätte es auch keine Akzeptanz des konfessionellen „Systems“ gegeben. Auch dies wäre noch zu differenzieren.

Kann man überhaupt von einer „catholic revival“ sprechen und dabei so tun, als wäre barock-katholische Frömmigkeit und Lebensweise schon da gewesen, durch reformatorisches Aufbegehren unterbrochen, und in der barocken Gemeindereligiosität wieder belebt worden? Ärgerlich an der Lektüre des Buches ist seine großspurige Ankündigung neuer wissenschaftlicher Parameter zu Beginn, um sie dann im weiteren Buchverlauf in schon bekannte Wertungen einmünden zu lassen. Bei aller Wertschätzung werbender Eloquenz: Versprechungen, die nicht eingehalten werden, enttäuschen. Forsters Verdienste liegen in dem Versuch „neuer Quellenerschließungen“. Sie fördern zahlreiche lokale Situationen zu Tage, doch erscheinen sie m. E. zu digitalisiert, um diesen gewaltigen Kollektivprozeß neuzeitlich katholischer Selbstfindung zu erklären.

Was ist überhaupt Barock? Forster umschreibt ihn mehr, als daß er ihn definiert. Dazu gehört für ihn eine praktizierte Barockfrömmigkeit wie Wallfahrten, Prozessionen, Bruderschaften und Messen. Was ist davon barock? Die Praxis oder das Setting oder gar die Mentalität solcher Religiosität? Forster scheut er sich nicht, Aussagen über den Barockkatholizismus des 18. Jahrhunderts mit seinen unterschiedlichen Überlagerungen als Referenzargument gegen einen „einseitigen“ Konfessionalisierungsprozeß heranzuziehen (49). Immerhin erkennt er, daß gewisse basale Kennzeichen des barocken Katholizismus bedeutende Aspekte einer vorreformatorischen Christenheit darstellen (10). Wer hat diese eingeführt? Am Ende doch noch etwas Kontinuität, ein Relikt, das auch für reformatorische Gebiete noch lange zum Problem geworden war? Wo knüpft eine barocke Lebenseinstellung in der Religiosität wirklich an? An einer innovativen nachtridentinischen Vorgabe oder an einer älteren, wenig thematisierten, weil irgendwo noch vorhandenen menschennäheren Religiosität? Hilfreich könnte es sein, auch gewisse Entitäten wie Gemeindebewußtsein, von dem angeblich die Rekatholisierung ausgegangen sei, noch einmal genauer zu differenzieren. Forster kann seine These umso wirksamer als neuwertig verkaufen, zumal er sich mit den komplizierten Facetten des bisher thematisierten Konfessionalisierungsprozesses überhaupt nicht auseinandersetzt, sondern seine Quellen in die Richtung bürstet, die ihn als innovativen Historiker herauskommen läßt. Nicht nur seine Quellenauswertung – ein Streitpunkt ohne Ende –, auch seine Heranziehung neuerer historischer Untersuchungen europäischer Religions- und Kirchengeschichte hätte etwas mehr Sorgfalt verdient als seine oft additive Verwendung (vgl. 111–112, 115 im letzten Abschnitt u.a.). Das herangezogene Quellenmaterial hätte ihm die Chance geboten, die religiöse Entwicklung differenzierter zu erfassen. Damit wäre hätte möglicherweise ein süd-

westdeutscher Barockkatholizismus als Weiterbildung des Konfessionalismus zu fassen gewesen. Bei aller Berechtigung einer pointierten historischen Thesenprofilierung. Warum seiner Meinung nach das Konfessionalisierungsparadigma nicht mehr stimmig greifen soll, ist von ihm propagiert, jedoch nicht erwiesen worden.

Forsters Arbeit regt an, zu widersprechen oder zu bestätigen. Was sie auf jeden Fall zeigt: daß zur verantworteten Bewertung neuzeitlich katholischen Christentums noch viele Forschungen und Reflektionen nötig sind. Forster hat mit seinen beiden Arbeiten zwei Stufen dafür gelegt, auch wenn der eine oder die andere diese wieder verrücken wird.

Karl-Heinz Braun

Jahresbericht 2001

Die Jahresversammlung 2001 des Kirchengeschichtlichen Vereins für das Erzbistum Freiburg fand am 28. Mai 2002, 16.00 Uhr, im Collegium Borromaeum statt. Nach der Begrüßung der Mitglieder und Gäste durch den Vorsitzenden referierte dieser über das Thema *175 Jahre Erzdiözese Freiburg. Der Plan einer neuen Bistumsgeschichte*.

Folgende Mitglieder des Vereins sind seit der letzten Jahreshauptversammlung verstorben: Alfred Bohnert, Erzb. Oberamtsrat, Heidelberg; Wolfgang Müller, Triberg; Prof. Dr. Meinrad Schaab, Wilhelmsfeld; Karl Suhm, Gengenbach; Dr. Jakob Wörner, Kunsthistoriker und Denkmalpfleger, Neuenburg.

Im Bericht bezüglich der Aktivitäten des Vereins war neben der Herausgabe der FDA vor allem von Tagungen zu sprechen; sei es, dass sie schon stattgefunden haben, sei es, dass sie in der Planung sind. Wie bereits im vorigen Jahr mitgeteilt, hat am 14. März 2001 in der Katholischen Akademie Hohenheim eine Tagung mit dem Thema: *Die Säkularisation in Südwestdeutschland, Fragen und Probleme*, stattgefunden. Organisiert wurde sie von drei Trägern: dem KGV, dem Geschichtsverein der Diözese Rottenburg-Stuttgart und der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart. Die Tagung war ein großer Erfolg und dürfte mit dazu beigetragen haben, das Thema Säkularisation vor allem bei Experten aus Südwestdeutschland ins Bewusstsein gebracht zu haben. Folgende Veranstaltungen sind für die nächste Zeit geplant: Einmal eine Gemeinschaftstagung dreier Organisationen, nämlich des KGV, des Vereins für Kirchengeschichte in der Evangelischen Landeskirche in Baden und der Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein. Das Thema lautet: *Säkularisation am Oberrhein*. Die Tagung fand in Bruchsal statt und begann am Donnerstag, den 10. Oktober 2002 um 20.00 Uhr. Sie endete am Samstag, den 12. Oktober 2002 um ca. 17.00 Uhr. Dankenswerterweise übernahm die Stadt Bruchsal einen Großteil der Tagungskosten. Zweitens war für die Zeit vom 7. bis 8. Februar 2003 unter dem Thema: *Säkularisation zwischen Neckar und Main* eine gemeinsame Tagung mit dem Bezirksmuseum Buchen in Buchen vorgesehen. Die Organisation lag in Buchen. Schließlich ist für 2004 eine weitere Tagung projektiert. Diesmal liegt das Thema noch nicht fest. Wieder haben sich mehrere Vereine und Organisationen zusammengetan: der KGV, der Geschichtsverein der Diözese Rottenburg-Stuttgart und das Stadtarchiv in Villingen. Letzteres war der Initiator und bietet Villingen als Tagungsort an.

Nachdem der Schriftleiter des FDA, Professor Dr. Hugo Ott, und der Rechner, Paul Kern, ihre Berichte vorgelegt hatten, erteilte die Versammlung dem Vorstand Entlastung. Zum Abschluss sprach Erzbischof Dr. Oskar Saier

dem Verein seinen Dank aus. Anschließend ehrte er die Professoren Karl Suso Frank, Wolfgang Hug, Hugo Ott und Heribert Smolinsky mit der Konradsplakette, Paul Kern mit der Münstermedaille.

Prof. Dr. Heribert Smolinsky

Kassenbericht für das Jahr 2001

Einnahmen:

Mitgliederbeiträge	51 425,— DM
Erlös aus dem Verkauf von Einzelbänden	3 789,29 DM
Zinserträge	1 528,09 DM
Spenden und Ersatzbeträge	<u>286,29 DM</u>
Summe der Einnahmen	57 028,67 DM

Ausgaben:

Herstellung und Versand des Jahresbandes	
Nr. 121 von 2001	41 704,48 DM
Honorare für den Jahresband Nr. 121	1 250,— DM
Vergütung für die Schriftleitung	5 400,— DM
Vergütung für die Rechnungsführung	1 200,— DM
Vergütung für die Betreuung der Bibliothek	
des Kirchengeschichtlichen Vereins	1 062,60 DM
Post- und Bankgebühren	1 117,62 DM
Tagung mit dem Geschichtsverein Rottenburg	635,33 DM
Sonstige Ausgaben (Steuern, Gebühren u. a.)	<u>600,— DM</u>
Summe der Ausgaben	52 970,03 DM

Kassenbestand zu Beginn des Zeitraumes 2001	982,72 DM
Einnahmen des Jahres 2001	<u>57 028,67 DM</u>
Gesamtbetrag	58 011,39 DM

Ausgaben des Jahres 2001	<u>52 970,03 DM</u>
Kassenbestand zum Abschluss 2001	5 041,36 DM
	= 2 577,61 Euro

Die Mitgliederzahlen zu Beginn des Jahres 2002 betragen:

Privatmitglieder und Bezieher des FDA	498
Beitragsfreie Mitglieder	<u>9</u>
zusammen	507

Im Jahre 2002 gab es 5 Neuzugänge und 11 Abgänge durch Kündigung und Tod. Die Mitgliederzahl der Kirchengemeinden beträgt 1 081, die Anzahl der Tauschpartner 97.

Paul Kern

